image
not
available

Digitized by Google

Göthe's

Hermann und Dorothea

besonders

zum Gebrauch in höheren Bildungsanstalten

erläutert

von

Dr. Gottlieb Theodor Becker,
Oberlehrer am Gymnasium zu Wittenberg.

Halle,
bei Johann Friedrich Lippert.
1852.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

√ 60536949
~~German Sem.~~
add'l

Digitized by Google

86 Z.
N424
1.6

Vorwort.

„Wenige bedenken, daß, wie ohne Begeisterung, ohne Studium, ohne stillen, treuen Fleiß das Schöne sich nicht darstellen, so auch nicht erkennen läßt."

F. Delbrück.

Die in der „pädagogischen Monatsschrift" von Löw (IV. Jahrg. Heft 2. 3. 4. 7.) mitgetheilte ästhetische Erklärung von Göthe's „Hermann und Dorothea" fand den Beifall mehrerer Freunde und ihrer Aufforderung, sie als selbstständige Schrift für denkende Freunde der Poesie, vorzüglich aber für reifere Schüler der Gymnasien und überhaupt der höheren Bildungsanstalten zu veröffentlichen, gab ich um so lieber nach, als ich dadurch eine Gelegenheit fand, meinen Schülern ein ausgeführtes Beispiel vorzulegen von dem, was ich von ihnen bei der gründlichen Lesung classischer Werke für mündliche und schriftliche Uebungen verlange. Das Schöne giebt sich nicht auf den ersten Blick zu erkennen und ich habe in meiner Schul-Praxis zu wiederholten Malen erfahren, daß alles Reden in dieser Beziehung nicht viel fruchtet, wenn nicht das eigene Studium dem berathenden oder leitenden Lehrer entgegen kommt. Die meisten jungen Leute gestanden, daß erst nachdem längere Zeit hindurch das Kunstwerk nach verschiedenen Gesichtspunkten hin, etwa in der hier befolgten Reihenfolge, durchgelesen und in den Stunden besprochen war, nachdem einzelne Abtheilungen der Klasse oder einzelne Schüler schriftlich oder mündlich über einzelne Partieen sich ausgesprochen und über fragliche Punkte eine lebhafte Debatte hervor-

631256

Digitized by Google

ſo ſcheint es doch, als wenn wir erſt durch die Zertheilung fähig würden zum Genuſſe und zur Erkenntniß des Ganzen. Für uns Betrachtende und Genießende wenigſtens iſt dieſe Analyſe nöthig, wenn auch der ſchaffende Künſtler ſelbſt ſolches Verfahren verſchmähen mag. Auch die kunſtvoll geſchaffene Natur muß ſich dieſer Behandlung unterziehen, um ihr Geſetz und Weſen zu erkennen zu geben. Aus dem erſten überwältigenden Eindrucke gehen wir zur Beſonnenheit des genau beobachtenden Phyſiologen und von hier aus wieder zur unmittelbaren Totalität des nun vertieften Gefühls zurück. Wir dringen vorſichtig bis auf den Kern durch alle einzelnen Momente hindurch, um vom Grundgefühle oder von der Grundanſchauung aus die rechte Beleuchtung für das Einzelne zu erhalten. Dazu gehören denn freilich feine Hände, zarte Fühlfäden und klare Augen, deren Kraft wir an der Hand des Genius üben. Iſt aber wirklich das beſte Studium des Menſchen der Menſch, ſo gewinnen wir bei ſolchem Thun gewiß an Erkenntniß des Menſchengeiſtes und ſomit an Selbſterkenntniß; ja, wir thun von hier aus erſt die rechten Blicke in Form und Sprache; der rechte Aeſthetiker, der die αἴσθησις tüchtig übt, iſt gewiß auch der rechte Grammatiker und Interpret. Am beſten zeigt die Vereinigung beider Kräfte im glänzenden Vorbilde unſer Wilhelm v. Humboldt. Ob dies auch zu den überſpannten Forderungen der neueren Idealiſten in der Pädagogik gehört? — Ohne ein hohes Ziel wird auch die Vorſtufe in der Bildung nicht erreicht. Werden die Schwingen der Seele nicht durch das Ideale gekräftigt, ſo wachſen ſie auch nicht und verkümmern oder fallen aus, um mit Plato im Phädrus zu ſprechen. Die Beſchäftigung mit dem Feinſten und Höchſten des Genius ſcheidet von aller Gemeinheit und taucht in den Geiſtesäther des wahren Geſchmacks ein, und bringt eine Freude, die um ſo höher und edler iſt, als ſie dem Quelle des tiefſten Geiſteslebens ſelbſt entſtrömt.

Digitized by Google

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höheren Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand."

Gerade dem oberflächlichen und entnervenden Lesen einer genußsüchtigen Jugend wollen wir durch ein tieferes Eindringen entgegenarbeiten. Ohne tiefen Ernst auch kein wahrer Genuß! Jedes Kunstwerk muß ein Festes absetzen und die Thatkraft befruchtend anregen. Die Physiologie und die Ethik fordern mit unwiderstehlicher Mahnung diese arbeitende Behandlung der poetischen und prosaischen Meisterwerke. Jene verwirft jede bloße Transfusion statt der selbstthätigen Assimilation, diese dringt auf reine Begeisterung für alles Ideale, Göttliche. Je mehr die steigende Cultur zur Aufnahme vieler fremder Stoffe nöthigt, desto nöthiger wird eine sorgsame Diätetik des Geistes. Lerne scharf sehen und selbst finden, ist unser oberster Grundsatz in der Methode; sodann, laß dir an einer gründlich durchgearbeiteten Sache alle Tiefe überhaupt aufgehen; endlich, da aus der Ahnung des Ganzen das Verständniß des Einzelnen und aus den richtig erfaßten Einzelnheiten die Klarheit des Ganzen hervorgeht, so hast du an jeder guten Exegese zugleich ein Vorbild für alles wissenschaftliche Verfahren überhaupt! Die Hauptsache aber bleibt bei allem Studium, in das innerste Wesen der Sache wie des eigenen Geistes einzudringen und so nicht nur intellectuell, sondern auch sittlich-religiös tief gefördert und zur Arbeit im Dienste und zur Ehre Gottes gekräftigt zu werden.

Mit tiefer Demuth diesem hohen Ziele gegenüber biete ich diesen Beitrag zur methodisch-pädagogischen Erklärung eines schönen, vielleicht des vollendetsten Werkes unseres großen Dichters und wünsche, daß er auch in weiteren Kreisen der Beachtung nicht ganz unwerth befunden werde. Von der Aufnahme desselben wird es abhängen, ob noch andere der Art veröf-

Digitized by Google

sentlicht werden. Zunächst geht meine Absicht dahin, diejenigen größeren Werke unserer Classiker zu behandeln, welche in allen höheren Schulen vorzugsweise gründlich gelesen und erklärt werden müssen; die Erläuterungen zu Göthe's Iphigenia und Schiller's Wallenstein sind schon so weit vorbereitet, daß sie in kurzer Zeit nachfolgen können. An passenden Hülfsmitteln, die der Jugend selbst in die Hand gegeben werden können, fehlt es noch gar sehr, und schon deshalb darf sich ein Versuch Beachtung und Nachsicht versprechen. Wie vortrefflich sind die unter Haupt's und Sauppe's Leitung erscheinenden Schulausgaben der Römischen und Griechischen Classiker! Wäre es nicht wünschenswerth, um des Einklanges willen, auch einige altklassische Werke mit besonderer Berücksichtigung der künstlerischen Composition in praktischer Weise gründlich zu erklären? Nichts würde mir lieber sein als ein derartiger Versuch. Alle strebenden Lehrer sind gewiß mit mir einverstanden, daß ein Bedürfniß dazu für unsere Praxis wirklich vorliegt und den Schülern besonders der Gymnasien auch eine der Sache wenigstens näher bringende Einsicht in die gepriesene Kunst der Alten so wie der Neueren nicht mißgönnt werden dürfte.

Wittenberg, den 1. November 1851.

G. Th. Becker.

Digitized by Google

Göthe's „Hermann und Dorothea."

Einleitung.

Als sich mit Klopstock im vorigen Jahrhundert der freie Geist wieder mächtig regte und eine Reihe genialer Jünglinge stürmend und drängend suchte, was nach langer Entbehrung alle Herzen von Grund aus erquicken und wieder auferbauen sollte, war es Göthen allein vorbehalten, die rechten Weisen, für den wahren Gehalt die schönsten Formen zu finden, was im Innersten des Geistes- und Gemüthslebens ruht, in die klarsten und seelenvollsten Worte zu fassen, für unsere Gedanken und Empfindungen dasselbe zu leisten, was die antiken Künstler für ihren beschränktere Gesichtskreis in mustergiltiger Weise gethan hatten, Kunstwerke wie Naturwerke aufzustellen.

Alles, was das Leben, die eigene Erfahrung, Kunst und Natur ihm darbot, nahm er mit treuem Gemüthe auf; sein vorurtheilsfreier, klarer Blick las das Seiende oder Geschehene und Erlebte gleichsam nur ab und seine lebhafte, aber gezügelte, durch Naturbeobachtung und Kunstbetrachtung auf das rechte Maß geführte Phantasie reproducirte es in ansprechenden, klaren, schönen Bildern. Daher sind Wahrheit und Schönheit so wunderbar in seinen Werken vereinigt, daß man nicht weiß, ob man mehr die schöne Form oder den tiefen Gehalt bewundern soll. Wir fühlen uns, wie bei den schönsten Werken des griechischen Alterthums, beseligt und beruhigt; kein deutscher Dichter hat so, wie er, das Allgemeine in das Einzelne, das antike Maß in unsere tieferen Empfindungen und Gedanken verarbeitet wie er; — seine Werke müssen als das Muster Deutscher Darstellung nicht nur genossen, sondern studirt werden. Zu solcher ächten Kunstauffassung die Jugend hinzuführen, gehört zu unseren ersten Pflichten, und diese

Verpflichtung wird um so größer, als in unserer Zeit die unruhige Beweglichkeit eines Haltes bedarf und der fahrigen, charakterlosen Tagesschriftstellerei ein Damm entgegen gesetzt, der rechte Geschmack gleich der Jugend tief eingeprägt werden muß. Freilich sind nicht alle Göthe'schen Werke derselben sogleich zugänglich, viele verlangen eine feine Bildung und eigene Erfahrung; aber andere sind auch wieder so leicht und einfach, daß diese unbedenklich zum Studium vorgelegt werden können. Dahin gehört vor allen anderen auch das „bürgerliche" Epos „Hermann und Dorothea," nach dem Urtheil der Kenner einstimmig für Göthe's vollendetstes Kunstwerk erklärt und dabei dem schlichtesten Verstande zugänglich. Er führt uns in das Deutsche Bürgerleben am Ende des vorigen Jahrhunderts ein und löst in diesem Gedichte die große Aufgabe, ein wirkliches Epos aus den Elementen des modernen Lebens zu schaffen. Er machte dies dadurch möglich, daß er im Hintergrunde das Bild der großen Weltbewegung, der Französischen Revolution, aufstellt und damit das feste, geordnete, gemüthliche Leben einer kleinen Stadt in Verbindung setzt. Durch seine Gemüthlichkeit und ächt vaterländische Gesinnung erquickt und durch die großen Gedanken erhebt es uns; nichts kann beruhigender wirken, als dies Gedicht, und gar Mancher wird es in unseren Tagen zu rechtem Troste und zur Stärkung hervorsuchen. Was die Zeit der Entstehung dieser Epopöe anbetrifft, so hat Viehoff im „Archiv für den Unterricht im Deutschen" I. Jahrg. 1 Hft. S. 2—6. und II. Jahrg. 3 Hft. S. 39. 40. die nöthigen Nachweise gegeben, wovon hier das Wesentliche mitgetheilt werde.

Göthe bemerkt in seinen Annalen: „Kaum aber hatte ich mich durch successive Herausgabe davon (nämlich von Wilhelm Meister's Lehrjahren) befreit, als ich mir eine neue Last auflegte, die jedoch leichter zu tragen oder vielmehr keine Last war, weil sie gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszusprechen Gelegenheit gab. Der Plan von Hermann und Dorothea war gleichzeitig mit den Tagesläuften ausgedacht und entwickelt, die Ausführung ward während des Septembers 1796 begonnen und vollbracht, so daß sie Freunden schon producirt werden konnte. Mit Leichtigkeit und Behagen

war das Gedicht geschrieben, und es theilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so vielen Jahren noch immer geblieben." Nach einer Schrift nämlich vom Jahr 1732 kamen Salzburger Emigranten nach Gera und wurden dort wohl empfangen und versorgt. „In Alt-Mühl, einer Stadt im Oettingischen gelegen," heißt es dort, „hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passiren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundiget sich dahero bey denen andern Saltzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurückgelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen ermahnet, so hätte er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sei, sagt er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wolte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger ruffen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott eine sonderbare Schickung darunter haben, daß es so wohl dem Sohne als auch der Emigrantin zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben, und es dem Sohne in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? sie antwortet: Herr, gantz wohl. Er versetzet weiter: Ob sie wohl bei seinem Vater dienen wolte? Sie sagt: ja, gerne;

wenn er sie annehmen wolle, gedencke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh fütteren, die Kühe melcken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meint, man wolle sie vexiren, und antwortet: Ey man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst seyn sollte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wolte ihn halten, wie ihr Aug im Kopf. Da nun der Sohn ihr ein Ehe-Pfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wol einen Mahl-Schatz geben; wormit sie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden." — Es ist möglich, daß Göthe durch diese Erzählung auf den Plan zu seinem Epos geführt worden ist; doch hat ungleich mehr die bewegte Zeit selbst den Stoff dazu hergegeben. Wie sehr Göthe durch die Französische Revolution aufgeregt worden war, bezeugen außer seinen Aussprüchen mehrere Werke, wie der Groß-Cophtha, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderter; lange konnte seine durch die Italienische Reise beruhigte und auf die antike Plastik wie auf treue Naturbeobachtung hingelenkte Natur sich von dem Widerwillen gegen diese störenden gewaltsamen Bewegungen nicht befreien, bis er endlich durch jene und andere Arbeiten sich selbst wieder fand und auch jener Erschütterung eine bessere, tröstlichere Seite abgewinnen konnte. Die Frucht dieser Stimmung ist Hermann und Dorothea. Nachdem er seine Gedanken und Erlebnisse über Bildung überhaupt im Wilhelm Meister frisch und schön ausgesprochen hatte, sehnte er sich (nach einem Briefe vom 27. Novbr. 1794) nach reineren epischen Darstellungen und Voßens Luise, auf welche ihn Schiller im Mai 1795 auf-

merkſam machte, erregte in ihm das lebhafteſte Intereſſe. Schon damals mag er die Idee zu unſerem Gedichte gefaßt und den Hauptzügen nach ausgeführt haben; denn ſpäter äußert Schiller (im Briefe vom 18. April 1797) darüber: „Es iſt merkwürdig, wie raſch die Natur dieſes Werk geboren, und wie ſorgfältig und bedächtlich die Kunſt es ausgebildet hat.“ Im Auguſt und September 1795 war er im einſam thätigen Ilmenau und ſchreibt vom 29. Aug.: „Ich war immer gern hier und bin es noch; ich glaube, es kommt von der Harmonie, in der hier Alles ſteht: Gegend, Menſchen, Klima, Thun und Laſſen. Ein ſtilles, mäßiges ökonomiſches Streben, und überall der Uebergang vom Handwerk zum Maſchinenwerk, und bei der Abgeſchnittenheit ein größerer Verkehr mit der Welt, als manches Städtchen im zugänglichen flachen Lande. Noch habe ich auch keine Idee gehabt, als die hieher paßte.“ — Als die erſte beſtimmte Hindeutung auf unſer Gedicht im Briefwechſel führt Viehoff den Brief Schiller's vom 31. Octbr. 1796 an Göthe nach Ilmenau an: „Ich begrüße Sie in Ihrem einſamen Thal und wünſche, daß Ihnen die holdeſte aller Muſen da begegnen möge. Wenigſtens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermanns finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuckaturarbeit gibt es dort wohl auch.“ Am 15. November meldet Göthe, daß die drei erſten Geſänge fertig ſeien, um Neujahr 1797 ſchematiſirte er auf einer Reiſe nach Leipzig vollends den Schluß. Eine gewiſſe Unruhe aus ſeiner früheren „analytiſchen“ Zeit, die er immer noch nicht los werden konnte, verhinderte die ſchnelle Vollendung des Werks. Nach einem Briefe vom 1. März förderte ihn darin ein Katarrh, welcher ihm Hausarreſt auflegte und Muße zur Ausarbeitung des vierten Geſanges brachte. Am 4. März ſchreibt er: „Es kommt nur noch auf zwei Tage an, ſo iſt der Schatz gehoben; und iſt er nur erſt einmal über der Erde, ſo findet ſich alsdann das Poliren von ſelbſt.“ Zwar hinderte dann eine Menge zerſtreuender Geſchäfte, aber W. v. Humboldt's Beſuch, der mit ihm die letzten Geſänge in metriſcher Hinſicht durchging und von Fehlern reinigte, kam doch dem Gedichte zu gut. Am 13. Mai ſchreibt Göthe: „Auf den Montag ſchicke ich

abermals vier Gesänge fort und komme nach Jena, um den letzten zu endigen. Auch mir kommt der Frieden zu statten und mein Gedicht gewinnt dadurch eine reinere Einheit." Unter dem 3. Juni schreibt er: „Ich bitte mir den Gesang (doch wohl den letzten!), sobald Sie ihn gelesen, wieder zurückzuschicken, indem ich ihn abzuschicken gedenke." Hiernach ist die obige Angabe aus den Annalen zu berichtigen.

Gehen wir nach diesen Bemerkungen über die Entstehung des Gedichts zu den bedeutenderen Erläuterungsschriften über, so ist vor allen Dingen der ausgezeichnete Kommentar von W. v. Humboldt aus dem Jahr 1798 in Paris, welcher den vierten Band der gesammelten Werke füllt, zu nennen; ein Werk voll der gründlichsten Bemerkungen über Kunst, Poesie überhaupt, und über das Wesen, die Gesetze des Epos, wie über die Eigenthümlichkeit unseres Dichters und die im vorliegenden Gedichte bewiesene Kunst insbesondere. Bis jetzt existirt wohl noch kein Werk zur Erläuterung eines Kunstwerks, welches diesem an die Seite gesetzt werden könnte an Gründlichkeit und Tiefe der philosophischen und besonders ästhetischen Entwickelung. Ihm ist die hier gebotene Erläuterung am liebsten gefolgt, doch natürlich so, daß die philosophischen Erörterungen weniger als die auf Einzelnes gehenden Bemerkungen berücksichtigt wurden. — Schön geschrieben und wichtig durch die Vergleichung mit Homers Werken ist A. W. Schlegel's Recension in den Charakt. und Kritiken, Bd. 2. (früher in der Allg. Lit. Zeit. von 1797.) abgedruckt in Hiecke's D. Lesebuch für obere Gymnasialklassen 2. Aufl. S. 310—332. Ebendas. vgl. die beiden Briefe von Göthe und Schiller (vom 24. und 26. Decbr. 1797.) S. 340—346. — Gute Bemerkungen über die Handlung, Composition und Charaktere giebt auch H. Kurz im „Kommentar zum Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen," (1842) S. 228—235. — Das Neueste über den innern Zusammenhang dieses Gedichts mit den übrigen Werken und über die Idee, Composition ꝛc. giebt Rosenkranz „über Göthe's Leben und Werke" (1847) S. 322—337; gerade diese Partie ist mit besonderer Sorgfalt und Liebe gearbeitet. Endlich hat H. Viehoff im ersten Jahrg. des Archiv's einen fortlaufenden Commentar zu den

Digitized by Google

einzelnen Gesängen geliefert, worin er das Sachliche, Sprachliche, Aesthetische, je nachdem die einzelnen Stellen Gelegenheit bieten, genau erläutert; die ästhetische Erläuterung enthält weniger Neues und Bedeutendes, als die grammatische und onomatische, worin große Vollständigkeit herrscht; die Dichtung im Ganzen rückblickend zu überschauen, hat V. unterlassen und gerade dies ist mein Bestreben in der Erläuterung, die hier geboten wird, gewesen. Mein Verfahren ist pädagogisch-genetisch, so daß erst analytisch das ganze Gedicht nach Handlungen, Charakteren und Idee, mit sorgfältigster Beachtung jeder einzelnen Stelle durchgegangen wird, dann ein zweiter synthetischer Theil von der aufgefundenen Idee aus das Ganze überschauen und beurtheilen läßt bis in die einzelnen Theile. Hiecke hat dieses Verfahren zuerst mit methodischer Geschicklichkeit und Sorgfalt in seinem pädagogischen Meisterwerke „über den Deutschen Unterricht" beschrieben und entwickelt und außer manchen anderen Beispielen von geringerem Umfange im Schul-Programme (Merseburg 1839) über Uhland's „des Sängers Fluch," in Herrig's und Viehoff's Archiv (1847, 2 H. p. 303—317.), über Uhland's „Bertrand de Born", endlich kürzer über einen Cyclus von Uhlandschen Gedichten in der „Pädagogischen Monatsschrift" von Löw (Jahrg. 1849, H. 1 u. 5.), am ausführlichsten aber in der Erläuterung von Shakespeare's Macbeth (Merseburg 1846, vergl. besonders die Vorrede und S. 63—70.) praktisch durchgeführt. Der methodische Unterricht kann füglich nicht anders zu Werke gehen, so breit auch ein solcher Gang schriftlich dargestellt sich ausnehmen mag. Humboldt und Rötscher verfahren in ihren Erläuterungsschriften synthetisch, indem sie von einer erläuterten oder vorausgesetzten Theorie der Kunst ausgehen und nur das Gefundene in einem Beispiele nachweisen. Unser mehr praktisches Verfahren möchte jedoch auch nicht ohne wissenschaftliche Vortheile sein, indem die allgemeinen Gesetze dadurch erst gebildet und aus dem Vorliegenden herausgehoben die Bausteine zu einer Theorie und neue unbeweisbare Nachweise für dieselbe liefern, ohne irgendwie der künstlerischen Production hemmend und beschränkend in den Weg zu treten. Wir beginnen unsere Besprechung mit der Handlung oder

Digitized by Google

mit der Fabel selbst nach ihrem Gesammtverlaufe wie nach den einzelnen Gesängen und Abschnitten, die sich bis ins Einzelnste hervorheben lassen, um den größeren oder geringeren Reichthum des Inhalts deutlich zu machen. Dann werden die einzelnen Charaktere ganz genau durchgegangen, mit Beachtung auch der kleinsten Nüancen und Uebergänge, um den Reichthum an psychologischem Gehalte darzulegen. Die Idee endlich sucht den Mittelpunkt aus Handlung und Charakteren aufzufinden und leitet so von selbst zur Kritik über durch die Charaktere hindurch bis zur ganzen Peripherie der Zustände und Handlung, von wo aus die Besprechung ihren Anfang nahm.

Erster analytischer Theil: Handlung, Charaktere, Idee.

Handlung.

Der Sohn einer wohlhabenden Bürgerfamilie faßt innige Neigung zu einer wackeren Jungfrau, die er unter den Ausgewanderten erblickt hat; seine Freunde gehen aus, sich nach dem Charakter und den Verhältnissen derselben zu erkundigen, und nachdem sich Alles zu Gunsten derselben herausgestellt hat, wird der Antrag an sie dem Jünglinge selbst überlassen. Seine Schüchternheit hält ihn ab, seine Neigung unmittelbar zu gestehen und die dadurch angerichtete Verwirrung wird erst im Familienkreise des Jünglings selbst, unter Mitwirkung der Uebrigen, gelöst und endet mit einer glücklichen Verlobung. Dieser einfache Stoff wird nun auf das Lebendigste in seinen einzelnen Momenten in neun Gesängen, die nach den einzelnen Musen*) benannt sind und noch eine Ueberschrift nach dem Inhalte und ihrer Bedeutung führen, dargestellt.

---

*) Bekanntlich benannte auch Herodot die einzelnen Bücher seiner Geschichten nach den Musen, ohne nachweisbaren Zusammenhang mit dem Inhalte derselben; Göthe befolgt eine andere Reihenfolge und gewiß nicht ganz ohne Rücksicht auf den Inhalt. Kalliope ist bei den späteren Griechen die Muse des Heldengedichts, Terpsichore des Tanzes, Thalia der Komödie, Euterpe des Flötenspiels, Poly-

Digitized by Google

Erſter Geſang: Kalliope; Schickſal und Antheil.

Der Dichter führt uns in das Haus des wohlhabenden Ackerbeſitzers und Gaſtwirths zum goldenen Löwen am Markte eines Städtchens, das dieſſeit des Rheines im glücklichen Winkel eines fruchtbaren Thals liegt; es iſt Nachmittag an einem ſchwülen Sommertage, die Ernte ſteht bevor. Der Wirth ſitzt mit ſeiner Gattin unter dem Thorwege im Geſpräch, beide ſind außer wenigen Bewohnern in der Stadt zurückgeblieben, während die meiſten hinausgeeilt ſind zum Dammwege, um den Zug der unglücklichen Auswanderer zu ſehen. Die Hausfrau hat den Sohn mit dem Wagen fortgeſchickt und ihm an Speiſe und Trank, an alten Kleidern und Wäſche zur Unterſtützung der Armen mitgegeben, was ſie in der Eile hat zuſammenpacken können. Wir erfahren Einiges über die Bewohner des Markts und den Wohlſtand des bevölkerten Ortes, „mancher Fabriken befliß man ſich da und manches Gewerbes.“ Unterdeß kommen in Schaaren die Neugierigen wieder zurück, unter ihnen auch der Nachbar Apotheker und der Pfarrer. Beide nehmen Platz neben dem Ehepaare und der erſtere nimmt zunächſt das Wort, ſich verdrießlich über den Leichtſinn der gaffenden Menſchen beim Unglück Anderer äußernd. Der Pfarrer weiſt ihn würdig und milde hierüber zurecht, indem er gegen deſſen Tadel die Natur des Menſchen, ſeine Triebe und Neigungen in Schutz nimmt. Dann entwirft der Apotheker, von der neugierigen Hausfrau dazu aufgefordert, ein Bild des Zuges der Flüchtigen. Der von Mitleid bekümmerte Löwenwirth ruft die Freunde in das kühle Sälchen des Hintergebäudes, die Frau muß eine Flaſche des klaren herrlichen Rheinweins bringen mit den grünlichen Römern, um im Geſpräch mit den Freunden die Grillen zu vertreiben. Der Wirth und der Pfarrer ſtoßen wacker an, nur der Apotheker wagt nachdenklich nicht einzuſtimmen; der Wirth mahnt ihn daher freundlich, alle Sorgen ſchwinden zu laſſen, friſch zu trinken und auf die gnädige Vorſehung Gottes zu bauen,

---

hymnia der Beredſamkeit, Klio der Geſchichte, Erato der Liebesgeſänge, Melpomene der Tragödie, Urania der Aſtronomie. So deuten dieſe Namen ſogleich den ganzen Ton, die Stimmung des Geſanges, welchem ſie vorgeſetzt ſind, an. —

Digitized by Google

der seit dem großen Brande vor zwanzig Jahren die Stadt sichtbar gesegnet habe und gewiß auch vor dem drohenden Kriegsunglücke, vor Zerstörung bewahren werde. Wegen dieses Glaubens, als der besten Stütze im Glück und im Unglück, vom Pfarrer belobt, fährt derselbe fort, alles Tröstliche hervorzuheben, weist mit stolzem Muthe auf den Rhein hin als den „allverhindernden Graben gegen die Feinde."

„Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackern Deutschen,
Und so schützt uns der Herr, wer wollte thöricht verzagen?"

Er hofft die Nähe des Friedens und spricht hierbei den lange gehegten Wunsch aus, daß das Friedensfest auch für ihn ein rechtes Familienfest werden und Hermann, der einzige Sohn, mit einer Braut an diesem Tage vor dem Altare stehen möge. Leider aber entziehe sich der im Hause so Thätige allen Vergnügungen, selbst dem Tanze und der Gesellschaft der jungen Mädchen. — Unterdeß fährt Hermann mit donnerndem Getöse unter den Thorweg.

Zweiter Gesang: Terpsichore; Hermann.

Der Pfarrer, als kluger Seelenkenner, bemerkt an dem Hereintretenden sogleich die große Veränderung, den lebhafteren, fröhlicheren Blick und entlockt ihm den Bericht darüber, wie er seine Gaben verwendet habe. Auf dem Zuge der Unglücklichen sei ihm besonders ein Wagen „von tüchtigen Bäumen gefüget, von den größten und stärksten Ochsen bespannt," ins Auge gefallen, neben dem mit starken Schritten ein Mädchen hergeschritten sei, „mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere klüglich leitend." Dieses Mädchen habe ihn, für die so eben entbundene Wöchnerin auf dem Wagen um einiges Leinenzeug gebeten. Glücklicherweise habe er solches bei sich gehabt und darreichen können. Schon sei das Mädchen wieder weiter gefahren, als er nach kurzem Bedenken ihr wieder nachgeeilt sei und alles Uebrige an Leinen und Speise und Trank noch dazu übergeben habe, mit der Bitte, es nach Bedürfniß an die Uebrigen zu vertheilen. — Hat sich nun schon in dieser lebhaft hervorhebenden Schilderung jenes Mädchens, der kräftigen Lenkerin und Beschützerin einer Kranken, ein neu und stark angeregter Sinn kund gethan, so verräth sich noch mehr und bestimmter sein neu gewonnenes Interesse in der

Entgegnung auf die Worte des noch ehelosen Apothekers, der bei solcher Noth sich glücklich preist, ohne Familie, ohne Sorge um Weib und Kinder dazustehen.

„Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entschließen."

Diese Worte gefallen den Eltern gar sehr und die Mutter weist bei dieser Gelegenheit auf die ähnliche Lage vor zwanzig Jahren nach dem schrecklichen Brande hin, da sie und der Gemahl als Brautleute sich auf den noch rauchenden Trümmern gefunden und in Folge dessen vermählt hätten. Sie lobt den Sohn, daß er in diesen traurigen Zeiten, im Kriege und über den Trümmern zu freien wage. Der Vater aber benutzt diesen günstigen Zeitpunkt sogleich, seinen Wunsch anzugeben, daß er bald eine begüterte Schwiegertochter ihm ins Haus führen möge; ja, er schlägt ihm ein bestimmtes Haus vor, aus welchem er sie sich wünsche, nämlich aus keinem anderen als dem prangenden Hause des reichen Kaufmanns gegenüber am Markte. Da verräth sich aber die bestimmte Richtung des Sohnes, die, wie so oft, auch hier nicht mit der des Vaters übereinstimmt; der Hochmuth und die schnippische Eingebildetheit auf Besitz und Kultur jener Töchter hat ihn einst bitter gekränkt, und er erklärt entschieden, nie könne und werde er jene Schwelle wieder betreten. Der helle Zwiespalt zwischen Vater und Sohn bricht nun aus, indem der Erstere ungerecht polternd den bescheidenen Sohn arg ausschilt, wegen seines Mangels an Ehrgefühl. Der Sohn erwiedert kein Wort und verläßt still im innersten Schmerze die Stube, während der Vater ihn einen Trotzkopf schilt und bestimmt erklärt, er wolle nur eine ebenso gebildete, im Klavierspiel geübte Schwiegertochter im Hause dulden, wie die Töchter des Kaufmanns. — Wir sind gespannt, wozu dieser Zwiespalt führen wird.

Der dritte Gesang: Thalia, die Bürger,

enthüllt uns weiter die Ansichten des Vaters über Fortschritt in der Kultur, seinen Gefallen an äußeren geselligen Formen im Bau der Häuser, in der Reinlichkeit der Straßen, in allerlei Anlagen zur Beförderung des Verkehrs und Gewerbes. Leider aber, meint er, werde ihm dieser sehnliche Wunsch, auch seinen Sohn als einen gewandten, von gleichem Streben

Digitized by Google

beſeelten, durch Reiſen nach großen Städten gebildeten Menſchen zu ſehen, wohl nie erfüllt werden. Beſſer verſteht die ſinnige Mutter die Natur ihres Sohnes, den ſie nun lebhaft gegen die Scheltworte des Vaters in Schutz nimmt; ſie weiſt auf die einzige Aufgabe einer richtigen Erziehung hin, daß man die Kinder nicht eigenſinnig dürfe umformen wollen, ſondern ſie erziehen müſſe ganz ihrer eigenthümlichen Natur gemäß.

„Denn der Eine hat die, der Andere andere Gaben;
Jeder braucht ſie und Jeder iſt doch nur auf eigene Weiſe
Gut und glücklich.“

Sie verläßt die Geſellſchaft, um den Sohn aufzuſuchen und wieder zu beſänftigen. Der Vater aber hört nicht auf die Vorwürfe der Mutter und bleibt dabei: „Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es.“

Der Apotheker aber meint, gern hätte auch er ſein Haus nach dem neuen Geſchmacke umgemodelt, wenn nur nicht, zumal in ſolchen Zeiten, die Koſten ſo groß wären, und giebt uns dann ein Bild ſeiner Apotheke und des Gartens in ſeinem altmodiſchen Geſchmacke.

Was wird aber, ſo fragen wir geſpannt, mit Hermann werden? Der Dichter führt im

vierten Geſange: Euterpe, Mutter und Sohn

zuſammen. Haben wir die Stadt in ihren Formen kennen gelernt, ſo werden wir jetzt aufs Genaueſte mit Haus und Hof, mit Garten und Feld der Familie bekannt. Die Mutter ſucht den Sohn überall, vor dem Hauſe, im Stalle bei den ſchönen Pferden, der Knecht weiſt ſie in den Garten.

Als ſorgſame Hausfrau gleich auf dem Wege mancherlei Geſchäfte verrichtend, ſchreitet ſie den ganzen Garten durch, öffnet die durch die Stadtmauer gebrochene Thür und tritt in den Weinberg, nachdem ſie den trocknen Graben leicht hindurchgeſchritten. Auch hier iſt Hermann nicht, ſie tritt ins Feld, faßt den großen Birnbaum ins Auge, der auf dem Hügel eine weite Ausſicht bot und den Schnittern und Hirten zum Ruheplatz diente mit den umhergeſtellten Raſenbänken. Da ſaß er und blickte jenſeits nach den Gebirgen hin; leiſe rührt ihm die Mutter die Schulter, da dreht er ſich ſchnell um „mit thränendem Auge.“ Das iſt ihr unerwartet neu.

Digitized by

Gewaltig aufgeregt, ist er auf einmal entschlossen, gar nicht wieder nach Hause zurückzukehren, sondern von hier aus gerade in die Stadt zu gehen und sich den Kriegern zu übergeben zum Dienste für das Vaterland:

„Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt und ob ich nicht höher hinauf will!"

Aber die Mutter kennt ihn besser und tadelt weinend, daß er sein Herz gegen sie verhülle; endlich gesteht er seine Verzweiflung über die vergeblichen Wünsche seines Herzens, seine Sehnsucht nach einer Gattin, und die Mutter erräth nun auch leicht, wer die Gewählte sei.

„Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,
Und sein Haus ist nicht das meine, wenn er das Mädchen
Ausschließt, das ich allein nach Hause zu führen begehre."

Die Mutter sucht ihn zu beschwichtigen und hofft, den Vater, mit Hülfe der Freunde, zu seinen Gunsten umstimmen zu können.

Der fünfte Gesang: Polyhymnia, der Weltbürger, führt uns zu den Drei zurück, die noch immer vom Fortschritte zum Besseren reden. Wirth und Apotheker stehen auf der Seite des rastlosen Fortschritts, gegen Beide erklärt sich der gebildete und erfahrene Pfarrer, indem er, wie anfangs der natürlichen Triebe des Menschen überhaupt, jetzt im Gegensatz zum Streben nach Neuem, sich der ebenso natürlichen Liebe zum Alten und Gewohnten annimmt und beide Triebe durch den Satz auszugleichen sucht:

„Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig."

Weise Beschränkung verleihe Glück, und deshalb preist er neben dem rastlosen Meerumsegler den ruhigen Landmann, namentlich den Bürger eines Städtchens, welcher, ländliches Gewerbe mit Bürgergewerbe paarend, in sich die Segnungen der Kultur und des Fortschritts, wie der geduldigen Genügsamkeit vereinige. Damit leitet er die Vertheidigung Hermann's und seine Wünsche ein, der Vater schweigt und alsbald tritt die Mutter mit dem Sohne in den schon beruhigten Kreis ein. Sie trägt den Entschluß desselben zugleich mit der Bitte um Gewährung seines heißen Wunsches vor; auch der Sohn bittet — da der Vater noch immer schweigend dasitzt, verwun-

dert das Unerwartete noch nicht faſſen kann — nimmt ſich auch der Pfarrer wieder des Sohnes an, der gewiß das ihm Gemäße und für ſein Lebensglück Entſcheidende gewählt habe.

„Ja, ich ſeh' es ihm an, es iſt ſein Schickſal entſchieden."

Der bereitwillige Apotheker bietet ſogleich ſeine Dienſte an, er wolle hinausgehen, das Mädchen prüfen, ihre Gemeinde befragen und er werde gewiß mit ſeinem ſcharfen Spürſinne auf den richtigen Thatbeſtand kommen. Damit iſt Hermann zufrieden und bittet auch den Pfarrer, mitzugehen; zugleich wendet er ſich nochmals an den Vater mit ſeiner Zuverſicht auf den Adel des Mädchens und der Hoffnung, daß auch ihm Glück aus dem Unglück der Zeit hervorgehen werde, wie einſt dem Vater aus dem großen Brande vor zwanzig Jahren. So vielen Bitten muß der im Grunde doch recht gutmüthige Vater endlich nachgeben.

Die Freunde eilen auf dem Wagen, den Hermann geſchickt lenkt, dem Dorfe zu, wo die Auswanderer raſten. Am Brunnen unter den Linden hält Hermann an und bittet Jene, allein auszugehen, während er, ſeinen Gefühlen überlaſſen, hier weilt. Jene erblicken im Dorf das Bild der Verwirrung, den Streit der Männer und Frauen bei den Wagen, bis der würdige Richter unter ſie tritt und ſchnell die Ruhe wieder herſtellt. Der Pfarrer ſieht in ihm einen Moſes oder Joſua vor ſich und verbindet das Gegenwärtige mit den großen Zeiten der heiligen und gemeinen Geſchichte. Er unterhält ſich mit dem Richter über die Schickſale der Flüchtigen, während der Apotheker ausgeht, nach dem Mädchen zu ſpähen.

So ſind wir vom Gebiete der kleinen, friedlichen Stadt weg in die Nähe des größeren Weltſchauplatzes gerückt, deſſen wogende Bewegung uns vorgeführt wird im

ſechsten Geſange: Klio, das Zeitalter.

Der Richter nämlich ſchildert die Franzöſiſche Freiheitsbewegung, wie ſie zuerſt lockend Alles auch unter den benachbarten Deutſchen enthuſiasmirt, bald aber die trübe Kehrſeite hervorgekehrt habe. Durch Raub und Plünderung hätten die Freiheitshelden ſich verhaßt gemacht und auf der Flucht kein Eigenthum und kein Geſetz mehr geachtet. Das Bild des Kampfes, der Wuth und des Schreckens ſteht vor uns. Doch

auch schöne Seiten kann der noch empörte Erzähler aufweisen von dieser Zeit des Grauens, Edles und Großes hat sie geweckt, wie namentlich die That eines Mädchens beweist, das nebst anderen noch unerwachsenen Genossinnen von Marodeurs angefallen, um die Unschuld zu vertheidigen, dem Einen sogleich den Säbel entreißt, ihn niederhaut, die Mädchen befreit und noch vier der Räuber trifft, die aber entfliehen, dann den Hof verschließt und bewaffnet harrt, bis Hülfe kommt. Eben will der Pfarrer sich näher nach diesem Mädchen erkundigen, als der Apotheker herbeieilt und die Nachricht bringt, er habe das Mädchen nach der Beschreibung Hermanns gefunden. Beide erblicken sie, wie sie dasitzt und von den geschenkten Kleidern das neugeborne Kind bekleidet. Der Pfarrer ist entzückt von ihrer herrlichen Gestalt und Anmuth, doch der Nachbar mahnt zur näheren Prüfung, „trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußeren nicht trauen.“ Der herbeigerufene Richter giebt befriedigende Auskunft, es ist dasselbe Mädchen, was jene herrliche Mannesthat vollbracht, den Oheim bis zum Tode gepflegt und mit stillem Gemüthe den Schmerz über den Tod des Bräutigams ertragen hat, welcher, im höchsten Enthusiasmus für die neu verkündigte Freiheit, selbst nach Paris hinging und dort in der Bekämpfung der Willkür Kerker und schrecklichen Tod fand. Nach reichlichen Geschenken zur Vertheilung an die Armen verläßt der Pfarrer mit dem Nachbar den Richter und sie treffen Hermann in tiefe Gedanken versunken. Dieser vernimmt kaum ihre Glückwünsche; denn er ist in banger Sorge, ob nicht am Ende jenes Mädchen schon einen Bräutigam gefunden habe, und er nun beschämt mit seinem Antrage abziehen müsse. Er räth endlich den Freunden, sie möchten allein nach Hause fahren, er dagegen wolle auf jeden Fall mit dem Mädchen sprechen, möge für ihn sich ergeben, was da wolle. Dies geschieht, ängstlich setzt sich der Apotheker in den Wagen, dem Lenken des doch so geschickten Pfarrers nicht trauend,

„Aber die Wolke des Staubes quoll unter den mächtigen Hufen.“

Hermann steht ohne Gedanken träumerisch da.

Siebenter Gesang: Erato, Dorothea.

Wie noch Hermann am Brunnen so steht, im Inneren

das liebliche Bild der Jungfrau ſchauend, ſiehe, da kommt ſie plötzlich, wie durch ein Wunder hergezaubert, daher mit zwei Krügen, um Waſſer zu ſchöpfen; denn im Dorfe iſt durch Vieh und Menſchen, welche unvorſichtig durch den Bach gewatet ſind, alles Waſſer getrübt. Beide ſteigen hinunter zum Quell, ſetzen ſich auf das Mäuerchen und beugen ſich über, mit dem Kruge zu ſchöpfen, ſpiegeln ſich im Waſſer, nicken ſich zu und grüßen ſich in dieſem Spiegelbilde dreiſter und freundlicher, als ihre wirklichen Blicke es wagen würden. Hermann läßt ſich dann aus ihrem Kruge zu trinken geben, und nun ſitzen ſie ein Weilchen auf die Gefäße gelehnt. Doch nun fragt ſie ihn, wie es komme, daß er, fern vom Orte ohne Wagen und Pferde hierhergekommen ſei? Verlegen, da die Augen der Jungfrau nicht Liebe, nur hellen Verſtand blicken, wagt er nicht, von ſeiner Neigung zu ſprechen, wohl aber, daß ſie ihm heute beſonders ins Auge gefallen als kräftige, geſunde Jungfrau, und daß er deshalb zu Hauſe zur Mutter beſonders von ihr rühmend geſprochen, die ſchon lange ſich ein Mädchen gewünſcht habe, das nicht blos mit der Hand, ſondern auch mit dem Herzen ihr helfe, und jetzt komme er, ihr zu ſagen, was die Aeltern wünſchten, wie er ſelbſt; — da ſtottert er. Aber ſchnell kommt ihm das Mädchen mit Worten entgegen; er dürfe es nur gerade herausſagen, wohl miethen wolle er ſie zur Magd des Hauſes. Sie ſei bereit, ihm zu folgen wie dem Rufe des Schickſals; denn trübe ſeien die Tage und wohl möchten noch trübere folgen.

„Denn gelöſt ſind die Bande der Welt, wer knüpfet ſie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchſte, die uns bevorſteht."

Gern ſuche ſie Schutz unter wackeren Leuten, zumal da ein wanderndes Mädchen immer von ſchwankendem Rufe ſei. Keiner froher als Hermann, er hält es für's Beſte, ſie in dem Wahne zu laſſen und erſt daheim um Liebe zu werben. Beide kehren zum Dorfe zurück, wo ſie ſich von der Wöchnerin, die ſie nun verſorgt weiß, verabſchieden will. Dort ſchaut nun Hermann mit eigenen Augen eine Familie, in welcher Dorothea ſo viele Dienſte aus reiner Menſchenliebe verrichtet hat; ſie hatte ſich ihr auf der traurigen Flucht gern angeſchloſſen und nimmt nun, dankend für alles genoſſene Gute,

herzlichen Abſchied. Kniend empfängt ſie von der Wöchnerin „des Segens Gelispel," ſagt dem Richter dankbar Lebewohl, der Hermann wegen dieſer Wahl lobt:

„Haltet ſie wohl! Ihr werdet, ſo lang ſie der Wirthſchaft ſich annimmt,
Nicht die Schweſter vermiſſen, noch eure Eltern die Tochter."

Alle ſegnen Hermann, die Kinder fallen ihr mit Schreien und entſetzlichem Weinen in die Kleider und wollen ſie, die zweite Mutter, nicht laſſen. Sie können nur durch die Vorſtellung getröſtet werden, daß ſie in die Stadt gehe, um ihnen Zuckerbrod und die goldene Deute mitzubringen, welche der Storch, als er neulich mit dem kleinen Bruder vor dem Bäcker vorbeiflog, beſtellt habe.

Im achten Geſange: Melpomene; Hermann und Dorothea, ſehen wir Beide neben einander mit dem Sinken der Sonne auf dem uns ſchon bekannten Fußpfade durch's Feld den Beſitzungen der Eltern in der Stadt zuſchreiten. Der Tag hat ſich geneigt, Gewitterwolken ſind herangezogen, Blitze ſtrahlen aus dem Schleier hervor und beleuchten ahnungsvoll das Feld. Da nimmt das Mädchen Gelegenheit, ſich nach den Eltern zu erkundigen, denen ſie, wiſſe ſie ihre Art und Wünſche, dann um ſo leichter Genüge leiſten werde. Dieſer Aufforderung genügt Hermann, ſich entſchuldigend, daß er jetzt zum erſten Male frei über ſie zu ſprechen wage; den Vater zeichnet er nach ſeiner Vorliebe für den Schein, für feines Begegnen und bewegliche Schmiegſamkeit, während der Mutter geſinnungsvolle und ernſte Bemühung am beſten gefalle. Beiden hofft Dorothea zu genügen, der Mutter Weſen ſei wie ihr eigenes; von den zierlichen Nachbarn aber hätte ſie daheim frühzeitig feine Sitte und höfliche Form kennen gelernt und ſie ſei zu Hauſe darin von Kindheit an geübt worden.

Unterdeß iſt's Nacht geworden, ſie ſind unter herrlichem Mondſchein zu dem Birnbaum gekommen, wo in der Frühe Hermann ſo verzweifelt und weinend geſeſſen hatte. Auf die Frage des Mädchens, wie ſie aber ihm, dem einzigen Sohne und künftigen Gebieter, begegnen ſolle, wagt er nur die Worte zu erwiedern:

„Laß dein Herz dir es ſagen und folg' ihm frei nur in allem."

Weiter wagt er nichts zu ſagen, ſo ſehr auch das liebende

Herz drängt; denn er fühlt beim Ergreifen ihrer Hand den Ring am Finger, „das schmerzliche Zeichen.“ Da fällt, wie sie so still neben einander sitzen, der helle Mondschein auf die Häuser der Stadt, und am Giebel sieht sie ein Fenster, dessen Scheiben sie zählen kann. Das ist Hermanns Haus und jenes Fenster das des Zimmers, worin Hermann schläft, „das vielleicht das deine nun wird,“ setzt Hermann hinzu, doch meinend, er habe schon zu viel verrathen, nimmt er es schnell wieder zurück mit den Worten: „wir verändern im Hause.“ Unterdeß rückt das schwere Gewitter heran, Hermann mahnt zum Aufbrechen, unter Wetterleuchten gehen sie durch das Feld hin, das Dorothea sammt allem daran gränzenden als das Eigenthum der Eltern kennt, und im vollen Dunkel stehen sie am Weinberge. Auf dem Pfade, der mit unbehauenen Platten belegt ist, gehen beide im Laubgange hin, sie hat die Hände auf Hermanns Schultern gelegt und geht dicht hinter ihm her; da fehlt sie, des Weges ausgleitend, der Fuß knackt, sie droht zu fallen; doch Hermann streckt eilig den Arm aus, hält die Geliebte empor und sie sinkt ihm an die Brust; er aber steht starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt, drückt nicht fester sie an und stemmt sich nur gegen die Schwere. So trägt er sie eine Strecke, sie selbst aber scherzt über das Knacken des Fußes, das bedeute Verdruß, und bittet, ein wenig zu verweilen, damit sie nicht als hinkende Magd eintrete.

Neunter Gesang: Urania; Aussicht.

Hermanns Eltern sitzen daheim unruhig mit den beiden Freunden und erwarten, bei dem nahenden Gewitter, mit Ungeduld die Ankunft ihres Sohnes und den Erfolg seiner Bewerbung. Kein anderes Gespräch kann aufkommen bei dieser Spannung; die Mutter klagt, läuft hin und wieder und macht den Freunden Vorwürfe darüber, daß sie den Sohn allein gelassen. Besonders wächst dadurch der Unmuth des heftigen Vaters. Da giebt endlich der Apotheker ein Geschichtchen aus seiner Jugend zum Besten, wie der Vater seine Ungeduld beschwichtigt und sie für immer mit der Wurzel ausgerissen habe. Er habe ihm nämlich das Schreckbild des Todes vorgehalten, und den schwarzen Sarg, der vom Nachbar Tischler auch für

Digitized by Google

ihn gefertigt worden, um ihn dereinſt hinaus zu tragen. Darauf erwiedert der milde Pfarrer, nicht recht habe der Vater daran gethan, den Tod im Tode aufzuweiſen, vielmehr müſſe man ſich durch das rührende Bild des Todes an den Kreislauf im Leben, an den Werth des Lebens erinnern laſſen. Da treten eben die beiden hohen Geſtalten zur Thür herein. Der Jüngling ſtellt die Geliebte mit eiligen Worten den Eltern vor, vertraut dann leiſe dem Pfarrer, daß er das Mädchen nicht als ſeine Braut geworben und bittet ihn, die Verwickelung ſogleich zu löſen; doch unterdeß hat leider der Vater ſie ſchon als deſſen Braut unter gutgemeinten Scherzen angeredet. Dorothea nimmt dies natürlich als bitteren Spott gereizt und beleidigt auf. Der Pfarrer aber, durch einen Wink Hermanns zur eiligſten Verſcheuchung des Irrthums aufgefordert, verſtellt ſich, um das Herz des Mädchens zu prüfen, und verweiſt ſie wegen ihrer zu großen Empfindlichkeit, die einer Magd nicht gezieme. Dieſe Worte treffen das edle Mädchen noch tiefer, ſie kann ſich, wie mit Blut übergoſſen, nicht mehr halten und unter heißen Thränen geſteht ſie, ſie könne fernerhin in dieſem Hauſe nicht bleiben und, um wegen ihres Benehmens nicht mißverſtanden zu werden, wolle ſie bei ihrem Scheiden offen bekennen, was ſie ſonſt im Herzen länger würde verſchloſſen haben, — ihre Neigung zu Hermann, dem ſie in der ſtillen Hoffnung gefolgt ſei, vielleicht ihn einſt zu verdienen. Sie ſehe aber nun ein, wie thöricht ſie, die Arme, ſich ſolchen Hoffnungen hingegeben habe. Da hört man eben das ſtarke Rollen des Donners, Regengüſſe ſtrömen vom Himmel herab und der Sturm heult; trotz dem will ſie, das Bündel noch unter dem Arm, ungeſäumt wieder hinaus und zu den Ihrigen zurückkehren. Schon hat ſie ſich umgewandt, da erfaßt die Mutter ſchnell das Mädchen und ſchwört, die Verlobte des Sohnes um keinen Preis zu laſſen; der Vater aber, verdrießlich ob des ganzen Gethues, will zu Bette gehen. Der Sohn aber hält ihn feſt, bekennt ſich als den Schuldigen und ruft den Pfarrer nochmals als Mitwiſſenden zu Hülfe. Schnell löſt ſich nun die Sache zur allgemeinen Freude; tief gerührt erwiedert Dorothea Hermanns Kuß und Umarmung und beſänftigt dann den Vater mit anmuthvoller Bitte um Verzei-

hung. Der Vater umarmt sie gerührt und die Mutter küßt sie herzlich weinend, der Pfarrer aber verlobt beide sogleich, indem er ihnen die Ringe der Eltern an den Finger steckt. Da erblickt er den Ring am Finger der Jungfrau und auf seine Frage nach dessen Bedeutung, erzählt sie von ihrem früheren Bräutigam, der im Kampfe für die Freiheit zu Paris den Tod fand; wie er zum letzten Male von ihr Abschied genommen und welche Lehren er in dem feierlichen Augenblicke ihr gegeben habe. Alle schweigen, nur Hermann, gerührt durch die Mahnung des edeln Todten, auf kein Gut der Erde und auf kein Glück zu bauen, nimmt das Wort und setzt den Muth festen Beharrens auf dem eigenen Sinne, der die Welt nach sich bilde, entgegen und „bezeichnet in kurzer, würdiger Rede, was in so sturmvollen Tagen die Pflicht des Deutschen Mannes sei."

Durchlaufen wir nun nochmals den Gang der Handlung und fassen ihn kürzer nach seinen Hauptmomenten.

I. Ausgangspunkt ist die Familie Hermanns, die Freunde bringen Kunde von dem, was sie beim Zuge der Ausgewanderten gesehen haben. Der Vater, durch die Zeitverhältnisse ernster bewegt, wird in heiterer Stunde veranlaßt, seinen Wunsch zu äußern, Hermann möge ihn bald, wo möglich am nahen Friedensfeste, mit der Wahl einer Braut erfreuen, doch scheine derselbe leider noch gar nicht daran zu denken.

II. Hermann, den die Mutter auch hinausgeschickt hatte zur Unterstützung der Unglücklichen, erzählt mit sichtbarem Interesse sein Begegnen mit einem rüstigen, hülfreichen Mädchen unter den Ausgewanderten; sein Entschluß zur Heirath erregt die Freude der Eltern, zugleich aber eröffnet sich ein großer Zwiespalt zwischen den Wünschen und Ansichten des Vaters und der Richtung des Sohnes in Betreff der Wahl.

III. Das bürgerliche Leben jener Zeit, der Streit des Alten mit dem Neuen in Folge der Revolutionsbewegung selbst im Bürgerstande.

IV. Der reiche Besitz der Eltern. Die Mutter findet den Sohn draußen tief bewegt und aufgeregt. Der Widerspruch des Vaters hat den Entschluß des Sohnes entschiedener

Digitized by Google

hervorgedrängt; das Geständniß seiner Liebe zu jenem Mädchen, die Mutter hofft den Vater zu seinen Gunsten umzustimmen.

V. Durch die Vorstellungen des Pfarrers ist der Vater schon ziemlich beschwichtigt, so daß er den vereinten Bitten der Mutter, des Sohnes und des Pfarrers keinen Widerstand mehr entgegensetzt. Die Freunde ziehen mit Hermann hinaus, um wegen jenes Mädchens Kunde einzuziehen; Gespräch des Pfarrers mit dem Führer der Ausgewanderten.

VI. Schilderung der Revolutionsbewegung nach ihren Licht- und Schattenseiten; die Heldenthat eines Mädchens, um ihre Unschuld gegen die Feinde zu vertheidigen. Es ist das von Hermann beschriebene Mädchen, welches der andere Freund aufgefunden hat; noch Anderes zu ihrem Lobe wird erzählt. Hermanns innere Zweifel und Besorgniß, ob ihm sein Wunsch gewährt werde.

VII. Das Zusammentreffen Hermanns und Dorotheens am Brunnen; letztere geht auf den Antrag, als Magd ins Haus der Eltern zu folgen, ein und nimmt Abschied von den Ihrigen.

VIII. Der gemeinschaftliche Gang nach dem Hause von Hermanns Eltern.

IX. Die Ankunft, Verwickelung und Lösung, die muthige Erhebung Hermanns.

Die entscheidenden Punkte für die Handlung liegen demnach im II. und IV. Ges. das erste Begegnen und das Geständniß entschiedener Neigung, im V. und. VI. Ges. das Zugeständniß der Eltern, bedingt durch die Prüfung, im VII. Ges. der Antrag, zunächst als Magd dem Hermann zu folgen, im IX. Ges. das Geständniß Dorotheens, die endliche Verlobung und glückliche Aussicht.

Geben wir nun auch, um den Reichthum des Einzelnen rasch vorüberzuführen, eine kurzgefaßte Uebersicht der Theile, in welche die größeren Partien zerfallen.

I. Ges. 1. Gespräch des Wirths mit seiner Hausfrau; letztere wird belobt darüber, daß sie den Sohn mit reichlichen Gaben hinausgeschickt hat. Des Vaters Freude über das schöne Gespann und Geschirr und das geschickte Fahren des Sohnes. Die Mutter zählt auf, was sie mitgegeben, daß sie auch des Vaters Schrank nicht verschont habe. — An-

deutung über die Jahreszeit und die Witterung des Tages. Einzelne kehren zurück von den Neugierigen, der Kaufmann in seinem neumodischen Wagen kommt an; die Straßen füllen sich wieder.

2. Ankunft des Pfarrers und Apothekers; letzterer tadelt verdrießlich die Neugierde der Gaffer bei Anderer Unglück. Der Pfarrer stellt die gute Seite dieses Triebes hervor. — Dann das düstere Schattenbild des Apothekers von dem Zuge der Vertriebenen.

3. Der Wirth sucht die trüben und ängstlichen Gedanken durch die Einladung zum fröhlichen Trinken abzuwehren. Trinkscene, tröstende Worte des Wirths gegen den bedenklichen Apotheker, der Pfarrer stimmt ein. Der Rhein als Schutzgraben, die kriegerischen Nachbarn. Aussicht auf den baldigen Frieden, Wunsch, daß sein Sohn dann auch sich endlich vermählen möchte; Ankunft des Sohnes.

II. Ges. 1. Hermann tritt ungewöhnlich heiter herein und giebt ein freundlicheres Bild von jenem Zuge, schildert das angetroffene Mädchen neben dem Wagen mit der Wöchnerin, und wie er seine Gaben verwendet habe.

2. Durch die Widerrede gegen den Apotheker, der selbstisch seine Ehelosigkeit rühmt, wird sein Wunsch laut, zu heiraten. 3. Die Mutter erzählt den Brand im Orte vor zwanzig Jahren und ihre Verlobung mit dem Vater. Dieser weckt durch seinen Wunsch 4. die Erzählung einer widerwärtigen Scene aus der Familie des reichen, aber eingebildeten Kaufmanns. Der Sohn mag dessen Töchter nicht leiden. 5. Scheltworte des Vaters gegen den Sohn, der still entweicht.

III. Ges. 1. Wirth, Pfarrer, Mutter, Apotheker. Jener schilt noch auf den zu Hause hockenden Sohn, der nicht mit fortschreiten wolle in der Kultur; er preist das schön aufblühende Städtchen seit dem großen Brande, die Verschönerungen, die neuen Anlagen.

Die Mutter widerspricht und äußert ihre besseren Erwartungen vom Sohne, den der Vater durch seinen Tadel niederdrücke. Geht ab nach dem Sohne.

2. Der Apotheker billigt die Rede des Wirths, preist das schöne neumodische Haus des Kaufmanns, schildert seinen

Digitized by Google

Garten und Saal, der dagegen zurückstehe, trotz seiner Verzierungen, jetzt baue Alles nach Französischem Geschmacke. Der alte und der neue Baustil.

IV. Ges. 1. Die Mutter als sorgsame Hausfrau; Schilderung des Gehöfts, des Gartens, des Weinbergs, der Felder, des großen Birnbaums, wo Hermann sitzt.

2. Hermanns Vorstellung, er wolle Soldat werden: der Feldbau und der Krieg.

3. Die gerührte Mutter redet ihm ins Herz. Hermann gesteht seine Neigung zu jener Auswandernden. — Starrheit der Männer; Klage über den Tadel des doch verehrten Vaters; lange unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, jetzige Entscheidung, sich vom Vater zu trennen, wenn er ihm seinen Wunsch nicht gewähre. — Trost der Mutter, der Vater meine es nicht so böse, mit Hülfe der Freunde hoffe sie ihn zu gewinnen.

V. Ges. 1. Gespräch zwischen dem Wirthe und den Freunden; der Pfarrer bringt die Aufgeregten wieder ins Gleichgewicht, vertheidigt die Liebe zum Gewohnten, schildert das Glück des ruhigen Ackerbürgers in einer kleinen Stadt.

2. Die Mutter tritt mit dem Sohne ein, beide mit sanften Bitten wegen des wichtigen neuen Planes; der Pfarrer vollendet es durch seine würdige Schutzrede für Hermann.

3. Der Apotheker bietet seine Dienste an, nach dem Mädchen sich zu erkundigen bei ihrer Gemeinde.

4. Der Sohn bittet den Pfarrer, mitzugehen; seine hohe Meinung von der Erwählten.

5. Der Vater gibt nach. Die Freude Hermanns. Das Anschirren der muthigen Hengste an den Wagen, die Abfahrt mit den Freunden.

6. Ankunft beim Linden-Brunnen, Hermann schickt die Freunde fort nach dem Dorfe, Beschreibung der äußeren Gestalt des Mädchens.

7. Bild von dem Aufenthalte der Ausgewanderten, Gewirr und Streit, vom würdigen Richter schnell geschlichtet.

8. Der Pfarrer läßt sich in ein Gespräch mit dem Volksführer ein, der ihm den alten Volksführern des Jüdischen Volks

Digitized by Google

gleich zu kommen scheint. — Die Inhaltsschwere der Gegenwart. — Der Apotheker verabschiedet sich.

VI. Ges. Der Richter schildert das Erlebte. 1. Der Anfang der Revolutionszeit mit ihrem Enthusiasmus für die neuen Ideen.

2. Die trübe Seite, der Krieg mit dem Auslande, 3. die Nöthigung zum Auswandern.

Dann 4. die Lichtseite in einigen Zügen. Kräftige Erregtheit Aller; die Heldenthat eines Mädchens zur Vertheidigung ihrer Unschuld.

5. Unterbrechung durch den eben zurückkommenden Apotheker, der dem Pfarrer das gefundene Mädchen zeigt.

6. Ideale Begeisterung des Pfarrers über ihre Erscheinung, im Gegensatz dazu das Mißtrauen des spürenden Apothekers.

7. Der Richter, über das Mädchen befragt, gibt das befriedigendste Zeugniß wegen jener Heldenthat und über die Verwandten.

8. Mit Gaben für die Armen scheiden die Freunde (Gegensatz des Pfarrers und Apothekers).

9. Rückkehr zu Hermann mit herzlichen Glückwünschen.

10. Hermann aber äußert seine Besorgnisse wegen der Umworbenen, daß sie nicht etwa schon versagt sei.

11. Dies veranlaßt den Apotheker zum Preise der früheren Sitte, wo man sich noch eines Freiwerbers bediente und aller Aengstlichkeit und etwaigen Beschämung überhoben war.

12. Hermanns Entschluß, allein zurückzubleiben und auf jeden Fall mit dem Mädchen zu sprechen.

13. Der Apotheker setzt sich ängstlich in den Wagen, so sehr auch der Pfarrer versichert, früher das Wagenlenken oft geübt zu haben.

14. Hermann steht träumend da.

VII. Ges. 1. Hermann schaut im Inneren das Bild des lieblichen Mädchens, und traut kaum den Augen, als er sie selbst mit zwei Krügen auf den Brunnen zuschreiten sieht.

2. Gespräch zwischen ihm und Dorothea. Zweck ihres Kommens, beide steigen hinab zum Quell, setzen sich auf das Mäuerchen, spiegeln sich zunickend im Wasser und trinken.

3. Der Antrag Hermanns, von Dorothea bereitwillig

Digitized by Google

angenommen, daß sie als Magd ihm gern folgen wolle. Ihre Gründe. Der schüchterne und wegen des Ringes an ihrem Finger besorgte Hermann läßt sie bei ihrer Meinung.

4. Der gemeinschaftliche Gang zum Dorfe. Dorotheens verständige Aeußerungen über die Bestimmung des Weibes.

5. Familienscenen bei der Wöchnerin, der Richter tritt mit den wiedergefundenen Kindern zugleich ein, alle werden durch den frischen Trunk gelabt. — Der Abschied; des Richters Lob gegen Hermann über die verständige Wahl. Der Verwandten heimliche Gedanken über das künftige Glück der Scheidenden; die Beschwichtigung der weinenden Kinder.

VIII. Ges. 1. Hermann und Dorothea gehen bei einbrechender Nacht nach der Stadt. — Jener beschreibt, darum befragt, die Art der beiden Eltern, beiden denkt Dorothea zu genügen.

2. Ankunft und Ausruhen unter dem Birnbaum, Hermann zeigt der Eltern Haus und die Fenster seines Zimmers, schwankt schüchtern, ob er sich aussprechen soll. 3. Gelangen zum Weinberg, Dorothea fehlt auf dem Gange im Dunkel; sittig-männliches Benehmen Hermanns; unter Scherzen wegen des hinkenden Fußes bittet Dorothea, etwas zu verweilen.

IX. Ges. 1. Anruf der Musen. 2. Die Ungeduld in dem Zimmer der Eltern.

3. Der Apotheker erzählt aus seiner Jugend ein Geschichtchen als Mittel gegen die Ungeduld. (Des Tischlers Werkstatt gezeichnet.)

4. Erwiederung des Pfarrers über die richtigere Ansicht des Todes und den Kreislauf im Leben.

5. Eintritt des Paares; die Verwirrung; die Scherze des Vaters. Schwüle Verlegenheit Hermanns. Die Gereiztheit des Mädchens.

6. Der Pfarrer, statt den Knoten zu lösen, läßt, sich verstellend, die Verwirrung fortdauern.

7. Dorothea will wieder fortgehen und gesteht ihre Neigung zu Hermann. Das Ungewitter.

8. Die Mutter hält das Mädchen fest, der Unmuth des Vaters, Hermanns erneuerte Bitte an den Pfarrer.

9. Schnell löst sich durch Hermanns Erklärung, der nun

Digitized by Google

ganz beruhigt ist nach dem Geständnisse des Mädchens, die Verwirrung; Dorothea verweigert nicht Kuß und Umarmung.

10. Bittende Rede der Dorothea an den Vater, der sie gerührt umarmt.

11. Feierliche Verlobung durch den Pfarrer. Frage nach der Bedeutung des Ringes an ihrem Finger.

12. Dorothea erzählt den Tod ihres früheren Bräutigams und dessen Lehren beim Abschiede.

13. Die kräftige und muthige Erwiederung Hermanns, der die Aufgabe des Deutschen Bürgers in der Gegenwart erkennt und nun allen Gefahren der Zukunft fest entgegen sieht.

Charaktere*).

Um den Hauptcharakter, Hermann recht zu verstehen, ist zunächst das Bild der Eltern vorzuführen.

Der Vater

ist ein reicher Ackerbesitzer (I. S. 4. IV. S. 30), der aber diesen Reichthum sich durch strebsame Thätigkeit erworben, nicht blos ererbt hat. Denn der große Brand hatte der Eltern Haus, wie das der Schwiegereltern vernichtet; beide Eheleute hatten sich in dieser traurigen Zeit gefunden und bald vermählt (II. S. 17 f.), sie hatten ganz von vorn anfangen und sich redlich quälen müssen, um zu etwas zu kommen (II. S. 20); doch Gott hatte sie und die übrigen Bewohner des Städtchens nach dieser „harten Strafe beständig erfreut und beschützt" (I. S. 10). Da er aber erfahren hatte, wie schwer der Anfang der Wirthschaft sei, so weiß er das Geld zu schätzen, und wünscht, daß der Sohn ihm eine begüterte Schwiegertochter ins Haus bringe (II. 20). Das rege Streben des ganzen Städtchens, immer vorwärts zu schreiten, auf Reinlichkeit, Ordnung, schöne Straßen und Häuser zu halten, die neuen Formen und Sitten, überhaupt die Cultur der Franzosen anzu-

---

*) Absichtlich ist die Charakteristik so ausführlich mit Angabe der einzelnen Stellen gegeben, weil Schüler zum genauesten Nachsehen angehalten und vor zu unbestimmtem Raisonnement bewahrt werden sollen. — Ausgabe der Göthe'schen Werke in 40 Bänden. 1840.

Digitized by

nehmen (cf. II. z. E. III.), findet an ihm den wärmsten Vertreter und sein Ansehn bei den Mitbürgern beweist, daß er als Rathsherr tüchtig gesorgt und sich allgemeinen Dank verdient hat (III. S. 26). Als Gastwirth kommt er mit Fremden wie mit Einheimischen oft zusammen, hat öfters weitere Geschäftsreisen nach den großen Städten gemacht (I. S. 11) und hat daher mehr Ueberblick über die Lebensverhältnisse als mancher Bürger. Daher ist seine Liebe zur Cultur und zum Vorwärtsschreiten leidenschaftlich, das Hergebrachte und Alte gilt ihm nichts (III.) und er bedauert sehr, daß sein Sohn keinen Trieb hat, sich in der Welt umzusehen, sich gern in Gesellschaft zu bewegen und ihm durch gefällige Form und Erscheinung, oder durch erworbene Kenntnisse vor den Leuten Ehre zu machen (II. S. 23. III.). Von sich selbst rühmt er, daß er als Gastwirth „mit Menschen zu handeln, die Herren und Frauen gut zu bewirthen und den Fremden gefällig zu schmeicheln wisse." Er wünscht daher, daß es bei ihm im Hause so werde, wie beim benachbarten reichen Kaufmann, dessen modische Kutsche (I. S. 5), erneuertes Haus und schöne Meubeln (III. S. 28) ihm und andern gewaltig in die Augen stechen; er verschmäht das bäuerische Mädchen, das Hermann wählen könnte, und will vielmehr ein fein gesittetes und gebildetes Schwiegertöchterchen, das ihm schmeichelnd begegne und die viele Mühe versüße, auch das Clavier spiele und Sonntags die besten Leute der Stadt zum Vergnügen heranziehe (II. S. 24). Diesen Sinn für äußerliche Cultur, da ihm größere innere Bildung bei mangelhaftem Jugendunterricht nicht zu Theil geworden ist (II. S. 23), hebt auch Hermann auf Dorotheens Bitte, die Art des Vaters zu schildern, besonders hervor; „er liebt auch den Schein, verlangt einige Zierde im Leben, wünschet äußere Zeichen der Liebe und der Verehrung und würde den schlechteren Diener vorziehen, der dies zu nützen wüßte und dem besseren wegen mangelnder Gewandtheit gram sein" (VIII. S. 76). Dabei ist er aber durchaus selbstständig, sein Selbstgefühl ist durch den Besitz, sein Ansehen und durch das Bewußtsein der vielen Mühe gehoben, und demgemäß ist seine Haltung und äußere Erscheinung würdig und ehrbar draußen und selbst daheim in seinem Schlafrock stattlich (Her-

Digitized by Google

manns Worte IV. S. 37). Behaglicher, froher Lebensgenuß, heiteres Vertrauen auf Gottes gnädige Fürsorge (I. S. 10), brave und thätige Geschäftigkeit, klare Auffassung der Dinge, thätige Theilnahme am Unglücke Anderer, beim Mangel an Sinn für tiefere Gemüthsverhältnisse und die Natur anderer Individualitäten (II. III.), Reizbarkeit, die leicht in verdrießliches und polterndes Wesen gegen die Angehörigen übergeht (cf. II. 23. III. 27. IX. 80. 88), eine gewisse Corpulenz (der Ring am rundlichen Finger IX. S. 89) charakterisiren ihn. Doch ist er von Natur so gutmüthig, daß er sich, wenn die Hitze des Räuschchens am Abend vorbei ist und er sich genug gegen Andere ausgesprochen hat, leicht wieder besänftigen und selbst für das gewinnen läßt, was er vorher so heftig verworfen hat. Die Gattin versteht es, diese beruhigende Macht über ihn zu üben (IV. z. Anf. und V. z. Ende) und weiß es zu vertreten, wenn sie gegen seinen Willen etwas gethan hat, so daß er es ruhig hingehen läßt (I. S. 4); auch setzt er der ruhigen Belehrung oder Zurechtweisung des würdigen und menschlichen Pfarrers keinen bedeutenden Widerstand entgegen (IV. S. 45). Schnell geht er von gutmüthiger Spaßhaftigkeit (IX. S. 83), weil er mißverstanden wird, zu verdrießlichem Poltern (ebend. S. 88) und dann zu herzlicher Rührung (S. 89) über.

Die Mutter

erscheint gleich im Anfange als sorgsame und thätige Hausfrau, da sie die abgetragene Leinwand und die alten Kleidungsstücke sorgfältig aufbewahrt und dann besonders im IV. Ges. bei dem Gange durch den Garten, wo sie, nach dem Sohne emsig suchend, doch noch Zeit genug hat, die Stützen der Obstbäume zurechtzustellen und im Vorbeigehen einige Raupen vom Kohle wegzunehmen, um keinen Schritt vergebens zu thun. Ihre Gedanken sind neben dem geliebten Sohne noch auf allerlei häusliche Angelegenheiten gerichtet, sie gedenkt schon jetzt des herrlichen Festes der Weinlese, freut „sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes." Ebenso ist sie aber auch höchst wohlthätig; schnell hat sie zur Unterstützung der armen Flüchtlinge alles Entbehrliche an alten Kleidungsstücken und Wäsche, und selbst „manches bessere

Digitized by

Stück von Ueberzügen und Hemden" zusammengesucht, Schinken, Brote, Flaschen Biers sorglich zusammengepackt und dem Sohne mitgegeben; der Hausvater lobt sie darüber, „denn Geben ist Sache der Reichen." Also nicht aus Theilnahmlosigkeit ist sie zu Hause geblieben, sondern weil sie daheim zu viel als Hausfrau zu besorgen und keine Zeit dazu hat, eine bloße Neugier zu befriedigen.

„Doch ist sie weiblich neugierig genug, um mit freundlicher Ungeduld, statt allgemeiner Betrachtungen, die Erzählung des Gesehenen zu verlangen." Wie klug sie den Gatten zu behandeln versteht, zeigt sich gleich im Anfange, indem sie, ohne ihn zu fragen, seinen alten großblumigen Schlafrock verschenkt, den er so ungern vermißt; denn sie weiß, er schickt sich darein, sobald es geschehen *). Selbst den heftigen Zwiespalt zwischen Vater und Sohn hofft sie beizulegen und Alles wieder auszugleichen (IV. zu Ende) und trifft in der Fürbitte für den Sohn wirklich das, was den Vater bewegen mußte (V. zu Anf.). Dies Geschick verdankt sie ihrer lauteren Herzensgüte und der schlichten Einfachheit eines klaren Sinnes. Sanften und zarten Gemüths ist sie gar leicht im Mitgefühl zu Thränen zu rühren (IV. S. 34). Daß sie so tiefe Blicke in Hermanns Seele thut und sich von seinem Vorgeben nicht täuschen läßt, ist nicht ihrer tieferen Einsicht oder Erkenntniß, sondern ihrem innigen Muttergefühle, ihrem Mitleben mit dem Sohne, dem Gefühle der Einheit beider Seelen zuzuschreiben (IV. S. 35, „denn sieh, ich kenne dich besser"). Leicht gelingt es ihr, obgleich sie von ihm, der nun Mann geworden ist, das offene Geständniß vernommen: „denn es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande, wenn sie die übrigen knüpft" — leicht gelingt es dennoch, ihn bald umzustimmen und wieder ins Haus zurückzunehmen. Schon vorher nimmt sie sich des Sohnes kräftig gegen die Scheltworte des Vaters an und beweist einen richtigen Blick im Urtheil über ihn, so wie überhaupt über die allein richtige Erziehung der Kinder, indem sie die Natur, das Ursprüngliche der Individualität gesichert wissen will gegen Umformungsversuche (III. S. 27).

*) Viehoff im Archiv I. 2 S. 9.

Dieſe Innigkeit zwiſchen ihr und dem Sohne ſpricht ſich am klarſten aus in den Worten: — — „Er entfernte ſich niemals weit, er ſagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge ſeiner liebenden Mutter" ꝛc. Die Mutter bewegt ſich ganz nur im Kreiſe der Familie und des Hauſes; da iſt ſie unermüdlich thätig, ſorgſam und ruhigen, klaren Blickes, und ſie beſitzt keine eigentliche geiſtige Bildung weiter, als die das Gefühl und das liebevolle Herz ihr eingiebt. Sie iſt durchaus naiv, kennt ihre eigene Vortrefflichkeit nicht, wie ſchon das noch ganz kindliche Weſen des Mädchens (II. S. 18 ff.) beweiſt; ihre ſchöne, zart und tief fühlende Natur iſt ihr Reichthum.

Hermann.

Seine Eltern gehören alſo dem mittleren Stande an, der noch frei von ſteifen conventionellen Formen, unverdorben, geſund an Leib und Gemüth, doch nicht in allzu dumpfer Beſchränktheit erhalten wird. Sie haben das Gefühl der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit gibt; aber da dieſer Beſitz mit redlichem Fleiße erworben iſt, ſo wird er mit Verſtand genoſſen und den Darbenden bereitwillig davon mitgetheilt. Sie ſind Landbauer, ein Gewerbe, das, mit Umfang und einer gewiſſen Freiheit getrieben, den Menſchen zum wohlthätigen Umgange mit der Natur einladet; daneben Gaſtwirthe in einer kleinen Stadt, was ſie im Verkehr mit Menſchen geübt hat, ohne ſie zur Nachahmung großſtädtiſcher Sitten und zu unnatürlicher Ueberſpannung des Strebens zu verleiten; genug, ſie genießen ein Glück, das der Pfarrer ſelbſt (V. Auf.) klar hervorhebt.

Der Sohn gehört mit Leib und Seele dem Landbau an; ſeine Geſchicklichkeit im Fahren und Lenken der Hengſte hebt gleich zu Anfang der Vater freudig hervor (I. S. 4); wie er ſelbſt, ohne die Mittelhand eines Knechts, die Hengſte, die er als Fohlen gekauft und die er Niemand anvertraute (IV. S. 30), anſchirrt, dann die Peitſche erfaßt und mit dem Wagen dahinrollt, iſt in Homeriſcher Einfachheit geſchildert (V. S. 46). Daher ſpricht es als ſeine Beſtimmung die Mutter gegen ihn ſelbſt aus, als er in der Verzweiflung nach

der Montur greifen und der Trompete folgen wollte (IV. S. 35):

„Nicht begehrst du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen;
Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen."

„Immer thätig regt er sich in dem Hause" (sagt der Vater I. S. 12) und er selbst schildert gegen Dorothea, wie er sich der Wirthschaft als wie der seinigen annimmt, „früh den Acker und spät so besorgend den Weinberg" (VIII. S. 76). Darin gleicht er der Mutter, die ihn so gut versteht und würdigt. Weniger aber genügt er dem Vater; dieser klagt über seine große Langsamkeit und Schüchternheit nach außen, er zeige sich nicht gern unter Leuten, ja, er vermeide sogar, ganz gegen die Art der Jugend, der jungen Mädchen Gesellschaft und den fröhlichen Tanz (I. S. 12); wie ein „Knecht, aber nicht wie der Sohn eines wohlbegüterten Mannes" gebärde er sich. Auch in der Schule, fährt der scheltende Vater fort, habe es, trotz allem guten Unterricht, nie recht gehen wollen mit dem Lernen, dem Lesen und Schreiben; das komme daher, daß ihm kein Ehrgefühl im Busen lebe und er nicht höher hinauf wolle, und er fürchtet daher, da ihm auch keine Lust inwohne zu reisen in größere Städte, er werde immer zu Hause hocken und brüten hinter dem Ofen (III. S. 27). So übertrieben diese Schilderung des leidenschaftlich erregten Vaters auch sein mag, er ist zwar kräftig, von stattlicher Größe (VIII. 75., IX. 82) und geschickt in seinen Geschäften, aber doch mit einem gewissen äußeren Ungeschicke behaftet, das denn auch in der Familie des reichen Kaufmanns ihm einst eine schwere Kränkung bereitete, wie er selbst (II. S. 21 ff.) erzählt. Es ging ihm, wie allen schwereren Naturen, man fand dort, wo auf das Aeußerliche ein zu großer Werth gelegt wurde und für seine innere Gediegenheit kein Verständniß zu finden war, immer etwas an ihm zu tadeln, über die Form der Kleider, die Farbe und Beschaffenheit des Tuchs, die unfeine Haartoilette, worin er gegen die geputzten feinen Handelsbübchen gar sehr abstach. Kleidete er sich nun wirklich zierlicher, so hatten sie ihn doch immer zum Besten,

Digitized by Google

und unvermögend, ſich dagegen zu wehren, aber im Gefühle inneren Werthes und eines redlichen Willens, fühlte er ſich dann tief verletzt. „Sein Mangel an Kenntniſſen aber in Dingen feinerer Bildung, wie der Muſik, zieht ihm verächtlich herabſetzendes Begegnen und Gelächter zu," — da iſt ſeine Geduld auf die höchſte Probe geſtellt, beſchämt und verdrießlich eilt er wieder nach Hauſe und ſchwört, nie wieder mit ſo zierlichen, eiteln und liebloſen Leuten zu verkehren. Dieſen Vorfall kann er nie wieder vergeſſen, ſeine geſteigerte Schüchternheit aber und Zurückgezogenheit iſt damit hinlänglich erklärt. Einſam lebt er fortan für ſich hin, zufrieden mit dem Beifalle der liebevollen Mutter, die ganz nur in ihm lebt, und ohne deren Mitwiſſen er in kindlichſter Ergebenheit nichts vornimmt (er entfernte ſich nie weit, ohne es ihr erſt zu ſagen, IV. S. 31), ſtill und ohne Widerſpruch das Schelten des Vaters hinnehmend, wenn derſelbe aus dem Rathe verdrießlich zurückkehrte und ſeine böſe Laune dem Sohne entgelten ließ (IV. S. 37).

Er verhält ſich den Eltern gegenüber durchaus gehorſam und im höchſten Grade beſcheiden und widerſpricht, ſelbſt wo er im Innerſten beleidigt iſt, mit keiner Silbe (II. Ende). Er ſpricht dieſe kindliche, ehrfurchtsvolle Geſinnung gegen dieſelben in rührender Weiſe ſelbſt aus (IV. S. 37), wo er, höchſt bewegt, einmal ſeinem Inneren über die unverdienten Vorwürfe des Vaters Luft macht. Seine Pietät iſt nämlich nicht aus Schwäche und Mattigkeit, ſondern aus kräftiger, voller Empfindung des Herzens entſprungen; denn gegen die Geſpielen, welche etwa den ehrbar aus der Kirche einherſchreitenden Vater verſpotteten, entlud ſich ſein grimmiger Zorn durch die fürchterlich geballte Fauſt, und blind, wie ein Raſender, ſchlug er dann unter ſie. Schon der Knabe hatte ein kräftiges, tief fühlendes Gemüth, das mit der Pietät und der großen Selbſtbeherrſchung oder vielmehr Ergebenheit, mit der Ehrfurcht die Wurzeln aller Sittlichkeit und tüchtigen Geſinnung in ſich trug. Die äußere Ungeſchicklichkeit und Schwerfälligkeit, die ſich im raſenden Dreinſchlagen äußert, verdeckt nur den großen inneren Schatz, den er ſelbſt nicht kennt; „er iſt eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für

ein; das sonst in sich zurückgedrängte Herz ist aufgeschlossen, er ist so munteren, lebhaften, heiteren Blicks, wie noch niemals; der Pfarrer deutet dies freilich anders und erst nachdem Hermann ruhig jenes Zusammentreffen erzählt und das Mädchen nach den Zügen geschildert hat, die ihm am meisten aufgefallen und genehm sind, wissen wir es besser, was ihn so umwandelte. Der sonst schweigsame Jüngling ist gesprächig geworden, und die Entschiedenheit, womit er der Aeußerung des Apothekers entgegen tritt, rücksichtlich des Heiratens in Kriegszeiten, wird auch vom Vater mit staunendem und wohlgefälligem Lächeln bemerkt. Eine sittlich-tüchtige Gesinnung spricht sich darin aus, die gerade in Zeiten der Noth und allgemeinen Erschütterung eine Gattin zu wählen, sich geneigt fühlt, um nicht sich allein nur zu leben, sondern Leiden und Freuden zu theilen, also dem Allgemeinen inniger und mit ganzer Thatkraft anzugehören, sich und Andere durch solche Verbindung zu fördern. Darin ist eine tiefe Erregung seines Inneren angedeutet. Das Eingedrungene wird durch den Streit mit dem Vater wegen des Heiratens noch mehr zum Bewußtsein gebracht. Hören wir W. v. Humboldt hierüber: „Die Schönheit des Moments, wo in der beginnenden Reife des Jünglingsalters ein Gegenstand sich plötzlich der Seele bemeistert, weil in einem Augenblick eine Leidenschaft angefacht wird, die für das ganze übrige Leben fortdauern soll, wird vor Augen geführt. Die Veränderung, die er in seinem Wesen erfährt, erinnert an die wohlthätige Kraft, mit der Homers Götter und Göttinnen ihren Lieblingshelden höhere Schönheit und übermenschliche Größe verliehen, und vertritt die Stelle des Wunderbaren; dafür werden wir um so tiefer in unser Inneres zurückgeführt. Gerade die Gefühle, die uns am mächtigsten beherrschen, schießen wie Blitze aus unbekannten Tiefen unseres Ichs hervor, durchströmen unser ganzes Wesen so lebendig, und heben es so ganz aus den gewohnten Kreisen unsers Daseins heraus, daß wir durchaus als veränderte Menschen erscheinen".

Hermann hat Gehöfte, Garten, Weinberg und Feld verlassen und sitzt unter dem weithin sichtbaren Birnbaum. „Welchem Leser werden hier nicht Augenblicke seines Lebens ein-

Digitized by Google

„Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,
Und sein Haus ist nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausschließt, das ich allein nach Hause zu führen begehre."

So hat der Anblick des Mädchens die höchsten Gefühle, die umfassendsten Gedanken in ihm erweckt; der bis dahin hinter den Eltern zurücktretende und in ihrem Willen aufgehende Jüngling ist auf einmal selbstständig geworden, er ist aufs Festeste entschlossen und Nichts kann ihn mehr zurückbringen.

Diese Klarheit und Sicherheit spricht sich auch dem Vater gegenüber deutlich aus in den Worten:

„— — Die gebt mir Vater! mein Herz hat
Rein und sicher gewählt; Euch ist sie die würdigste Tochter."

Da erkennt auch der Pfarrer, daß der entscheidende Augenblick des Lebens für ihn gekommen sei; „werde ihm dieses versagt, so gehen ihm die schönsten Jahre dahin in traurigem Leben." Vom Seelenadel des Mädchens ist er so sehr überzeugt, daß ihn kein Mißtrauen, keine Besorgniß darüber befällt, ob sie seiner Liebe auch werth sein möchte; er weiß es gewiß, daß sie, die Edle, Hohe, nur vom Strudel der Zeitbewegung ergriffen ist, wie so viele Mächtige, Fürsten und selbst Könige verbannt leben; er hält sich ganz besonders daran, daß sie ihr Unglück vergessend und selbst hülflos Anderen noch beistehe und hülfreich sei (vgl. VII. S. 67 die Anrede beim Brunnen). Er wünscht allerdings zur Beruhigung seiner Eltern, daß die beiden Freunde ausgehen und sich nach ihr erkundigen; für ihn selbst ist es nicht nöthig, ihm werden sie nichts Neues sagen. Bei diesem leidenschaftlichen Ergriffensein, „wo sein tiefes inniges Gefühl wie ein Quell aus hartem Felsen hervorbricht," — welche männliche Selbstbeherrschung, welcher bescheidene Edelmuth! Dies beweist sein Benehmen im zweiten Zusammentreffen und dem gemeinschaftlichen Gange mit Dorothea nach dem elterlichen Hause. Die Besorgniß hat den innig Verlangenden ergriffen, das Mädchen möchte schon versagt sein und ihm nur Beschämung, wenn er zurückgewiesen wieder fortgehen müsse, zu Theil werden. Selbst die Glückwünsche der befriedigten Freunde, die er kaum hört, vermögen ihn nicht leichter zu stimmen; aber sprechen will

Digitized by Google

er wenigſtens mit ihr und ſein Loos, ob ewiges Glück oder Unglück ihm zufallen werde, erfahren.

Wie ſehr ſeine Gefühle ſich unterdeſſen geſteigert haben, liegt in den Worten:

„Soll ich ſie auch zum letzten Male ſehen, ſo will ich noch
Einmal dieſem offenen Blick des ſchwarzen Auges begegnen;
Drück' ich ſie nie an das Herz, ſo will ich die Bruſt und die Schultern
Einmal noch ſehen, die mein Arm ſo ſehr zu umſchließen begehret,
Will den Mund noch ſehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerſtöret."

Träumeriſch verſunken in die lebhafte Erinnerung an das liebliche Bild der Jungfrau ſchreckt er auf, als er ſie wirklich daher kommen ſieht. Die größte Zartheit malt ſich in den Fragen, in dem gemeinſchaftlichen Hinabſteigen zur Quelle, dem Zuſammenſitzen auf dem Mäuerchen, dem freundlichen, zärtlichen Zunicken im Spiegel des klaren Waſſers, den verlegenen, ſchüchternen Antworten auf Dorothea's Frage, weshalb er ſo ſpät noch ohne Wagen hierher gekommen ſei. Er iſt zu feierlich geſtimmt und zu tief bewegt, des Mädchens Auge blickt nur Verſtand, nicht Liebe, darum wagt er nicht gleich, um Liebe zu werben, und ergreift, da Dorothea ſo leicht und willig ihm ſelbſt damit entgegenkommt, den gebotenen Ausweg, ſie als Magd zu miethen; hat er ſie nur erſt im Hauſe, dann mag ſich's entſcheiden. Der Ring am Finger des Mädchens verſtärkt ſeine Beſorgniß. Die ſchönen Worte derſelben über die Beſtimmung des Weibes, immer zu dienen und unermüdlich zu ſorgen, der Anblick der rührenden Abſchiedsſcene von der Familie, welcher ſich Dorothea aus reiner Menſchenliebe dienend angeſchloſſen hatte, das Lob des würdigen Richters konnte ſeine Hochachtung nur ſteigern und das beſtätigen, was er von ihr gedacht und erwartet hatte (VII.). Die Bangigkeit der Erwartung, die Fülle des Herzens ſenkt eine gewiſſe Schwere in ſein Gemüth; der Wechſel der Lichter am Himmel, das Herannahen eines Gewitters auf die Hitze des Tages vermehren auch die Schwüle im Herzen; immer iſt er auf dem Sprunge, ſeine Neigung zu geſtehen, aber beſorgt, zu viel verrathen zu haben, nimmt er verbeſſernd es wieder zurück.

„Laß dein Herz dir es ſagen, und folg' ihm frei nur in allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, ſo ſehr auch die Stunde
Günſtig war; er fürchtete, nur ein Nein zu ereilen,
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das ſchmerzliche Zeichen."

Und weiterhin:

„Das iſt unſere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dies Fenſter iſt dort meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hauſe."

Die erſte Liebe in ihrer jungfräulichen Schüchternheit, „die aber aus den innerſten Tiefen hervorblickt, wie das ſilberne Licht des Mondes, wenn er ſich hinter Wolken verbirgt.*)" Immer ſchwüler wird's draußen und innen, als Beide die Stufen zum Weinberg hinſteigen und im Dunkel — das Mädchen des Weges unkundig, ausgleitet, und ihm an die Bruſt ſinkt — da ſteht er ſittlich gehalten feſt wie ein Marmorbild, ſich männlich beherrſchend, wagt keinen Schritt vorwärts zu thun und folgt keiner Eingebung der erregten Empfindung. Dies iſt der edelſte Zug ſeiner Beſonnenheit und Sittſamkeit (VIII.).

Wie zeigt er ſich nun daheim, bei der Entwirrung des Knotens? Man merkt an der Haſt, womit er Dorotheen bei der Mutter einführt, was er im Inneren fühlt; haſtig zieht er den Pfarrer bei Seite; er bebt an allen Gliedern, als leider ſchon der Vater durch ſeine Scherze das Mädchen tief verletzt hat. Da verſtellt ſich noch obenein der Pfarrer und hält die Verwirrung noch länger hin, Hermann kann ſich kaum mehr halten, als er zu ſeiner Freude das Geſtändniß tiefer Neigung von dem Mädchen vernimmt und nun auf einmal die ſchwere Decke ihm vom Herzen weggenommen wird. Frei und froh wagt er nun ſelbſt zu werben und ſelig liegt er in den Armen der Braut. Aber noch eins iſt zurück, was bedeutet der Ring am Finger? Der Pfarrer thut dieſe Frage an ſeiner Statt und indem ſie die letzten Worte des frühern Bräutigams, jenes edeln Freiheitshelden, mittheilt, welche den hohen Schwung ihres Herzens enthüllen, bekommt Hermann Gelegenheit, ſeiner erhöheten Stimmung und den in ihm er-

*) Kurnik, Göthe's Frauen I. S. 83.

Digitized by Google

weckten Gedanken Worte zu verleihen. In diesen liegt sein ganzes Wesen, seine reizbare Empfänglichkeit für so hohe Ideen, aber auch seine feste Ueberzeugung, Alles, was er jetzt gewonnen hat durch sein inniges Verhältniß zu jenem außerordentlichen Mädchen, seine ganze Zukunft zu Tage. Er ist ein wackerer, gemüthlicher Deutscher, der festhält an dem sittlichen und gesetzlichen Boden, gegenüber der Unruhe und Beweglichkeit des Nachbarvolks, und der nun, da seine Häuslichkeit gesichert ist, keine Furcht mehr hat vor irgend einem Feinde, vor irgend welcher Erschütterung der Verhältnisse. Er ist nun als Mann und Charakter vollendet.

Gehen wir nun gleich zum Bilde des außerordentlichen Mädchens über, welches so Großes in Hermann gewirkt hat.

Dorothea.

Sie gehört ebenfalls wohlhabenden Eltern aus dem Ackerbauerstande an, wie VI. S. 56 angedeutet wird, wo von einem großen Gehöft die Rede ist; auch wird (S. 60) der alte Verwandte, den sie bis zum Tode pflegte, ein wohlhabender Besitzer genannt; VIII. S. 76 läßt auf eine gute, sogar feinere Erziehung schließen, wenigstens waren ihr schon im Kindesalter, in Folge des Einflusses der zierlichen Nachbarn, feinere Sitten beigebracht worden. Die Kleidung ist einfach und schlicht, aber zierlich, ihre Gestalt schlank, groß, von kräftigen, aber doch anmuthigen Formen, wie die Schilderung V. S. 47. V. S. 58 zeigt. „Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar"; der Pfarrer ruft, als er sie erblickt hat, entzückt aus:

„So ein vollkommner Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter."

Kräftig, besonnen und gewandt erschien sie gleich dem Hermann, als er sie erblickte beim Lenken des Wagens auf dem Zuge (II. S. 14 f.). Sie beschützt die kranke Wöchnerin und bittet anmuthig für sie um Kleider; hieraus und aus den Worten des Dankes geht hervor, in wie guten Verhältnissen sie früher gelebt hat. Doch zeigt sie sich dabei frei, leicht, heiter, keineswegs gedrückten Herzens; sie besitzt ein schönes Vertrauen auf Menschengüte und eine tröstliche Le-

bensansicht, wonach sie selbst eine gute Seite des Unglücks hervorhebt.

„ — Ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren,
Aber so gut, wie stark;“ — —

sagt der befragte Richter (VI. 60), und nennt sie brav, die der Wirthschaft sich wie eine Schwester oder Tochter annehmen werde (VII. S. 74). Hermann schildert ihr selbst (VII. S. 69) den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte:

„Nun, als ich heut' am Wagen dich sah, in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verständigen, war ich betroffen ꝛc.“,

und sie selbst, dies anerkennend, hebt die Kraft und Geschäftigkeit hervor:

„Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geschickt und nicht von rohem Gemüthe.“

Hülfreich, („ihr eigenes Unglück vergessend, steht sie Andern bei, ist ohne Hülfe noch hülfreich“), im Gegensatz zu den Anderen, auf der Flucht selbstisch nur an sich Denkenden (I. S. 9 und V. S. 49), tritt sie gleich in der ersten Schilderung auf, pflegt die kranke Wöchnerin, sitzt dann in dem Dorfe im Garten, aus den geschenkten Kleidern für den Säugling Hüllen zu schaffen (VI. S. 57), ist den Kindern jener Familie eine zweite Mutter (VI. S. 74). So wie sie sich hier dienend, „aus Liebe mehr als aus Verwandtschaft“ (VII. S. 72 ff.) angeschlossen hat, so hat sie früher (VI. S. 60) den alten Verwandten bis zum Tode, welchen „der Jammer über die Noth des Städtchens und seiner Besitzungen Gefahr herbeiführte,“ treu gepflegt; denn sie kennt nur Eine Bestimmung des Weibes, immer zu dienen den Anderen und unverdrossen die Hände zu regen („denn überall dienet das Mädchen, und ihr wäre zur Last, bedient im Hause zu ruhen“); dies spricht sie schön aus gegen Hermann selbst, auf dessen Antrag, als Magd im Hause zu dienen, sie so bereitwillig einging (VII. S. 71).

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung; ꝛc.
Daß sie sich ganz vergißt, und leben mag nur in andern!“

So ist Kraft mit ordnendem Verstande und liebevoller Gesinnung vereint in dieser reinen Seele. Das Alles hat

Digitized by Google

ihr Hermann gleich angesehen; ihre Sicherheit und Besonnenheit hat ihm hohe Achtung eingeflößt, denn er rückt sie in die Nähe der Mächtigen, der Edeln und Fürsten, die damals vertrieben umherirrten (V. S. 45). Durch großen Verlust und durch Unglück gewinnt eine edle Seele an Selbstständigkeit und Würde, und diese ist ihr bei aller Schlichtheit, Leichtigkeit und Anmuth in der Bewegung eigenthümlich. Ein wahrhaft heroischer Zug, den der Richter von ihr erzählt aus der Zeit der Gräuel des Kriegs, stellt sie uns auch als muthvolle Jungfrau hin, die ihre Unschuld mit männlichen Streichen „gegen die wilde Begier" der Soldaten zu vertheidigen wußte. Sie war auf dem großen Gehöft mit den Mädchen allein zurückgeblieben, denn die Männer waren hinaus gegen den Feind gezogen; da überfiel die Wehrlosen ein Trupp von Marodeurs, stürzte ins Zimmer herein in wilder Begier los auf die schöne Jungfrau und die lieblichen jüngern Mädchen. Da entreißt sie dem Einen sogleich von der Seite den Säbel, haut ihn gewaltig nieder und blutend stürzt er zu ihren Füßen, befreit dann die Mädchen tapfer drein schlagend, trifft noch einen von den Räubern, die aber entfliehen, und verschließt dann den Hof, bewaffnet auf Hülfe harrend (VI. 56). Innerlich aber hat sie ihre Kraft bewährt durch die stille Geduld, mit der sie den Tod ihres Bräutigams ertragen hat. Die hohe, weltüberwindende und nur auf Ideen gerichtete Gesinnung dieses feurigen Jünglings wirft auch auf sie einen höhern Glanz, die von einem so Hochherzigen geliebt wurde. Eine gewisse schwärmerische Größe gesellt sich zu ihrer Anmuth und Leichtigkeit, der Verlust des Bräutigams leiht ihr den Ausdruck zarter Reizbarkeit und Wehmuth. Eltern werden nicht erwähnt, wir müssen sie uns also als früh verwaist denken; durch Dienen hat sie sich das Wohlwollen der Verwandten und ihren Unterhalt erringen müssen. Dadurch fällt zugleich das rechte Licht auf das zweite Begegnen mit Hermann und das Benehmen im Hause seiner Eltern.

Sie ist das wahre Weib aus dem Volke, das sich in einem kleinen Kreise ohne Leidenschaft aus der einfachsten Verschlingung der Verhältnisse entfaltet hat. In ihrer natürlichen Einfachheit weiß sie nichts von dem Ueberschwenglichen des

Digitized by Google

Gefühls, nichts von dem Schwunge einer glühenden Phantasie, ist aber zart und herzlich bei dem ihr eigenen Verstande und ihrer Besonnenheit. Daß Hermann auf sie einen guten Eindruck gemacht hat, sagen die Worte:

„ — so ist schon der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns so Vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers ist, wie die Gaben erfreulich." —

Und später:

„Laß uns, fuhr sie nun fort, zurücke kehren! die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich zu schwätzen."

Offenbare Zeichen der Zuneigung bei einem so wenig empfindsamen Mädchen. Sie bewegt sich auf der Grenze zwischen schlichter Natur und höherer zarter Bildung. Natürlich zart ist, wie sie mit Hermann, vertraulich auf den Krug gelehnt, auf dem Mäuerchen am Brunnen sitzt.

„ — — Jedoch ihr von Liebe zu sprechen,
Wär' ihm unmöglich gewesen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden." (VII. S. 68.)

Gegen den vor Schüchternheit stotternden Jüngling erscheint sie gefaßt, sicher, leicht entschlossen in der Erwiederung auf seinen Antrag. Die vielerfahrene, hülflose, in der traurigen Zeit auf der Wanderung dem schwankenden Rufe blos gestellte Jungfrau ist zum Dienen in einem Hause, dem ein so guter und verständiger Sohn angehört, gleich bereit, die Zuneigung kommt als tieferer Beweggrund dazu. Diese Neigung aber ist unter dem Gewande der Leichtigkeit, Gewandtheit und des verständigen Benehmens verhüllt. Und konnte sie denn auch in ihrer Armuth wagen, so kühn zu hoffen? Ihr selbst kaum bewußt, liegt der Keim im tiefsten Herzen verborgen, der erst im Verlauf des Gesprächs und Benehmens von Hermann wächst. Hermann hat das Bekenntniß ihres Berufs vernommen, sieht ihre pflegende Sorgfalt im Kreise der Pachtersfamilie, vernimmt die Worte ihres Dankes, die kindliche herzliche Zartheit gegen die weinende Frau, vernimmt ihres „Segens Gelispel," die schwesterliche Begegnung der übrigen Weiber, das Weinen der über ihr Weggehen kaum zu beschwichtigenden Kinder. Ueberall Zeichen des zartesten

Digitized by

Familienſinnes. Beim Schreiten durch die hohen Kornfelder dieſelbe erquickliche Innerlichkeit in ihrem Geſpräch. Recht gemüthlich iſt das Verlangen, im Voraus zu wiſſen, wie ſie den Eltern und auch dem Sohne begegnen müſſe, um ihre Zufriedenheit zu gewinnen. Beiden hofft ſie ganz genügen zu können durch herzliche Ergebenheit und gefälliges Begegnen. Auf die dritte Frage, nachdem ſie ſich ein wenig unter dem Birnbaum niedergeſetzt haben, ergreift Hermann ihre Hand und verräth ſich ihr gewiß hinlänglich in den Worten:

„Laß dein Herz dir es ſagen und folg' ihm frei nur in allem!"

Beide ſitzen eine Weile ſtill und ſchweigend neben einander. Dann bricht ſie gewandt und leicht die Stille durch die Erinnerung an den ſüßen Schein des Mondes, den herrlichen Begleiter ihrer zarten Gefühle. Wieder verräth ſich ihr gewiß deutlich genug Hermann in der Antwort auf die Frage nach den Fenſtern jenes Zimmers, das am beleuchteten elterlichen Hauſe ſichtbar wird:

„Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hauſe." —

Die Gefühle ſteigern ſich, als ſie, im Dunkel ausgleitend, dem Jüngling in die Arme fällt, und dieſe zu verbergen, greift ſie mit Leichtigkeit zum Scherze über das Knacken des Fußes.

Zur Erläuterung dieſes leichten, lieblichen und heitern Weſens dem tief bewegten und ernſten Jünglinge gegenüber, dienen die treffenden Worte W. v. Humboldts: „Welche treffende Schilderung der ſchönen Leichtigkeit des weiblichen Charakters, mit welcher die Weiber, durch ihr ganzes Weſen idealiſcher und künſtleriſcher geſtimmt; die Liebe nur wie ein anmuthiges Spiel behandeln, und an dies Spiel dennoch reiner und wahrer ihr ganzes Daſein hingeben, als der ſchwerfälligere Mann an den feierlichen Ernſt ſeiner Gefühle."

Edle Ruhe, ein feſtes Gleichgewicht des Innern, antike Selbſtgenügſamkeit iſt überall als ein Hauptzug in Dorotheen hervorgetreten. Mit ſtillem Gemüthe „hat ſie des Bräutigams Tod getragen, ohne leidenſchaftlichen Kampf, mit klarer Beſonnenheit und tiefer Gemüthskraft hat ſie den ruhigen Entſchluß gefaßt, dem Antrage Hermanns zu folgen und ihre Gemeinde zu verlaſſen; während die Frau und Kinder beim Abſchiednehmen weinen, behauptet ſie ſelbſt auch bei den herz-

Digitized by Google

lichsten Abschiedsworten, die sie spricht, durchaus ihre Fassung" *). Ebenso zeigt auch das weitere Gespräch mit Hermann bei aller Zartheit und Tiefe der Empfindung doch kaum den leisen Anflug von schwächlicher Empfindsamkeit: wir bewundern in ihr die stille Größe antiker Frauen-Charaktere. Dagegen sehen wir sie im Hause von Hermanns Eltern auf einmal im Innersten aufgeregt, als der Vater die scherzenden Worte gesprochen hat.

„Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergossen; doch hielt sie sich noch und nahm sich zusammen."

Nach des Pfarrers versuchenden Worten:

„Und sie hielt sich nicht mehr; es zeigten sich ihre Gefühle
Mächtig, es hob sich die Brust, aus der ein Seufzer hervordrang,
Und sie sagte sogleich mit heiß vergossenen Thränen: " ꝛc.

Endlich die Worte: „Doch der Krankende fühlt auch schmerzlich die leise Berührung" (IX. S. 85) zeugen von einer außerordentlichen Reizbarkeit, wie sie nur irgend dem zarten weiblichen Geschlechte eigenthümlich sind. Die im tiefsten Herzen ruhende Neigung zu dem Jünglinge bricht hier mit aller Macht hervor, ihrer körperlichen und moralischen Kraft entspricht auch ein kräftiges Gefühl der Liebe. Die viel erfahrene und geprüfte Jungfrau ist entschlossen, trotz des heulenden Sturmes und unter dem Grollen des Donners wieder hinauszugehen, um nicht am Ende mit der verschlossenen Empfindung des Herzens in Kurzem es mit ansehen zu müssen, daß der Geliebte eine Andere als Braut ins Haus führt. Aber bald kehrt, da Alles nach Wunsche sich gelöst hat, die frühere milde Ruhe zurück; in lieblicher Anmuth neigt sie sich vor dem noch nicht ganz beruhigten Vater, küßt ihm die zurückgezogene Hand und erobert schnell seine Gunst mit herzlichen Worten. Als sie endlich veranlaßt wird, sich über den Ring am Finger zu erklären, und die Abschiedsworte ihres frühern Bräutigams wiederholt, von deren Wahrheit sie tief durchdrungen ist, erstaunen wir mit den Anwesenden über die Hoheit der Gesinnung und die Empfänglichkeit für idealische Lebensauffassung.

Neben ihr strahlt in höherem Glanze auch Hermanns

*) Viehoff, Archiv I. 4. S. 92.

Bild, durch den Ausdruck vaterländiſcher Geſinnung verklärt. Und ſo iſt in der Verbindung Beider „der männliche Muth gepaart mit jener ſanften, aber nicht minder hohen Geſinnung, welche jedes Glück dankbar ergreift, aber Keinem vertraut und andere und beſſere Güter kennt, als deren Beſitz trüglich und deren Daſein vergänglich iſt.“

Außer dem früheren Bräutigam, der als ein Opfer des Kampfes für die edelſten Ideen der Freiheit in Paris ſelbſt gefallen war, und nun wie ein Stern des Jenſeits hereinleuchtet in das Gemälde mit ſeinem durch und durch idealiſchen Gemüthe, deſſen Gedanken und Worte auch die der Dorothea geworden ſind und ihr einen Nimbus göttlicher Hoheit verleihen, treffen wir auf dieſer Seite auch einen noch kräftig mithandelnden Charakter an, deſſen Grundzüge wir gleich hier angeben wollen.

Der Richter

iſt der ordnende Verſtand der flüchtigen, wirr und haſtig durch einander ſich bewegenden Maſſe, der weiſe, würdige Volksführer; ein Wort von ihm, eine ernſte Zurechtweiſung reicht hin, Ruhe und Eintracht in der hadernden Schaar wieder herzuſtellen (V. S. 49). Mit ſeinem väterlichen Ernſte, mit reicher Erfahrung ausgeſtattet, von der Klarheit eines Weiſen umſtrahlt, ſteht er vor uns wie ein Moſes oder Joſua, welche einſt das Volk Gottes auf ſeiner Irrfahrt durch die Wüſte führten. Hat doch das Zeitalter eine neue Wüſte mitten im bevölkerten Europa geſchaffen! Prophetiſch läßt er, die verhängnißvolle Gegenwart mit fernen Jahrhunderten einer großen Vergangenheit vergleichend, ahnungsvolle Blicke ſelbſt in die Zukunft werfen. Wo etwas fehlt, iſt er immer hülfreich da; ſo iſt es rührend, wie er in die Familie der Wöchnerin zu gleicher Zeit mit Dorothea und Hermann eintritt, an jeder Hand ein Kind führend, um die verlornen und nun wieder gefundenen der Mutter zuzuführen. Gemüth und Verſtand ſpricht ſich in ſeiner Erzählung der erlebten Gräuel, wie der großen Thaten aus, väterlich ſorgt er für ſeine Leute, mit welcher Theilnahme empfiehlt er die Dorothea dem Hermann! Dafür empfängt er von ihr den herzlichſten Dank, da er ihr wie ein zweiter Vater beigeſtanden hat.

Digitized by Google

Hieran mögen sich nun die beiden Freunde der Eltern Hermanns schließen.

Der Pfarrer

wird von dem Dichter selbst gleich bei seinem ersten Auftritt treffend charakterisirt.

„ — — — — Der edle verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Bestimmung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften."

Frische und Beweglichkeit ist mit Besonnenheit und Würde, feinere, durch Studium und Lebenserfahrung erworbene Bildung mit der Einfachheit eines praktischen, auf Erkenntniß und Erziehung des moralischen Sinnes im Menschen, Cultur auf die gesundeste Weise mit Natur gepaart. Ein ächter Vertreter schöner Humanität, der durch seine intellectuelle Ueberlegenheit geeignet ist, Zweifel zu lösen, Streitigkeiten zu schlichten, mit psychologischem Tiefblicke das Unklare aufzuklären, Verwirrungen zu entwirren und hierdurch, wie durch seine warme Theilnahme an Allem Vertrauen einzuflößen. Im ersten Gespräch nimmt er die unschädlichen Triebe, welche die gute Mutter Natur dem Menschen gab, in Schutz gegen den Tadel einseitiger verdrießlicher Reflexion und zeigt, wie aus der Neugier das Gute entspringe. Dieselbe ruhige, unbefangene Betrachtungsweise liegt in dem Gespräche mit dem Richter zu Tage, wo er auf das Gute hinweist, was selbst aus Krieg und Aufruhr hervorgeht (VI. S. 55). Sein psychologischer Blick entdeckt in Hermann sogleich die ganze Veränderung, die mit seinem Inneren vorgegangen ist (II. z. Anf.), in der richtigen Beurtheilung desselben überhaupt stimmt er mit der Mutter überein, indem er mit klarem Ueberblick und mit Bewußtsein dasselbe hat, was diese aus unmittelbarem mütterlichen Gefühle besitzt. Als der Vater polternd und scheltend den Sohn ganz verkennt und seine schrankenlose Verbesserungs- und Umformungssucht ausspricht, nimmt er wieder die Natur des Einzelnen als seine göttliche Bestimmung und Anlage in Schutz und weist, indem er einen Ueberblick des

ganzen Menschenlebens giebt, die Nothwendigkeit jedes Standes und jeder Richtung nach: denn „jeder Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig," preist aber besonders das Glück eines ruhigen, besonnenen Ackerbürgers, wie Hermann es ist, und nimmt dessen „ruhig Bemühen" in Schutz. (Auch dies ist wieder ganz im Einklange mit den Worten der Mutter (III. S. 27):

„Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich".) Er ist ein solcher Verehrer der unverfälschten Natur, daß er den Vater (V. z. Auf.) bewegen will, die Wahl seines Sohnes ohne weitere Prüfung anzunehmen. Weil er Hermanns Natur von Kind auf kennt und weiß, daß derselbe nur das ihm Gemäße ergreift, aber auch das Begehrte um so mehr festhält, so dringt er auf augenblickliche Einwilligung. — Er ist ein „Weltbürger," worauf der fünfte Gesang durch seine Ueberschrift hinweist; denn klar liegen die Weltverhältnisse vor seinem Blicke. Mutter und Sohn vertrauen ihm daher unbedingt, und der Vater läßt sich durch ihn allein eines Besseren belehren; als der Apotheker zur Vorsicht räth und sich als Kundschafter anbietet, bittet Hermann den Pfarrer, er möchte mitgehen. Seinem Charakter gemäß benimmt er sich auch draußen bei der Gemeinde der Ausgewanderten. Während der Apotheker beweglich und gefällig herumspäht, immer spürend und scharf abwägend für den ganz bestimmten Zweck, ziehen den Pfarrer vor allen Dingen die allgemein menschlichen Verhältnisse an. Im Gespräche mit dem Richter hebt er sogleich den Gegensatz eines alltäglichen, ruhig und geordnet verlaufenden Lebens mit der Unruhe und Verwirrung hervor und bewundert den siegreichen Verstand und die Würde des Weisen; sodann beweist er seinen Weltüberblick und sein denkendes Auffassen in der Vergleichung der Gegenwart mit den denkwürdigsten Ereignissen einer fernen Vergangenheit, er sieht in dem Richter gleich einen Moses oder Josua. Die Schicksale der Auswanderer überhaupt interessiren ihn und er überläßt gern dem Freunde das Geschäft des Umherspähens, um sich unterdessen weiter mit dem Richter zu unterreden. Wie schon oben bemerkt wurde,

Digitized by Google

weiß er den noch über die Täuschungen und Greuel der jüngsten Vergangenheit erzürnten Mann auf das Gute und Erhebende daran hinzulenken und so zu einer vollständigen und gerechten Auffassung der menschlichen Schicksale zu bringen. *Durch Anarchie hindurch geht der Weg zu einer höheren Ordnung, durch Zerstörung zu einer neuen besseren Schöpfung; so wird das Unglück der Lehrer und Beglücker der Menschheit.* Als er dann das aufgefundene Mädchen sieht, ist er der warme Verehrer ihres anmuthigen Wesens und schließt voll edeln Vertrauens von der Erscheinung auch auf eine reine Seele (VI. S. 58). Im Gegensatze zu dieser idealen Auffassung und Behandlung der Verhältnisse, die ein kritisches Untersuchen bis ins Einzelnste sich gern erläßt, ist der Apotheker noch immer mißtrauisch. Salbungsvoll ist dann die kurze Rede zum Abschiede von dem Richter und von thätiger Liebe zeugt sein reichliches Geschenk an die Armen (ebend. S. 60). Wärme des Gefühls und rege Theilnahme an Leid und Freude Anderer ist unverkennbar; aber durch Studium und Amt ist er zu einer so ruhigen unbefangenen Betrachtungsweise, ohne ängstliche Einseitigkeit oder empfindliche selbstische Reizbarkeit gelangt, daß er, immer gefaßt und sich selbst vollkommen besitzend, die Dinge und ihre Eindrücke vollkommen beherrscht, sie nicht unmittelbar auf sich eindringen läßt.

Durch Besonnenheit bricht er die Gewalt der Eindrücke, durch Reflexion vermag er die Dinge in eine Entfernung zu rücken, wo sie ihm nur wenig anhaben können, selbst die sittlichen Zustände, die Gemüthsaufregungen, die heftigsten Seelenstürme der ihm Nahestehenden weiß er, wie ein Seelenarzt, in eine objective Stellung zu sich zu bringen, kurz, er erhält sich immer in ruhigem Gleichgewichte. Daher theilt er nicht die heftige Ungeduld mit den Anderen, die am Abend im elterlichen Hause gespannt auf Hermann und den Ausgang seiner Angelegenheit warten; er scheint in kühler Theilnahmlosigkeit dem Schmerze der Betheiligten gegenüber zu stehen. Aber als der Apotheker gelassen auf ein Universalmittel gegen alle Ungeduld hindeutet, ist er begierig, das Kunststück des Alten kennen zu lernen; denn das moralische Gebiet ist ja

Digitized by

der Gegenstand seines Denkens und seiner Praxis. Aber er muß seine Unzufriedenheit darüber aussprechen, daß der Tod als reines Schreckbild, als Medusenhaupt den Menschen entgegen gehalten werde; die lächelnde Miene bekundet den Weisen und seine Ansicht, daß man immer das Leben im Tode, nicht den Tod im Tode, vielmehr den ewigen Kreislauf des Lebens aufweisen müsse, zeugt von wahrer Humanität und Erkenntniß. Als nun aber das liebende Paar eingetreten ist und die gutmüthigen Scherzworte des Vaters das Mädchen tief erregt haben, Hermann bange ihm zuwinkt, sich ins Mittel zu schlagen und den Knoten sogleich zu lösen: da drängt er wieder die unmittelbare Gefühlsregung zurück, schaut dem Mädchen ruhig ins thränende Auge und beschließt, durch Verstellung die Verwirrung noch hinzuhalten, indem er dasselbe Mittel, was die Fremde so außer sich bringt, bewußt anwendet, den schweren Beruf einer Dienerin schroff vorhält und wegen der unpassenden Empfindlichkeit Vorwürfe macht. Dadurch mußte aus dem gereizten Gemüthe vollends Alles an die Oberfläche herausgetrieben werden. Und der Kluge täuscht sich nicht, der Plan, des Mädchens Herz zu prüfen, gelingt. Von der Vortrefflichkeit ihres Gemüths, dem Adel ihrer ganzen Gesinnung war man nach den eingezogenen Erkundigungen vollkommen überzeugt; jetzt handelte es sich nur noch um die Gewißheit, ob sie auch Hermanns Gefühle gleich stark erwiederte. Dorothea, dadurch ganz aus dem Gleichgewicht gebracht, entschloß sich, um nicht in ihrer Gereiztheit von den Anwesenden ganz mißverstanden zu werden, das offen zu bekennen, was sie sonst tief im Herzen verborgen gehalten hätte. Ebenso fragt er, als er sich wegen dieser anscheinenden Härte oder Schalkhaftigkeit durch das Gelingen und den guten Erfolg gerechtfertigt, und nun die Verlobung vollzogen hat, freundlich scherzend nach der Bedeutung ihres goldenen Ringes. — Wir ehren den Mann, der so edle und treffende Ansichten ausgesprochen hat, auch wegen seiner Klugheit, den Zweck scharf im Auge zu behalten, ohne sich vom Mitgefühl hinreißen zu lassen, wo es gilt zu handeln und eine Entscheidung herbeizuführen. — Und damit uns diese Geschicklichkeit nicht zu überraschend vorkomme, hat der Dichter früher

(VI. S. 65.) angedeutet, daß er als Begleiter des jungen Barons lange in höherer Gesellschaft gelebt, große Städte kennen gelernt und selbst den Wagen täglich gelenkt hat*).

Der Apotheker

ist dem idealen und tiefsten Charakter des Pfarrers entgegengesetzt durch sein engherziges Hängen am Besitze, an alten Gebräuchen und durch grämelnde Betrachtungsweise der Lebensverhältnisse überhaupt. Er hat an Allem etwas auszusetzen und sieht die negative Seite immer zuerst und in stärkerem Lichte. Er sieht die Verwirrung und das Unglück der Zeit am ängstlichsten an, tadelt sehr verstimmt gleich beim ersten Auftreten (I. S. 6 ff.) die Neugier der gaffenden Menschen bei fremdem Unglück, und erfährt deshalb eine zurechtweisende Erwiederung vom Pfarrer. Dann entwirft er ein trauriges Gemälde von der Verwirrung beim Zuge der Vertriebenen (S. 7 und 8), mit reflectirenden Bemerkungen zum Nachtheil der Menschennatur durchzogen. Und als die Anderen schon heiter die Gläser anstoßen, sitzt er noch immer unbeweglich und denkend da, so daß der Wirth auf Gottes Vorsehung und den Segen der Stadt seit dem Brande und auf den Rhein als die beste Schutzmauer hinweisen muß (S. 10 f.). Als aber Hermann durch seinen, wenn gleich günstigen Bericht über den Zug der Auswanderer den Gegenstand seiner Befürchtungen wieder angeregt hat, spricht er seine Freude darüber aus, in dieser bösen Zeit so allein, ohne Familie und daher ohne die ängstliche Sorge der Familienväter dazustehen (II. S. 16), so daß er von Hermann zurecht gewiesen werden muß. Den Ansichten des Wirths über Cultur, neue Bauten

*) Humboldt hat sich ausführlich über das Benehmen des Pfarrers im letzten Gesange ausgesprochen, weil es als ein Widerspruch mit dem ihm eigenthümlichen Charakter erscheinen könnte, daß er das arme Mädchen so quält. Er zählt, um dies Bedenken zu beseitigen, den Pfarrer zu den „eigentlich natürlichen, rein realistischen Charakteren," die in ihrer Kraft und Gesundheit sich nicht so tief in das Innere der Andern hineindenken und auf Empfindlichkeit keine Rücksicht nehmen. Doch muß man wohl Viehoff beistimmen, daß dies Benehmen nur eine Aeußerung seiner ruhigen, denkenden Besonnenheit sei, wonach er sich von seinem Mitgefühl nur nicht beherrschen lasse.

Digitized by Google

und Anlagen giebt er seinen Beifall, aber nicht aus innerer Uebereinstimmung und aus Grundsätzen, sondern weil dergleichen Mode ist, und unterläßt die Erneuerung seines Hauses, weil es zu viel koste; zugleich verdrießt es ihn, daß der alte Geschmack nicht mehr gelte und jetzt das Material der Geräthe mehr als die künstliche Verzierung geschätzt werde (III. S. 28 f.). Sehr bereitwillig und dienstfertig ist er, als es gilt, das Mädchen auszukundschaften und zu prüfen. Eine gutmüthige Hastigkeit spricht sich darin aus nebst dem Vertrauen auf seinen Spürsinn und seine Menschenkenntniß, die er als Apotheker in lebhaftem Verkehr mit Andern erworben und bewährt hat (V. S. 44). Während dann der Pfarrer in der Gemeinde der Auswanderer sich in ein Gespräch mit dem Richter einläßt, späht er emsig überall umher (VI. S. 51). Behende tritt er heran, als er das Mädchen nach der Beschreibung aufgefunden hat, stimmt aber keineswegs gleich in das vertrauenvolle Lob ein, sondern gebietet Vorsicht; denn man dürfe dem Aeußeren sogleich nicht trauen, müsse recht genau prüfen. Zugleich tritt auch hier, wie oben, als er vor Uebereilung warnt, seine Vorliebe für sprichwörtliche Lebensregeln auf. Durch seine Bedenklichkeit dämpft er gern jede Erregung der Gefühle. Geradezu komisch ist dann beim Abschiede vom Richter, als der Pfarrer ein Goldstück zur Spende an die Armen zurückläßt, und er, durch dessen Worte angeregt zum Wohlthun, nichts an Geld bei sich hat, aber doch einige Pfeifen guten Knasters hingiebt. Wie nun Hermann, als sie ihm Glück wünschen, seine Bedenklichkeit äußert, kann er es nicht unterlassen, die alte Mode, wonach man um das Mädchen durch einen Freiersmann werben ließ, herauszustreichen gegen die neue, selbst für sich zu werben auf die Gefahr hin, beschämt abziehen zu müssen (V. S. 62. 63). Wie ängstlich setzt er sich dann in den Wagen, da er dem Pfarrer das Geschick zum Fahren, trotz der Versicherung vom Gegentheil, nicht zutraut (S. 64)! Die letzte Aeußerung von ihm ist die, wo er bei der Ungeduld der beiden Eheleute die Art erzählt, wie sein Vater ihm als Knaben dieselbe auf immer benommen habe durch das Vorhalten des Todes als eines Schreckbildes (IX. S. 81). Wir sehen einen

höchst beweglichen, hastigen, heftigen Knaben vor uns, dem der Vater durch sein kühles Verfahren das Blut in den Adern erstarren macht. Der Hang zum Reflectiren findet so in seiner ursprünglichen Natur und der Erziehung eine Erklärung. Er ist seinem ganzen Wesen nach durch die Alles angrämelnde Bedenklichkeit, die Säuerlichkeit und Halbcultur die komische Person, ist aber dabei gutmüthig und sehr dienstfertig, wo es nur etwas zu thun giebt.

Idee.

Unter Idee verstehen wir nicht, was die gemeine Sprache so oft damit bezeichnet, eine bloße Vorstellung, etwas rein Subjectives der Sache, dem Objectiven gegenüber oder wohl gar im Gegensatze dazu; auch kein bloßes Gedankending, wie es das nominalistische, abstract-verstandesmäßige Denken nimmt, sondern ein dem Wirklichen innewohnendes Concretes, das Innerliche, welches in irgend einem Gebiete des Natur- oder Geisteslebens zur Erscheinung kommt. Wie man von einer Seele im thierischen oder menschlichen Körper spricht und darunter das Beherrschende, Gestaltende, Belebende dieses Organismus selbst versteht, das, was diesen Körper zu einem Organismus macht: so verstehen wir unter der Idee eines Kunstwerks die Seele, welche sich eben in dieser Form Wirklichkeit gegeben hat, oder den geistigen Kern des Ganzen, der uns als Frucht vom Künstler dargeboten wird. Dies Innere, diese geistige Gestalt schwebte dem Künstler vor, dieses Bild trieb ihn zum Schaffen und ließ ihm keine Ruhe, als bis er ihm Genüge gethan und einen Leib angebildet hatte. Ein großer Künstler aber, und ganz besonders der Dichter, steht im Dienste Gottes, der durch ihn zu seinen Zeitgenossen redet über das, was dem Volke an das Herz zu legen ist; er hat allerdings auch eine Intention, nur nicht in dem gemeinen Sinne einer Berechnung für ganz vereinzelte, oft sehr selbstsüchtige Zwecke; in solchem Sinne handelt selbst im gewöhnlichen Leben ein edler Mensch nie; denn wenn man „die Absicht merkt, ist man verstimmt." Eben, was ihn ergriff und mächtig bewegte, auch Anderen zu sagen, dies war seine Absicht, Tendenz. In diesem Sinne spricht Göthe selbst sehr oft von dem richtigen Lesen und Verstehen

Digitized by Google

eines Gedichts, daß man nämlich die Intention des Dichters herausmerken und danach das Ganze beurtheilen müsse.

Andererseits tadelt er das grüblerische, unnatürliche, auf Verstandesabstractionen beruhende Zertrennen und Zerlegen dessen, was ursprünglich in Eins gewachsen ist*). „Die Deutschen sind wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. — Ei, so habt doch endlich einmal Courage, Euch den Eindrücken hinzugeben, Euch ergötzen zu lassen, Euch rühren zu lassen, Euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre Alles eitel, wenn es nicht irgend abstracter Gedanke und Idee wäre! — Es war im Ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstractem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß Andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen. Das einzige Product von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, waren etwa meine Wahlverwandtschaften. Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden; aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden wäre! Vielmehr bin ich der Meinung:

je incommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Production, desto besser."

Also wir müssen uns sehr hüten, vor der ganz prosaischen Manier, die früher nicht selten war, eine Lehre, wie in einer Aesopischen Fabel, zu denken, die der Dichter, um anzulocken, in ein reizendes Gewand gehüllt habe; vielmehr spricht der Dichter unwillkürlich sein Inneres, seine Weltansicht, einen

*) Gespräche mit Eckermann. III. 171.

der Gegenwart entnommenen oder angehörigen Gedanken aus. Dieses Innere ist gleichsam das Centrum zur Peripherie des sinnlich Ausgeprägten, und bei der Lectüre bis dahin vorzudringen, dasselbe nicht blos in der Form der Empfindung zu haben, sondern sich denkend klar zu machen, in einen möglichst kurzen und doch concreten Gedankenausdruck zusammenfassend auszusprechen, fühlt sich der nachdenkliche Leser genöthigt. Dies ist aber keine kleine Arbeit; nirgends kann man Jemandem besser und eindringlicher den Ernst tüchtiger Kunstbetrachtung nahe bringen, als bei der gründlichen Beantwortung der Frage nach der Idee eines Epos oder Dramas.

Fragt man sich nun bei dem vorliegenden epischen Gedicht, was denn eigentlich die Bedeutung des Ganzen sei, so drängen sich gar manche Gedanken auf. Im ersten Gespräch der Freunde mit dem Wirthe wird gezeigt, wie der Mensch im Unglück sich Ruhe und Zufriedenheit erhält; im Streite der beiden Eltern über das Betragen des Sohnes wird klar gemacht, daß Jeder nur in der Beibehaltung und Ausbildung seines natürlichen, individuellen Charakters sein Glück findet; in Hermanns entschlossener Aeußerung über den Antheil an der Gefahr, wie das Betragen Einzelner mit dem Strome der Zeit und der Ereignisse in Einklang zu setzen sei. Der Dichter zeigt weiterhin, daß man sich nur behaupten könne gegen alle äußern Stürme, wenn man, seinem geraden und gesunden Sinne getreu, jedem höheren und besseren Eindruck sich offen erhält, aber jedem Geiste der Verwirrung und Unruhe mit Muth und Ausdauer widersteht. Indem Jeder seiner Eigenthümlichkeit folgt, geht aus der allgemeinen Verschiedenheit doch Einheit im Ganzen hervor; die äußeren Ereignisse und Zerrüttungen erhalten alsdann die Thätigkeit der Kräfte rege und wecken alles Edle, aber der Mensch formt darum nicht weniger die Welt nach sich selbst. „In der Gegeneinanderstellung der Meinung Hermanns und des früheren Verlobten der Dorothea über Zeitumstände überhaupt" sagt W. v. Humboldt „wird gezeigt, wie das, was der Mensch in sich schaffen und umwandeln kann, mit demjenigen, was außer den Grenzen seiner Macht, mit ihm selbst und um ihn vorgeht, so vereinbar sei, daß beides wohlthätig auf einander

zender hervortreten. In sich selbst, so lehrt der weise Dichter, trägt der Mensch, wenn er seiner Natur und Bestimmung treu bleibt, das Fundament des Wiederaufbaues; sinkt auch Alles herum in Asche, so hält ihn doch der Idealismus des Denkens und Wollens (vgl. Dorothea VI, IX, die letzten Worte des verstorbenen Bräutigams IX), aufrecht, der den Fuß, in edler Resignation auf das sogenannte Glück der Welt, nirgends fest aufzusetzen gebietet. Die Noth aber, der Kampf mit den feindlichen Mächten, treibt den kräftigen Menschen in sein Inneres hinein und lehrt ihn alles irdische Gut geringschätzen, nimmt der verwundeten Seele, die schon so Vieles, auch das Theuerste dahinsinken sah, das feste Vertrauen auf menschliche Verhältnisse überhaupt (vgl. Dorotheens Gereiztheit und ihren Glauben an die Worte des edeln Freiheitshelden) und tröstet ihn neben der hülfreichen Thätigkeit für das Wohl Anderer, mit dem Hinblicke auf das Jenseits oder auf die bessere Zukunft, — tröstet, ohne jedoch vollständig zu befriedigen (so lebt Dorothea in der wehmüthig-schwärmerischen Erinnerung an den verstorbenen Bräutigam, während Hermann in seiner Einsamkeit sehnsüchtig von der Zukunft Befriedigung hofft). Dies Glück verleiht nur der bleibende innige Anschluß an ein gleichgesinntes Gemüth, der Besitz eines verkörperten Idealen, eines nicht blos gedachten, sondern wirklichen, das um und bei mir ist, aus dessen Augen mir die eigene Seele widerstrahlt, in welchem ich gleichsam ausruhe, wenn mich der Kampf im Leben ermüdet oder Widerliches abgestoßen hat, ja, für welches und zu dessen Freude ich eigentlich am liebsten thätig bin. Erst in dem Geliebten besitze ich die Welt, besitze ich mich selbst recht, das Jenseits ist mit dem Diesseits vermählt, der Himmel auf die Erde versetzt, ich habe das volle Leben, die rechte Kraft, den wahren Muth (Hermanns letzte Worte), mit unbezwinglicher Tapferkeit allen feindlichen Mächten der Ordnung, zu widerstehen. Von der Seite der (objectiven) Verhältnisse aber angesehen, ist nicht der einzelne Mensch für sich das Fundament des Lebens, die ganze Menschheit; sondern die Einheit von Empfänglichkeit und Energie umschließt die Elemente des ganzen Lebens: erst Weib und Mann zusammen können die Geschichte nach jedem

Digitized by Google

Untergange in der Zeugung einer Familie thatsächlich wieder erneuen. Die Liebe ist die Schöpfermacht, welche auf den Ruinen mit frischem Vertrauen ein junges Leben wieder emporgrünen läßt. „Darum stechen Hermann und Dorothea so hervor, beide müssen sich suchen und finden; beide repräsentiren uns wirklich die ganze Menschheit und können es wagen, trotz der Revolution, welche die Auswanderer am Städtchen vorbeischwemmt und deren Welle die Perle Dorothea an sein Ufer geworfen, sich eine gemeinsame Zukunft zu begründen" *).

Hiernach würde sich die Idee des Stücks aussprechen lassen als: Darstellung der bildenden Grundkräfte alles Lebens im Inneren des Menschen oder des ewigen Gehalts in den Gesinnungen und Handlungen der Menschen, der auch im Zerbrechen aller politischen Formen ausdauert. Die Hebel aber aller Weiterbildung sind entweder negative, Widerstreit, Unglück, Gefahr und Noth, oder positive, und zwar in vorzüglicherem Grade, die Liebe, sei es die Mutter- oder die Gattenliebe oder die allgemeine Menschenliebe **). Jenes, die Noth, erregt und steigert die Thätigkeit, dieses, die Liebe, erzeugt und ersetzt, erhält sie.

---

*) Rosenkranz a. a. O. S. 334.

**) Auf das verwandtschaftliche Verhältniß dieses Epos mit dem Mährchen von der Schlange hat schon Rosenkranz hingewiesen; in beiden wird die Schöpfermacht der Liebe dargestellt. Im Mährchen werden als die herrschenden Mächte des Lebens Majestät, Gewalt, Schein und Weisheit genannt, von dem letzten Geheimnisse aber heißt es: „Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr!" Der Menschheitsdom aber ist „der Tempel der Freiheit, worin Macht und Unschuld durch die Liebe sich verbinden" (Rosenkranz). Auch dort, nachdem in den „Erzählungen der Ausgewanderten" die Schwankungen des Privatlebens, wie sie mit den öffentlichen Thatsachen in Zusammenhang stehen, die Schuld des Einzelnen im Verhältnisse zu den Erschütterungen des Ganzen zur Anschauung vorgeführt sind, siegt die Liebe über die Verwüstung des Todes und die Schuld des Lebens. Was hier nur traumartig angedeutet wird, dasselbe erblicken wir als real gegenwärtig in Hermann und Dorothea. Dies spricht zugleich mit für die obige Auffassung der Idee, daß die Liebe die bildende Grundkraft sei, wie für den Einzelnen, so für das gemeinsame Leben im Staate, durch die Vermittelung der Ehe oder durch die Familie.

Digitized by Google

dargestellt, den Stoff unseres Gedichts aus." So W. v. Humboldt S. 214—216. *)

Zweiter synthetischer Theil: zur Kritik des Gedichts.

Prüfen wir nun nach der von uns aufgestellten Idee des Stücks den Bau des Ganzen, so werden wir zunächst den Weg durch die Charaktere, nach Wahl und inneren Gehalt, hindurch nehmen bis zur Handlung in ihrem Verlaufe nach Acten und Scenen (um diesen Vergleich mit der Construction eines Dramas anzuwenden), also vom Centrum zur Peripherie zurück. Zunächst sprechen wir noch einmal im knappsten Ausdruck die Idee aus: Noth und Liebe vollenden am schnellsten und gedeihlichsten die Bildung des Einzelnen, wie der ganzen Menschheit, wenn nur die Natur treu bewahrt und mit Liebe aller Cultur das Herz offen erhalten wird; Natur und Cultur, in das rechte Verhältniß zu einander gesetzt, lassen selbst aus Verwirrung und Unglück Harmonie und Glück hervorgehen; am schönsten vereinigen sich beide im ächten Deutschen Bürgerleben. Jene Gedanken stellen sich in den Personen plastisch vor Augen, oder sie werden auf eine ganz ungezwungene Weise von ihnen selbst ausgesprochen. Da es hier auf das richtige Verhältniß von

*) Verglichen mit unserer Fassung ist dies zu allgemein ausgedrückt; doch ist der von der damaligen Zeitbewegung und Farbe der Verhältnisse, unter denen Göthe dichtete und sein Freund ihn commentirte, angeregte Gedanke und Ton angedeutet. Ueber das richtige Verhältniß von Cultur und Natur zu einander, besonders aber über das Ideal weiblicher Würde dichteten und dachten die beiden größten Dichter; Göthe nahm seiner Natur und Stimmung nach keinen Anstand, das Weib über den Mann zu erheben und von ihm alles Glück und Heil, auch die Erlösung, wie alle seine bedeutenderen Gedichte, namentlich die Iphigenie und der Schluß des Faust beweisen, abzuleiten. Welcher Contrast unserer neueren sehnsüchtigen Zeit gegen die durchweg männliche Haltung und Stimmung des Alterthums! Hier bekommen selbst die Weiber etwas von männlicher Kraft und Straffheit, während bei uns die Männer bewundernd auf die weibliche Unmittelbarkeit des Tactes und der ihnen unerreichbaren Harmonie hinblicken.

Digitized by Google

Natur und Cultur ankommt, so werden diese beiden Potenzen in den einzelnen Personen entweder einseitig oder ausgeglichen vor Augen gestellt werden müssen. Im Großen und Ganzen liegt das Uebermaß der Cultur auf der Seite des Volkes, welches am Ende des vorigen Jahrhunderts die europäische gebildete Welt in eine heftige Bewegung setzte; an ihm also wird gezeigt, was die Ideen der Menschenrechte und der Freiheit überhaupt für Unglück bringen können, wenn man die Basis des Bestehenden, der Ordnung und des Gesetzes rücksichtslos verläßt. Auf die Deutschen wirkten diese Ideen lebhaft ein, enthusiasmirend, bis sich der Egoismus der Freiheitsapostel den wackeren Deutschen in seiner Schreckensgestalt deutlich zeigte; wie rein die Deutschen die Freiheit auffaßten, beweist das Beispiel des Bräutigams der Dorothea (der nur als Schatten aus der Erinnerung aufsteigt, sowie das Französische Volk und seine stürmische Bewegung), in dessen Abschiedsworten sich die weltüberwindende Macht des Geistes, die auf nichts Irdisches mehr sicher rechnet, auf eine ergreifende Weise ausspricht. Dieser rein idealen Weltauffassung wird nun die mehr reale, d. h. diejenige, welche am Besitze, an dem bestehenden Rechte und Gesetze mit treuem Sinne festhält, entgegengesetzt. Hermann ist derjenige, welcher seiner ganzen Natur und Neigung nach am Ackerbau haftet, also an demjenigen Geschäfte, welches sich von der Natur und deren gleichmäßiger Ordnung nie entfernt. Durch diese seine Einfachheit und Insichgeschlossenheit tritt er in einen gewissen Gegensatz zu seiner Umgebung überhaupt, und insbesondere in der allernächsten Umgebung, zu seinem Vater. Auch dieser ist Landwirth, wohlhabend sowohl durch Erbschaft, als besonders durch seine emsige Thätigkeit. Denn nach dem Brande hat er alle Kräfte zusammennehmen müssen, um vorwärts zu kommen; dieses Streben theilt die ganze Bürgerschaft mit ihm, und alle haben in jenem Unglücke einen Sporn zur Thätigkeit und zum Fortschritte, überhaupt zu ihrem Glücke gefunden. So ist es nicht zu verwundern, daß er für unbedingten Fortschritt ist, zumal da er als Gastwirth mit allerlei Menschen, auch mit Fremden täglich in Berührung kommt, um seiner Geschäfte willen manche Reisen gemacht, große

Digitized by Google

mit Anderen, wie es sein halb kaufmännisches Geschäft mit sich bringt, den Sinn für Fortschritt überhaupt und für äußere Gestaltung des Lebens gemein hat, aber das gemüthliche, aufopferungsfähige, theilnehmende, liebevolle Wesen des Gastwirths nicht ganz theilt, vielmehr sich in reflectirender, halbgelehrter Cultur festgerannt hat. In dieser Beziehung überragt ihn bei weitem der andere Freund unserer Familie, der Pfarrer, der die höchste wissenschaftliche, durch Erfahrung im Leben und durch Studium erworbene Bildung mit der Einfachheit eines naturgemäßen, ächt bürgerlichen Fühlens und Denkens in schönster Harmonie verbindet, so daß ihm von seinen Studien nur noch das Eine als das Wichtigste geblieben ist, daß er nämlich das Leben, die Neigungen und Triebe der Einzelnen beobachtet, sich dieselben aus dem Lebenszusammenhange und der Weltgeschichte richtig deutet und so durch seinen Weltüberblick immer ein richtiges Urtheil über Alles, was ihm im Leben vorkommt, und einen sicheren Tact in der Behandlung und Leitung der Menschen bewahrt. Auf diese Weise hat er vermittelt, bewußt dasselbe in sich, was die Mutter, wenigstens in Beziehung auf ihren Sohn, auf unmittelbare Weise in sich trägt; beide beurtheilen daher allein die tiefere Natur Hermanns richtig, es sind daher die rechten Vermittler zwischen den einander entgegengesetzten Seiten, der Anhänglichkeit am Bestehenden und dem unbedingten Fortschritte. Daher vernehmen wir gerade aus dem Munde des Pfarrers die Grundsätze wahrer Humanität, und wie er zwischen dem Apotheker und dem Gastwirth, dann zwischen Vater und Sohn vermittelt, und den letzteren zum Nachgeben in der wichtigsten Angelegenheit bewegt, ebenso verknüpft er den einen Kreis, nämlich den der in Rede stehenden Familie mit dem gegenüberstehenden, nämlich der an unserem Städtchen vorbeigeführten Schaar der Flüchtlinge. Diese Schaar hat ihren Mittelpunkt und Ordner in dem erfahrenen, tüchtigen und besonnenen Richter. Auch hier weiß er gleich den richtigen Gesichtspunkt in der Beurtheilung des Gegenwärtigen und Vergangenen anzugeben und das durch so trübe Erfahrungen bedingte einseitige Urtheil des Richters über das Geschick der Seinigen zu berichtigen. Der Richter ist für seine Gemeinde

Digitized by Google

daſſelbe, was der Pfarrer für jene Stadt und namentlich für ſeine Freunde iſt; er tritt daher im Gedicht nicht nur als Ordner, ſondern auch als Sprecher auf, und ſteht namentlich in einem näheren Verhältniſſe zu der Jungfrau, welche, frühzeitig verwaiſt, durch hartes Geſchick und herben Verluſt geprüft, aus ächt weiblichem Familienſinne ſich einer Familie dienend angeſchloſſen hat; er giebt den forſchenden Freunden Auskunft über das Mädchen und ſorgt noch für die Ausſcheidende, indem er zuletzt dem Hermann zarte Rückſicht auf ſie ans Herz legt. Weiterhin vermittelt der Pfarrer wiederum, als daheim im Kreiſe der Familie Mißſtimmung im ungeduldigen Warten auf die Ankunft des jungen Paares auszubrechen droht und der Apotheker eine ſehr einſeitige Anſicht von dem Tode als einem Schreckmittel äußert. Er entwickelt vielmehr die weiſeſte Anſicht vom Leben, als einem ewigen Kreislaufe, worin ſich Tod und Leben als flüſſige Uebergangspunkte in einander darſtellen. Selbſt da iſt er der glücklichſte Vermittler, als ein Mißverſtändniß den Bund, der eben geknüpft werden ſoll, für immer zu zerreißen oder gar unmöglich zu machen droht. Er weiß der Jungfrau das Geſtändniß zarteſter Neigung, welches Hermann ſehnlichſt wünſchte, zu entlocken, den Bund feſt zu knüpfen und am Schluſſe noch ein Geſtändniß des Mädchens über die Bedeutung des Ringes am Finger hervorzurufen, welches die ganze Erfahrung der Jungfrau, ihre ideale Höhe vor Augen führt und den Hermann zu einem Ausſpruche gereifter Geſinnung und Mannesкraft veranlaßt, ſo daß nun in dem Paare ein in ſich Vollendetes vor die Augen tritt. So hat, was die Mutter durch zarte Liebe zum Sohne begonnen, die Liebe zu der gebildeteren und in ſich mehr befeſtigten Jungfrau zur Reife gebracht. Hermann und Dorothea repräſentiren in ihrer innigen Vereinigung das Reale und Ideale oder Cultur und Natur in vollkommener Harmonie.

Ueberblicken wir nun noch einmal die Perſonen in ihrem Zuſammenhange, ſo ſtellen ſich nothwendig zwei Kreiſe dar, einmal muß die Cultur als auflöſend, verwirrend, zerrüttend auftreten und dagegen die Natur als die Grundkraft alles Beſtehenden aufgewieſen werden; die Cultur aber ſetzt ſelbſt

immer die Natur, über die sie nur mächtig übergreift, voraus und die Natur fordert, damit sie Gestalt gewinne und wirkliches Leben sei, als bewegenden Factor die Cultur; jene Sphäre, unruhig über sich hinausgetrieben, trachtet nothwendig nach Beruhigung, sucht wieder feste Lebensformen, die andere Sphäre aber, als fortschreitende, weist ebenfalls über sich hinaus und sucht sich durch Aufnahme fremder Elemente zu bereichern. Diejenige Macht nun, welche allein zu vereinigen, zu versöhnen, zu bilden im Stande ist, ist die Liebe. Die Liebe als weltbildende Macht wollte der Dichter verherrlichen, er konnte daher nicht etwa blos zwei Familien in einer und derselben Stadt einander gegenüber stellen, sondern er mußte zwei ganze Lebenskreise aufstellen, die durch eine weltgeschichtliche Bewegung, wodurch der eine Kreis zur Wanderung fort und an den andern vorbeistreifend herangetrieben wird, in Berührung gesetzt werden. Als Basis erscheint der feste Kreis, von welchem in der Darstellung ausgegangen und auf den der andere nur bezogen wird; deshalb versetzt uns der Dichter vom Anfang an gleich in den Familienkreis des Städtchens und läßt nur Nachricht geben von den Auswanderern, welche in geringer Entfernung vorbeikommen, während der Sohn des Hauses, der mit Unterstützungsmitteln hinausgeschickt war, noch abwesend ist. Durch ihn soll die innigere Berührung vor sich gehen mit der Jungfrau, welche ihn zu befriedigen, zu ergänzen, auszubilden allein im Stande ist. Denken wir uns also das Bild zweier Kreise, so bildet den Mittelpunkt des ersten, noch ruhigen, derjenige, in welchem Cultur und Natur aufs Vollkommenste in bewußter Weise vereinigt sind, also der Pfarrer; die Hauptpunkte der Peripherie aber sind nach der äußersten Linken hin der Apotheker, weiter rechts der Vater, dann die Mutter und im äußersten Punkte rechts der Sohn, gerade da, wo der fremde Kreis anstreift; dieser fremde Kreis hat seinen Mittelpunkt im Richter, bei welchem das Unglück, die reine Erfahrung das Bildungselement ist, der verstorbene Bräutigam steht als ideale Figur in der Peripherie und an dem Berührungspunkte mit dem ersten Kreise Dorothea. Hermanns gediegene, aber ungelenke Natur konnte nur durch eine vollkommen aus-

Digitized by Google

gebildete Jungfrau aufgeschlossen werden, welche zugleich der Natur treu geblieben ist und Kraft genug besitzt, nicht nur seine Arbeit zu theilen, sondern im Fall der Noth selbst thätig zu zu greifen *). Der Heroismus liegt natürlich auf ihrer

*) Bekanntlich hat W. von Humboldt die im VI. Ges. geschilderte Heldenthat (vergl. oben S. 41) anstößig gefunden als einen herben Zug, der im Bilde einer anmuthigen Jungfrau nur störend sei und die Phantasie gewaltsam nach einer fremden Seite hin reiße; man bekomme statt des Landmädchens, welche Anmuth mit Kraft verbinde, auf einmal eine Amazone vor die Augen. Göthe hat sich aber selbst hierüber in den Gesprächen mit Eckermann II. S. 89 ausgesprochen: „Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und drein geschlagen habe! Und doch, ohne jenen Zug ist ja der Charakter des außerordentlichen Mädchens, wie sie zu dieser Zeit und zu diesen Zuständen recht war, sogleich vernichtet und sie sinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab." Besser hätten auch wir den Dichter nicht vertheidigen können, als er selbst es mit diesen klaren Worten gethan hat. Man lese nur die Schilderung des revolutionären Zeitalters aufmerksam durch und man wird die Erzählung dieser That sehr wirksam finden; wenn solche Gräuel vorkommen konnten, so sah es gewiß sehr schlimm aus, und den bedrängten Menschen blieb, wie der Dorothea selbst, nichts weiter übrig, als auszuwandern; die Worte derselben, als sie den schnellen Entschluß, bei Hermanns Eltern in Dienst zu treten, motivirt: „Denn gelöst sind die Bande der Welt ꝛc." (s. oben S. 16), sind dadurch vollständig erklärt. Die Noth drängte sie, da gar kein anderer Ausweg übrig blieb, zu dieser heroischen That, um ihre Unschuld zu vertheidigen; ein sittlich reines, tugendhaftes Mädchen mußte so auftreten. Ein neuer Beleg für die Wahrheit der Idee, daß die Noth, der Kampf alle Kräfte des Menschen weckt und seine Bildung vollenden hilft. Endlich, was schon angedeutet ist, muß nun Jeder um so mehr wünschen, daß das edle Mädchen bald einen so biederen Gatten finde, wie Hermann war, der ihr Schutz und Obdach gewähre in so böser Zeit; sodann wäre der Stolz und die Gereiztheit, mit der Dorothea (im IX. Ges.) mitten im Gewittersturme, das Bündel unter dem Arme, wieder hinauseilen will, ohne jene harte Prüfung und thatsächliche Bewährung nicht hinlänglich gerechtfertigt. Wir sollen in dem schlichten Landmädchen den Adel und die mögliche Größe des Weibes achten lernen. Das sichere Auftreten gleich beim ersten Zusammentreffen mit Hermann, das verständige und gehaltene Wesen bei aller inneren Erregtheit, wie es vom VII. Gesange an dargestellt ist, und die innere Zustimmung, mit der sie die hohen Gedanken des früheren Bräutigams in großen Worten (am Schlusse des IX. Ges.) wiedergibt

Seite, wo so Vieles und Großes erlebt ist; sie hat der Strom der Weltgeschichte mit fortgerissen, um als Perle am Ende in dem lieblichen Städtchen ausgeworfen und von der rechten Hand gefunden zu werden. Ihre Verwandten haben gekämpft für Recht und Freiheit; den Oheim hat der Gram um die gemeinsame Angelegenheit des Städtchens hingerafft; der Schmerz um den Tod des edeln Bräutigams verleiht ihr einen Zug von Rührung, die Grundsätze desselben, die auch die ihrigen geworden sind, verklären sie mit dem Glanze idealischer Hoheit. Heil dem Jünglinge, Heil dem Hause, dem dieses herrliche Frauenbild zu Theil wird!

In der dienenden, nichts gering achtenden Geschäftigkeit und Arbeitsliebe ist unmittelbar der Berührungspunkt mit Hermanns Thätigkeitssinne und mit der Sorgsamkeit, Häuslichkeit der Mutter gegeben; der aufmerksame Beobachter erinnert sich, wie Hermann diese Tugend, im eigenen Unglück selbstvergessend noch Anderen hülfreich zu sein, — die edle Aufopferungsfähigkeit, das Geschick im Lenken des Wagens, die klugen und verständigen Worte besonders hervorhebt, während sie aus dem Wohlthätigkeitssinne von Hermanns Eltern, aus der „himmlischen Gutmüthigkeit" Hermanns (Ges. IX. S. 86 und VII. S. 67) Vertrauen und Hoffnung schöpft. Ferner entspricht dem Heroismus der Dorothea die wüthige Kraftäußerung des Knaben Hermann (IV. Ges.) gegen die Spötter des Vaters unter den Genossen, das reizbare Ehrgefühl, gegenüber den eingebildeten Handelsbübchen und Töchtern im Kaufmannshause, besonders aber der heroische Entschluß, auch dem Vaterlande als Soldat mit den Waffen dienen zu wollen, und endlich der zuletzt sich äußernde Muth festen Beharrens

---

— dies Alles ist wie aus einem Gusse, wenn wir jenen heroischen Zug als die höchste Potenz dieses früh verwaisten und in der Schule des Unglücks erzogenen edeln Wesens hinzunehmen. Das offene Geständniß ihrer Liebe zu Hermann ist ebenso ungewöhnlich und anscheinend gegen die Natur weiblicher Zartheit; aber der Drang der Verhältnisse preßt es heraus, und durch die Erziehung des Schicksals ist sie zu einer Reife gediehen, zu einer solchen Höhe emporgestiegen, welche eine freie Aeußerung des Inneren, wo es nothwendig ist, erklärlich macht, ja sogar fordert.

Digitized by Google

stimmtheit und Selbstständigkeit geführt wird. Den Sinn für Besitz theilt der Apotheker unter den Freunden am meisten, aber bis zu gemüthlos-hartem Egoismus hin, bis zum Geize, der ihn vom ehelichen Leben fern hielt; er ist der reflektirende Hagestolz, der Sonderling, ein Mittelding zwischen gelehrter und bürgerlicher Cultur. So ist er die komische Figur und lockt entweder durch sein grämelndes, säuerliches Wesen den Widerspruch und somit die volle Aeußerung ihres Inneren von Seiten der Freunde hervor, ist also die Folie für die verschiedenen Seiten oder er glättet den Ernst des Gesprächs, wie Zeit und Verhältniß ihn hervorrufen, durch seine Beisteuer, trägt zur Heiterkeit bei, giebt gegen die Würde des Ganzen ein milderndes Gegengewicht ab. Endlich trägt er, wo es das Thun, Nachspüren und dergleichen gilt, zur Aushülfe in kleinen, äußerlichen, aber doch wichtigen Dingen bei, indem er ungezwungen zugleich die dienende Person ist*); und hier offenbart sich die vortheilhaftere Seite, auch er ist gutmüthig und dienstgefällig, beweglich „wie eine Wiesel," nur darf es kein Geld kosten und deshalb unterbleibt auch, wie die Verheiratung, die nur Sorge und Noth bereiten würde, so die modischere Umgestaltung des Hauses und Gartens. Beide Enden, den Culturssinn und die wohlthuende Natürlichkeit, vereinigen die Wirthin und besonders der Pfarrer in sich, ein ächt humaner tiefblickender Weltbürger, durch Rath und That helfend, ein ganzer Mensch, wogegen der Apotheker nur ein halber ist, in universeller, innerlicher, klar-bewußter Weise, wie der Rich-

*) Vgl. H. Kurz im Komment. zu seinem Handbuche S. 235. „Der Dichter hat im Apotheker das gewiß schwierige Problem gelöst, eine sehr bedeutungslose Persönlichkeit, mit deren Ansichten sich der Leser keineswegs befreunden kann, so darzustellen, daß sie, wenn auch nicht Interesse und Theilnahme, doch jedenfalls ein behagliches Gefühl erregt. Uebrigens scheint Göthe diese Person vorzüglich deswegen eingeführt zu haben, und durch sie alle untergeordneten Handlungen vollziehen zu lassen, welche sonst durch Diener hätten gemacht werden müssen, was aber offenbar die einfach idyllische Haltung des Ganzen gestört hätte. Deßhalb hat ihn der Dichter auch vorzugsweise als einen freundlichen, thätigen Mann gezeichnet, der sich gerne in die Angelegenheiten seiner Freunde mengt und in der Besorgung unbedeutender Geschäfte ein eigenes Glück findet."

Digitized by Google

ter im anderen Kreise es darstellt in rein praktischer Form. Hermann aber ist deshalb so verschlossen, scheinbar unbildsam und ganz auf niedrige Dienste, Arbeit und Besitz erpicht, weil er eine gediegene, kräftige und zugleich tief innerliche Natur als Erbtheil der zartsinnigen Mutter hat, eine Natur, die bei aller Anhänglichkeit am Alten und dem Realen überhaupt doch so sehr empfänglich ist für alles Hohe, Edle, Gute und wirklich Schöne. Daher treten, in folgender nach dem abstrakten oder vermittelten Realismus geordneter Reihe, der Apotheker, der Vater, die Mutter und selbst der Pfarrer gegen den Schluß hin, wo das Höchste, das Vollendete in allem Glanze enthüllt werden soll an dem liebenden Paare, immer mehr zurück, und nur das ideale Bild des Verstorbenen schwebt in nächster Umgebung aus den Worten der als Weib vollendeten Dorothea als ein Phönix hervor, während außer Hermann, der den kräftigen, wahren, d. h. mit dem Idealismus versöhnten Realismus als Sieger heraufführt, alle schweigen.

Die Nothwendigkeit der Charaktere geht hieraus von selbst hervor; da es sich um Familienglück und Ehre handelt, um die Elemente des bürgerlichen und des Weltlebens überhaupt, so mußte eine volle Familie auftreten; diese wird aber durch Freunde mit dem Gemeindeleben vermittelt und in sich erweitert. Das Maß ist streng beobachtet von dem nach Hellenischem Kunststil arbeitenden Dichter; daher ist nur Ein Sohn eingeführt und die Stelle der verstorbenen Tochter soll durch die Schwiegertochter ausgefüllt werden; Freunde sind zwei vorhanden, denn „tres faciunt collegium," und zwar der eine, um mit dem realistischen, der andere, um mit dem idealen rein kosmopolitischen Elemente des damaligen Bürgerlebens zu vermitteln, alle drei für Fortschritt und Cultur, wie es die Ideen des Revolutionszeitalters mit sich brachten, gestimmt; dabei sind alle schlicht und gerade, brav in ihren Gesinnungen, theilnehmend am Schicksale Anderer, und zwar nicht blos mit Worten, sondern vielmehr durch die That. Alles ist hinausgeströmt zu den Auswanderern, die Eltern Hermanns sind allein, wegen ihres Alters und weil sie am Gaffen keinen Gefallen finden, daheim geblieben, haben aber Nahrung und Kleidung in den Wagen gepackt und den Sohn

damit zur Unterstützung der Armen hinaus geschickt; im Gespräch werden dann diese Angelegenheiten und daran sich knüpfende allgemeinen Ideen sinnig und verständig besprochen; der Pfarrer ist kein Wortmacher, sondern ächt bürgerlich gesinnt, ein wahrer Menschenfreund, der dem Richter ein Goldstück zurückläßt, während der Apotheker kein Geld eingesteckt zu haben vorgiebt und wenigstens guten Knaster — als ächter Kleinstädter — überliefert. Ebenso ist Schlichtheit und Edelmuth, ächt bürgerliche Gesinnung im anderen Kreise heimisch. Keiner bedient sich der Mittel, welche cultivirte Großstädter anzuwenden pflegen; vielmehr greift ein Jeder selbst zu, wie z. B. Hermann die selbstgekauften Hengste auch selbst anschirrt, die Hausfrau im Garten Alles selbst macht, der Apotheker selbst nachspürend umherläuft. Die durch wunderbare Leitung des Schicksals bewirkte Verheirakung eines Bürgersohnes mit einer gebildeten Jungfrau aus der Schaar der Ausgewanderten darzustellen, war zunächst der Zweck des Dichters; für Hermann war also gerade dieses Elternpaar nothwendig, eine tieffühlende, sorgsame Mutter und ein strebsamer, gutmüthiger, aber sich im Vorwärtsstreben übersliegender Vater; dann wenigstens Ein Vermittler, der in so wichtiger Familienangelegenheit schlichten und helfen konnte; für ein schlichtes, halb ländliches Bürgerleben war aber ein solcher Freund am natürlichsten der intelligente, unter Menschen freundliche Seelenhirt, der an sich poetische Pfarrer (man denke nur an Vossens Luise und an den Goldsmithschen Vicar von Wakefield!). Schon des Contrastes wegen mußte noch Einer eingeführt werden, der zugleich im Aeußerlichen aushelfen konnte, der Apotheker, der in der durch Verkehr mit Menschen erworbenen Cultur dem Wirthe näher stand, denselben aber durch einige Bücherweisheit überragte, um zugleich die wahre gelehrte Bildung des Pfarrers dadurch in ein helleres Licht zu setzen und an dem Wirthe die gesundere, zuversichtliche und theilnehmende Lebensansicht, so wie im Gegensatze zu Hermann das egoistische Besitzen und Erwerben, das kühle Berechnen und äußerliche Verhalten in Herzensangelegenheiten zu zeichnen. So hat auch das Häßliche, Negative, wie im Leben, so in dem idealen Lebensbilde des Epos

Digitized by Google

ſeine Stelle, um das Poſitive, Ewige, Wahre, Schöne recht ſcharf und wirkſam hervortreten zu laſſen.

Auf der anderen Seite, der des großen Weltlebens und der Weltgeſchicke, waren neben dem gebildeten und zum Weiterbilden der Familie und der ganzen Stadt beſtimmten Mädchen der verſtorbene Bräutigam als höherer Geiſt einzuführen, um die Reinheit der Zeitideen hervortreten zu laſſen im Gegenſatze zu der Verwilderung unter den Händen der ſelbſtſüchtigen, rein äußerlich-cultivirten Franzoſen; und kaum bedarf es eines Wortes, daß die flüchtige Maſſe eines ordnenden concentrirenden Volksführers, des Homeriſch oder bibliſch gehaltenen Richters bedurfte, an deſſen Rede ſich ſo natürlich die Expoſition der großen Weltbegebenheit knüpfen ließ; die Pachtersfamilie aber gab die beſte Staffage für Dorothea ab.

Das rein Menſchliche, ohne kaſtenartige Standesunterſchiede, das den Deutſchen ſo eigenthümliche Gemüthliche und Natürliche, bei aller Einfachheit und Schlichtheit der großartige gewichtvolle Inhalt, eine Größe, die auf innerer Gediegenheit und Schönheit beruht, — dies Alles macht unſer Gedicht zu einem Epos im wahren Sinne des Worts, welches mit Homeriſcher Einfalt und Würde den tiefen Gehalt Deutſchen Lebens und Geiſtes verbindet, und wir finden die Worte von Gervinus ganz aus unſerem Herzen geſprochen, wenn er ſagt, — dies Gedicht könnten wir getroſt einem alten Hellenen in die Hand geben, und er würde es leicht verſtehen und unſer Deutſches Bürgerleben klar vor ſich zu ſehen glauben. Die Gemüthlichkeit der Charaktere und Situationen nennt Roſenkranz (über Göthe S. 334 ff.) mit Recht entzückend und führt unter den einzelnen Fällen auch den an, daß Hermann, im Innerſten bewegt, ſeinen geliebten Birnbaum im Felde aufſucht; daß er in ſeiner Verzweiflung, da der liebſte Wunſch ihm nicht gewährt werden ſoll, ſich in den Krieg ſtürzen und das Vaterland vertheidigen will; und zwar regt ſich in ihm die ächte patriotiſche, nicht die kosmopolitiſche Tapferkeit. Aecht gemüthlich ferner iſt das Zuſammentreffen und Annähern Hermanns und Dorotheas:

a) das Wiederſpiegeln der Geſichter im Waſſerſpiegel des Brunnens;

b) das Erblicken des Kammerfensters vom elterlichen Hause, wie beide bei Mondschein unter dem Birnbaum sitzen;

c) endlich die keusche Zurückhaltung Hermanns, als ihm die Strauchelnde an die Brust sinkt.

Die Wirkung dieser Schilderungen ist im höchsten Grade fruchtbar für unser Gemüth, wir fühlen uns, obgleich die Sprache unendlich einfach ist und fast an das Gewöhnliche anstreift, so im Innersten zur Theilnahme erregt und durchweg heimisch, daß wir meinen, der Dichter habe hier unser innerstes, eigenstes Wesen dargestellt, und demjenigen Worte verliehen, was wir als unser Heiligthum anerkennen. Dies ist aber nichts Anderes, als der liebevolle, ebenso wahrhaft menschliche als ächt religiöse Zug in uns, dieses göttliche Erbtheil, wodurch wir allein uns allen Völkern, selbst den ästhetisch gebildetsten Griechen, kühn an die Seite stellen können, wodurch wir uns als ein ursprüngliches Volk, ja als das einzig ursprüngliche unter allen Völkern der neueren gebildeten Welt ausweisen, was uns zu Priestern der ächten Humanität und der Erkenntniß der Wahrheit gemacht hat. In unserem Deutschen Gemüthe haben wir die Bürgschaft, uns nie ganz vom rechten Wege ab, wie z. B. unsere Nachbarn jenseits des Rheins, in Extreme verirren zu können, selbst wenn wir für die uns zugehörige erb- und eigenthümliche Freiheit streiten; ja, durch diese Himmelskraft werden wir die Meister alles Zwiespalts und die ewigen Vertreter der theuersten Menschengüter bleiben. Vermöge unseres Gemüths sind wir der wärmsten, innigsten Hingabe an alles Hohe, Edle, Schöne in Natur und Menschenleben fähig, ohne uns, wie die üppigen Orientalen, in Genußsucht zu verlieren oder, wie die Welschen, einem reflektirenden, sophistischen Raffinement hinzugeben; wir ergreifen vielmehr das Objekt mit vollem, ganzem Herzen, so recht von innen heraus, um es ganz in uns aufzunehmen, so wie wir uns vorher an dasselbe ganz hingeben; wir sind dadurch des innigsten, wahrsten Genusses fähig, aus welchem wir gestärkt und größer hervorgehen. Diese wahre innere Größe, die zugleich ganz Milde und Süßigkeit wie volle Kraft ist, hat eben Göthe hier dargestellt

mit seiner Gefühl und klaren Blick so wunderbar vereinigenden Dichterkraft; Göthe ist in der That der Deutscheste der Deutschen Dichter, wie selbst der urgermanische Jahn und sein gemüthvoller Genosse, Arndt, zugestehen, sein Hermann und Dorothea aber ist nebst Götz von Berlichingen gewiß das nationalste Gedicht, und werth, auswendig gelernt zu werden von Jedermann, wie einst die Hellenischen Knaben den Homer lernten und sich daran für ihr Vaterland begeisterten. Wir werden zur reinen Thathingebung an die ewige Wahrheit, zur reinen Empfindung für das Wohl der Menschen auch durch dieses Gedicht gestimmt, welches Göthe selbst, wie er berichtet, nie ohne tiefe Rührung lesen konnte. „Dies kommt von der Seele der Humanität, die ihren keuschen Athem in jedes Glied des Ganzen einhaucht." (Rosenkranz.)

Daß nun alle Personen, so sehr sie auch der Natur treu geblieben sind, sich doch auf den Gipfel der reinsten Menschlichkeit erhoben haben, ideal und gemüthlich sind, hat sich ergeben aus der Reflexion darauf, wie sie an Allem lebhaften Theil nehmen, helfen, wo sie nur können, und sich zugleich über ihre Gefühle im Gespräch klar zu werden suchen; sehen wir nun auch zu, wie sehr es der Dichter verstanden hat, sie alle recht individuell hinzustellen, indem wir wenigstens einige Andeutungen geben, da diese Partie fast unerschöpflich für die eingehende Betrachtung ist. Gutmüthige Bravheit, Durchdrungensein von den Ideen der menschlichen Würde und Freiheit, von der Gleichheit aller Menschen, ohne Ansehen des Standesunterschiedes, ist allen eigen; aber Ideale sind sie deshalb doch nicht in dem Sinne, daß sie nur maskirte Gedanken wären, farb- und lebloſe Gestalten (oder meinetwegen Ungestalten); vielmehr sind sie alle, ungeachtet ihrer Idealität, leibhaftige, wirkliche, markig und bestimmt ausgeprägte Gestalten, so daß unsere Phantasie gleich in bestimmten Umrissen sie vorstellen, sie hinmalen könnte, oder mit ihnen wirklich zu verkehren und zu leben meint. Wer auch nur einmal das Gedicht aufmerksam gelesen hat, glaubt einen Tag in dem geschilderten Städtchen selbst gelebt zu haben. Worin hat dieser Zauber der Phantasie seinen Grund? Der Dichter hat nicht blos auf Erregung einer gehobenen Stim-

mung überhaupt, nicht blos auf die Erzeugung gewiſſer Ideen hingearbeitet, nicht das Unbeſtimmte hingeſprochen und gezeichnet, wie es den blos lyriſchen oder philoſophirenden Dichtern eigen iſt, ſondern er hat in ſeinem Inneren mit der Idee zugleich das ganze Lebensbild in feſten Umriſſen, in ſcharfen Contouren und angemeſſenem, lebhaftem Colorit geſchaut, und dieſe uns in Worten hingemalt. Daraus ſind denn Perſonen hervorgegangen, die auf einem ewigen Naturgrunde ruhen, völlig harmoniſch in ſich, ſelbſt nicht von Schwächen frei ſind als den nothwendigen Momenten des Ganzen, die alſo wirklich lebensfähig ſind. Doch gemalt hat Göthe eigentlich nicht, wie er ſich denn nie zu dem deſcriptiven Stile gewiſſer Vorgänger hingezogen gefühlt, ſich vielmehr zu Leſſings Geſetzen im Laokoon über den Unterſchied von Malerei und Poeſie bekannt und der Schule der antiken Dichter, des Homer und Sophokles beſonders, entſchieden angeſchloſſen hat. Dieſe Geſetze der poetiſchen Darſtellung, wie aller Kunſt überhaupt, hat W. von Humboldt ausführlich und gründlich in ſeinem Commentar entwickelt und im Einzelnen an unſerem Gedichte nachgewieſen. Wir können, unſerem praktiſchen Zwecke gemäß, ihm nicht überall hin folgen, ſondern nur auf das Weſentliche hindeuten.

Das Geheimniß beſteht in dem, was man plaſtiſch, d. h. mit wenig Mitteln, ſchlicht darſtellen nennt, in der Fähigkeit, die Einbildungskraft zur unwillkürlichen Erzeugung des totalen Bildes zu disponiren. Hierin iſt Homer Meiſter, aber der moderne Dichter ſteht auf einem univerſellen Boden, und namentlich iſt der Deutſche auf das Innerliche, die Welt des Gemüths, deſſen Wärme, Tiefe und Ernſt angewieſen; mithin muß er aus dem Inneren heraus conſtruiren und die Geſinnung an einzelnen beſtimmten kräftigen Zügen hervorbrechen und das nie darſtellbare Ganze der Idee hervorglänzen, wenigſtens ahnen laſſen. Je mehr nun Jemand fähig iſt, ſelbſt dieſes Ideale klar und in gewiſſen feſten Zügen erkennen zu laſſen, ohne je vom Boden der Anſchauung wegzuführen, deſto vollkommener iſt er; denn abſolute Congruenz der Form und des Inhalts iſt bei uns Cultur- und Chriſtenmenſchen nicht mehr in dem Grade möglich, wie bei den ju-

Digitized by

gendlichen realistischen*) Hellenen. Am meisten Sinnlichkeit, Körperlichkeit für einen idealen Inhalt des Gemüths, ohne je dem schönen Maße untreu zu werden, besitzt aber entschieden Göthe; im Maßhalten kann weder Shakspeare noch Schiller, noch weniger irgend ein Romantiker oder gar ein politischer Dichter der Gegenwart gegen ihn aufkommen. Man vergleiche nur einen Gesang aus der Klopstock'schen Messiade, oder Wielands Oberon, oder Kleist's Frühling, oder selbst Voßens Luise (worin das rein Poetische durch Alltäglichkeit manchmal verdrängt ist und die innere ideelle Bewegung, von der steiferen Form abgesehen, auf ein zu geringes Maß herabgesetzt ist), oder was man aus der modernen epischen Poesie wählen mag, und die Einzigkeit Göthe's wird, was die ideale Kunstform anbetrifft, sogleich ins Auge springen. Göthe ist seelenvoll und maßvoll zugleich; Deutsch und doch so ganz Hellenisch! Wenn andere Dichter der romantischen oder nachchristlichen Literatur zu oft dem Spiele der willkürlichen Phantasie huldigen, so ist in unserem Gedichte schlechthinnige Nothwendigkeit und Wahrheit. An der Zahl und Art der gewählten Charaktere haben wir dies oben nachgewiesen; schon aus der Idee des Stücks läßt sich der Beweis dafür mit größter Evidenz führen, nur muß man dem Dichter nicht ein einseitiges, d. h. falsches Gesetz aufzwingen, etwa blos die logische statt der ästhetischen Nothwendigkeit ins Auge fassen. Die Phantasie hat ebenfalls ihre Gesetze, die heraus-

---

*) Realistisch sind die Alten, und keineswegs ideal in dem Sinne, wie wir Christen und Deutsche es sind und sein müssen; gerade wegen dieses Realismus, wegen der Leiblichkeit und Körperfülle ihrer literarischen und praktischen Handlungen studiren wir sentimentalen, träumerischen, „am Narrenwagen der Subjectivität mehr oder weniger ziehenden" Modernen die Literatur und Kunst, Mythologie und Geschichte der Hellenen, denen die orientalische Phantasie und fremde störende Cultureinflüsse nicht hinderlich sind an wahrer Auffassung des Wirklichen und die von banausischer Reflexionsauffassung selbst der Römer, wie der nicht selten verlogenen Romanen der Neuzeit weit entfernt sind. Ideal sind die Hellenen nur insofern, als sie eben das Bleibende, Allgemeine an allem Wirklichen rein aufzufassen und concret oder lebensfrisch darzustellen wissen. Die gemeine Sprache aber hat etwas Anderes im Sinne, wenn sie von Idealität spricht.

Digitized by Google

Bildung gut erklären heißt die doppelte erwähnte Verwandtschaft der Einzelnheiten durchgängig nachweisen“ *).

In Bezug auf die beiden Hauptpersonen sind vorhin einzelne Züge angedeutet worden, die zugleich so charakteristisch sind, daß die Gestalten lebhaft vor uns stehen. Zugleich hat der Dichter beide immer mit Beziehung auf einander gezeichnet, und zwar so, daß Hermann im Anfange zwar abwesend ist, aber durch die Erwähnung des Vaters schon vorläufig in einigen Hauptzügen vorstellig gemacht wird. Am Schlusse des ersten Gesanges wird seine Ankunft fast hörbar, wie er mit dem Wagen unter den Thorweg fährt, angekündigt, und im Anfange des zweiten Gesanges steht er gleich als ein veränderter Mensch vor unseren Augen, indem der Pfarrer ihn nach dem so eben empfangenen Eindrucke schildert. Der schlichten Natur Hermanns ist es nun gemäß, daß er ohne sonderliche Erregtheit erzählt, wie es ihm draußen ergangen sei; so ruhig auch diese Erzählung ist, so fest und klar ist doch darin das Bild des Mädchens mit allen Umständen gezeichnet. Wir sehen das kluge, sichere, kräftige Mädchen, den tüchtigen Wagen, die vom Stroh matt sich erhebende bleiche Wöchnerin vor uns, und nehmen den Eindruck wahr, den das alles auf Hermann macht, indem er alle mitgebrachten Sachen jenem Mädchen zur Vertheilung voll Vertrauen übergiebt. W. v. Humboldt hat auf das Treffende in der Zeichnung aufmerksam gemacht, insofern darin Alles geeignet sei, die Phantasie zur Erzeugung des ganzen Bildes zu disponiren. Schlagend malt sich die Veränderung im Inneren Hermanns in der Aeußerung seines Entschlusses, daß er gerade jetzt sich am liebsten verheiraten möchte. Durch die ganze, im Streite mit dem Vater hervorgerufene gewaltige Bewegung in ihm waltet der Eindruck jenes Mädchens hindurch, bis er endlich durch die Mutter zum Geständnisse gebracht wird. Wie groß das Mädchen vor seiner Seele dasteht, beweisen die Worte gegen den noch halb unwilligen, überraschten Vater (im V. Ges. z. A.), so daß sie, um Hum-

*) Poggel über die Ausbildung des Sinnes im Menschen. Münster 1833. S. 138.

Digitized by Google

boldt's schönen Vergleich anzuführen, „wie der Göttinnen eine erscheint, die vom Olymp herabsteigen, um die Sterblichen zu beglücken." Sie wird den Königen und Fürsten, die durch die Noth der Zeit zur Flucht hingedrängt worden sind, an die Seite gestellt. Erst als Hermann den Freunden, welche, um Kundschaft über das Mädchen einzuziehen, mit hinaus gefahren sind, genöthigt wird, Kennzeichen anzugeben, tritt bestimmter die Gestalt der Verehrten hervor; sie wird nur nach den Kleidern geschildert; in dem Contour bleibt der Phantasie durchaus keine Lücke, vom Kopfe bis zum Knöchel. Aber der Dichter will sie unauslöschlich fest einprägen, deshalb zeichnet er sie nicht blos nach dem Ausdrucke im Gehen, sondern auch im Sitzen (VI. Ges.). Mit bewundernswürdigem Takte ist zunächst blos die äußere Gestalt und nicht auch zugleich der innere Charakter beschrieben; denn einmal ist Hermann nicht der Mensch, der durch seine Empfindung die einfache Darstellung des Gesehenen zu unterbrechen sich gedrungen fühlen könnte, und sodann ist für die Freunde, um an gewissen Merkmalen die Dorothea gleich zu erkennen, jene äußere Schilderung am passendsten. Gerade an dieser Schilderung kann man mit W. v. Humboldt den Charakter des ganzen Gedichtes erkennen, welcher richtig bemerkt, daß Hermanns Charakter wieder in anderen Umständen, in anderen Charakteren gegründet ist, und diese wieder in anderen und im Ganzen. Endlich tritt das außerordentliche Mädchen unmittelbar selbst handelnd und redend auf den Schauplatz, der Nimbus der verschönernden Phantasie eines durch Liebe erregten Gemüthes schwindet, an die Stelle des epischen Charakters tritt der dramatische, und nun ist wieder die Kunst des Dichters zu bewundern, mit der er abwechselnd durch Handlung und Gespräch das Innere beider Personen enthüllt. Dem Inneren läuft parallel die Bewegung in der umgebenden Natur, so daß die letztere das Gegenbild der inneren Bewegung liefert. Dadurch gewinnt die ganze Darstellung an Lebendigkeit und Kraft, die äußere Schwüle malt zugleich die innere in den Gemüthern, ein kleines Mißgeschick kündigt gleichsam vorher die nachher eintretenden Mißverständnisse an, und die Spannung in dem liebenden Paare, wie im Kreise der

harrenden Eltern und Freunde ist so groß, daß der Dichter einen Ruhepunkt nöthig findet. Erst nachdem die Spannung in dem Familienkreise durch eine ebenso erhabene, als wohlthuende Erklärung des Pfarrers über den Kreislauf des ganzen Lebens in etwas gemildert ist, treten die beiden hohen Gestalten herein. Die Phantasie des Lesers ist gehörig vorbereitet und gewiß ist es wieder ganz angemessen, daß „die Bildung der Braut des Bräutigams Bildung vergleichbar" genannt wird, daß ferner das lebhafte Staunen der Freunde und Eltern über das herrliche Paar angedeutet wird.

„Ja es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle."

Die innere Größe des Mädchens zeigt sich deutlich in ihrem Geständnisse und in dem Entschlusse, trotz des fürchterlichen Gewitters mit dem Bündel unter dem Arm wieder fortgehen zu wollen, und endlich zum Schlusse in den Worten über das Schicksal und die Ideen des verstorbenen Bräutigams.

Auffallen kann, daß keine einzige der Personen der äußeren Gestalt und dem Habitus nach außer der Dorothea geschildert ist, aber darin liegt deutlich der Unterschied des modernen bürgerlichen Epos von dem heroischen antiken Homers und dem romantischen abenteuerlichen Ariost's. Unserem Dichter nämlich kam es offenbar mehr auf die genauere Zeichnung der Gesinnung und überhaupt des Inneren an. Daher so viel Gespräche, in denen sich ungezwungen der Ideengehalt einer intellectuellen Welt darlegt. Ueberall aber herrscht die größte Klarheit, Bestimmtheit, Ruhe, eine Ruhe, wie sie der Anblick eines Naturwerks gewährt. Was Göthe von Homers Dichtungen rühmte, daß er sie im Angesichte der südlichen Natur in Sicilien ganz getreu und naturgemäß darstellend gefunden habe, dasselbe muß man von diesem Werke Göthe's sagen. Der Dichter schildert nicht seine Empfindungen von der Sache, sondern die Sache selbst, so klar, ruhig, scheinbar unbewegt war des Dichters Seele beim Produciren. „Diese objektive Stimmung führt eine zwar langsamere, aber inniger eindringende Wärme, und eine minder feuerige, aber höhere und dauerndere Begeisterung mit sich, als die entgegengesetzte sentimentale" (W. v. Humboldt). Daß Göthe selbst

den Maßstab der plastischen Kunst bei der Beurtheilung seines Werks wollte angelegt wissen, beweisen die Worte eines Briefs an seinen Freund Meier, den großen Kenner der Kunst, vom J. 1797: „Es kommt nun darauf an, ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchste Instanz, von der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringt, und es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Costüm die wahren ächten Menschenproportionen und Gliederformen anerkennen werden." Also auf Wahrheit arbeitete er hin: die fruchtbarsten Studien der Menschenfiguren in Italien hatten ihn, wie die Italienischen Briefe beweisen, dazu befähigt; Staunen über die Unergründlichkeit dieser Formen, sinniges, unermüdetes Betrachten und Nachzeichnen war seine liebste Beschäftigung gewesen, und kein Dichter der neueren Welt besaß mehr Talent zu solcher Betrachtung und Darstellung, als eben Göthe. Dieses ächt Künstlerische, das Erbtheil des Hellenischen Volks, haben wir an Göthe zu studiren und zugleich zu lernen, wie wir Gefühls- und Phantasiemenschen dessen gleichfalls fähig sind. Er fordert unaufhörlich einen reinen, kindlichen Sinn in der Betrachtung der Naturgegenstände, einen Sinn, der ganz auf dem Gegenstande ruht, und nicht etwa, wie es uns zerstreuten und überbildeten Menschen so oft ergeht, während er eine Blume oder einen Käfer vor sich erblickt, zugleich an die Sonne oder an sonst etwas Anderes denkt, so daß vor allem Reflectiren gar kein eigentliches Sehen, Leben und Erleben aufkommen kann. Aus diesem, so zu sagen, naturhistorischen Sinne entsprang dem Dichter die Einfalt, die stille Kraft, das Treffende in der Darstellung; nie wird man das Glänzende dem Wahren vorgezogen finden. Darin ist nun das vorliegende Epos wieder ausgezeichnet. „Der Gegenstand selbst," sagt er weiter in dem angeführten Briefe, „ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben nicht zwei Mal findet." Man nehme Hermann, wie er mit seinen Pferden hantiert, sich als Knabe mit den Genossen im Zorne herumschlägt, wie er schlicht erzählt, wie er sich am Brunnen gegen das geliebte Mädchen benimmt; oder man denke an den Gastwirth in seinem ganzen Behaben, oder an die Mutter in

Digitized by Google

ihrer kindlichen Naivetät aus den frühern Jahren, in ihrer Liebe zum Sohne, in ihrer Geschäftigkeit, die so wahr und treffend im vierten Gesange vorgeführt wird, und man wird in Humboldt's Urtheil einstimmen müssen, daß nur ein Göthe ein so natürliches Verhältniß und Wesen ohne alle Spannung, ohne allen Prunk so dichterisch habe darstellen können. So natürlich, fast prosaisch, und doch poetisch! — Doch genug von einer Seite der Betrachtung, die kaum zu erschöpfen ist.

Nur auf Eines möge die Aufmerksamkeit noch hingelenkt werden. Der Epiker hat nicht die Personen gleichsam als Spitzen, für sich denkend und handelnd, hervorzuheben, sondern dieselben vielmehr im Zusammenhange mit den äußerlichen Zuständen darzustellen. Die breite Basis, auf der sich die Figuren erheben und bewegen, muß hingezeichnet werden, um diese gleichsam als naturwüchsige Produkte durch Boden, Umgebung, Sitten und Gebräuche bedingt erscheinen zu lassen. So können die epischen Gedichte zu gleicher Zeit als Culturgemälde für die Zeit ihrer Entstehung betrachtet werden.

G.'s Hermann und Dorothea als Culturgemälde.

Achten wir hierauf in unserem Gedichte, so stellt sich eine Aenderung gegen die vergangene Zeit 1. in der Kleidung heraus; der Wirth klagt über die neue Mode, welche die alte Bequemlichkeit, im Schlafrock, Pantoffeln und Mütze zu erscheinen, verbannt habe und dagegen verlange, der Mann solle immer gestiefelt, in Surtout und Pikesche (d. h. im Polnischen Schnurenrock) sich zeigen. [I. Ges.]) 2. Rücksichtlich der Geräthschaften und Wohnungen werden als neu „die geöffneten Wagen aus Landau" (I. S. 5) erwähnt; ächt Deutsch wird Rheinwein in geschliffener Flasche, Dreiundachtziger, aus grünen Römern getrunken; glänzend gebohnt der runde, braune Tisch, auf mächtigen Füßen stehend. (Die sehr individuelle Schilderung I. S. 10.)

Der dritte Gesang schildert die Reinlichkeit und Nettigkeit der ganzen Stadt, und man hat schon einen Blick in die Zukunft, wo der beschlossene Chausseebau fertig sein wird; das Kaufmannshaus glänzt vor allen durch große Fenstertafeln, Stuckatur der weißen Schnörkel in grünen Feldern; da-

Digitized by Google

durch ist die Apotheke um ihren frühern Glanz gebracht; zwanzig Jahre vorher wurden die Bilder von Stein (die Bettler und farbigen Zwerge) im Garten, die Grotten mit Muscheln, Korallen und Bleiglanz geziert, allgemein bewundert, sammt der Malerei, Herren und Damen im Französischen Geschmacke halb raffinirt, halb idyllisch dargestellt. Schnitzwerk und Vergoldung gilt nun gar nichts mehr, man liebt nur gleichfarbige Geräthe aus fremdem Holze, dem theueren Mahagoni.

3. Unter dem Einflusse der höflichen Nachbarn jenseit des Rheins sind feinere Lebensformen im Verkehr der Menschen mit einander und in den Familien einheimisch und beliebt geworden, deren Wirkung auf Ausgleichung schroffer Unterschiede und Versittlichung im VIII. Ges. S. 76 f. angedeutet wird.

Ferner gehören zur Erhöhung der Freude in der Gesellschaft Musik und Clavierspiel (II. Ges.). Endlich wird ausdrücklich (VI. Ges.) die frühere Art der Bewerbung um eine Braut der gegenwärtigen entgegengestellt. Ehedem wurde diese Angelegenheit wie ein Geschäft von den Eltern für den Sohn durch Vermittlung eines Freiersmanns betrieben. Die Innerlichkeit wird nunmehr höher geachtet, der Sohn wirbt in eigener Person und entscheidet sich aus sich heraus, selbst gegen den Willen des Vaters; der Wirth dagegen hatte in seinen Jahren, obgleich ohne Freiersmann, durch seine Mutter mit dem Vater der Braut unterhandeln lassen (II. Ges.).

Nimmt man hinzu, daß der Hauch bürgerlicher Gleichheit durch das Gedicht hindurch weht, daß alle Personen, ohne Standesunterschied, wie Gleiche mit einander umgehen, und daß der Hochmuth der Kaufmannsfamilie sehr übel vermerkt wird, so ist der Fortschritt der Cultur im Gegensatze zur früheren Beengtheit klar vor Augen gestellt.

Nicht minder reich ist das Gedicht an

Schilderungen allgemein menschlicher Zustände.

Vor allen anderen sticht hervor die große Bewegung in Folge der Französischen Revolution, die nach ihrer Entstehung (Paris und die Freiheitsapostel, Freiheitsbäume, hinreißende Beredsamkeit) und in ihrem Fortgange geschildert wird (Krieg zwischen den Franzosen und den Deutschen, die Furie des

Digitized by Google

Grolls und losgeketteter Brutalität; die Lichtseiten neben dem starken Schatten). VI. Ges. — Diesem Gemälde entspricht das Bild des Zuges der Auswanderer (I. und VII. Ges.), charakterisirt durch die Unbesonnenheit, Hast, Selbstsucht der Eilenden (vgl. V. Ges. z. E.). Die furchtbare Zerrüttung (VII. Ges. z. A. und IX. z. E.), die Wichtigkeit und Bedeutung des ganzen Zeitalters wird kräftig gezeichnet.

Im zweiten ruhigen Kreise entspricht jenem Unglücke die Schilderung des Brandes vor zwanzig Jahren mit seinen guten Folgen für den Fortschritt und für die Verbindung der Eheleute (II. Ges.). Besonders reich ist das Stück an Situationen des Familienlebens überhaupt. So die Pachtersfamilie, der sich Dorothea angeschlossen hat, eine kranke bleiche Wöchnerin (II. Ges.), das neugeborene gewickelte Kind und die Verhältnisse zu demselben, zur Mutter und zu Dorothea als der zweiten Mutter, die verlorenen und nun wieder gefundenen Kinder; der Abschied der Dorothea (VI. und VII. Ges.). In Bezug auf die Familie Hermanns gehören hieher folgende Scenen, die wir nur kurz andeuten wollen: Die Verlobung der Eltern (II.); die unbedingte Anhänglichkeit Hermanns an seine Eltern, wie die anderen Jungen wüthend von ihm gestraft werden für ihren Spott über den würdigen Vater (IV.), ferner wie er nie fortging, ohne der Mutter es vorher zu sagen, wohin er gehe (IV.). Die geschäftige Hausfrau, die zärtliche Liebe der Mutter, die Verzweiflung des Liebenden ꝛc. (IV.).

Hermann und die Kaufmannsfamilie oder die verschämte ungelenke Gutmüthigkeit und die lieblose Eitelkeit. (II.) — Der Ungeduldige und das Bild des Todes (die sargbereitenden Tischler dem Hause des Apothekers gegenüber im IX. Ges. zu Anfang).

Ein Bild der verschiedenen Thätigkeiten der Menschen giebt der Anfang des V. Ges.: Der Kaufmann und der Ackersmann, der Klein- und Großstädter. Außerdem noch einzelne Andeutungen, wie das Fest der Weinlese (IV.), die Hirten und Schnitter, wie sie unter dem Birnbaum ruhen (ebend.), endlich das Wasserschöpfen am großen Brunnen (VI.).

Aber wie verhalten sich diese einzelnen Theile zum Gan-

Digitized by Google

zen? — Die Beantwortung dieser Frage wird uns die Feinheit der Composition klar machen.

Die Architektonik des Gedichts.

Des Dichters Streben war, zu zeigen, wie Hermann unter den unglücklichen Auswanderern das treffliche Mädchen findet, welches ihn ganz zu beglücken, zu entwickeln und selbst dem großen Weltschicksale gegenüber zum muthigen und entschlossenen Manne zu machen vermag. Das Zusammentreffen Beider, die Wirkung der hochherzigen und verständigen Jungfrau auf den Jüngling, sein plötzlicher Entschluß, um sie zu werben, der durch das Hinderniß von Seiten des Vaters um so fester geworden ist, und das Geständniß der Geliebten — diese Punkte ergeben sich sogleich als Hauptmomente der Handlung. Mit immanentem Pragmatismus sind diese Momente zu verknüpfen; der Boden für das Geschehende muß bereitet, Alles, was zur Erklärung des Gegenwärtigen nöthig ist, aus der Vergangenheit zurückgreifend hereingehoben werden, und, da der Dichter die Handlung in ihrer inneren Bedeutung und Größe vorführen will, sind auch solche Andeutungen passend einzuflechten. So ergeben sich nach der verschiedenen Art von Motiven (Nach Göthe's Kanon 1. fortschreitende, 2. zurückgreifende, 3. aufhaltende oder episodische) drei Punkte, welche zu erläutern sind.

1. Wie ist die Handlung fortgeführt?

Der Dichter versetzt uns gleich im Anfange in die Familie, von welcher die Bewegung ausgeht und welcher aus dem vorüberrauschenden Weltstrome eine kostbare Perle zugeführt werden soll. Damit ist der Mittelpunkt, auf welchen alles Weitere bezogen wird, hingestellt. Der Zug der Auswanderer bildet zunächst nur den Hintergrund, Hermann ist von den mildthätigen Eltern mit allerlei Gaben hinaus geschickt, um die Hülflosen damit zu unterstützen; dies ist der Beginn der Handlung. Das Bild des Zuges erhalten wir vom Apotheker, und der Wirth, durch diese Schilderung feierlich gestimmt und tiefer bewegt, knüpft an das allgemeine Schicksal des Vaterlandes den Wunsch seiner Familie, daß nun endlich auch der Sohn zur Heirat sich entschließen möchte. So ist die Hauptangelegenheit gleich im Anfange angedeutet

Digitized by Google

(I. Geſ.). Der Sohn, unterdeß zurückgekehrt, erzählt, wie und an wen er die Gaben vertheilt habe. Der Eindruck des Geſehenen und Erlebten giebt ſich in dem zur Freude ſeiner Eltern geäußerten plötzlichen Wunſche kund, ſich gerade in dieſer ſchwankenden Zeit zu verheiraten. Es kommt aber rückſichtlich der Wahl zum heftigſten Streite zwiſchen ihm und dem ſonſt unbedingt verehrten Vater. Während nun die Mutter dem fortgegangenen Sohn nachgeht, um ihn wieder zu beruhigen, und ihm endlich das Geſtändniß ſeiner Wahl entlockt, hat der Pfarrer den Vater, der ſich ungehemmt über ſeine Anſichten ausgeſprochen hat, ruhiger und milder geſtimmt, ſo daß er der mit dem Sohne wieder eingetretenen Gattin und dem Freunde nicht mehr widerſtehen kann. Dieſer Gang ergiebt ſich mit Nothwendigkeit aus der verſchiedenen Richtung des Vaters und des Sohnes, unter Mitwirkung des Schickſals; der herausgetretene Gegenſatz wird durch die liebende Mutter und den weiſen Pfarrer vermittelt; ganz einfach ergiebt ſich nun das Weitere, daß man doch nach der Unbekannten ſich erſt gehörig erkundigen müſſe, um die Eltern zu beruhigen und ihm zu ſeinem Glücke zu verhelfen. Jetzt erſt hält es der Dichter für angemeſſen, uns unter die Auswanderer ſelbſt zu führen, uns mit ihrem Schickſale ſo wie mit den Erlebniſſen und Tugenden des Mädchens bekannt zu machen.

Der Streit zwiſchen Vater und Sohn hat die Handlung in lebhaften Gang verſetzt, der Sohn iſt ſogleich zum Entſchluſſe und zur Erklärung darüber gedrängt. Dies die Hauptwendung in der Handlung. Das Zuſammentreffen Hermanns und Dorotheas am Brunnen, wo der Beſorgte harrete, und der Antrag deſſelben, ſie zur Magd zu miethen, ſowie der ſchnelle Entſchluß des Mädchens, darauf einzugehen, iſt in den Umſtänden und in der Stimmung beider gegründet. Hermann nämlich iſt zu feierlich geſtimmt, durch den Ring am Finger des Mädchens zu beſorgt gemacht, als daß er ſeine Abſicht unmittelbar geſtehen ſollte; er iſt froh, ſie zunächſt nur ins Haus zu bekommen, und verſpart die Werbung auf die Ankunft daſelbſt. Dorothea aber iſt in ſo hülfloſer Lage, und ſo arm, daß ſie die Hoffnung auf den wirklichen Beſitz

des Jünglings nicht hegen kann, und sie muß jenen Antrag sehr annehmbar finden. Dieser Antrag bildet die zweite Hauptwendung; die dritte endlich ist gegeben in der Verstellung des Pfarrers im Hause der Eltern, wodurch er die angerichtete Verwirrung noch fortdauern läßt und das gereizte Mädchen soweit hinauf spannt, daß sie, im Begriff, wieder fort zu gehen, ihre Neigung zu Hermann gesteht, und somit das letzte Hinderniß zur glücklichen Verlobung entfernt.

So schreitet die Handlung in stetigem Flusse unaufhaltsam bis zum Ende fort, wo alle Fäden zusammen laufen *).

Nachdem wir nun kurz den Verlauf der eigentlichen Handlung und dessen, was vor unseren Augen vorgeht, prüfend betrachtet haben, müssen wir nun noch zusehen, wie die erklärenden und vervollständigenden Nebenpartieen vertheilt sind.

2. Die Feinheit der Composition in der Exposition der Vorfabel.

Bekanntlich erkennt man die Kunst eines Dramatikers und nicht minder die eines Epikers besonders auch an der Geschicklichkeit, mit der das Vorzeitige eingewebt wird. Man nennt dies gewöhnlich schlechthin die Exposition, fügt aber in neuerer Zeit, um der Deutlichkeit willen, den Ausdruck: Vorfabel zum Unterschiede von dem eigentlichen Stoffe der Handlung, d. h. der Fabel, hinzu. Göthe selbst äußert sich hierüber öfters, so z. B. in den Gesprächen mit Eckerm. (II. S. 328.) „Heute will Niemand mehr von Exposition etwas wissen; die Wirkung, die man sonst im dritten Akte erwartete, will man jetzt schon in den ersten Scenen haben, und man bedenkt nicht, daß es in der Poesie wie mit dem Seefahrer ist, wo man erst vom Ufer stoßen und erst auf einer gewissen Höhe sein muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann." An einer anderen Stelle (ebend. I. S. 251.) heißt es: „Ein Drama muß symbolisch sein, d. h. jede Handlung muß an sich bedeutend sein und auf eine noch wichtigere hinlenken. Der Tartüffe von Molière ist in dieser Hinsicht ein großes Muster; gleich die erste Scene groß in der Exposition, Alles ist sogleich von Anfang herein höchst bedeutend,

*) Göthe selbst bemerkt in einem Briefe an Schiller, daß kein ausschließlich episches Motiv, d. h. kein retrogradirendes darin sich befindet.

Digitized by Google

lebte. Durch einen Vorfall in der reicheren und cultivirteren Kaufmannsfamilie ist er zu bitter gekränkt, und dadurch auf immer von solcher eiteln Cultur zurückgeschreckt worden. Der Sohn mußte dies natürlich gleich da erzählen, als der Vater seinen Wunsch in Hinsicht auf die Töchter jenes Hauses aussprach (II. Ges. S. 21.). Endlich c) legt er von seiner unbedingten Ehrfurcht gegen seinen Vater selbst Zeugniß ab, indem er der Mutter erzählt, wie er als Knabe wüthend an seinen Gespielen jedes beleidigende Wort über die Art des Vaters gerochen habe (IV. Ges.). Nun tritt seine durch die Liebe zu jenem Mädchen gewordene Selbstständigkeit dem Vater gegenüber schlagend hervor; die Liebe scheidet auch den kindlich ergebensten Sohn von den verehrten Eltern, um neue, festere Bande zu knüpfen; ein Beweis seiner kräftigen festen Gesinnung; die Angelegenheit ist so bedeutend, daß Alles auf dem Spiele steht; zugleich rettet er sein Ehrgefühl gegen die Vorwürfe des Vaters, der ihm alles Weiterstreben und eine kräftige Innerlichkeit überhaupt abgesprochen hatte. d) Auch erfahren wir in der Schilderung des Ganges, welchen die Mutter durch die Gärten und den Weinberg hin aus dem Pförtchen der Stadtmauer hinaus aufs Feld macht, daß ihr Ahnherr hoch angesehener Burgemeister gewesen sei, dem die Bürger gestattet hatten, dort eine Thür durchzubrechen. Ferner aus Hermanns Munde (VII. S. 68.) vernehmen wir, daß ihm eine Schwester früh durch den Tod entrissen sei, welche nun die Mutter ersetzt wünsche.

Wie wir so über Hermanns Famille das Nöthige aus der Vergangenheit erfahren, hören wir auch einiges über die früheren Verhältnisse der Freunde.

e) Vom Apotheker erfahren wir, daß er früher viel auf die Verschönerung seines Hauses gewandt und viel Gäste in seinem Garten gesehen habe; daß dies nun vorbei sei, verstimmt ihn in Betreff der Gegenwart. Diese Aeußerung bringt er da an, wo der Wirth von seiner Neigung zum Verschönern spricht. — Sodann erklärt sich sein Hang zum Reflectiren und Resigniren aus der Erzählung von seiner prickelnden Ungeduld in der Knabenzeit und aus der Art, wie sein Vater dagegen auftrat, der ihm aufs Schneidendste den Tod

Digitized by Google

als Schreckbild und als das Ende von allem Leben aufstellte. Motivirt wird diese Erzählung durch den gegenwärtigen Moment, als die gespannteste Ungeduld im Hause des Wirthes vor der Ankunft des Sohnes und der Dorothea Mißstimmung hervorzubringen drohete (IX. z. Anf.).

f) Vom Pfarrer wird aus der Vergangenheit nur der längere Aufenthalt in Straßburg in Gesellschaft des Barons angeführt; hieraus wird seine Geschicklichkeit auch in äußeren Dingen, seine Kenntniß des höheren gesellschaftlichen Lebens klar und seine fast natürliche Schlichtheit erscheint nun um so ehrenhafter. — Passend vorgebracht wird diese Nachricht da, wo er allein mit dem Apotheker zurückfährt, und dieser allzuängstlich sich ihm nicht anvertrauen will (VI. z. E.).

g) Wie für Hermann und seine Eltern, war auch für die Dorothea und zwar in einem noch höheren Grade die Einflechtung der Vorgeschichte nöthig, um sie in ihrer ganzen Tüchtigkeit erkennen zu lassen und ihre, man möchte sagen, bewußte Aufgeschlossenheit zu erklären. Nach der Anlage des Ganzen konnte dies erst da geschehen, als die Freunde, um Kunde über sie einzuziehen, zu der Gemeinde gekommen waren und sich deshalb an den Richter gewandt hatten. Dieser aber trat für die Ankommenden sogleich in einer ächt richterlichen Handlung würdig und verständig in den Vordergrund; natürlich wendet sich also der Pfarrer an ihn zunächst. Aus seinem Munde erfahren wir, ohne daß er Dorothea nennt, ihre Heldenthat und weiterhin die sorgsame Pflege ihres Oheims, so wie den Schmerz über den Verlust des kühnen, edlen Bräutigams (VI. G.). Was aber dieser Bräutigam für sie gewesen, wie er auf ihre Gesinnung und Lebensansicht eingewirkt, das erfahren wir noch zuletzt aus dem Worte der Dorothea selbst, wie sie vom Pfarrer aufgefordert wird, sich über die Bedeutung des Ringes am Finger, der Hermann so besorgt gemacht hatte, zu erklären.

3. Die Feinheit der Composition in der Einwebung allgemeinmenschlicher Situationen und charakteristischer Züge des damaligen und vormaligen Culturzustandes.

Welchen Maßstab werden wir bei diesem Nachweise an-

zulegen haben? — Wir müssen die poetische Nothwendigkeit nachweisen, in wie fern diese Züge zur Erleuchtung des Gegenstandes, zur Verlebendigung und Erhöhung ächt epischer Wirkung beitragen. So viel ist wohl auf den ersten Blick klar, daß durch die Schilderungen der großen Weltbewegung und der Noth der unglücklichen Auswanderer die Handlung, welche sich um die Liebe von zwei Personen, die sich unter solchen Verhältnissen treffen, dreht, um eine bedeutende Stufe höher gehoben, ja daß unser Gedicht aus dem rein idyllischen Charakter in die Sphäre des reinen Epos hineingehoben ist. Zu Anfang ist die Schilderung des Zuges der Ausgewanderten dem Apotheker in den Mund gelegt, der nun Gelegenheit hat, seine verdrießliche und ängstliche Stimmung zugleich mit auszudrücken, während die anderen Freunde zu trösten und sich zu beruhigen suchen, indem der Wirth auf die gnädige Fürsorge Gottes hinweist, der sich des Städtchens seit dem großen Unglücke des frühern Brandes sichtbar angenommen habe; überdies schütze ja der Rhein mit seinen Fluthen das Vaterland, und es könne nicht fehlen, daß in kurzer Zeit das Friedensfest werde gefeiert werden. In dieser eben so feierlichen als heiteren Stimmung ist es nun eben so ganz natürlich, daß der Vater den lange gehegten Wunsch ausspricht, am Friedensfeste möchte endlich auch sein Hermann mit einer Braut an den Altar treten, und so mit dem Glücke des ganzen Vaterlandes das Glück seiner Familie Hand in Hand gehen. Auf diese Weise ist die vorhergehende Schilderung zwanglos gleich zu dem Hauptpunkte in eine innige Beziehung gesetzt. Der erste Gesang schließt gerade hier ab, indem gemeldet wird, daß Hermann so eben zum Thorweg hereinfahre; der zweite Gesang führt uns nun sogleich ihn selbst vor Augen. Erwähnt war im ersten Gespräch des Wirths mit seiner Gattin, daß er mit dem Wagen zu den Unglücklichen hinausgeschickt sei; der Vater freut sich über seine Geschicklichkeit im Wagenlenken, am Schlusse klagt er über seine zu große Schüchternheit und Abgeschlossenheit. Ganz umgewandelt tritt er aber selbst herein und so ist der neue Zustand in einen hellen Gegensatz zu seinem bis dahin gewöhnlichen Wesen gestellt.

Digitized by Google

Er schildert von dem Zuge nur eine Gruppe, die ihm besonders in die Augen gefallen ist, das Familienbild von der bleichen Wöchnerin und dem hülfreichen Mädchen; die Andeutung der Wirkung auf ihn, daß er jetzt sich zum Heiraten entschließen möchte, als Parallele dazu die Erzählung der Mutter von ihrer Verlobung und der Veranlassung ähnlichen Unglücks stellt jenen Mittelpunkt uns noch kräftiger vor Augen. Aber bald geht das freudige Erstaunen auch des Vaters in Zwiespalt über, zum ersten Mal ist der sonst so stille und harmlose Familienkreis in sich gespalten. (Eintritt der Mündigkeit Hermanns.) Dieser Zwiespalt stellt sich dar als der Gegensatz des rastlosen Vorwärtsschreitens in jeglicher Cultur, und des ruhigen Stehenbleibens beim Alten.

Mit Nothwendigkeit werden daher im folgenden dritten Gesange die Aeußerungen des Vaters über die dermalige Blüthe der Stadt und deren Verschönerung, über den neuen Geschmack in der Lebensweise herbeigeführt. So erhalten die Worte des Wirths im ersten Gesange über den Segen, dessen sich die Stadt seit dem Brande zu erfreuen gehabt habe, ihre Erklärung, und wir werden mit dem Schauplatze der Handlung näher bekannt gemacht. Eben so natürlich aber werden im IV. Ges. die Schilderungen von Hof und Garten und Feld, welche die suchende Mutter durchschreitet, eingeführt; auf dem höchsten Punkte unter dem Birnenbaume sitzt der Sohn weinend, er gesteht endlich seine Neigung, die Mutter verspricht ihre Fürsprache bei dem Vater und beide treten nun in den verlassenen Familienkreis wieder ein, wo es der Intelligenz (des Pfarrers) schon gelungen ist, den gleichsam principiellen Gegensatz (zwischen Vater und Sohn) in der Lebensansicht auszugleichen.

Kurz vor dem Wiedererscheinen Hermanns mit der Mutter hatte der Pfarrer, durch den angeregten Streit veranlaßt, ein Bild der gesammten Menschenthätigkeit, der verschiedenen Richtungen und Lebensweisen aufgestellt. Dadurch war der feste Boden, der sich dem heftigen Vater zu entziehen drohte, wiedergewonnen; die richtige Grenze war aufgefunden, innerhalb deren ein Jeder nach seiner Natur zum Bessern fortschreiten soll, namentlich war der gediegenen Sicherheit eines

ſtillen Landmanns das Wort geredet und die gehörige Anerkennung verſchafft. Die beſonnene Fürſprache der Mutter und des Pfarrers, ſowie die Bitte des Sohnes überwindet nun die Härte des Vaters; die Freunde wollen dem Sohne unter Zuſtimmung der Eltern bei der Prüfung ſeiner Auserwählten behülflich ſein. Hier war nun die paſſendſte Gelegenheit, den Hermann in der ihm ſo recht gemäßen Thätigkeit, der Behandlung ſeiner Pferde und dem Anſchirren an den Wagen, vor Augen zu führen. Dann kommen wir zur Gemeinde ſelbſt, die wir gleichſam als Zuſchauer kennen lernen ſollen; der Volksführer fällt als der ordnende Geiſt in dieſer Verwirrung aller Verhältniſſe zuerſt in die Augen. An ihn wendet ſich der eine der Freunde am natürlichſten, der vermöge ſeiner Bildung überall nach dem Grunde und dem Hergange menſchlicher Verhältniſſe zu forſchen ſich gedrungen fühlt. Im VI. Geſange ſtellt daher der Richter ein Gemälde der großen Weltbegebenheit nach Urſprung und Verlauf im Bezug auf die Gemeinde hin. Die guten und böſen Seiten werden im Geſpräche hervorgehoben; wir erfahren die Großthat des Mädchens, um welches ſich das Intereſſe des Stücks dreht, endlich kommt es den Freunden ſelbſt zu Geſicht; man erfährt das Beſte über ſie, und beide kehren nun mit herzlichen Glückwünſchen zum Jünglinge an den Brunnen zurück. Wir ſehen in ſein von Beſorgniß erfülltes Herz, ſo daß er ſelbſt die frohe Botſchaft überhört voll Furcht, am Ende beſchämt wieder abziehen zu müſſen. So erhält der Apotheker Gelegenheit, die frühere nun abgekommene Sitte der Brautwerbung durch Vermittlung eines Dritten, eines Freiersmannes, lobend zu ſchildern. Durch dieſe Gegeneinanderſtellung des Jetzigen und Früheren tritt der Fortſchritt zur freieren Entwickelung der Individualität klar hervor, und der kühne Griff Hermanns in eine fremde Sphäre hinein zeigt zugleich die überwindende Macht der Innerlichkeit, der Liebe. Lieblich und ächt gemüthlich iſt das Zuſammentreffen Hermanns und Dorotheas am Brunnen, das Spiegeln im Waſſer, das vertrauliche Zunicken und Grüßen durch dieſes Medium. Nachdem nun Dorothea auf den Antrag Hermanns eingegangen iſt, iſt es ebenſo natürlich als paſſend,

Digitized by Google

daß Hermann in die Familie selbst geführt wird, welcher Dorothea bis dahin helfend sich angeschlossen hat. Der Richter tritt auch hinzu mit den wiedergefundenen Kindern der Pachtersfrau und so schließt sich vollständig dasjenige ab, was im II. Gesange, als Hermann das Mädchen bei der Wöchnerin fand, blos angedeutet war; ferner wird er Augenzeuge von der schönen Thätigkeit der Geliebten und vernimmt selbst auch das Lob derselben aus dem Munde des Richters; die Abschiedsscene ist rührend und von herrlicher Wirkung. Wir haben nun das vollständige Bild beider Familien aus den zwei Gruppen, in welche sich der ganze Schauplatz der Handlung zertheilt: durch Hermann und Dorothea werden beide verschmolzen, wie der Schluß des ganzen Gedichts darstellt. In eine wunderbar erhöhte Stimmung versetzt uns der folgende VIII. Gesang, welcher den Heimgang der beiden Liebenden schildert. Vortrefflich ist das Dunkelwerden und das heranziehende Gewitter benutzt, um gleichsam sympathisirend die Schwere und Schwüle, das Ahnungsvolle im Herzen der Betheiligten zu begleiten, und noch eine Scene herbeizuführen, nämlich das Ausgleiten der Dorothea, ihr Sinken an die Brust Hermanns, die sittliche Enthaltsamkeit des letzteren und das verhängnißvolle Knacken des Fußes.

Hier in diesem ahnungsvollsten und schwersten Momente wird eine Pause gemacht; der Dichter ruft erst hier die Musen an, er bedarf gleichsam des Beistandes der höheren Mächte, um den geschürzten Knoten glücklich zu lösen. Die Schwüle in den Gemüthern der Ankommenden außerhalb, die Schwüle der höchsten Ungeduld bei den Eltern innerhalb des Hauses verlangt einen Uebergang; der Dichter findet denselben für die Eltern in der Erzählung des Apothekers, wie durch ein Kunststück der Vater ihm auf immer die Ungeduld vertrieben habe. Die Spannung der Aufmerksamkeit hierauf, auf das Bild des Todes und den Sarg und die Arbeiter, die ihn mit größter Gleichgültigkeit für Jedermann verfertigen, leitet wirklich die drohende Mißstimmung ab, und der Pfarrer bekommt nun wieder eine schöne Gelegenheit, das Schauerliche, welches der Gedanke an die Vernichtung des Lebens erregte, aufzulösen in das Lebensvollste; selbst aus seinen Worten

Digitized by Google

über die wahre Bedeutung des Todes, daß er das schönste Leben in sich schließe, quillt volles Leben hervor. Gar schön leitet dann dieser Gedanke, der den schönen Kreislauf des Lebens vor Augen führt, zu dem Paare über, das so eben zur Thüre hereintritt.

Die letzte eingewebte Partie, die Erzählung der Dorothea von ihrem ersten Bräutigam, giebt Aufschluß über den Ring, der dem Hermann so viel Besorgniß einflößte, enthält ein bedeutendes Stück der Vorgeschichte für das wunderbare Mädchen und leitet zu der Erklärung Hermanns über, worin die Bürgschaft eines festen, auf geistige Uebereinstimmung und Ergänzung gegründeten Bundes gegeben ist.

So wären wir denn durch diesen Nachweis von der Zweckmäßigkeit des Baues im Gange von dem Centrum aus zur Peripherie zurückgekehrt, und wir können uns, so oft wir das Ganze und Einzelne bedenken, der Verwunderung nicht enthalten über das Glückliche in der Erfindung, über das wahrhaft lebensvolle Gefüge in dem schönen Körper, wo jeder Punkt wirklich immer das Ganze gleich in sich schließt und das Besondere auch nach einer specielleren Beziehung jedesmal das Allgemeine ist. Wir können von dem vorliegenden Kunstwerke deshalb noch nicht scheiden, bevor wir nicht noch auf einen „für das Studium großer Kunstwerke wichtigen Hauptpunkt unser Augenmerk gerichtet haben, wie und in welchen Fällen mit einem Schlage mehrere künstlerische Zwecke zugleich erreicht werden" *).

Nachweis, wie Eine Erfindung mehrfachen poetischen Gewinn zu bringen vermag, an einzelnen Beispielen aus Hermann und Dorothea.

1. Wie viel der Dichter durch die Einwebung der geschilderten Revolutionszeit gewonnen habe, ist oft angedeutet worden. Der Ton des Ganzen ist dadurch gehoben und Mannichfaltigkeit im Scenenwechsel bewirkt; der Contrast zwischen ruhigem Deutschen Bürgerleben und unruhigem Französischen Treiben, zwischen Krieg und Frieden, und wie die Gegensätze weiter bezeichnet werden können, ist ein in das Auge fallender Gewinn; das Familiengemälde wird durch den gro-

*) Vergl. Hiecke a. a. O. S. 74.

ßen Hintergrund in recht klares Licht gesetzt und dem Auge das allgemeine Menschenschicksal gegenwärtig erhalten.

Ebenso ist 2. der Zeitpunkt glücklich gewählt; man denke sich einen Frühlingstag oder den Spätherbst, und es werden eine Menge von Zügen fehlen, die hier gerade von zauberischer Wirkung für die Phantasie sind. Denn im Epos ist die Zuständlichkeit in ihrer Breite eine Hauptsache, die Umgebung, die Natur spielt eine große Rolle, in sinnlicher Fülle muß der Hörer gehalten werden, um Alles behaglich und kräftig gleichsam schauend mit durch zu leben. Ein schwüler Sommertag ist gewählt, Staub und Hitze drücken die armen Auswanderer, sie haben, so groß war die Nöthigung, die ganze Ernte, die blühenden Saaten auf ihren Feldern verlassen müssen, und in unserem glücklichen Städtchen ist dagegen Alles im besten Gange, der Wirth meint, das Heu sei schon herein, bald könne nun auch das reiche manneshohe Getreide geschnitten werden. Dort Zerstörung, Oede, Hast; hier Ruhe, Ordnung, üppige Fülle und Blüthe. Ferner, so groß ist die Theilnahme, die Neugier der Städter, daß nur Wenige im Orte zurückgeblieben sind; dem Unglück dort entspricht kräftige Hülfe und gemüthliche Theilnahme auf der anderen Seite. Im Besonderen ist ein schönes Getreidefeld, wo die Aehren, von der Luft bewegt, hin- und wieder wogen, eine „goldene Kraft, die sich im ganzen Felde bewegt," ein höchst poetischer Gegenstand, der unzählige Mal von Künstlern trefflich gemalt worden ist. Göthe aber hat meisterhaft geschildert, indem er nicht blos den Sinnen hinmalt, sondern auch die Tiefe des Gemüths anregt und befriedigt, überall Kraft, Maß, Gediegenheit! Sodann hat die Phantasie eine reiche Thätigkeit, die durch die Ernte in Aussicht gestellt wird, vor sich. Es giebt einen Moment höchster Vollkommenheit, ein Naturwerk, wie selbst der Mensch, ist im eigentlichen Sinne schön nur in einem Momente, wie Göthe selbst oft bemerkt hat *), diesen ergreift der Künstler, ihn durch seine Darstellung an sich schon steigernd, und der künstlerische Göthe hat es rücksichtlich der ganzen Natur, der Jahreszeit ꝛc. auch hier gethan. Für die Rheingegend kommt noch ein be-

*) Vergl. Winckelmann und sein Jahrhundert. Wke. 30. S. 16.

deutendes Moment hinzu, im Weinberge hängen die Trauben an den Reben und die Hausfrau gedenkt des fröhlichen Festes der Weinlese (IV. S. 31), — wieder Bewegung! Genug, da es sich um die Verherrlichung des Ackerbauerlebens handelte und die landmännische Ansicht vom Nutzen der Natur klar gemacht werden sollte, so konnte kein besserer Moment gewählt werden.

Weiterhin konnte zugleich der Wechsel zwischen Licht und Dunkel benutzt werden; die Blüthe der Natur, das reifende Korn, der bald sich röthende Weinstock, die ganze Saftfülle der Natur, — wie schön paßte sie zu der schwellenden Knospe der Neigung und Liebe in unserem Paare! Der Ehe waren volle Scheuern und gefüllte Kammern geboten. Hermann will, man kann es ihm nicht verdenken, den Besitz nicht so gering anschlagen, wie der Freiheitsheld, der verstorbene Bräutigam, in seinen weltverachtenden Ideen geneigt war, er will ihn festhalten und ihn in der Ehe erst recht benutzen und genießen. Die ganze Natur spielt mit in dem Wechsel der tiefsten Empfindungen. Der schwüle Tag endigte naturgemäß in einem Gewitter, der Sturm, heftiger Regenguß war im Anzuge.

Man erinnere sich nur des siebenten Gesanges; bis dahin hat der Dichter seine Wirkung nur vorbereitet; jetzt soll Dorotheas Gestalt im ganzen Reize ihrer Schönheit erscheinen. Wie leitet der Dichter diesen Moment ein? — Durch ein neues und treffliches Gleichniß *). Wie der Wanderer das Bild der sinkenden Sonne noch nach ihrem Verschwinden vor seinen Augen schweben sieht, so sieht Hermann das Bild seiner Geliebten, und wie er sich umdreht, siehe, da steht sie selbst vor ihm da. Durch dieses Hineinspielen der Natur in die Empfindung, durch die nahe ans Wunderbare grenzende Erscheinung werden wir auf einmal in eine höhere phantastische Stimmung versetzt, die nun immer steigend bis ans Ende fortdauert.

Uebrigens ist dies das einzige Gleichniß im ganzen Epos; der Dichter ist sparsam mit sinnlichen Mitteln, wogegen die

*) W. v. Humboldt a. a. O. IV. S. 95 f.

Digitized by

jugendlich überſtrömende Dichtung Homers ihre Ueberkraft in unzähligen Gleichniſſen ausgießt. Unſer Dichter iſt ſparſam, aber er giebt das Bedeutendſte, Wirkſamſte, Wahrſte. Man bemerke noch, wie bedeutend allemal der Ton in Worten und Klängen iſt, wenn eine kurze Naturſchilderung eintritt; dann wird Göthe immer prächtig, grandios, faſt majeſtätiſch.

Entzückend lieblich und anheimelnd idylliſch iſt das Auftreten der Dorothea, mit den beiden Krügen in den Händen, geſchildert. Man ſieht ſich an Bilder aus jener patriarchaliſchen Zeit erinnert, wo „Fürſtentöchter ſelbſt Waſſer zu ſchöpfen kamen und der Bund der Liebe und Ehe oft am rieſelnden Quell geſchloſſen wurde.“ (Altteſtamentlich!) Die Quelle, welche das Bild der traulich nebeneinander Sitzenden zurückſpiegelt, das freundliche Zunicken im Spiegel, wie Hermann ſich zu trinken geben läßt, dies iſt unvergleichlich ſchön vom Dichter benutzt; keine Kunſt des Alterthums reicht an dieſe Darſtellung, die ſo tief, ſentimental, und doch zugleich ſo naiv gehalten iſt.

„Alſo gingen die zwei entgegen der ſinkenden Sonne,
Die in Wolken ſich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.“

So beginnet großartig der VIII. Geſ.; es bedarf kaum eines erklärenden Wortes, wie geeignet dieſe Schilderungen für den pſychologiſchen Vorgang ſind; die Natur iſt ſubjektiv, aus dem Geſichtspunkte der Gemüthsſtimmung, alſo ſentimentaliſch aufgefaßt, ſo daß in ihr das Gemüth ſein Gegenbild hat, das Subjective zu einem Angeſchauten gemacht iſt, ebenſo wie die objective Natur ins Gemüth einen Wiederſchein ihrer ſelbſt wirft. Die Weichheit alles Innerlichen bekommt dadurch einen feſteren, kräftigeren, ruhigeren Charakter, wie die angeführte Stelle ſogleich beweiſt, wenn man die folgenden Verſe, welche die Empfindung in weichen ſeelenvollen Worten und Klängen ſchildert, hört.

Weiterhin (S. 77), wie beide unter den Birnbaum gelangt ſind, heißt es:

„Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne,
Und ſie lagen vor ihnen in Maſſen gegen einander,
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.“

So eben hat Hermann vertraulicher und gesprächiger als jemals sich über seine Eltern auf die Frage der Dorothea ausgesprochen und so eben hat dieselbe leicht und unbefangen gefragt, wie sie denn ihm selbst, dem einzigen Sohne und dem künftigen Gebieter begegnen solle. Da glänzt es gewiß im Herzen Hermanns und zugleich glänzt herrlich der volle Mond vom Himmel herunter; aber neben ihm auch lagern die Schatten der dunkeln Nacht. Unentschieden ist ja noch das Schicksal, der Ring am Finger des Mädchens drängt die Hoffnung wieder zurück.

„Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn sieh', es rückt das schwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verschlingend den lieblichen Vollmond.
Und so standen sie auf und wandelten nieder, das Feld hin
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit sich freuend;
Und sie waren zum Weinberg gelangt und traten in's Dunkel.

— — — —

Und mit schwankenden Lichtern, durchs Laub, überblickte der Mond sie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ."

Ungewißheit wogt in den Gemüthern, Hermann am bewegtesten, Dorothea, nach Frauenart, anscheinend sicherer und leichter, aber gewiß nicht wenig erregt; sie geht unsicher auf dem dunkeln Gange, bis sie wirklich ausgleitend dem Begleiter an die Brust sinkt; aber er „trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes." Hat nicht der Dichter durch diese Naturscenerie den großen poetischen Vortheil aufs glücklichste erreicht, daß er die Stimmung der Beiden objectiv, äußerlich, plastisch darstellte und gleichsam anschauen ließ, anstatt in beredter, unruhiger und doch unbestimmter Schilderung der Empfindung selbst sich zu ergehen und am Ende doch nur ahnen zu lassen, was wir nun in bestimmten Umrissen schauen? — Ein Wink für Dichter und Psychologen! Der wahre Dichter macht gleich selbst, stellt fertig hin, mit einem Griff, einem kräftigen Pinselzug, was ein Redner mit vielen Worten nur andeuten oder umschreiben kann.

3. Glücklich ist auch die Erfindung des großen Brandes, der die Stadt vor zwanzig Jahren in Asche legte. Sie paßt zur Idee des ganzen Stücks, wonach die Wege zur Weiterbildung des Menschengeschlechts vorstellig gemacht werden

Digitized by Google

ſollen; das Unglück, die Noth führt die Menſchen zuſammen, nöthigt ſie, ſich enge aneinander zu ſchließen, um mit verſtärkter Geiſtes- und Gemüthskraft den Neubau zu beginnen. Die Stadt iſt durch dieſes Unglück in größeren Flor gekommen als jemals, die Noth hat alle Kräfte in Bewegung geſetzt und ſelbſt die Culturformen und Ideen der beweglichen, gewandteren Nachbarn herbeigerufen als Werkgenoſſen. So denn an jener Stelle, wo die Mutter die Sache erzählt, iſt dieſe Epiſode von beſonderer Wirkung; denn ihrem feinen Sinne geht die Ahnung deſſen auf, was dem Sohne begegnen mag rückſichtlich ſeines künftigen häuslichen Glücks; die Art, wie ſie und ihr Gemahl ſich gefunden und verbunden haben, iſt nun als ein Factum hingeſtellt, wonach jede andre Weiſe der Stiftung eines Ehebundes beurtheilt werden kann, — ein Anhaltepunkt für die Phantaſie wie für das Urtheil; und nun läßt ſich wirklich eine Parallele ziehen zwiſchen der leichten, raſchen, naiven Weiſe des Vaters und der gründlicheren, tieferen, ſchöneren des Sohnes. Dieſe Symmetrie iſt, wie vorzüglich in der Architektur, ſo in jedem Kunſtwerke wichtig und von guter Wirkung. Wie ſinnreich iſt der Gedanke, daß es, wie in der Kunſt, ſo auch im Handeln überhaupt, im Leben Geſetze des Gleichmaßes bei aller Mannichfaltigkeit giebt! Vorher ſahen wir, wie die Natur mit den inneren Gemüthszuſtänden paralleliſirt wurde. So orientirte ſich von jeher der Menſch für ſein Inneres an der Natur und an dem Leben der Vergangenheit.

4. Hieher gehört auch die Heldenthat der Dorothea, deren Erfindung von weitgreifender Wirkung für das ganze Gedicht iſt, wie ſchon oben (S. 65 Anm.), worauf wir hier verweiſen müſſen, angedeutet wurde. Man denke ſich dieſe That weg, und ſehe, was übrig bleibt. Uebrigens wie natürlich dieſelbe in ſolcher Zeit und unter ſolchen Umſtänden iſt, wird ein Pſychologe bald erkennen, und es wäre das erſte Mal, daß der Seelenmaler Göthe bei der Zeichnung einer Frauengeſtalt ſich vergriffen hätte.

5. Zu den glücklichſten Erfindungen gehört die des Ringes am Finger der Dorothea. Daß ſie ſchon einen Bräutigam gehabt und verloren hat, giebt ihr den mildernden

UNIV. OF CALIFORNIA

eigene Ungewißheit leidenschaftlich erregten Zuhörer, die ausbrechende Unzufriedenheit wird zurückgeschreckt, die Pulse stocken; genug der Zweck ist erreicht. Aber nur nach der einen Seite hin; denn das Mittel ist zu gewaltsam, aus einer Spannung ist das Gemüth in die andere getrieben und wenngleich das Hören auf Anderes schon befreiend auf ein leidenschaftliches mißgestimmtes Gemüth wirkt, so muß doch auch von diesem Schreckensbilde noch der Uebergang zu ruhigerer Stimmung gebahnt werden. Dies thut der Pfarrer, ganz seiner Denkungsart, seiner tieferen Humanität gemäß, daß er, statt abzusprechen, die Dinge und Menschen zu begreifen sucht und so überall wahrhaft ausgleicht (man erinnere sich an seine Aeußerungen über die wohlthätige Natur der menschlichen Triebe [im I. Ges.], über das wahre Glück des Menschen, namentlich des ruhigeren Bürgers [V. Ges.], über die wohlthätige Wirkung auch der Noth, des Krieges und jeglichen Unglücks [V. und VI. Ges.]); dem gemäß weist er auch hier gar schön das Positive selbst im Tode nach und löst den scheinbar härtesten Widerspruch in den Altersstufen, zwischen Geburt und Tod, zwischen dem Diesseits und Jenseits auf. Diese großartige Lebensansicht ist wieder symbolisch die Vorandeutung dessen, was zur Lösung des besonderen vorliegenden Widerspruchs führen soll, wie denn am Schlusse sich wirklich harmonisch in Hermann und Dorothea Ideales und Reales, Himmlisches und Irdisches ꝛc. zusammenschließt.

Dergleichen Betrachtungen lassen sich noch viele anstellen und immer wird von Neuem klar werden, welche Harmonie bei aller Mannigfaltigkeit in diesem wahrhaft schönen Gedichte herrscht. So einfach der eigentliche Stoff des Ganzen ist, so lebendig und reich an vielen Scenen und Gedanken ist es; die Größe des Gedichts besteht eben in diesem inneren Reichthume, in der Größe und Bedeutung, die dem Stoffe beigelegt wird. Die Verehrung für den, der dies vermochte, wächst, je genauer man das Werk betrachtet; es ist geradezu unerschöpflich und bewährt das Unendliche eines dem Schöpfer wahrhaft nachdenkenden und nachbildenden Genius.

(Gedruckt bei W. Plötz in Halle.)

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Zeit der Entstehung des Gedichts S. 2—6. Die Erläuterungsschriften 6—8.

Erster, analytischer Theil der Erläuterung 8

Handlung. (Ueberblick S. 8, nach den einzelnen Gesängen S. 9 u. 20, nach den einzelnen Partieen in den Gesängen S. 21.)

Charaktere. 26

(Vater S. 26, Mutter 28, Hermann 30, Dorothea 39, Richter 45, Pfarrer 46, Apotheker 50.)

Idee 52

Zweiter, synthetischer Theil: zur Kritik des Gedichts 59

Nachweis der Nothwendigkeit in den Charakteren S. 63 u. 69, Gemüthlichkeit S. 71, Individualität, Plastik in der Darstellung S. 73.

Das Gedicht als Culturgemälde 81

Die Schilderungen allgemein menschlicher Zustände 82

Die Architektonik des Gedichts 84

1. Wie ist die Handlung fortgeführt? 84

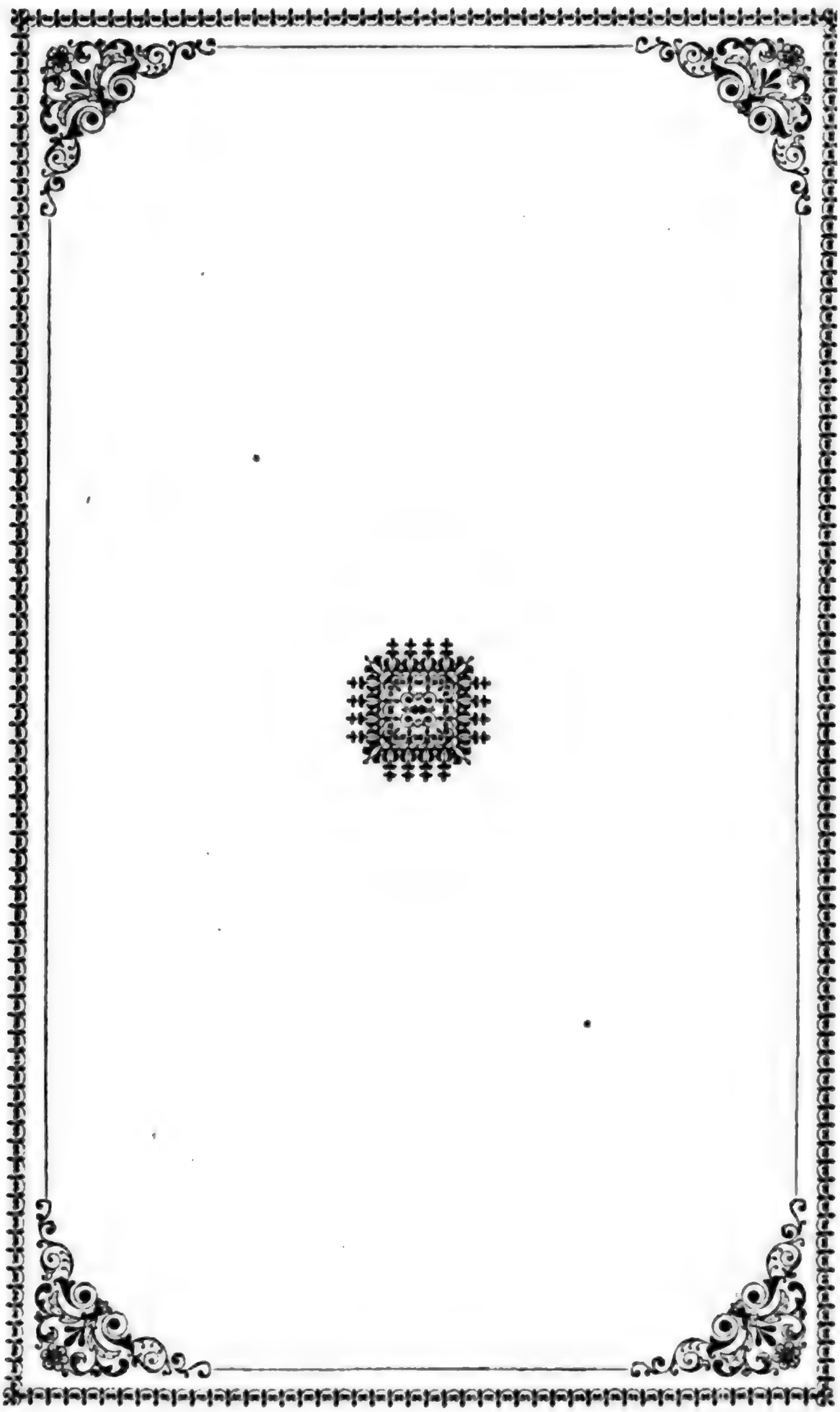
2. Ueber die Exposition der Vorfabel 86

3. Feinheit der Composition in der Einwebung allgemein menschlicher Zustände und charakteristischer Züge des damaligen und vormaligen Culturzustandes 89

Nachweis, wie Eine Erfindung mehrfachen poetischen Gewinn zu bringen vermag, an einzelnen Beispielen des Gedichts 94

Digitized by Google

Digitized by Google



Über

Goethes Vaterlandsliebe

Von

Prof. Dr. Heinrich Düntzer

in Köln.

Separat-Abdruck aus dem Kölner Tageblatt,

Nr. 731 — 25. Nov 1899.

Kölner Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Über

Goethes Vaterlandsliebe.

Von

Prof. Dr. Heinrich Düntzer

in Köln.

Digitized by Google

Digitized by Google

Daß unſer Volk gegen den Dichter, dem es ſeit vier Menſchenaltern die wohllautendſten und ergreifendſten, aus lebendigſter Anſchauung und tiefſtem Herzensgrunde gefloſſenen Töne ſeiner herrlichen Sprache verdankt, eigen verſtimmt war und ſich freute, wenn es ihm etwas anhaben konnte, hat er ſelbſt mehrmals, beſonders in jenem Unmutsgedichte des Divan aus dem Oppoſitionsjahre 1818 bitter beklagt, das dem höflichen Gruße der ſämtlichen Deutſchen ſeine Ueberzeugung von ihrem tödlichen Haſſe entgegenſetzt. Und das that er, als eben die Weimarer Freunde ihm einen glänzenden Aufzug und den vollſten Triumph über ſeinen und der Deutſchen Schmäher Kotzebue auf demſelben Maskenballe bereitet hatten, aber in Jena, wohin er amtlicher Geſchäfte wegen zurückkehrte, wehte ihm wieder die Luft der herrſchenden Verſtimmung entgegen. Dieſe Verſtimmung hält auch noch heute vor, trotz des Jubels, den das ganze Deutſchland ſeinem vor anderthalb Jahrhundert ihm geſchenkten Dichterfürſten erhebt. Schreibt ja noch die allgemeine Stimme und ſelbſt der Glaube ſonſt hochachtbarer verſtändiger Männer ihm ganz unglaubliche Dinge zu, behandelt ihn oft nicht wie einen Dichter, von dem man, nach ſeinem eigenen ſchönen Worte, nur mit Begeiſterung reden ſollte, ſondern ſelbſt ein

Friedrich Theodor Vischer scheute sich nicht, ihm Sünden gegen den heiligen Geist der Dichtung vorzuwerfen, man karikiert sein dem Vaterland und dessen geistiger Befreiung gewidmetes Leben zu einem halben Verrate. Wird man nicht endlich sich besinnen und sich mit dem Vollbewußtsein der unendlichen Seelenschätze erfüllen, das Bild seines redlich und rastlos höchster Entwicklung zustrebenden Lebens mit dem Blick bewundernder Liebe betrachten, erkennen, daß ihm Freiheit und Vaterland stets heilig gewesen? Wir freuen uns, daß eine solche reine Stimme auch neuerdings unter uns sich geäußert hat. Das Schlimmste ist, daß die achselzuckende Beurteilung seines politischen Lebens ihm die Liebe der Jugend entzieht; denn wie sollte diese einen Dichter herzlich lieben können, dem das Gefühl für Freiheit und Vaterland fremd geblieben. Dieser ganzen Irrlehre, die sich wie ein ungeheurer Gletscher zwischen ihn und sein Volk geschoben hat, muß endlich der Garaus gemacht werden, wozu es nur eines vollen ehrlichen Blickes auf die offenbaren Thatsachen bedarf. Und was könnte dazu dringender auffordern, als das dem Ende sich zuneigende Jubeljahr, dem man keinen schöneren Erfolg wünschen kann, als die Verscheuchung des trüben Gewölks, das sich um das lichte Bild unseres Dichters gesammelt hat, dem sie vor allem Liebe zum Vaterlande abspricht.

Goethe war als Frankfurter ein Republikaner. Noch nach seiner Rückkehr von Leipzig schrieb er einer neckischen Leipzigerin, sein republikanischer Geist sei in Sachsen nicht geschwunden, nur gemäßigt geworden. Das Wort des Präsidenten von Moser, die Frankfurter seien harte Köpfe, die sich nicht leicht fügten, erfreute ihn. Als Kestner ihn fragte, ob er eine Stelle bei einem Fürsten annehmen würde, erklärte er, einem Herrn zu dienen würde ihm schwer fallen. Nach Straßburg ging er unzufrieden mit der beschränkten politischen Verfassung, über die Senat und Bürgerschaft immer beim Wiener Reichshofrat im Streite lägen, aber sein Aufenthalt im Elsaß lehrte ihn, daß es in Frankreich noch viel schlimmer

Digitized by Google

ſtehe als im armen Deutſchen Reiche, daß dort alles dem Verfall entgegengehe. So kehrte er denn als deutſcher Bürger zurück, und mit welchem Gefühl für Freiheit, ſollte bald ſein „Götz“ der Welt zeigen. Sich zu einer Stellung in der Frankfurter Staatsverwaltung heranzubilden fiel ihm gar nicht ein; das höchſte, wozu er ſich bequemte, war die freie Stellung als Rechtsanwalt, doch erleichterte er ſich dieſe ſtets noch als ein Joch angeſehene Thätigkeit auf ſeine Weiſe, indem er den ſchwerſten Geſchäftsteil ſeinem Vater auflud, auch beruhigte ihn der Gedanke, im ſchlimmſten Falle ſich auch dieſer Feſſel leicht entledigen zu können. Sein brennender Haß gegen Tyrannei erhielt ſich ſein ganzes Leben; noch im Jahre 1826 las er mit innigſtem Anteil den in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erſchienenen begeiſterten Aufruf gegen die Tyrannei von dem Franzoſen De la Boëtie: „De la servitude volontaire“, den er in Montaignes „Eſſais“ gefunden hatte; mit vollſtem Herzen ſtimmte er dem Satze bei, daß *einer* Herr ſein müſſe, aber Wahnſinn ſei es, einen Tyrannen als Herrn zu dulden. Zu ſeinem Glück machte er die Bekanntſchaft des Erbprinzen Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, der ſich zum Dichter des „Götz“ und „Werther“ ſo mächtig hingezogen fühlte, daß er ihn gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung zu einem Beſuche ſeines Hofes einlud. Wie wenig Goethe auch die Abſicht hatte, ſich am kleinen Hofe der halb ländlichen Stadt feſſeln zu laſſen (ihm lag zunächſt eine Reiſe nach Italien im Sinne, die Entſcheidung, wie ſein Leben ſich weiter geſtalten werde, überließ er vertrauensvoll dem ihm geneigten Schickſal), es bildete ſich bald ein ſo inniges Verhältnis zwiſchen Dichter und Fürſt, daß der acht Jahre jüngere Karl Auguſt ſich gedrungen fühlte, ſeinen lieben *Wolf* zu bitten, unter den ehrenvollſten Bedingungen und mit der Freiheit, jeden Augenblick zurückzutreten, ihm in der Verwaltung ſeiner Herzogtümer beizuſtehen. Karl verſprach, in allem auf ſeinen Freundesrat zu hören, und der Freund fühlte, daß das Verſprechen ihm von Herzen kam. Durch nähere

Digitized by Google

Kenntnis der Verhältnisse hatte er sich überzeugt, daß sich in Weimar ein schöner Wirkungskreis ihm eröffne, er auf die Entwicklung einer hochbegabten, edlen, nur zu rasch von seiner Fürstlichkeit hingerissenen Natur und eines Landes, das eifriger Pflege und anhaltender Hebung noch gar sehr bedurfte, einen wohlthätigen Einfluß gewinnen könne. Als er endlich der Bitte des Herzogs nachgegeben, widmete er sich mit feuerigem Eifer dem neuen Berufe. Leider war die Ortslage Weimars zwischen den beiden größten, sich feindlichen deutschen Staaten sehr gefährlich, wie sich dies im siebenjährigen Kriege gezeigt hatte. Und solche traurigen Zeiten schienen wiederkehren zu sollen, als im Januar 1779 Goethe eben auch die Militärkommission übernommen hatte. Aber der drohende Sturm verzog sich, und noch mehreremal ging der Würgengel des Krieges glücklich an Weimar vorüber. Um so schredlicher sollte Weimar nach einem Vierteljahrhundert in die Wirren des Krieges gezogen werden, als Preußen, das mit ihm verbündet, sein Karl August einer seiner umsichtigsten Heerführer war, bei Jena vernichtet wurde. Der Herzog führte seine Armee glücklich über die Elbe. Als der übermütige, auf ihn grimmige Sieger, der ihn später den widerspenstigsten Fürsten Europas nannte, ihn bei seinem Einzuge in Weimar nicht fand, rettete die Herzogin ihm das Land, da sie auf dessen barsche Frage, wo ihr Gemahl sei, ihn durch die selbstbewußte Antwort überraschte: „Wohin die Pflicht ihn gerufen.“ Napoleon drohte, sein Herzogtum einzuziehen, wenn er sich nicht in drei Tagen stelle, scheute sich aber, die Drohung auszuführen, als man Karl August nirgendwo finden konnte. Endlich traf man ihn zu Schleswig. Als er sich aber in Berlin Napoleon vorstellen wollte, hatte dieser die Königsstadt wieder verlassen. Nach Posen, zu Napoleons Friedensverhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen, sandte der Herzog den zum Geheimen Regierungsrat ernannten, tüchtigen Diplomaten Friedrich von Müller. Mit großer Mühe gelang es diesem, die Aufnahme Weimars

Digitized by

in den Posener Frieden zu erlangen (am 15. Dezember), aber es mußte in den Rheinbund treten, eine bei seiner bedrängten Lage fast unerschwinglich hohe Kriegssteuer zahlen und einige Gebiete abtreten. Auch forderte Napoleon in aller Strenge, der Herzog solle sich ihm persönlich vorstellen. Erst am 29. Januar kehrte der Herzog nach Weimar zurück. Müller drängte ihn, am 7. Februar den Gewaltigen in Warschau aufzusuchen, aber schon in Berlin erfuhr er, dieser befinde sich jetzt in Ostpreußen. So kehrte er denn unverrichteter Sache zurück.

Als das deutsche Reich sich auf Napoleons Befehl aufgelöst hatte, meinte Goethe, dies sei von geringer Bedeutung, aber der Kaiser hatte zugleich sechszehn deutsche Fürsten durch Gebietsvermehrung und Rangerhöhung bestimmt, an Frankreich überzutreten, sich zu einem sogenannten Rheinbunde pressen lassen, nach einer von ihm selbst als Protektor entworfenen Verfassung, an der auch nicht das geringste geändert werden durfte. Sie mußten sie ohne weiteres unterzeichnen, was am 17. Juli 1806 geschah, eben vor dem Kriege mit Preußen. Das schmählichste der Schmach war, daß jeder Fürst sich verpflichten mußte, jährlich eine bestimmte, hoch gegriffene Zahl der Eingeborenen als Kontingent für alle Kriege zu stellen, welche Frankreich führen werde. So erhielt Napoleon von diesen Knechten seiner Gnade, aus dem von ihm ganz abhängigen Rheinbunde eine ungeheure Anzahl Deutscher, die Leib und Leben in Napoleons unaufhörlichen Kriegen lassen mußten. Ein solcher Verrat deutscher Fürsten war unerhört, und dieser Bund sollte auch andere Fürsten reizen oder zwingen, ihm beizutreten. So hatten deutsche Fürsten meineidig ihre Pflicht gegen Deutschland gebrochen, und sich zu Dienern eines fremden Landes hingegeben. Früher hatten deutsche Fürsten nur ihre Unterthanen an das Ausland verkauft, nicht an den Erbfeind. Noch im Dezember traten infolge des Krieges der jetzt zum König erhobene Kurfürst von Sachsen und die fünf sächsischen Herzöge dem Bunde

Digitized by Google

bei. An einen Verſuch, in nächſter Zeit das drückende Joch abzuſchütteln, das ſechszehn deutſche Fürſten unter dem lächerlichen Vorwand der Mängel der deutſchen Reichsverfaſſung auf ſich geladen hatten, war nicht zu denken, nur insgeheim konnte man die Befreiung allmählich vorbereiten, wobei es außerordentlicher Vorſicht bedurfte, da jeden nur halb bewieſenen Verſuch die ſtrengſte Beſtrafung getroffen haben würde. Noch weniger durften die Miniſter Voigt und Goethe gegen den Willen des Herzogs einen ſolchen Verſuch ſofort wagen, von dem ſie die Unmöglichkeit des Gelingens vorausſahen. Goethes Gegner wiſſen nicht, was ſie reden, wenn ſie dieſem vorwerfen, daß er in der Rheinbundszeit ſich ruhig gehalten habe. Als Miniſter war er verbunden, alles für Weimar zu thun, beſonders die Oberaufſicht der Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo weit es die jetzt viel beſchränkteren Mittel geſtatteten, eifrig fortzuführen. Der Herzog litt an fortgeſetzten Schwindelanfällen und bedurfte ſehr der Ruhe, wozu er bei den durch ſeine längere Abweſenheit aufgehäuften, zum Teil ſehr unangenehmen Geſchäften kaum gelangen konnte. Dabei fühlte er ſich durch eine Unzahl Späher und Horcher ſehr beengt, mit denen ihn die franzöſiſche Partei bis zu ſeiner eigenen Hoftafel umſtellt hatte. Dieſe merkten alles auf, was den Herzog bei Napoleon verdächtigen mußte, und teilten es den franzöſiſchen Behörden in Erfurt und Berlin mit. Davon erfuhr es der lange Zeit in Weimar wohnende Danziger, der Satiriker David Johannes Falk, der als Dolmetſch ſich zugedrängt hatte. Er beeilte ſich, Goethe, ſpäter dem Herzog, das Gehörte mitzuteilen, wodurch dieſe in ſtand geſetzt wurden, den auf dieſes geſtützten Verdächtigungen entgegenzutreten. Karl Auguſt ſelbſt geſteht, daß Falk ſich dadurch auch um den Hof verdient gemacht habe, was auch ſeine Ernennung zum Legationsrat beſtätigt. Ausführlich gedenkt Falk einer ſolchen mit Goethe in deſſen Garten gehaltenen Zuſammenkunft, wobei dieſer über die gegen den Herzog erhobenen Verdächtigungen in die äußerſte Aufregung

Digitized by Google

gesetzt worden, da man dem Herzog als Verbrechen angerechnet hatte, daß er so gehandelt, wie es seine Menschen- und Fürstenpflicht gefordert. Freilich ist der weit ausgeführte Ausbruch seines Zornes ganz Falkisch gefärbt, aber die rührend begeisterte Anhänglichkeit an den Herzog, die aus ihm leuchtet durchaus echt und wahr, beruht auch wohl in manchem einzelnen auf guter Erinnerung oder Aufzeichnung, aber verfehlt ist es, solche nicht gestützten Berichte als geschichtlich anzuführen, auch wenn sie durch falsche Thatsachen als gemacht sich erweisen. Goethes Tagebuch berichtet am 9. Februar 1807, Falk habe bei ihm zu Mittag gespeist, wobei viel über Franzosen und französische Verhältnisse gesprochen worden sei, aber Falk verlegt die Zusammenkunft in den Garten. Wahrscheinlich überging das Tagebuch jene von Falk erzählte Zusammenkunft, wie es auch sonst mancher sehr aufregenden Scenen gar nicht gedenkt; jedenfalls muß sie vor den 16. April fallen, wo sein altes Uebel Goethe wieder einmal schwer heimsuchte. Wurde er auch bald von dem Anfalle hergestellt, zu seiner völligen Genesung mußte er früher nach Karlsbad eilen, wohin der Herzog ihm bald folgte. Doch sollte dieser nach vierzehn Tagen Teplitz besuchen, um in einer Nachkur sich von den widrigen Eindrücken, die sich seit dem vorigen Oktober bei ihm angesammelt hatten, ganz zu befreien. Goethe gab sich, nachdem er von seiner Sorge um Weimar befreit worden war, seiner vollen Thätigkeit hin, er freute sich seiner lyrischen und novellistischen Dichtung, aber auch die Weltgeschichte verfolgte er mit lebhafter Neigung, diesmal in Spittlers Darstellung. Wenig erfreulich waren die Klagen, die er auch in Karlsbad über den herrschenden Druck zu hören bekam. Der Waffenstillstand vom 4. Juni freute ihn, auch das Bündnis von Preußen mit Oesterreich, dessen Dauerbarkeit freilich sehr fraglich war, und im besten Falle deutete es auf Krieg. Endlich im Juli gelang es dem Herzog, Napoleon in Dresden zu sehen, aber die kurze Unterredung führte zu keiner Annäherung. Im September kehrte Goethe nach Weimar zurück,

Digitized by Google

wo er zur Feier der Rückkehr der Erbprinzessin und der dadurch vollendeten Wiederversammlung der herzoglichen Familie ein ernstes, recht bedeutendes politisches Vorspiel schuf, das ohne jede persönliche Verletzung Napoleons der grausen Verwüstung gedachte, die Weimar erlitten, die Rückkunft der Erbprinzessin aus Rußland für ein Pfand der Freiheit und ruhigen Vertrauens erklärte und als Pflicht des echten Patrioten rastloses Wirken zum allgemeinen Besten bezeichnete. Das war das gerade Gegenteil von jenen aufgeregten Sturmvögeln, die man von ihm verlangt hat.

Im folgenden Jahre verheerten das ausgesogene Land ungeheure Durchzüge. Voigt hatte Mühe die Finanzen auf leidlichem Fuße zu halten, aber mußte er auch viele Ausgaben beschränken, er hatte beschlossen, nichts wahrhaft Würdiges solle darunter leiden. Die größte Geldnot drückte überall. Dem von Goethe geleiteten Theater hatte der Herzog den Zuschuß entziehen müssen. Der Herzog selbst litt an fortwährenden Schwindelanfällen. Entsetzlich war für ihn der 5. März, wo er das Weimarische Kontingent zu Napoleons Armee nach Koblenz entlassen mußte; es war mitbestimmt, für die Unterdrückung des spanischen Volkes zu bluten. Insgeheim steigerten sich Karl Augusts Versuche, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe und des Hasses des Welteroberers zu schüren, wovon freilich Voigt und Goethe nichts wissen durften, da sie die schrecklichen Folgen einer Entdeckung der herzoglichen Verschwörung fürchteten. Schon im September vernahm man von einer Zusammenkunft des russischen Kaisers und Napoleons im jetzt französischen Erfurt, wobei die Könige und Fürsten als Statisten dienen sollten; der Hauptzweck war ihre Besprechung vor Napoleons Zug nach Spanien. Voigt entsetzte sich vor den Kosten, welche Weimar aufwenden müsse zu den großen Festen, die man dem Kaiser in Weimar bieten müsse. Man hat die hohen Worte und Feste, womit man die beiden Kaiser empfing, zum Beweise mißbraucht, welche Gesinnung man in Weimar gegen die Franzosen gehabt, da sie

Digitized by Google

doch nur zeigen, wie sehr man dort den Gewaltigen fürchtete. Vor dem Theater wurde ein sechszig Fuß hoher Obelisk zur Beleuchtung erbaut, woran man die von Voigt selbst gemachte lateinische Inschrift las: „Der sehr glücklichen Anwesenheit der Kaiser, Könige und Fürsten, dem Trost des leidenden, ewigen Ruhmes würdigen Vaterlandes hat Karl August, Herzog von Sachsen, dieses als Zeichen gesetzt.“ Daß das Vaterland leide, hatte man wenigstens zu sagen gewagt, aber der Urheber dieses Unglücks durfte nicht genannt werden. Gegen den Herzog zeigte sich Napoleon noch immer nichts weniger als gnädig, ja, als dieser ihn zu einer Hirschjagd bei Apolda eingeladen hatte, fügte dieser höhnisch noch eine Hasenjagd bei Jena hinzu, was Goethe wahrscheinlich bestimmte, nicht dabei zu erscheinen. Bekanntlich hatte der französische Kaiser diesen auf wohlwollendste Weise aufgenommen, indem er den höchsten Wert ihm zuerkannte, mit dem einfachen vielsagenden: „Voila un homme.“ Seine aus Napoleons welterschütterndem Auftreten geflossene Bewunderung wurde durch das Anschauen seines ganzen Wesens unendlich gesteigert. Noch nie hatte ein Höherer ihn mit solcher lebendigen Durchschauung und Würdigung seines Wesens mit so wahrhafter Achtung aufgenommen. Des Helden Persönlichkeit hatte ihn mit der vollen Gewalt einer ungeheuren und doch ihm gewogenen Natur ergriffen, deren Bewunderung merkwürdig auch auf Goethes Sohn und Frau überging. Daneben galt er Goethe als Mann des Schicksals, der die Welt in andere Bahnen zu treiben gesandt war und so auch sein liebes Weimar und sein deutsches Volk arg treffen sollte.

Auch die folgenden Jahre erhielt sich Napoleons Druck auf die Welt ungeschwächt, ja er dehnte sich weiter aus und drang tiefer ein. Wie Preußen sollte auch Oesterreich von ihm zerschmettert werden, auch seine gute, junge, leider kranke Kaiserin wurde durch ihn tief bekümmert. Diese war eine der fünf herrlichen Frauen, die gleich seiner Mutter voll überzeugt waren, daß alles, was Goethe that, aus seiner tiefedlen

Digitized by Google

Natur floß. Es waren außer der Kaiserin Maria Ludovica Beatrix die Fürstin von Gallitzin, Marianne von Willemer, Babette Schultheß und auch Napoleons bittere Gegnerin Frau von Staël. Wer von solchen edlen Vertreterinnen ihres Geschlechts verehrt wird, darf auf manchen andern Beifall gern verzichten. Der Druck war im Jahre 1812 so allgemein, daß Goethe selbst in Geldnot geriet, so daß er den Verleger bitten mußte, das Honorar seiner eben im Erscheinen begriffenen Lebensbeschreibung zu erhöhen. Die dritte Auflage seiner Werke hatte so außerordentlichen Absatz in dieser Leidenszeit gefunden, daß gleich ein neuer Abdruck veranstaltet werden mußte. In eben diesem Jahre erregte es allgemeinen Anstoß, daß Goethe der Bitte der ihm seit lange befreundeten Karlsbader nicht widerstehen konnte, die nach ihrer Stadt gekommene französische Kaiserin, die Tochter des österreichischen Kaisers, freundlich zu bewillkommnen, wobei er sie bat, bei ihrem Gatten den Frieden zu erbitten, da wer alles vermöge, auch den Frieden geben könne, ja sogar das allgemein verhaßte, das Leben außerordentlich verteuernde Kontinentalsystem pries, als Krone seines Kampfes mit England. Man darf dabei wohl an die Weise Pindars denken, der seinen Königen, die im Wettkampfe gesiegt hatten, Tugenden beilegte, die er ihnen wünschte. Im Grunde spricht er nur den äußersten Wunsch aus, durch dessen Erfüllung Napoleon die Welt beglücken werde. In Wahrheit konnte man eine solche Nachgiebigkeit des Welteroberers gar nicht denken, und die Kontinentalsperre war ein Greuel.

Der Sturz Napoleons, den man sich schon von dem Kampfe mit dem spanischen Volke gehofft hatte, schien endlich zur Möglichkeit zu werden, als Napoleon am 15. Dezember 1812 unbeachtet auf einem Schlitten über Weimar nach Frankreich floh. Damals schrieb der Herzog neckisch an Goethe, der französische Gesandte solle ihm vom Kaiser der Nacht schöne Grüße bringen, und da auch die Kaiserin von Oesterreich ihm freundliche Grüße derselben an ihn aufgetragen

Digitized by Google

habe, werde er zugleich vom Himmel und von der Hölle beliebäugelt. Karl August betrachtete Napoleons Flucht als den Anfang der Befreiung Deutschlands. Yorks Konvention vom 30. steigerte diese Hoffnung. Am 3. Februar rief Preußens König von Breslau aus sein Volk zu den Waffen, aber noch zehn Tage später bedauerte Voigt den unschuldigen, guten König, dem dieser Schritt sehr schlecht bekommen werde. „Wir kleine Könige werden alle unsere Klugheit und Behutsamkeit nötig haben, wenn wir nicht etwa untergehen wollen." Auch Goethe fürchtete bei jeder Bewegung gegen Napoleon den traurigsten Untergang. Erst am 16 März erklärte Preußen Napoleon den Krieg. Goethes Furcht steigerte sich immer höher, er verlor fast jede Kraft, sich darüber zu erheben, nur die Förderung seiner Lebensbeschreibung zog ihn noch wirklich an. In Weimar verstärkte am 6. April die vom russischen Kaiser seiner Schwester, der Erbprinzessin, befohlene Abreise nach Teplitz die allgemeine Furcht, fast das einzige Gespräch war der drohende Kampf. An den Sieg der mit Preußen verbündeten Russen konnten die wenigsten ernstlich glauben. Goethes Tagebuch bemerkt am 11., er habe mit Falk gekannengießert. Die Nachricht von der Ueberrumpelung des französischen Gesandten in Gotha zeigte, wie weit man gekommen war. Knebel fand am 12. Goethe tief gebeugt. Jetzt wollte man auch Weimar gegen die Russen sichern. Die Thore wurden gesperrt, und am 14. mußten Bürger auf die Wache ziehen, auch Meyer, Riemer und Goethes August. Goethe selbst sah im Geiste schon sein liebes, jetzt rheinbündisch-französisches Weimar von den Russen eingenommen und diese von den Franzosen wieder hinausgeworfen. Das griff ihn ans Herz.

Napoleon verließ am 15. St. Cloud, um selbst den Krieg zu eröffnen. Goethes gespenstische Angst stieg von Tag zu Tag, so daß endlich Frau und Sohn, auch Riemer und andere Freunde ihn drängten, nach Teplitz zu fliehen. Schon am 15. entschloß er sich „nach vielfältiger Betrachtung seiner

Digitized by Google

körperlichen und geistigen Zustände" das bedrängte Weimar zu verlassen. Mit dem Herzog hielt er am 16. ein ernstes Gespräch im Park. War auch die Entscheidung des Kampfes zweifelhaft, ein sehr schwerer stand jedenfalls bevor; darüber, daß Weimars Stelle auf deutscher Seite sei, konnte kein Zweifel obwalten. Die Hauptfrage war, ob Oesterreich, dessen arge Niederlage man auch in Weimar bitter empfunden hatte, sich endlich mit Preußen einigen werde. Es gehört viel Mut dazu, bei den von uns skizzierten Verhältnissen zu behaupten, Goethe habe Deutschlands Unterjochung mit unempfindlicher Kälte ertragen, da er doch Weimar sein ganzes Leben gewidmet hatte und Deutschlands bitterste Not sein deutsches Herz kränkte. Er fügte sich nur der höheren Gewalt, die über der Völker Schicksal waltet, wie er dies mehrfach bedeutsam ausgesprochen hat.

Kaum hatte er mit schneidendstem Schmerz sein so bösen Zeiten entgegengehendes Weimar und die Seinen, halb versteckt in einem russischen Generalmantel und mit einer Militärmütze bekleidet, verlassen und in der freien Frühlingsluft sich zu neuem Leben aufgerafft, so ergriff ihn auch wieder sein dichterischer Trieb, der ihn, als er auf Eckardtsberga zu fuhr, die eben vernommene Sage vom treuen Eckardt heiter gestalten ließ. Auf dem Markt zu Meißen begegnete er einer Kompagnie Freiwilliger, unter denen sich der Dichter Fouqué befand. Dieser erkannte ihn und trat rasch entschlossen auf ihn zu, stellte dem „Dichter der Dichter" die auf dem Marsch nach Leipzig begriffene Königlich Preußische Truppe der schwarzen Jäger vor und bat ihn um seinen Waffensegen, den er auf Hirschfänger und Büchse feierlich erteilte mit den Worten: „Ziehet mit Gott, und alles Gute sei eurem freien deutschen Mute gewährt." Diesen erkannte er freudig an, wenn auch die Berliner Freiwilligen sich zu Anfang des Jahres unartig in dem von ihnen besetzten Weimar betragen hatten. Zu Dresden fand er im Hause des ihm schon seit Schillers Zeit befreundeten Oberappellationsrat Körner, der

Digitized by Google

seinem Theodor mit edelster vaterländischer Begeisterung den Eintritt ins Lützowsche Corps gestattet hatte, Stein und Arndt, die alle die Besiegung Napoleons zuversichtlich behaupteten, und seinen Zweifel als herzlose Kälte leidenschaftlich zurückwiesen, wodurch er denn gereizt wurde, in die Worte auszubrechen: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur tiefer in das Fleisch ziehen." Dies war die ehrliche Meinung des den Krieg hassenden Dichters, der schon eine schreckliche Niederlage der gegen den Gewaltigen Verbündeten im Geist schaute und infolge derselben eine noch tiefere Bewältigung des Vaterlandes.

Napoleon war es gelungen, ein neues bedeutendes Heer aufzubringen. Als er nach Erfurt zurückkam, wollte er sich schrecklich an Jena rächen, weil man dort seine Division Durette verscheucht hatte, aber er ließ sich durch seinen Gesandten bestimmen, die Sache milder anzusehen. Das Fürwort der Herzogin von Weimar nahm er gnädig auf. Auch den Herzog empfing er freundlicher; vertraulich schilderte er ihm seine bedeutende Streitmacht und trug ihm auf, dem Könige von Sachsen in seinem Namen zu befehlen, nach Dresden zurückzukehren, weil er sonst sein Land feindlich behandeln müsse. Oesterreich vermittelte einen Waffenstillstand. Glücklicherweise gelang es Napoleon nicht, Oesterreich von Preußen zu trennen, aber niemand konnte voraussagen, wie lange der Bund der beiden so lange feindlichen Staaten dauern werde. Noch am 15. August wettete Goethe zu Dresden, Napoleon werde schließlich siegen; er traute seinem Glücke und seiner genialen Thatkraft alles zu. Freilich entschied der große Völkersieg bei Leipzig zu Deutschlands Gunsten, aber gebrochen war Napoleons Macht noch keineswegs. Zunächst wurde der 21. Oktober für Weimar, über das der Rückzug ging, ein entsetzlicher Tag, da Kosaken und andere wilde Völker neben Franzosen und Sachsen und verschiedenen anderen deutschen Stämmen die Stadt als Schlacht- und Beutefeld verwüsteten.

Digitized by Google

Die höchsten Majestäten kamen am 12. Oktober nach Frankfurt a. M., wo der tapfere Stein, der auf Napoleons Vernichtung drang, die Fortführung des Krieges durchsetzte. In Weimar, dem Mittelpunkt der zweiten preußischen Armee, machten die drückenden Einquartierungen und die herrschenden Nervenfieber das Leben sehr ungemütlich; dazu war Goethe durch die vielen angenehmen und unangenehmen Besuche sehr angegriffen. Noch am 6. November erlitt sein Haus einen Anfall von zwölf Kosaken, die auf zurückgenommene Einquartierungsscheine sich gewaltsam Eingang verschaffen wollten. An demselben Tage hielt er mit dem Herzog ein Gespräch über die traurige Lage der Dinge, das ihn keineswegs beruhigen konnte; denn die Entscheidung lag auf der Spitze des Degens, und Goethe konnte nicht an die Einigkeit der übel bewährten deutschen Fürsten glauben. Dazu schwebte ihm das traurige Beispiel des Rückzuges aus der Champagne vor, wo der Mangel der Einigkeit der Heerführer den Preußen den sicher scheinenden Einzug in Paris so schrecklich vergällte.

In diese Zeit fällt Goethes merkwürdiges Gespräch mit dem Jenaer Geschichtsprofessor Luden, der ihn um die amtliche Genehmigung einer gegen Napoleon gerichteten Zeitschrift ~~bitten~~, vielleicht auch um einige Beiträge zu derselben bitten wollte. Ludens in Bezug auf die ausgesprochene Gesinnung über allen Zweifel erhabener Bericht ist ein wahres Ehrendiplom Goethes, mit dessen lebendigem Geiste sich alle erfüllen sollten, die über des edelsten Dichters Vaterlandsliebe, seine politische Gesinnung und Anschauung das Wort zu ergreifen wagen, wie es so viele thun, die keinen Schimmer seines Wesens erblickt haben. Die Ideen Freiheit, Volk und Vaterland erklärte Goethe für einen Teil unseres Wesens. Deutschland liege ihm warm am Herzen, und oft habe es ihn tief geschmerzt, daß unser im einzelnen so achtbares Volk im ganzen so miserabel sei, worüber er sich in der Wissenschaft und Kunst zu trösten suche. Doch sei dies ein leidiger Trost

Digitized by Google

gegen das ſtolze Bewußtſein, einer großen, ſtarken, geachteten und gefürchteten Nation anzugehören. Auch ſei er überzeugt, unſerm Volke, das nach der Zerſtörung des römiſchen Reiches und nach der Schaffung einer neuen Welt noch immer in ſolcher Kraft und Tüchtigkeit fortbeſtehe, ſei noch eine andere Beſtimmung vorbehalten. Wir bemerken hierbei, daß Schiller, als er beim Jahrhundertwechſel bedauerte, daß Deutſchland nicht, wie Frankreich und England, einen ihm eigenen Ruhm erworben habe, in einem ganz entworfenen und zum Teil ausgeführten Gedichte in verſchiedener Weiſe die Ueberzeugung ausgeſprochen hat, der Deutſche ſei beſtimmt, der Kern der Menſchheit zu werden. Wahrſcheinlich hatte Goethe damals ſich auch ſeine weitere Beſtimmung der Deutſchen gebildet, da die beiden Dichter es liebten, dieſelbe Aufgabe auf eigentümliche Weiſe zu löſen. Doch kehren wir zu dem Geſpräche mit Luden zurück. Goethe fuhr fort, noch ſei die Entſcheidung nicht gefallen, wie Luden glaubte, freilich würden wahrſcheinlich die Verbündeten Sieger bleiben, doch ſei der umgekehrte Fall noch immer möglich. Aber was werde dann weiter folgen? Luden meine, das Volk werde ſich, die endlich erzwungene Freiheit nicht mehr entreißen laſſen. Darin könne er ihm nicht beiſtimmen, das Volk ſei noch keineswegs erwacht, es wiſſe weder, was es wolle, noch was es vermöge. Freilich ſei es, wenn es die Franzoſen vertrieben, von einem fremden Volke befreit, aber noch nichts weniger als ganz frei. Spöttiſch gedachte er der glänzenden, von Luden hervorgehobenen Proklamation der fremden Herren und der einheimiſchen. Daß fünfzehn deutſche Fürſten (einer der ſechzehn urſprünglichen Rheinbündler hatte nicht dem deutſchen Reiche angehört) meineidig gegen das Reich geworden, deutete er nur kurz an, dann aber wurden ſeine Worte immer beſtimmter, ſchärfer und individueller. Mit Recht unterließ es Luden, auf die Beſchuldigungen gegen einzelne Fürſten einzugehen, um zu beteuern, aus dem Inhalt und der ganzen tiefen Bewegung von Goethes Rede habe er die Ueberzeugung gewonnen, daß

Digitized by Google

der Vorwurf, es habe ihm an Vaterlandsliebe, deutſcher Geſinnung, dem Glauben an unſer Volk, dem Gefühl für Deutſchlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück gefehlt ſei rein aus der Luft gegriffen, ſein Schweigen bei den großen Ereigniſſen und den Verhandlungen ſei nur eine ihm ſchmerzliche Entſagung geweſen.

Erſt am 23. reiſte der Herzog nach Frankfurt, entſchloſſen, am nächſten Tage vom Rheinbunde zurückzutreten und ſeinen Aufruf an die Freiwilligen zu erlaſſen, da er an die Spitze der zweiten preußiſchen Armee trat. Mit Recht wollte er die ihm aufgezwungene Larve nur im letzten Augenblick abwerfen, während Goethes Gegner an dieſen die Forderung ſtellen, er habe gleich vor oder beim Uebertritt des Herzogs an den Rheinbund Unruhen erregen ſollen, was geradezu Verrat an der guten Sache und ſeiner Treue gegen den Herzog in ſchlimmer Zeit geweſen wäre. Zu Weimar befand ſich damals der durch die herrſchenden Krankheiten von Jena herübergeführte Medizinalrat Profeſſor Rieſer, der bald Goethes volles Zutrauen ſich erwarb. Ihm verdanken wir genaue Berichte über die krankhafte Aufregung, in der ſich Goethe damals befand, da er vom Kampfe der Verbündeten den ſchlimmſten Ausgang, beſonders für Weimar fürchtete. Seine Furcht war die Frucht ſeiner mit dem Leben ſelbſt verwachſenen Liebe. Am 27. unterhielt er ſich mit ihm über den Wettkampf zwiſchen Frankreich und England, wobei man ſich dahin einigte, daß endlich der großen Seemacht der Sieg zufallen werde, aber augenblicklich handelte es ſich um Napoleons Macht, die Goethe für unerſchütterlich hielt, weshalb er die nächſte Entſcheidung fürchtete. Die allgemeine Stimme war für Fortſetzung des Krieges jenſeits des Rheins, aber ihm ſchwebte der unglückliche Rückzug von 1792 vor, den er ſelbſt an ſeinem Leib erfahren hatte, und der die Franzoſen nach Deutſchland geführt hatte. In ſeiner Verzweiflung geriet er auf den ſeltſamen Gedanken, den ſtreitenden Parteien Frieden unter der Bedingung vorzuſchlagen, daß Napoleon

Digitized by Google

auf alle Besitzungen in Deutschland verzichte; dabei rechnete er auf das Ansehen, das er bei Napoleon selbst und bei den deutschen Fürsten genieße. Das muß der Plan gewesen sein, den er Kieser am Abend des 12. Dezember mit der Bitte vorschlug, ihn dabei zu unterstützen. Dieser kann nicht Worte genug finden, um die dem Wahnsinn nahe, fürchterliche Aufregung des Dichters zu schildern. Bei ruhiger Betrachtung mußte er selbst erkennen, mit welchen Schwierigkeiten sein Plan zu kämpfen hatte. Um dieselbe Zeit gereichte ihm die längere Anwesenheit des musikalisch und litterarisch gebildeten Leipzigers Johann Friedrich Rochlitz, zum Troste. Ein Gespräch, das er mit diesem damals über Napoleon hielt, schloß mit der Anerkennung, schweigend müsse man sich Gottes moralischer Anordnung unterwerfen. Goethes Gegner behaupten dreist, auch damals habe er kalt Deutschlands Leiden angesehen. Unangenehm war es ihm und auch dem Minister Voigt, daß so viele tüchtige Beamte unter die Freiwilligen gingen, die zu Hause in dieser bedrängten Zeit besser wirken könnten als im Kriege, für den sie nicht geübt, oft geradezu hinderlich wären, wie deshalb Grollmann Luden davon abwies und Steffens ungeschickt sich erwies. Auch Goethes August ließ sich nicht zurückhalten, aber kaum hatte er vom Vater die Genehmigung dazu sich erkämpft, so konnte dieser in seiner Zerrissenheit den fürchterlichen Gedanken nicht ertragen, seinen Sohn, den er Weimar als treuen Diener zu hinterlassen hoffte, im Kriege zu verlieren. Da bat er denn zunächst Voigt, er möge diesen im Dienste der Kammer zu Weimar zurückhalten, aber das Versprechen genügte ihm nicht. Als der Herzog am Ende des Jahres zur Ordnung seiner Angelegenheiten noch einmal nach Weimar zurückkehrte, bestürmte er ihn in einer ängstlich beklommenen Bittschrift, er möge August eine Stelle gebe, die ihn in Weimar fessele, da er in seinem Geschäfts- und Hauskreise ihn nicht entbehren könne. Neue Sorgen erregte mit dem neuen Jahre der Uebergang Blüchers über den Rhein.

Digitized by Google

Der 7. Januar, an welchem der Herzog als Generaliſſimus nach den Niederlanden ging, war für ihn ein ergreifender Tag. Die bängſten Sorgen ließen ihn zu keiner Ruhe gelangen. Am 17. fand Kieſer ihn ſo aufgeregt, daß er für ſein Leben fürchtete. Auch die ſpätere Geſtaltung Deutſchlands machte ihm äußerſte Sorge, da die ſchwindelhafteſten Vorſtellungen von der Deutſchland zu gebenden Verfaſſung bei vielen im Schwange waren. Er ſelbſt hatte die Großfürſtin Katharina beſtimmt, den ihm befreundeten Profeſſor Sartorius in Göttingen aufzufordern, ſeine Gedanken über die deutſche Reichsverfaſſung aufzuſetzen, da die frühere ſich ſo ſchlecht erwieſen habe. Blüchers Sieg vom Februar führte zu Friedensverhandlungen mit Napoleon zu Chatillon weſentlich unter den vom Dichter vorgeſchlagenen Bedingungen. Aber die kleinen militäriſchen Erfolge, die der Held hatte, ſteigerten ſeine Forderungen, wenn anders die Verhandlungen redlich gemeint waren. Als die Verbündeten im März auf Troyes zurückgehen mußten, geriet Goethe wieder in Schrecken, wie ſeine briefliche Aeußerung beweiſt: „Möge der retrograde Schritt der verbündeten Völker (man merke den liberalen Ausdruck) auch der letzte ſein. Doch leider iſt der fomme Wunſch, ein Ende zu ſehen, mir zu oft verkümmert worden". Während Goethe ſich Ende März vom Frühling angegriffen fühlte, entſchied ſich raſch Napoleons Schickſal. Seine letzte Liſt mißlang. Den 9. April kam die Kunde vom Einzug in Paris zu Weimar an. Goethe war ſo leidend, daß er ſich bei allem Freudenjubel zu Hauſe halten mußte, was natürlich die Volksſtimme falſch auslegt. Auf die raſche Entſcheidung war er nicht unvorbereitet, dennoch wird mit der Freude über die Befreiung der Welt und beſonders der Deutſchen ſich ein gewiſſes Mitleid über den Fall des Gewaltigen verbunden haben, der ihm wohlgewollt hatte. Am 14. kam Hofrat Sartorius, der mit ihm über die deutſche Verfaſſung beraten ſollte; er blieb, auch vom Hofe freundlich aufgenommen, bis zum 1. Mai. Schon hatten ſich ſchwindelnde Ideen über die

Digitized by Google

freie Neugeſtaltung herausgewagt, wie der Dichter ſie vorausgeſehen.

In dem kleinen Bade Berko bei Weimar hatte er ſich am 13. für den Frühling niedergelaſſen, wo er das Vorſpiel für die Eröffnung des Theaters zu Halle dichten wollte. Dort traf ihn am 10. von Berlin Ifflands Antrag, ein Vorſpiel zur Rückkunft des Königs und der beiden Kaiſer zu liefern. Anfangs ſchien dem noch mit dem Vorſpiel für Halle beſchäftigten Dichter eine ſolche Bühnendarſtellung bedenklich, aber bald entdeckte er eine Gelegenheit, darin einen Herzenswunſch zu erfüllen. Jetzt hatte er gefunden, was er nicht geahnt: daß neben der zum erſtenmal bewährten Eintracht der Deutſchen wirklich die Volksbegeiſterung den großen Sieg errungen hatte. Eben weil er dieſe bisher dem deutſchen Volke abgeſprochen, wollte er ſich entſchuldigen und zugleich ſein Bedauern ausdrücken, daß er deſſen Begeiſterung nicht geteilt, nicht daran geglaubt habe. Das bekennt er ſelbſt in den Worten:

Doch ſchäm' ich mich der Ruheſtunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn,
Doch für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin."

Den nach Ausdruck und Zuſammenhang unleugbaren Sinn hat auch hier die herrſchende vertrackte Mißdeutungsluſt ihm im Munde verdreht. Offenbar erkennt er an, daß das Volk größer geweſen als er ſelbſt, da es mutig trotz allem den Kampf begonnen, denn die Angeredeten ſind das umſtehende Volk. Die Behauptung, Epimenides ſei das deutſche Volk oder (ein prächtiges Oder) die alte germaniſche Tapferkeit und das altdeutſche Ehrgefühl, iſt ein Kabinettſtück des Widerſinns. Mit deutlichen Worten ſprach der Dichter auch Iffland ſelbſt ſeinen Dank aus, daß er ihm „die Gelegenheit gegeben, der Nation auszudrücken, wie er Leiden und Freuden mit ihr em-

Digitized by Google

pfunden habe und noch empfinde"; das Stück sollte etwas mehr sein als ein bloßes Festspiel, wozu man es herabdrücken wollte.

Wir brauchen Goethes Verhältnis zu Volk und Vaterland nicht weiter zu verfolgen. Die Leiden der Deutschen unter dem fremden Welteroberer hat sein Herz tief empfunden, aber eine Rettung schien ihm bei der Größe des vom Schicksal berufenen Helden, der Feindseligkeit der beiden Hauptstaaten und der Lust der übrigen, von ihrer Schmeichelei, bei Napoleon persönlichen Vorteil zu ziehen, eine reine Unmöglichkeit. Es wäre eine Thorheit gewesen, handelnd aufzutreten bei dem Mangel jeder Aussicht auf Erfolg und der Nichtberechtigung, für seinen Herrn den Herzog zu handeln. Dieser hatte sich viele Jahre vergebens bemüht, die kleineren Staaten zu einem Bunde gegen die beiden großen zu vereinigen; Preußen, das sich mit den Kurfürsten verbunden, hatte die einzige Frucht seiner Bemühungen geerntet und nur unter seinem Schutze hatte er etwas wirken können. Nach dessen Sturze mußte er sich bemühen, in seinem Kreise förderlich zu wirken, wie er es denn auch redlich selbst in der Zeit des größten Druckes gethan hat. Daß Goethe die deutsche Not nicht gesehen und ihr nicht entgegen gewirkt habe, ist der frevelndste Vorwurf, den man des Dichters Herzen und Gemüt, ja seinem Menschenverstande machen kann. Als glänzende Kronzeugen des Dichters berufen wir uns auf den jugendlichen „Götz", auf den das Evangelium edler Volksfreiheit verkündenden „Egmont", auf das Bürgerlied „Hermann und Dorothea", das von einfacher menschlicher Güte sich zu vaterländischer Begeisterung emporschwingt, aber auch den Heldenmut der idealen Gestalt eines Blutzeugen der Freiheit feiert, auf die dramatische Ballade von dem aus wilden Eiswogen als Stern zum Himmel fahrenden Clever Landmädchen, endlich auf seine neueste, deutsches Leben darstellende Elegie, worin er sich selbstbewußt über den Pöbel als geweihter Dichter erhebt, seinen Landsleuten wünscht, nach den

Digitized by Google

traurigen Zeiten ganz zu gesunden und, nachdem sie so viele andere Völker und Nationen kennen gelernt, ihres deutschen Herzens sich zu freuen. Das ist der echte Goethe, den man uns verkleistern möchte, ein guter, warmer, herzlicher Deutscher.

Digitized by Google

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Ten Years Of
Contemporary Poetry

1960–1970

Poetry Book Society

Digitized by Google

aber wir vergeſſen nur zu willig die Fälle, in denen wir nicht Schuldner, ſondern Gläubiger ſind. Muß es uns nicht reizen, hie und da mit einem geiſtig hochſtehenden Nachbarvolke Abrechnung zu halten, das „Soll" und „Haben" gegeneinander abzuwägen? Dort, wo wir Jemandem etwas zu danken haben, bekennen wir ehrlich unſere Lage. Wir leugnen nicht, daß Schiller's poetiſche Beredſamkeit aus dem Quell der franzöſiſchen Tragiker geſchöpft hat. Wir haben nicht vergeſſen, daß Goethe als Knabe einen dramatiſchen Verſuch in franzöſiſcher Sprache machte; daß Leſſing im Alter von einundzwanzig Jahren eine einaktige, franzöſiſche Komödie, betitelt: „Palaion" verfaßte, daß er ſelber ſeinen „Laokoon" in's Franzöſiſche überſetzen wollte, der Schwierigkeit wegen jedoch von dieſem Unternehmen abſtand. Die Franzoſen wiſſen jede ihrer Spuren, die ſich unſerer Literatur eingeprägt hat, ſehr wohl auszunützen. Gérard de Nerval, der beſte „Fauſt"-Ueberſetzer, beeilt ſich, chauviniſtiſch zu übertreiben. Er leiht der Meinung Worte, dem Aufenthalte in Straßburg und der dauernden Beſchäftigung mit dem franzöſiſchen Schriftthume habe Goethe die Klarheit ſeines Styls zu verdanken gehabt, „cette belle clarté, ce mouvement pur de style et cette méthode de progression, si rares parmi ses compatriotes, et dont les principes remontent surtout à nos grands poëtes du XVIIe siècle." Goethe dachte in ſeiner

Anfangs des laufenden Jahrhunderts. Entgegen dem geflügelten Worte: „Inter arma silent musae“ erweiſt das Schlachtgetümmel ſich manchmal der dichteriſchen Hervorbringung bei weitem günſtiger als der tiefſte Friede. Die Kriege der Republik und des erſten Kaiſerreiches brachten die Völker Europa's in fortwährende Berührung miteinander. Die Nationen lernten einander kennen, und ſchon damit war viel für die kulturellen Intereſſen gethan. Stehen Zwei einander nicht fremd gegenüber, ſo baut ſich zwiſchen ihnen wohl eine Brücke auf.

Ein wilder Drang nach auswärtigen Abenteuern ſtrömte von Frankreich wie ein Wolkenbruch über ganz Europa nieder; es war nicht mehr eine wilde Soldateska, wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, die ſich für baaren Sold je nach Kommando ſchlug — nein, die große Bewegung ging von Leuten aus, die ihren Voltaire und ihren Rouſſeau geleſen hatten, und der Welteroberer zählte den „Werther“ zu ſeinen Lieblingsbüchern, führte ihn auf dem Zuge nach Aegypten mit und beeilte ſich, in Erfurt den Schöpfer des „Fauſt“ zu ſich zu beſcheiden.

Die berühmte Szene, die von einem italieniſchen Maler Namens Gerosa auf einem umfangreichen Gemälde verewigt wurde, ſpielte ſich in Erfurt am 2. Oktober 1808 ab. Goethe war ſeit Langem auf eine Entrevue mit dem Kaiſer vorbereitet, aber er

ſchickt, ohne gegen Albert ein Wort zu ſagen und ohne ihm ihre Ahnungen und Befürchtungen mitzutheilen. Sie haben ſich zwar alle Mühe gegeben, dieſes Schweigen zu motiviren, allein es ſcheint doch Alles gegen die dringende Nothwendigkeit, wo es das Leben des Freundes galt, nicht Stand zu halten."" — „Ihre Bemerkung," erwiderte Goethe, „iſt freilich nicht ſchlecht. Ob aber Napoleon dieſelbe Stelle gemeint hat oder eine andere, halte ich für gut, nicht zu verrathen."

Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß Napoleon ſeine Bedenken gegen den Mangel an Einheit in Werther's Selbſtmord-Motiven ausgeſprochen habe. Er hätte gewollt, daß die Melancholie des Helden ohne die Beimengung verletzten Ehrgeizes ihn dem Tode in die Arme getrieben. Goethe ließ ſich einen Augenblick von den Argumenten des Kaiſers überrumpeln, wahrte aber dann ſeinen Standpunkt und beharrte dabei, daß große, folgenſchwere Schritte ſelten einer einzigen Urſache zuzuſchreiben ſeien.

Später einmal meinte Goethe zu Eckermann, er hätte ſich über Napoleon nicht zu beklagen gehabt: „Er war äußerſt liebenswürdig gegen mich und traktirte den Gegenſtand, wie es ſich von einem ſo großen Geiſte erwarten ließ"..., eine Aeußerung, die freilich nicht ganz mit jener anderen übereinſtimmt, Napoleon habe den Eindruck gemacht, als hätte er den „Werther" weniger in der Eigenſchaft

Digitized by Google

der Ehrenlegion beſaß, das er gleichzeitig mit Wieland erhalten hatte. Stand Napoleon I. dem Werther bewundernd gegenüber, ſo trat ſein Bruder Ludwig, der König von Holland, in die Fußſtapfen des deutſchen Dichters. Er veröffentlichte im Jahre 1814 einen Roman: „Marie, ou les Hollandaises“, der eine Beeinfluſſung durch Werther aufweiſt — allerdings eine ſo verwäſſerte, daß wir uns mit dieſem Buche nicht weiter zu befaſſen brauchen.

Unter allen Schöpfungen Goethe's iſt daheim und in der Fremde vielleicht keine populärer geworden als Werther. Dieſes Buch hat einen intenſiven und extenſiven Erfolg ſondergleichen gehabt. Goethe ſelbſt faßte den internationalen Ruhm desſelben in ſein fünfunddreißigſtes Epigramm aus Venedig zuſammen:

„Deutſchland ahmte mich nach und Frankreich mochte mich leſen.
England! Freundlich empfingſt du den Gaſt.
Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Malet mit ängſtlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?“

Kaum war in Mailand die erſte italieniſche Ueberſetzung erſchienen, als der Biſchof von Mailand die ganze Auflage aufkaufen ließ, weil das Werk ihm vom katholiſchen Standpunkte aus ſehr bedenklich erſchien. In Dänemark wurde Werther ſo volksthüm-

Digitized by

der geiſtvolle Autor Werther und Byron in einen Topf wirft und auch Bücher, wie „Lélia“ von George Sand und „Confessions d'un enfant du siècle“ von Alfred de Muſſet als Aeußerungen der Werther-Krankheit bezeichnet. Byron und Werther ſind aber in Wirklichkeit ganz verſchiedene Menſchen. Jenen hat der Genuß blaſirt gemacht, Byron iſt einer Welt müde, deren Reize er ausgekoſtet hat. Werther iſt zu paſſiv, um zu genießen, er geht als eine durchaus leidende Figur durch das Leben, und ein einziges Mal rafft er ſich zur Aktivität auf: wenn er als Selbſtmörder den Lauf der Piſtole gegen ſich richtet. Trennen wir alſo den Byronianismus ganz beſtimmt von dem Wertherismus, zwei Strömungen, die übrigens ganz verſchiedenen Zeiten und Zeitſtrömungen angehören.

Man hat geſucht, Werther und den von ihm geweckten mächtigen Widerhall aus der Epoche heraus, in welcher er entſtand, zu erklären. Die troſtloſen politiſchen Zuſtände Deutſchlands ſollen mit dazu beigetragen haben, dieſe Figur zu zeitigen. Die Menſchheit im Allgemeinen war krank. Eine tiefe, unnennbare Sehnſucht hatte ſie erfaßt. Deutſchland entbehrte am auffälligſten eines nationalen Lebens. Aus der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ging kein Antrieb zu energiſchem Handeln hervor. Das perſönliche Gefühl war ein überfeinertes geworden. Man fand es reizend, ſich von

Digitized by Google

Dann kam der Krieg, und zu ſeinen Folgen gehört es, daß an den franzöſiſchen Schulen das Studium der deutſchen Sprache theils eingeführt, theils, wo es ſchon auf dem Lehrplan ſtand, eindringlich empfohlen wurde. Aber damit iſt keineswegs ein wirklich reges Intereſſe für unſere Literatur wiedergekehrt, und, wenn wir uns nicht abſichtlich über den Stand der Dinge täuſchen wollen, ſo müſſen wir uns darüber klar ſein, daß ſelbſt Goethe heute den Franzoſen nicht mehr als einen Namen bedeutet, an den ſich für ſie unbeſtimmte Begriffe von Größe und Berühmtheit knüpfen, ja, daß ſeine Stellung in Frankreich heute eine weit ſchwächere iſt, als etwa in den letzten zwei Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts. Heutzutage haben die deutſchen Vertreter des exakten Wiſſens unſeren Dichtern den Rang in Frankreich abgelaufen. Helmholtz, Virchow, Mommſen u. ſ. w. werden dort in Ueberſetzungen geleſen. Die Mode hat auch Schopenhauer und Eduard von Hartmann auf den Katalog der Verlagsfirma Germer, Baillière u. Co. geſetzt. Vergebens ſuchen wir in dieſem aber die beſten Namen unſerer literariſchen Hervorbringung, und ſelbſt die franzöſiſchen Goethe-Ueberſetzer — an denen es auch heute nicht fehlt, wie die treffliche Uebertragung des „Fauſt“ von Marc Monnier beweiſt — dürfen unter ihren Landsleuten auf kein ſtarkes Publikum rechnen. Aber wie viele Franzoſen

Digitized by Google

in bezwingender Weiſe ausſprach. Niemand hat ohne tiefe Erſchütterung den lapidaren Schluß geleſen: „Handwerker trugen ihn. Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.“ Es klingt nicht weniger ergreifend: „Des journaliers le portèrent; aucun ecclésiastique ne l'accompagna.“

Den Thatſachen entſprechend, muß geſagt werden, daß — entgegen dem oben citirten venetianiſchen Epigramm — nicht nur Deutſchland, ſondern auch Frankreich und Italien Goethe nachgeahmt haben. Frankreich ging ſo weit, ihn zu parodiren, und man weiß, wie volksthümlich ein Werk ſein muß, bis es ſich reif erweiſt für die Parodie. Aber eben nur der „Werther“, keine andere Schöpfung Goethe's, hat die Franzoſen gefeſſelt. Das Gedicht, in dem er ſich am vollſten, am überwältigendſten ausſpricht: ſein „Fauſt“, blieb der Mehrzahl der Gebildeten in Frankreich ein Buch mit ſieben Siegeln. Sainte-Beuve, ein warmer Verehrer unſeres Dichters, bemerkt, indem er deſſen Geſammterſcheinung überblickt*): „Goethe iſt für uns immer ein Fremder, ein Halb-Unbekannter, eine Art majeſtätiſchen Räthſels, ein entfernter Jupiter Ammon in ſeinem Heiligthum geblieben, und alle Anſtrengungen, die man gemacht hat, nicht um ihn zu populariſiren (denn das wird niemals möglich ſein!), ſondern um ihn

*) Nouveaux lundis. Tome III.

Teresa — eine so schmerzlich wie die andere — ihn der Verzweiflung, dem Selbstmorde entgegentreibt. Foscolo geht in der Aeußerlichkeit der Nachahmung oder vielmehr in der Nachahmung der Aeußerlichkeit weiter als irgend ein Autor. Er ändert nur das Nothwendige, indem er aus Albert einen Odoardo, aus der Pistole einen Dolch macht, an die Stelle der „Emilia Galotti" als aufgeschlagene letzte Lektüre des Helden die Bibel treten, die Leiche statt von Handwerkern von „drei Arbeitern" tragen läßt und statt der Citate aus Ossian solche aus Dante einschiebt. . . . Was die Italiener sonst auf dem hier berührten Gebiete gesündigt haben, lese man bei Kotzebue und Tieck nach. Ersterer sah in Rom, letzterer in Verona ein Stück spielen: „Carlotta e Werther", eine Verballhornung von Goethe's Werk.

Es ist — um auf Werther's Schicksale in Frankreich zurückzukommen — nicht überflüssig, sich daran zu erinnern, wie viele treffliche Eigenschaften der Anbeter Lotten's offenbart. Daß er tief unglücklich ist, würde ihm nur unser Mitleid sichern. Seine ganze Art und Weise darf mehr, darf unsere Mitempfindung, unsere Freundschaft verlangen. Mit Recht fordert Goethe für ihn: „Bewunderung und Liebe seinem Geist und seinem Charakter". Selbst in der Unthätigkeit ist er thätig: „Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein

Digitized by

erſcheinen ſeine franzöſiſchen Nachtreter als Bettler, ſie haben gar kein Anrecht, mit ihm verglichen zu werden.

Zu zwei verſchiedenen Malen ging Werther als Triumphator durch Frankreich. Zuerſt unmittelbar nach ſeinem Erſcheinen. Ein Jahr, nachdem das Original ausgegeben worden, veröffentlichte ein Deutſcher, Herr von Seckendorf, die erſte franzöſiſche Ueberſetzung. Dann folgte diejenige von Deyverdun und 1777 die von Aubry. Der Werther gehört zu denjenigen Werken Goethe's, welche dem Geiſte der franzöſiſchen Sprache ſich durch die Geſchicklichkeit eines berufenen Ueberſetzers anpaſſen laſſen. Andere Dichtungen Goethe's ſtemmen ſich ſozuſagen mit unthümlicher Kraft dagegen, in ein fremdes Gewand geſteckt zu werden. Der „Erlkönig" z. B. läßt auch in der beſten Ueberſetzung die Farbe und das warme Leben des Originals nicht einmal ahnen. Man höre nur die Anfangsſtrophe im Deutſchen und im Franzöſiſchen:

„Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm"

„Qui voyage si tard par la nuit et le vent? C'est le père et son fils, petit enfant qu'il serre dans ses bras pour le garantir de l'humidité et le tenir bien chaudement."

Digitized by Google

ein Hofkleid. Bezeichnend iſt, daß Gérard ſich zu ſchwach gefühlt hat, um Gretchen's Lied in Verſen zu bieten. Er begnügt ſich mit getragener Proſa; in dieſer gelingt die Reproduktion ihm allerdings vorzüglich. Ich ſetze den Anfang des Liedes hierher, um Gérard's Stil durch eine Probe zu kennzeichnen: „Le repos m'a fuie! hélas la paix de mon coeur, de mon coeur malade, je ne la trouve plus, et plus jamais! Partout où je ne le vois pas c'est la tombe! Le monde entier se voile de deuil! Ma pauvre tête se brise, mon pauvre esprit s'anéantit! Le repos m'a fuie! hélas la paix de mon coeur malade, je ne le trouve plus, et plus jamais.“

Goethe war, wie wir ſchon bemerkt haben, Gérard de Nerval enthuſiaſtiſch dankbar. In der Freude darüber, daß man ihm in Frankreich den Boden bereitete, überſah er die Mängel der Ueberſetzung. Im Jahre 1779 ſchrieb er an Frau von Stein: „Daß man bei den Franzoſen auch von meinem Werther bezaubert iſt, hätte ich mir nicht vermuthet.“ Es iſt bedauerlich, daß Goethe ſich nirgends über die Franzoſen geäußert, die einen Werther nach ihrer Art darboten. Zwei ihrer Zeit ſtark geleſene Nachahmungen fallen in die Jahre 1777 und 1794. In das erſtere „Les dernières aventures du jeune d'Olban“ von Ramond, in das letztere „Sainte-Alme“ von Gorgy. Die Namen

hat, erſchien urſprünglich anonym; dieſe Anonymität wurde bei den ſpäteren Ausgaben, wenigſtens auf dem Titelblatt, beibehalten. Ramond's Stimme war direkt ein Echo derjenigen Werther's. Daß er die Blicke auf Deutſchland gerichtet hielt, erhellt daraus, daß er ſeine Dichtung Reinhold Lenz widmete, dem unglücklichen Poeten, deſſen Grab eine der Stationen der Sturm- und Drangzeit bezeichnet. In der erſten Ausgabe ſtand nur „A Monsieur Lenz". Von 1780 an ſcheint Ramond den wahnſinnig Gewordenen, der erſt 1792 ſtarb, für todt gehalten zu haben, denn unter dem 3. Oktober 1780 fügt er der Widmung „A Monsieur Lenz" die Worte bei: „Seiner Aſche", und fährt dann fort: „Unglücklicher Lenz! Du, den deine Familie und dein Vaterland verſtoßen haben, weil deine Seele größer war als die Seelen, die dich umgaben; du, der du vom Ruhme nur den Unglücksſtempel empfingſt, welchen er ſeinen Günſtlingen aufdrückt; du, den weder die unfruchtbare Bewunderung deiner Nation, noch die ohnmächtige Freundſchaft derer, die in dein Herz geſchaut, tröſten konnte; unſchuldiges Opfer! Du wollteſt eine mit ſo viel Hinderniſſen beſchwerte Laufbahn nicht verfolgen; die ſpäte Reue der Schlechten verachtend, die dich verworfen, haſt du dich beeilt, ein Aſyl aufzuſuchen, wo man von des Lebens Mühen ausruht . . . ."

Dieſe Widmung kennzeichnet den Geiſt, welcher

Digitized by Google

Das erſte „Tagewerk“ ſpielt zu Kaiſersberg im Elſaß. Wir finden Lali, die Adoptivtochter des Kapitäns Birk, in ſentimentaler Zwieſprache mit ihrem Muſiklehrer Solfa. „Lali“ bedeutet „Eulalie“. Dieſer Name ſcheint den Franzoſen als beſonders charakteriſtiſche Verkörperung deutſcher Gefühlsart gegolten zu haben, denn auch in Nodier's „Peintre de Saltzbourg“ — einem noch zu erwähnenden Romane im Werther-Geleiſe — heißt die weibliche Hauptgeſtalt Eulalie. Für uns Deutſche hat dieſer Name kaum einen herzbewegenden Beigeſchmack . . . Lali alſo offenbart Solfa ihre unglückliche Gemüthsverfaſſung. Solfa ſieht nur zwei Hilfsmittel: Muſik und Liebe. Ein ſeltſamer Lehrer für junge Mädchen, der gute Solfa: „Ich werde aus Ihnen eine ausgezeichnete Schülerin machen.“ (Er ſagt ihr in's Ohr, aber ganz laut:) „Nehmen Sie einen Geliebten, und ich ſtehe Ihnen für den Erfolg.“ In der Sprache der beiden wie in dem ganzen Werke hört man den Wiederklang von Goethe's „Werther“. Dieſelben Zurückhaltungen, dieſelben abgebrochenen Sätze, dieſelben ſtoßweiſen Ausbrüche, dieſelben Abſchweifungen mitten in der Rede, dieſelbe Wiederkehr gewiſſer Worte und Wendungen. Man vergleiche die nächſtbeſten Stellen aus dem deutſchen und franzöſiſchen Dichter, und man wird die Aehnlichkeit hören. Zum Beiſpiel: „Ich bitte Dich — ſiehſt Du, mit mir iſt's aus, ich trag' es nicht

Digitized by Google

hat, es mit Dir zu theilen. Ich hatte eine Tochter ... ich brauchte einen Sohn ... ich habe ihn gefunden, wenn Du ein Mann bist."

Lali bemüht sich, Sinval zur Lebensfreude zurückzubringen. Er erwidert: „Ich wende mit Grauen den Blick von diesem Universum ab, wo eine Existenz von zweiundzwanzig Jahren mir nur Leiden gebracht hat, schreckliche Leiden, die mit mir in die Nacht des Sarges hinabsteigen werden." Er gesteht ihr, daß er sich mit Selbstmordgedanken trägt. Lali, die ihn liebt, vergeht schier vor Schmerz. Lali: „Oh! Sinval! Sie weinen! Lassen Sie doch um derer willen, denen Sie theuer sind, von diesen finsteren Gedanken." — Sinval (auf sein Herz deutend): „Sie sind hier, von Jahren voll Kummers eingegraben und lassen sich nicht mehr vertreiben. Lassen Sie mich! Lali! Lassen Sie mich! Ich muß wieder zu mir kommen!" ... Lali kann die Leidenschaft für ihn nicht aus ihrer Brust reißen. Da sie Protestantin ist, will sie Katholikin werden, vielleicht wird er, der Katholik, sich dann eher zu ihr hingezogen fühlen. Sie gesteht dem Kapitän ihre Neigung, und dieser, geraden Weges auf das Ziel losgehend, schlägt Sinval eine Verbindung mit Lali vor. Sinval betont, daß der Kapitän ihn gar nicht kenne. Birk: „Was liegt daran? Du bist ein Mensch. Was haben Geburt und Stand zu bedeuten? Du besitzest nichts? Auch ich bin arm

Digitized by

Mittel anwendeten, mich einer Zurückgezogenheit zu entreißen, die ich nie verlaſſen hätte, wenn ich Dich mir treu gewußt hätte. Und um meinetwegen ſtießeſt Du Dein Glück zurück!“ Sinval d'Olban bricht in leidenſchaftliche Ergüſſe aus, ſeine ganze Liebe zu Nina macht ſich Luft . . . Nina weint über Serci, weil ſie fühlt, wie unglücklich ſie ihn macht, indem ſie ihm offen geſteht, ihn nur gezwungen geheirathet zu haben, Serci weint und endlich weint auch Birk . . . Bald darauf erhält Lali einen Brief von Sinval's Hand: „Müde der Welt, in der ich nur Unglück erfahren und verurſacht habe, bin ich zu einem Entſchluſſe gekommen, den die Umſtände und mein Schmerz erheiſchen. Ich fliehe Sie . . . ich werde Sie nie wiederſehen . . . nie mehr . . . Seid ruhig, ſeid glücklich! Adieu, alles, was mir lieb war! Adieu, theure Freunde, großmüthiger Beſchützer! Adieu, Nina! Lali!“ Nina ſucht Lali zu tröſten: „Erhebe die Augen gen Himmel; er iſt auf Erden nichts mehr für uns.“ Lali: „Ich will vor Gott hinſtürzen und ihn fragen, warum er in meine Bruſt dieſe Leidenſchaft gelegt hat, die nichts mehr beruhigen kann. Ich will ihm zurufen: Gott! Gieb mir Sinval — Sinval oder den Tod.“ Sinval d'Olban wandert in den Wald, um am Grabe eines Freundes noch einmal zu weinen. Dann begiebt er ſich auf die Ruine Honak. „Meine Stunde iſt gekommen,“ ſpricht er zu ſich ſelbſt, „die

Ueberſetzung, die durchaus nicht als ſolche erſcheinen will. Dahin gehören die verſchiedenen „Le nouveau Werther“ von Langle und Anderen. Zunächſt wollen wir „Werthérie“ von Pierre Perrin und „Sainte-Alme“ von Gorgy betrachten. Gorgy hat von Goethe die Brieftechnik beibehalten. Der Wilhelm, an welchen Sainte-Alme-Werther ſchreibt, führt den Namen Dorval. Um ſo recht zu zeigen, daß er dem deutſchen Dichter abgeguckt, wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt, ſagt der Autor in einer Anmerkung, daß er ſich veranlaßt geſehen, die Orts- und Perſonennamen zu verändern. Sainte-Alme ſchreibt von dem Hameau de Haute-Iſe: Seinen Briefen entnehmen wir, daß die von ihm geliebte Sophie ſich einem Anderen gegeben. Einundzwanzig Jahre alt, ein Feind jedes Abhängigkeitsverhältniſſes, tief unglücklich, flieht er in die Einſamkeit — die Naturſchönheiten, welche dieſe bietet, ſchildert er nicht ohne Beredtſamkeit — und in dem weltfernen Weiler lernt er Joſephine und deren Mutter Germaine kennen. Von Beiden wird er liebevoll aufgenommen und bekommt ſein Nachtlager in einem Zimmer mit ihnen angewieſen; man überläßt ihm Joſephinen's Lager, eine ſpaniſche Wand trennt ihn von den Frauen. Bald fühlt er ſich hier heimiſch, aber er muß abreiſen, um an das Krankenbett ſeines Vaters zu eilen. Nachdem er dieſen verloren, wird er, auf einen falſchen Verdacht hin, als Landesverräther

und zu welchem eine unwiderſtehliche Macht mich zurückzieht. Während dieſes Umherirrens verfolgen mich die ſchwärzeſten Gedanken. Zuweilen überkommt mich Verzweiflung. Mehr als einmal habe ich die Tiefe des Stromes betrachtet. (So ſtellt ihn das Titelkupfer des erſten Bandes dar.) Der Tod wäre da nicht ſicher. Eine Piſtole? Nein! Es giebt Beiſpiele, daß man dabei am Leben geblieben iſt. Unter den Raritäten, welche ich dem Grafen geſchenkt habe, befindet ſich eine Waffe von Wilden, die Spitze iſt vergiftet, ihre Wirkung unfehlbar. Geſtern, in einem Anfalle, eilte ich in die Bibliothek, griff nach dieſer Waffe . . . die Religion hat meinen Arm aufgehalten . . . hoffen wir, daß ſie das immer thun wird. Ich weiß nur zu gut, daß, ſo unglücklich man auch iſt, man ſich gegen das höchſte Weſen verſündigt, wenn man deſſen Werk zerſtört; und ſo lange mir ein Schimmer von Vernunft bleibt, wird er genügeu, mich von dieſem ſchrecklichen Verbrechen abzuhalten.“ Trotz dieſer Verſicherung macht er einen Selbſtmordverſuch, ſtirbt aber nicht daran, ſondern liegt lange krank, gepflegt von Joſephine — das Alles im Schloſſe Albert-Valcerné's, und Letzterer iſt diesmal — wie überhaupt immer zur rechten Zeit — verreiſt, ſo daß er nichts Verdächtiges bemerkt. Wieder hergeſtellt, fühlt Sainte-Alme, daß er nicht länger verweilen kann, und ſobald der Graf zu Hauſe iſt, läßt Sainte-Alme ſich von ihm in

Ueberſetzung des Werther, von welcher George Sand behauptet, erſt durch ſie hätten die Franzoſen die Bedeutung von „Werther“ begriffen. George Sand nennt „Werther“ ein Buch, das man in zwei Stunden lieſt und das einen Eindruck für das ganze Leben hinterläßt. Leroux hat den Werther in der That meiſterhaft übertragen und mit vollem Verſtändniſſe in ſich aufgenommen. Er macht z. B. ſehr feine Bemerkungen darüber, daß das Datum von Werther's Briefen mit ihrem Inhalte übereinſtimme. Im Frühjahre ſprießt ſeine Liebe, im Herbſte fängt er an, hinzuwelken, im Winter tödtet er ſich. „Als ich,“ ſchreibt Leroux, „vor einigen Jahren deutſch lernte, war ich von der Klarheit des Styls dieſes „Werther“ überraſcht, der mich in meiner Jugend ſo tief bewegt hatte. Ich überſetzte jede Zeile wörtlich und fand, daß ſich dabei ein ſehr korrektes Franzöſiſch ergab. Die Sprache Goethe's, auch wenn ſie poetiſch iſt, iſt ebenſo klar wie diejenige Voltaire's.“ George Sand hat zu einer neueren Auflage von Leroux' Ueberſetzung eine Vorrede geliefert. Aus dieſer mag als Kurioſum die Bemerkung hier citirt ſein: „Es giebt keine Frau, welche nicht fühlt, daß ſie trotz allen inneren Widerſtandes und trotz aller ehelichen Treue Werther geliebt hätte“... Wenn auch Werther, ſo doch gewiß weder den jungen d'Olban, noch den von ſeltſamen Prinzipien geleiteten Sainte-Alme!

Digitized by

figur abzuſpiegeln: bei Goethe Oſſian, bei Perrin Young. Da iſt das Zuſammenfallen von Keim, Entwicklung und tragiſchem Ende mit dem Auf- und Niedergange des Jahres. Perrin macht es Goethe ſklaviſch nach: er fängt im Mai an und ſchließt im December. Die Liebe wird im Frühling geboren, im Winter öffnet ſich ihr ein Grab ....

Der erſte Brief iſt vom 3. Mai datirt. Auguſtine richtet ihn von Zürich an ihre Freundin Sophie; Auguſtine hütet ſich aber, ſich ihres wirklichen Namens zu bedienen — ſie nennt ſich Werthérie, dem Goethe'ſchen Helden zu Ehren, ohne weiter zu begründen, was ſie berechtigt, ſich als weibliche Ausgabe Werther's zu geberden. Mit Sophie zuſammen iſt ſie in einem Kloſter erzogen worden; jetzt lebt ſie bei ihrer Mutter, einer Wittwe, in Zürich. Sie ſteht, da wir ſie kennen lernen, im ſiebzehnten Lebensjahre; einmal im Laufe der zwei Bände iſt von nur fünfzehn Jahren die Rede, aber das ſcheint ein Lapſus zu ſein, denn für dieſes Alter genießt ſie gar zu viel Freiheit, und ſelbſt wenn wir ihr zwei Jahre mehr geben, werden wir noch immer ſagen müſſen, daß ſie ſich in auffallender Weiſe beeilt, ſich dem Zauber einer ſträflichen Leidenſchaft hinzugeben. Ihre Kammerfrau läßt ihr, nachdem ſie als Selbſtmörderin geendet, ein Grabmal ſetzen mit der Inſchrift: „Werthérie — ſchön, tugendhaft und zu gefühlvoll — iſt, ſiebzehn Jahre

keit, keine Hexerei! Hertzberg hat erzählt, daß er in Basel wohne. Werthérie fragt sich nunmehr unablässig, ob sie ihm je in Zürich begegnen werde. Ihre bangen Zweifel finden bald eine günstige Lösung. Nach kurzer Zeit führt Herr Goltz, ein Gerichtsbeamter, Hertzberg in das Haus der Damen ein; Letzterer hat Geschäfte in Zürich und will einige Wochen daselbst verweilen. Die Jungfrau ist über diese Wendung hoch beglückt, und zugleich erlebt sie noch eine Freude: bei Gelegenheit eines Ausfluges nach Baden hatte eine kleine ländliche Besitzung ihr Entzücken erregt. Um ihre geheimsten Wünsche zu erfüllen, überrascht die Mutter sie damit, daß sie die Besitzung kauft und ihr dieselbe zum Geschenke macht. Werthérie nennt den idyllischen Wohnsitz, nach der Adressatin ihrer Briefe, Sainte-Sophie. Werthérie denkt sich das Leben so schön: in Sainte-Sophie mit Hertzberg zu musiciren, mit ihm ihre Lieblingsautoren zu lesen: Sappho, Geßner, Rousseau, Léonard. Musik und Lekture sind ihre größte Freude, und sie will beide unter dem Schutze der Liebe cultiviren — namentlich das „Forté", wie sie ihr theures Clavier benennt. Ein wenig bedenklich wird sie allerdings durch Hertzberg's Zurückhaltung gestimmt; er erscheint ihr etwas kühl, und sie findet es wunderlich, daß er immer wieder den Wunsch ausdrückt, für sie einen braven Gatten zu finden. Ihre Neigung für ihn wächst von Tag zu Tag; unter dem Einflusse

Haare, seine Handschuhe, seine Weste; ich möchte all' das sein und ihn niemals verlassen." Stellen, wie diese könnten uns zu der Annahme verleiten, Perrin habe beabsichtigt, Goethe's Gedicht zu parodiren, den Herodes zu überherodisiren, das Beispiel des Cervantes zu befolgen, der den Ritterroman tödtete, indem er in „Don Quixote" den Ritterroman auf die Spitze trieb. Aber wir werden in dieser Voraussetzung wieder beirrt, wenn wir hierauf lange nichts zu lesen bekommen, was sich mit Zeit und Umständen nicht vereinigen ließe, was nicht erklärbar wäre aus den Einflüssen, denen um 1790 ein französischer Nachahmer Goethe's sich ausgesetzt sah. Wäre Perrin's Schrift eine Parodie, so würde dies nur dafür sprechen, welcher großen Popularität „Werther" sich in Frankreich erfreute; wie bekannt muß ein Werk sein, bis man hoffen darf, mit der Geißelung seiner Schwächen einen Effect zu erzielen! Heutzutage würde man sich mit einer Parodie einer deutschen Dichtung vergeblich an das Verständniß des französischen Publikums wenden.

Vielleicht faßt man „Werthérie" am richtigsten auf, wenn man das Buch als eine Mischung von Ernst und Scherz betrachtet, als eine Nachahmung, welche durch die Beimengung eines parodistischen Zuges einen Reiz mehr erhalten sollte. Die Parodie tritt zuweilen ganz unzweideutig hervor, so z. B., wenn Werthérie einmal ihre gereizte

Digitized

lernte. Ich bekämpfte eine Liebe, welche Sie durch Ihre seltenen Vorzüge wachriefen. Ich darf Ihnen, Werthérie, nicht sagen, ob ich gesiegt habe oder nicht; aber seien Sie versichert, daß ich für Sie die tiefste Achtung und die zärtlichste Freundschaft hege. Meine Frau und ich, wir haben Ihnen das Muster einer glücklichen Ehe gezeigt. Nun sollen Sie einen Ihrer Liebe würdigen Mann wählen und Kinder haben, auf welche Sie Ihre Gaben, Ihre Grundsätze, Ihre Tugenden vererben . . ."

Werthérie hat bei sich beschlossen, freiwillig aus dem Leben zu gehen. Sie sieht für sich keinen anderen Ausweg. Bei einer letzten Begegnung umarmt sie Hertzberg, drückt ihn an ihr Herz, legt weinend ihr Haupt an seine Brust (bei Goethe: „Er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust und deckte ihre zitternden, stammelnden Lippen mit wüthenden Küssen"), dann aber hat sie abgeschlossen mit Allem. Nächtlicherweile reist sie heimlich ab. In Basel hat sie begonnen, einen Abschiedsbrief an Hertzberg zu schreiben. Unterwegs auf der Fahrt nach Zürich benützt sie die Raststation, um ihn weiterzuführen. Von Zürich aus sendet sie einen Boten nach Basel zu Frau Hertzberg; sie entschuldigt sich, daß sie ohne Lebewohl fortgegangen sei, aber sie habe sich und den Freunden die Aufregung des Abschiednehmens ersparen wollen; sie bittet zugleich Frau Hertzberg, diese möge

hätten. „Der Tod des unglücklichen Werther," meint er, „hatte die von Natur aus gefühlvollen Herzen gerührt. Man beweinte das Schicksal des jungen Mannes. Man bewunderte die Lieblichkeit seiner Lotte. Aber die Weisheit, die Schönheit der Beschreibungen, die Feinheit und Originalität des Styls entgingen drei Viertheilen seiner Bewunderer. Daher die Kleider und Hüte à la Charlotte. Man verschlang den Roman, aus welchem die Bertin eine so köstliche Idee geschöpft hatte, und das Buch befand sich alsbald in den Händen des Hofes und der ganzen Gesellschaft. Als die Mode wechselte und man dieser Hüte müde war, da ward man es rasch auch des Buches. O Goethe, könntest du dir denken, daß die verdiente Schätzung deines Werkes zugleich mit jener eines Putzgegenstandes kommen und gehen könne?!"

Gourbillon mag Goethe bis in's Tiefste verstanden haben, aber was er ihm abgeguckt hat, das sind doch nur Aeußerlichkeiten. Er mag sich kleiden wie Goethe — man gewahrt rasch, daß in den Gewändern ein Anderer steckt. Natürlich fungirt wieder ein Herausgeber, ja sogar ein Vermittler zwischen diesem, der sich unter dem Pseudonym „Fabius" verbirgt, und dem Verleger, und, um die Sache noch zu kompliciren, hat Gourbillon angeblich das Ganze aus dem Italienischen übersetzt. Erst nachdem der Vermittler sich breitspurig ausgesprochen

begnügen, ſie wiederzufinden. Wie er ſie voll Entzücken ſchildert, da ſucht er den Ton zu treffen, den Goethe's Werther in Momenten hoher Erregtheit anſchlägt: „Ich muß dir ſagen, daß ich abreiſen wollte und daß — ach, Fabius, es ſchien, daß ſie ſich für mich intereſſirte — o Himmel, wenn es wirklich ſo wäre! — Aber was hilft mir das, wenn ich wieder fort ſoll — fort *will* — wehe mir, fort *muß*!“ Er erfährt, wer ſie iſt, aber trotzdem er ſie gebunden weiß — als Gattin von Lord Petersby — fühlt er ſich außer Stande, ſie zu fliehen. Auf einem Balle bei der Gräfin Borſelli läßt er ſich ihr officiell vorſtellen. Der Lord, der eiferſüchtig iſt, bewacht ſeine Frau wie ein Kettenhund, die Lady beſchwört Stellino mit Blicken zur Ruhe. In derſelben Nacht noch reiſt das engliſche Ehepaar ab — es ſcheint, daß der Ball den Lord verſtimmt hat. Stellino macht ſich auf die Suche. Er geht nach Fuſina, dann nach Mailand. Die Reiſegelegenheiten ſind noch etwas primitiv. „Ich habe,“ berichtet er aus Mailand, „in zwanzig Stunden zwanzig Meilen Weges gemacht.“ Heute reiſt man einer Geliebten in ſchnellerem Tempo nach. Aber Stellino ſcheut nicht Strapazen noch Koſten. Er begiebt ſich nach Bologna, Turin. Nirgends eine Spur von *ihr*! Endlich eruirt er, der Lord und die Lady hätten die Route nach England eingeſchlagen. Das läßt unſer Stellino ſich geſagt

er außer seiner Herzenswunde auch noch eine — Augenentzündung davonträgt.

Seine Leidenschaft bringt ihn außer Rand und Band. Er besucht einen Freund, trifft ihn nicht zu Hause, sieht aber dessen Pistole liegen, ergreift sie, drückt sie gegen sich ab — sie ist nicht geladen, die Generalprobe für den wirklichen Selbstmord verläuft harmlos. Im Kensington-Garten begegnet er Laura, so heißt die Lady. Er spricht einige Worte mit ihr, sie erlaubt ihm, sich bei ihr einführen zu lassen. Er thut das. Der Lord gewinnt ihn lieb. Er ladet ihn ein, ihn und seine ganze Familie auf einen Landsitz zu begleiten. Stellino sagt zu, aber das Herz blutet ihm, während er die Geliebte so ganz in der Macht eines Andern sieht — frei nach Werther, Lotte, Albert. In Old-Castle lebt er unter dem falschen Namen, den er dem Lord gegenüber angenommen hat — zu welchem Zwecke, hat nie ein Mensch erfahren. Vielleicht nur dazu, damit der im Gefolge des Lord befindliche Mr. North, der Stellino nicht leiden mag, hinter das Geheimniß kommen könne. Stellino's Eifersucht bringt den Unglücklichen dahin, daß er Petersby haßt. Er verabscheut sogar die Jagd, weil der Lord sie gern betreibt. Er muß einmal Zeuge sein, wie der Lord seiner Gattin eine brutale Scene macht. Stellino, wie alle Werther-Gestalten bei den Franzosen, will durchaus nichts arbeiten. Er ver-

Salzburg" knüpfte wohl auch an den Saint-Preux aus der „Nouvelle Heloïse" an, aber an einen „Saint-Preux germanisé, vaporisé, werthérisé".

Der „Maler von Salzburg" trägt den Untertitel „Tagebuch der Empfindungen eines leidenden Herzens"; dieſe franzöſiſchen Werther finden es nothwendig, für ihre Gefühlswelt ein Aushängeſchild anzuwenden — unterſchreibt doch Gorgy's Held einen ſeiner Briefe „le sensible Sainte-Alme"! Bei Nodier heißt Werther Charles Munſter, iſt nach ſeiner Abkunft Deutſcher, ſeines Zeichens Maler. Aus ſeiner Heimath Baiern als politiſcher Verbrecher entflohen, irrt er planlos in der Welt umher. Vaterland, Ehre, alles hat er verloren, er fühlt ſich mit zwanzig Jahren lebensmüde, bis er in Eulalia Erſatz findet für alles. Sie wird die Frau eines Anderen, weil ihre ſterbende Mutter es verlangt hat. Da haben wir alſo wieder die Trias: Charles, Eulalia, und als Albert einen Mann Namens Wilhelm Schronck. Nodier geht ſoweit als möglich in den Spuren des Originals einher. Wie bei Goethe die Liebesaffaire des jungen Bauern, ſo iſt hier die Hiſtorie eines unglücklichen jungen Mädchens eingeſchachtelt. Auch die Verherrlichung Klopſtock's fehlt nicht, ebenſowenig der Verſuch, den Zuſammenhang der Stimmung in der Natur mit jener in der Menſchenbruſt zu betonen. „Der Tag," ſo leſen wir in einer ſeiner Aufzeichnungen, „war

damit, daß Charles bei dieſem Wettbeſtreben einen Vorſprung gewinnt. Wilhelm findet ihn eines Tages todt vor ſeiner Thür, und es wird ihm ein Begräbniß in geweihter Erde verſagt, weil man nicht genau weiß, woran er geſtorben. Wilhelm geht ein Jahr ſpäter aus dem Leben.

In Frankreich gilt „Adolphe" von Benjamin Conſtant (1767—1830), dem Ueberſetzer von Schiller's „Wallenſtein", als ein Werther-Buch. Womit eine ſolche Klaſſifikation begründet werden ſoll, iſt mir unerfindlich. Conſtant erzählt von Ellénore, der Geliebten des Grafen P., die ſich von dieſem abwendet, mit dem jungen Adolphe fortzieht, und ſpäter, da ſie ſich von dieſem nicht mehr geliebt weiß, gebrochenen Herzens ſtirbt. Soll Adolphe vielleicht deshalb Werther's geiſtiger Bruder ſein, weil er ſich trotz ſeiner Jugend langweilt, als hätte er ſchon alles erlebt, alles durchgekoſtet? Nein, Benjamin Conſtant ſelbſt kann an eine ſolche Parallele nicht gedacht haben, denn er und ſeine Herzensfreundin Madame de Staël waren dazu mit der deutſchen Literatur zu innig vertraut.

Mit mehr Recht wird „Obermann" von Etienne de Sénancourt († 1846) der franzöſiſchen Werther-Literatur beigezählt. „Obermann" erſchien 1804, wurde damals wenig beachtet und errang erſt von 1830 an eine gewiſſe Popularität. Einen Roman können wir dieſes Buch nicht nennen, denn es ent-

ſtimmung gab zwiſchen mir und der Geſellſchaft, zwiſchen meinen Bedürfniſſen und den Dingen, die ſie geſchaffen hat.“ Er ringt nach keiner Erkenntniß, und nicht einmal ſo viel Thatkraft beſitzt er, um Worte für ſeine Empfindungen zu ſuchen. Erkenntniß? Was ſoll ſie ihm? „Es iſt gut, daß man nicht weiß, wann alles endet, denn man würde kaum etwas beginnen, wenn man wüßte, daß man es nicht vollenden wird.“ Die Zeit drückt ihn wie ein Bleigewicht. Er ſpielt mit dem Gedanken des Selbſtmordes, aber wir errathen ſein Innerſtes: er iſt trotz all ſeiner Verzweiflung ſo viel Egoiſt, daß wir für ſein werthes Leben nicht zu zittern brauchen. Er wird gelangweilt weiterleben, um eines Tages als alter Mann in ſeinem Bette zu ſterben, ermüdet vom Müßiggange.

George Sand vergleicht Obermann mit einer anderen Geſtalt, in welcher man einen franzöſiſchen Werther zu ſehen pflegt: mit dem „René“ des Chateaubriand (1768—1848). Man hat mit Recht darauf hingewieſen, daß Werther die erwartungsvolle Sehnſucht *vor* der Revolution, René die Enttäuſchung *nach* derſelben verkörpere. George Sand faßt die Gegenſätze zwiſchen René und Obermann dahin zuſammen: „René ſagt: Ich *könnte*, wenn ich *wollen* könnte. Obermann ſagt: Wozu *wollen*? Ich *könnte* ja doch nicht!“ Obermann macht keinen Verſuch, auch nur ſeine Willenskraft

rakter verweichlicht haben. Er ſchwankte zwiſchen Extremen hin und her. Nachdem er ſehr fromm geweſen, verfiel er in Unglauben. Nachdem er ſeine erſten poetiſchen Verſuche beſeitigt hatte, nahm er ſpäter die Dichtkunſt wieder auf, und ſo findet ſich bald nach den „Adieux à la poésie“ ein „Retour à la poésie“. Im Alter von vierzehn Jahren kam er nach Paris, wo er vier Jahre lang (etwas früh!) Philoſophie ſtudirte. Für irgend einen Beruf konnte er ſich nicht entſcheiden. Er fühlte ein unerklärliches Mißbehagen und hielt ſich für eine verfehlte Exiſtenz, ohne eigentlich zu wiſſen: warum. Er wollte ſich nach langem Widerſtreben in's Joch fügen und Medizin ſtudiren, aber ſeiner mimoſenhaften Natur widerſtrebte ſogar die Protektion, die man ihm wollte angedeihen laſſen. Ueber ſeine religiöſe Wandlung wird berichtet: „Er ſchwor die einfache Gläubigkeit ſeiner chriſtlichen Erziehung ab, vertiefte ſich in den kühnen Unglauben des vorigen Jahrhunderts oder vielmehr in die düſtere, myſtiſche Anbetung der Natur, welche bei Diderot und Holbach faſt einer Religion ähnlich ſieht. Die wohlwollende Moral von d'Alembert regelte ſein Leben. Er hätte ſich ein Gewiſſen daraus gemacht, eine Kirche zu betreten, aber wenn er Sonntag Abends heimkehrte, würde er nöthigenfalls eine Meile gegangen ſein, um, was er während der Woche erſpart, einem Bettler in den Hut werfen zu können. Eine unend-

Digitized

Victor Hugo, Emile Deschamps und zehn Anderen nach ihnen aufgegriffen, verschönert und vergrößert wurde.“ Schließlich drückt Sainte-Beuve die Hoffnung aus, der Name Delorme's werde nicht gänzlich untergehen — eine Wendung, die etwas stark nach einer Supplik pro domo riecht.

Blättern wir nun in den Gedichten, so begegnen wir zunächst der richtigen Werther-Stimmung.

Schon die Motti, welche vorangehen, sprechen deutlich genug. Aus dem heiligen Augustin: „Sic ego eram illo tempore, et flebam amarissime et requiescebam in amaritudine“. Aus Sénancour's „Obermann“ die Stelle: „Je l'ai vu, je l'ai plaint; je le respectais; il était malheureux et bon. Il n'a pas eu des malheurs éclatants: mais, en entrant dans la vie, il s'est trouvé sur une longue trace de dégoût et d'ennuis; il y est resté, il y a vécu, il y a vielli avant l'âge, il s'y est éteint.“

Melancholische Nebel breiten sich über Delorme's Verse; enthusiastische Laute entringen sich der Brust des Sängers nur dort, wo er einen großen Dichter für dessen Gaben preist. Wir finden schwungvolle Poeme, welche das Lob von Victor Hugo, Musset und Lamartine verkünden. Einmal huldigt er Lamartine und sagt dabei unter Anderem: „Weißt du, daß im Thale, tief unten, ein leidendes Herz weilt, eine verschleierte, weinende

Wie oft, wenn ſie erſchien in neuer Tracht,
Sucht' fragend ſie mein Auge, das entzückte.
Sie freute ſich der eignen Schönheit Macht,
Im Haar das Band, das mich zumeiſt entzückte.

Des Künſtlers Pinſel hatte leicht und fein
Die Reize dieſer Züge eingefangen,
Der Blumen Duft, der Jugend Widerſchein,
Die dunklen Brauen und den Sammt der Wangen.

Sie ſelber hat das Kunſtwerk mir gezeigt,
Befrug mich, ob es mir behagte,
Und lauſchte, Stirne gegen Stirn geneigt,
Was ich von ihrem Ebenbild ihr ſagte.

Ich fand ſie eines Abends bleich und blaß,
Sie träumte wie vor einem Scheiden;
Von ſtummen Thränen war ihr Auge naß,
Ihr Lächeln kündete geheimes Leiden.

Dann ſang ſie. Ach, es war ein Abſchiedsſang,
Als wollte ſingend ſie um Mitleid werben.
In Schluchzen löſte ſich die Stimme bang,
Und mir im Herzen ging die Hoffnung ſterben.

Nun wünſch' ich, deinen Zauber täglich neu
Erinnernd zu genießen jetzt und immer,
Dich weinend zu beſchwören, unverbrüchlich treu,
Wie einen Engel, einen Mondesſchimmer.

Verſchwiegen denk' ich dein an jedem Tag,
Wenn Schwäche mich und Leid umfangen.
Dem Bruder nach der ältern Schweſter mag,
So mag der Waiſe nach der Mutter bangen."

großen oder ſchönen Zweck wenigſtens zu ſterben. Für eine reine Jungfrau, für ſeine Freunde möchte er das Daſein opfern. „O warum kann ich nicht mit meinem Tode irgend einer Sache dienen! In jenen unheilvollen Tagen, als die blutigen Henker einander ſchlachteten, wäre ich an meinem Platze geweſen. Der Gerechte proteſtirt durch ſeinen Tod und verſchwindet. Wie ſtolz hätte ich damals nach Roland, Charlotte und dem Poeten André (Chenier) wie zum Martyrium mein glückſtrahlendes Haupt auf das heilige Blutgerüſt getragen!“ Delorme leiht nicht nur ſeinem Fühlen Ausdruck, er verdolmetſcht auch fremdſprachige Dichter. Er überſetzt Einzelnes von Schiller, Wordsworth, Kirk White u. ſ. w. In den „Pensées“ ſpricht er ſich in ungebundener Rede über litterariſche Stoffe aus. Sainte-Beuve ladet ein gut Theil ſeines poetiſchen Gepäckes auf Delorme's Schultern. Immer erkennt man den Schriftſteller von Geiſt. Aber an Goethe's Schöpfung reicht dieſer Delorme ebenſo wenig heran wie irgend eine andere franzöſiſche Werther-Geſtalt.

Eine der wunderlichſten Kurioſitäten in unſerer Sammlung iſt ein Buch, das wir unmöglich mit Stillſchweigen übergehen können. Es trägt keinen berühmten Autornamen wie „Joſeph Delorme“, aber auch ohne einen ſolchen nimmt es unſere Aufmerkſamkeit gefangen. Wir haben da einen Roman in Briefen vor uns, der ein ganz eigenartiges Ziel

ſich geſteckt hat: nämlich Goethe's Dichtung moraliſch zu verbeſſern, ſie im Sinne engliſcher Prüderie zu verſittlichen, eine Art von Werther für höhere Töchterſchulen zu liefern.

Dieſe Ausgabe ad usum Delphini, durchwegs in der Briefteknik gehalten, führt nicht Werther als Korreſpondenten vor, ſondern — Charlotte. Wir ſehen den ganzen Roman ſozuſagen von der — anderen Seite, wir erfahren diesmal, was Charlotte über Werther berichtet, eine Charlotte voll Zurückhaltung, voll erbaulicher Grundſätze, voll Entrüſtung über jeden Ausbruch ungezügelter Leidenſchaft. Dieſe Charlotte iſt angeblich nicht franzöſiſchen, ſondern britiſchen Urſprunges, aber ſie zeigt ſich in franzöſiſchem Gewande, und derjenige, der es ihr angelegt, hat geglaubt, dem Geſchmacke des franzöſiſchen Publikums entgegenzukommen. Zwei Bände ſind es, erſchienen bei Dufart in Paris im Jahre V. (1797) unter dem Titel: „Lettres de Charlotte à Caroline, son amie, pendant ses liaisons avec Werther. Traduit de l'anglais.“ Weder der Verfaſſer noch der Ueberſetzer ſind genannt. Auf meinem Exemplare, welches das Bibliothekszeichen eines Herrn „Crestin de Villers“ trägt, ſteht handſchriftlich die Bemerkung: „Traduit de l'anglais par David de Saint George.“ Ob der Ueberſetzer wirklich exiſtirt und ob er ſo geheißen hat, vermag ich nicht zu entſcheiden; in der Vorrede bezeichnet er

ſich als geborener Londoner, der aber durch ſeine in Douai abſolvirten Studien in die Lage verſetzt ſei, ſich der franzöſiſchen Sprache zu bedienen. Mit der Uebertragung glaubt er ein verdienſtliches Werk vollbracht zu haben. „Ich habe," ſagt er, „die Leiden des jungen Werther geleſen, ſie ſchienen mir die Inſpiration eines jungen Mannes, ganz und gar hingegeben der Gährung ſeiner Jahre und der Leidenſchaft, deren Folgen nur düſtere ſein können. Dieſe Briefe hier ſind im Gegentheile der ehrbare Ausdruck einer freimüthigen, fein beſaiteten Seele, welche ihre Empfindungen kaum ſich ſelbſt zu geſtehen wagt." . . . Dann läßt er dem Autor das Wort, und dieſer beeilt ſich, über Goethe's Verderbtheit ſcheinheilig die Augen zu verdrehen und Gott zu danken, daß er nicht ſei wie dieſer. „Ich ſchätze mich glücklich," leſen wir, „indem ich dieſe Briefe dem Publikum darbiete, ihm nur ſolche Scenen vorzuführen, nur ſolche Anſichten mitzutheilen, die weder ſein Zartgefühl verletzen, noch ſeine Gefühle verderben können . . ." „Mögen die darin vorkommenden Anſchauungen ein wenig ungewöhnlich erſcheinen, ſo wird man doch nicht finden können, daß ſie der Religion widerſtreiten . . ."

Im Verlaufe der Auseinanderſetzungen wird dem deutſchen Original vorgeworfen, daß es nicht nur „das ſchreckliche Verbrechen eines Selbſtmordes" verherrliche, ſondern es „mit der ganzen Geſchick-

welche Charlotte, meiſt von ihrem Wohnorte Walheim aus, an Karoline richtet. Wir hören bald, daß ſie mit Albert verlobt iſt. Albert verreiſt, um ſeinen Vater zu beſtatten. „Ich habe verſprochen," berichtet Charlotte, „Albert zwei Male wöchentlich Nachricht von mir zu geben; dieſe Korreſpondenz macht mir nicht wenig Arbeit; um in dem Studium der engliſchen Sprache weiterzukommen, bedienen wir uns ausſchließlich derſelben. Ich verwende nun meine ganze freie Zeit darauf, engliſch zu ſchreiben oder engliſche Dichter zu leſen." Gerade dieſe oſtenſible Bezugnahme auf die engliſche Sprache beſtärkt mich in der Annahme, das Buch ſei gar keine Ueberſetzung; nur der Nicht-Engländer findet es bemerkenswerth, wenn zwei Leute engliſch miteinander korreſpondiren . . . Charlotte beſucht einen Ball und lernt dort einen jungen Mann Namens Werther kennen. Werther hört den Namen Albert, er erfährt von Charlotte, dies ſei ihr Verlobter, und Charlotte verſichert, ſie ſei zwar nicht eitel genug, anzunehmen, dieſe Mittheilung habe auf Werther einen Eindruck hervorgebracht, aber er „ſchien von da an außer ſich zu ſein". Während des Balles und unmittelbar nach demſelben folgen einander Gewitter, Morgenroth und Regenbogen, und dieſes Naturſchauſpiel bewegt Charlotte, auszurufen: „O Klopſtock! Wer könnte beſſer als du eine ſolche Scene malen!" Und ſie fügt hinzu: „Werther, entzückt wie ich, ſagte:

sinnig! — daß mit Werther etwas Ungewöhnliches vorgehe, aber sie glaubt, er suche nur ihre Freundschaft, und da sie verlobt sei, könne sie sich seine Annäherung gefallen lassen. Es wird ihr etwas unheimlich, wie er ihr eines Tages sagt, er könne sich die Zeit nicht denken, in welcher es für ihn keine Charlotte geben werde, aber noch immer hält sie das ganze Verhältniß für ungefährlich, und sie giebt ihrer Freundin die Versicherung: „So interessant Werther's Gesellschaft mir ist, kann sie mich keinen Augenblick Albert vergessen machen. Ich weiß nicht einmal, ob ich mir nach Albert's Rückkehr erlauben werde, Werther zu achten.“ Und dann apostrophirt sie den Bräutigam: „Ja, mein theurer Albert, sobald du wieder bei mir bist, soll Werther's Flamme erlöschen.“ Ei, wie tugendhaft! Und wie geschickt, daß sie es zu Wege bringen will, die Flamme zu beseitigen, die in einem Anderen lodert! Nebenbei spricht Charlotte auch von Werther's Naturſinn. Man weiß, wie bei Goethe der Held mit der ihn umgebenden Natur verwoben und verwachsen ist. Hier erzählt Charlotte: „Er ist ein enthusiastischer Bewunderer der Natur. Die höchsten Berge erklimmen; den Sonnenaufgang betrachten; durch einsame Wälder irren; aufmerksam dem Geräusche eines Wasserfalles lauschen, der durch seinen heftigen Absturz ein fernes Echo erweckt, — das sind die Lieblingsvergnügungen Werther's — Vergnügungen,

Digitized by

Tage zerriß. Es ist eine strafbare, nach Sühne verlangende Handlung, voreilig seine Tage vor die Stufen des Ewigen hinzuschleudern. Nicht schrecklicher kann es für den Menschen sein, die Ordnung der Natur umgestürzt, die Sonne mitten in der Nacht aufgehen zu sehen, dunkel ohne Strahlen, Schrecken über die Erde verbreitend – – nicht schrecklicher als es für die Engel, die Bewohner des Himmels sein muß, eine Seele vor dem richtigen Augenblicke in das Heiligthum eindringen, sie ohne Befehl des allgewaltigen Beschützers vor seinem schrecklichen Tribunal erscheinen zu sehen. O Werther, hast du nicht das Mitleid der zartfühlenden Cherubim erweckt? Haben sie sich nicht im Vereine mit dir dem höchsten Wesen zu Füßen geworfen? Haben die Engel nicht versucht, Dich seinem Blicke zu entziehen, Dich mit ihren Flügeln zu verdecken? Vergebliches Bestreben freilich, das Auge desjenigen vermeiden zu wollen, der mit einem einzigen Blicke alle Wesen umfaßt! O Himmel, wenn ein solches Vertrauen nicht zu dünkelhaft ist, so laß mich zu Dir für Werther beten: es ist das letzte Mal; erhöre mich! Und möge Deine Güte auch mit Charlotte Mitleid haben!"

Im Raritätenkabinet der Weltliteratur soll dieses Wertherbüchlein nicht fehlen. Auch wenn es wirklich englischen Ursprunges ist, dürfen wir es der einschlägigen französischen Hervorbringung anreihen.

Digitized b

muß allen Kulturvölkern eine der merkwürdigsten Blüthen des menschlichen Geistes bleiben. Frankreich wird eines wichtigen Gliedes in der Kette seiner kulturellen Errungenschaften entbehren, so lange es nicht Goethe in sich aufgenommen hat, und das jetzt lebende Geschlecht sieht sich durch ein dahingegangenes beschämt, das wenigstens das Streben an den Tag legte, den „Werther" zu verstehen, und sich bemühte, ihn nachzuahmen, wenn auch ohne das Ergebniß, ihn nach irgend einer Richtung seiner glanzvollen Erscheinung erreicht zu haben.

G. M. Röder. Leipzig

Digitized b

26/XIII 72

Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung
der Herren

E. Desor,
Professor in Neuenburg.

L. Hirzel,
Professor in Aarau.

G. Kinkel,
Professor in Zurich.

Albr. Müller und L. Rütimeyer,
Professoren in Basel.

Heft IV.

Göthe's italienische Reise.

Von

L. Hirzel.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Benno Schwabe.)
1871.

Schweighauserische Buchdruckerei

Digitized by Google

GÖTHE'S

ITALIENISCHE REISE.

VORTRAG,

gehalten im Casino zu Aarau

von

L. Hirzel.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Benno Schwabe.)
1871.

Verehrte Versammlung!

Das Jahr 1786 hat in der Geschichte der deutschen Literatur eine vorzügliche Bedeutung gewonnen. Es war im September desselben Jahres, dass Göthe von Karlsbad aus, wo er, in Herders, des Herzogs und anderer Freunde Gesellschaft, mehrwöchentlichen Aufenthalt genommen, plötzlich und ganz unerwartet für seine Umgebung, seine italienische Reise antrat. Diese Reise bezeichnet einen entscheidenden Wendepunkt in des Dichters Entwickelung. Sie trennt die beiden grossen Hauptperioden seines Lebens. Vorher war Göthe der jugendliche, von ungebändigter Kraft des Genius überströmende Dichter, nachher ist er der reife Mann, dessen Dichtergeist zu ruhiger Klarheit, zu edlem Masse sich durchgerungen hat. Ich habe mir vorgenommen, Ihnen diese Reise und ihre Veranlassung, sowie die tiefere Bedeutung, die sie für den Dichter gehabt hat, an diesem Abend in das Gedächtniss zurückzurufen.

Göthe war siebenunddreissig Jahre alt, als er zum ersten Male den Boden Italiens betrat. Aber beinahe ebenso alt, möchte man sagen, war auch seine Sehnsucht nach dem Lande zu pilgern, aus dem das beste unserer ganzen Bildung stammt. Als Kind schon hatte er mit aufmerksamem Ohr den Erzählungen gelauscht, die der sonst sehr lakonische Vater bisweilen von jenem gelobten Lande vernehmen liess und wie die Strenge in den Zügen des alten Rath Göthe bei jenen Erinnerungen sich milderte, war dem Sohne noch als hochbetagtem Greise im Gedächtniss. Die

Kupferstiche an den Wänden des Vorsaals im elterlichen Hause zu Frankfurt, schöne römische Architectur, Coliseo, Petersplatz, Piazza del Popolo u. A. darstellend, prägten sich ihm, wie Göthe selbst berichtet, in seinen Knabenjahren auf das tiefste ein; seine Mutter aber versichert uns, eine italienische Reise zu unternehmen sei von Jugend auf sein Tagesgedanke, Nachts sein Traum gewesen. Und dennoch sollte diese jugendliche Sehnsucht, die fast wie Ahnung künftiger Bestimmung aussieht, noch lange Jahre die Befriedigung nicht finden. Und sonderbar, es ist der Dichter selbst, der mehr als einmal, ehe er wirklich nach Italien ging, vom Weg dahin, der offen vor ihm dazuliegen schien, sich abgewendet hat. Zuerst im Sommer 1775. Damals, auf seiner ersten Schweizerreise, stand Göthe auf der Höhe des St. Gotthardt und schaute hinab auf den Fusspfad, der nach Italien hinunter führte. Was hielt ihn ab, denselben einzuschlagen? Das Land seiner Wünsche lag vor ihm, der Freund, der ihn begleitet, drängte stürmisch, was wars, das ihn bewog, von der schroffen Stelle, wo er zeichnend gesessen, so rasch sich zu erheben, als der Freund sich reisefertig nahte, und ohne ein Wort den Rückweg einzuschlagen? War es allein die Liebe, die ihn heimwärts zog, war es vielleicht auch ein Gefühl, dass er noch innerlich nicht reif? Beschlossene Sache war die Reise dann im Herbst desselben Jahres, da holte ihn in Heidelberg der Bote ein, auf dessen Nachricht hin für Umkehr, für die Reise nach Weimar entschieden ward. Und wiederum im Jahre 1779 stand Göthe auf derselben Stelle auf dem St. Gotthardt, wo er vier Jahre vorher Italien den Rücken gekehrt hatte. „Hier ist es beschlossen, stille zu stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zu wenden," schreibt er, durch seine Seele aber geht wohl der leise Zug der alten

Digitized by Google

Sehnsucht, doch mächtiger und stärker das Verlangen, zu Weimar in der Nähe der geliebten Frau von Stein der schönen Schweizerreise sich zu freuen. Noch sieben Jahre vergehen seitdem bis zur Reise nach Italien. So aber will auch das fast wie Bestimmung scheinen, dass erst nachdem ein grosses, reiches Leben, voll Freude und Hoffnungen, voll Schmerzen und Enttäuschungen und endlich grösster Unbefriedigung durchlebt war, jene Sehnsucht nach Italien höher gesteigert, tiefer begründet, Erfüllung fand, die dann zugleich den vollen Frieden, den der Dichter vorher nicht gefunden, ihm gewähren konnte.

Sie wissen, dass im Jahre 1775 der Dichter des Götz von Berlichingen und des Werther zu Weimar seinen bleibenden Aufenthalt genommen hat. Die leidenschaftliche Verehrung eines jungen und begabten Fürsten führte ihn in einen Kreis geistreicher und hochgebildeter Männer und Frauen. In diesen Kreis trat Göthe ein „im vollen Glanze der Jugend, der Schönheit und des Ruhmes.“ Bald wurde er der Mittelpunkt desselben, ja bald konnte man ohne ihn kein Leben sich mehr denken. Mit unwiderstehlicher Gewalt vernichtete des Dichters Liebenswürdigkeit ein jedes Vorurtheil, das ihm entgegenstand. Selbst Wieland, den er noch kurz zuvor in einer Satire arg verspottet, schrieb nach der ersten Begegnung schon an Fr. H. Jacobi: „O bester Bruder, was soll ich Dir sagen? Wie ganz der Mensch bei'm ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich . . . an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische sass; . . . Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Göthe wie ein Thautropfen von der Morgensonne.“ An Zimmermann aber, zwei Monate später, voll wahrhaft dithyrambischer Begeisterung: „Er ist in allen Betrachtungen und von allen

Digitized by Google

Seiten das grösste, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat . . . Ausser mir kniete ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an.“ —

Es war eine wilde Zeit das erste halbe Jahr in Weimar. Ein „unendliches Wüthen“ war in der That der richtige Ausdruck für das damalige Leben. Der Stern, der in Göthe zu Weimar aufgegangen war, schien alle anderen in neue Bahnen zu drängen. Vor allem den Herzog selbst. Zwischen ihm und Göthe war der „Etiquette bange Scheidewand“ thatsächlich eingesunken. Denn was konnte von dieser noch bestehen bleiben, wenn sie zusammen assen, oft in demselben Zimmer miteinander schliefen, sich mit dem brüderlichen Du begegneten und alle erdenklichen Tollheiten zusammen vollführten? Von dem excentrischen Wesen der Zeit im Allgemeinen wie von der freien Genialität der beiden Freunde im Besonderen gibt das gemeinsam verübte „Teufelszeug“ den besten Begriff. Aber es war noch nicht am schlimmsten, wenn sie bei ihren Gelagen den Wein in Todtenschädeln ihren Gästen reichen liessen oder zum Entsetzen der Bewohner der Stadt auf dem Markte zu Weimar mit Hetzpeitschen knallend stundenlang zubrachten. In unaufhörlicher Zerstreuung vergingen dem Dichter und seinen neuen Freunden die Tage. Schlittschuhlaufen, Maskeraden und Theaterspielen, Jagden, Landparthien und allerlei Festlichkeiten wechselten miteinander ab. Wer irgend konnte musste sich dabei betheiligen, alle möglichen Scherze waren dabei erlaubt. Die tollste Laune sprudelte bei'm geringsten Anlass, bezaubernd für Alle, aus ihm hervor. Man blicke nur auf das reizende Bildchen, welches Gleim, von Halberstadt in Weimar zum Besuch, von einem Abend bei der Herzogin Amalia uns aufrollt: „Kurz darauf, nachdem Göthe seinen Werther geschrieben hatte,

kam ich nach Weimar und wollte ihn gerne kennen lernen. Ich war Abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalia eingeladen, wo es hiess, dass Göthe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich Eins und das Andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefel und Sporen und einem kurzen aufgeschlagenen Jagdrocke, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er sass mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Ausser einem Paar schwarzglänzender italienischer Augen, die er im Kopfe hatte, wüsste ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann, denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten, vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, dass er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzusehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich.

Die Zephyrn lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitet' ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voss, Leopold Stol-

Digitized by Google

berg, Bürger, wurde so vorgetragen, dass sich Keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Uebermuthes bei'm Schopfe nähme, und ich glaubte den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur möglichen Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben und Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, Alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte."

„Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasirt. Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur ebenso flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, dass die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knieen dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe, — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergass er doch nicht, auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, dass ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zu Theil werden liess, vergriffe. Deshalb verglich er mich, witzig genug, in einer kleinen, extempore in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Massen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in grosser Menge und mit grosser Geduld besitzt und ausbrütet, dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm — ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt." — „Das ist entweder Göthe oder der Teufel! rief ich Wieland zu, der

mir gegenüber am Tische sass. — Beides, gab mir dieser zur Antwort, er hat heute wieder einmal den Teufel im Leibe, da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt und man thut wohl, ihm nicht zu nahe zu kommen." — Und so und ähnlich ging es Wochen, ging es Monate fort: „Es mag so lange währen als es will," schreibt Göthe an Lavater, „so hab ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruss, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Hohn, Abenteuer, Langeweile, Hass, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehnes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft!"

Aber bei der „trefflichen Wirthschaft" war an ruhige Sammlung zu grösseren Arbeiten für den Dichter bald nicht mehr zu denken.

Es ist freilich wahr, nur Monate dauerte dieses tolle Leben zu Weimar in seiner vollsten Ausgelassenheit. Seit Göthe im Juni 1776 die Stelle eines Geheimen Legationsrathes mit Sitz und Stimme im Geheimen Rathe des Herzogs erhalten hatte, bemerkten seine Freunde eine bedeutende Mässigung in ihm. Und dennoch mit dem gleichen Rechte, wie vor einem halben Jahre, glaubten die für ihn Besorgten unter ihnen fragen zu dürfen, ob die Politik, der sie ihn in Weimar jetzt sich widmen sahen, nicht für des Dichters Ausbildung ebenso gefährlich werden könnte, als bisher das übermässig gesellige Treiben. Der Beförderung zum Legationsrath folgte 1779 die zum obersten Kriegscommissär, und Göthe selbst besorgte die Recrutenaushebung des Landes. 1782 übernahm er das Präsidium der Kammer. „Unser Göthe," schreibt Wieland an Lavater, „ist nun Legationsrath und sitzt im Ministerium unsres Herzogs, ist

Digitized by Google

Favoritminister und Factotum und trägt die Sünden der Welt. Er wird viel Gutes schaffen, viel Böses hindern und das muss, wenn's möglich ist, uns dafür trösten, dass er als Dichter wenigstens auf viele Jahre für die Welt verloren ist."

„Als Dichter verloren!" So sprachen die Freunde.

So sprach zuerst ganz leise, dann immer vernehmlicher eine innere Stimme in Göthe selbst.

Nicht, als ob seit dieser politischen Thätigkeit die Musen ihn nun gänzlich verlassen. Im Gegentheil, damals entstanden viele seiner herrlichsten lyrischen Gedichte, die zahlreichen Hoffeste veranlassten ihn ausserdem zu einer Menge von kleineren dramatischen Dichtungen. Aber dies waren Arbeiten, die andere auch hätten machen können und bei denen der wahre Dichter nichts gewann. Neben ihnen blieben die selbstständigen grösseren Arbeiten, die nur Göthe machen konnte, unvollendet liegen. Bei diesen ihn festzuhalten und anzutreiben, war der immer wiederholte Versuch seiner geliebten Freundin Charlotte von Stein. Umsonst. Der Staatsminister und Kammerpräsident, der Kriegscommissär und Director des Wegebaues, der noch dazu eifrig Naturwissenschaften und Malerei trieb und den Hof tagtäglich unterhalten musste, er war zu beschäftigt, als dass Faust, Iphigenie, Egmont, Tasso, Wilhelm Meister, alles damals in Bruchstücken oder sogar ganzem Entwurfe schon vorhanden, zu irgend einem Abschluss oder im besten Falle zu einem andern als einem übereilten hätten gelangen können.

Ein solches Leben konnte unmöglich auf die Dauer fortgesetzt werden. Eine innere Unruhe ergriff die Seele des Dichters. Die Vielgeschäftigkeit, in die er sich hatte ziehen lassen, schwächte seine Kräfte. Ja er zweifelte

ernstlich, ob er wirklich zum Dichter geboren sei. Hören wir, wie er selbst den Seelenzustand gesteht und beschreibt, in den ihn das Hofleben, ohne dass er sich demselben aber zu entziehen vermochte, gar bald versetzte. Frau von Stein hat diese Geständnisse am frühesten und am zahlreichsten vernommen, sie, an die schon 1776 das aus dem tiefsten Innern kommende: „Ach, ich bin des Treibens müde!“ gerichtet war. „Stündlich,“ schreibt er an die Geliebte 1777: „seh ich mehr, dass man sich aus diesem Strome des Lebens an's Ufer retten, drinne mit allen Kräften arbeiten oder ersaufen muss;“ und 1780: „Ich recapitulire in der Stille mein Leben seit diesen fünf Jahren und finde wunderbare Geschichten. Der Mensch ist doch wie ein Nachtgänger, er steigt die gefährlichsten Kanten im Schlafe.“ „Mein Tasso dauert mich selbst, er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an, aber wie soll ich zureichen.“ Dann heisst es wieder Neujahr 1781: „Keine Verse kann ich Ihnen schicken, denn mein prosaisch Leben verschlingt diese Bächlein wie ein weiter Sand,“ und im Mai: „Die Hofnoth stehe ich nicht den ganzen Tag mit aus,“ das Jahr darauf: „Heute bin ich wieder bei Hofe und schon im Voraus müde.“ Aber auch Lavater hat solche Geständnisse zu hören, wie man die Tage der Woche „im Dienste der Eitelkeit verbracht,“ wie man „mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigne und fremde Noth übertäubt“ und die „Aufzüge der Thorheit schmückt.“ Ihm klagt bei Uebersendung des zweiten Acts von Tasso der Dichter ebenfalls: „Die Unruhe, in der ich lebe, lässt mich nicht über dergleichen vergnüglichen Arbeiten bleiben und so sehe ich auch noch nicht den Raum vor mir, die übrigen Acte zu enden.“ „Ich muss und werde ein neues Leben anfangen,“ heisst es dann wieder an Frau von Stein, am

Schluss des Carnevals von 1782, aber „wie viel wohler wäre es mir, wenn ich, von dem Streit der politischen Elemente abgesondert, in Deiner Nähe den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte," seufzt er doch noch im Sommer desselben Jahres. So macht sich endlich eine Stimmung geltend, die unabweislich Lebensänderung verlangt: „Mein Geist wird kleinlich und hat an nichts Lust, einmal gewinnen die Sorgen die Oberhand, einmal der Unmuth, und ein böser Genius missbraucht meine Entfernung von Euch, schildert mir die lästigste Seite meines Zustandes und räth mir, mich mit der Flucht zu retten."

Es war natürlich, dass ihm der Gedanke kam, Weimar geradezu zu verlassen, wenn er sich selber wiederfinden wollte. Denn hätte er auch den Staatsgeschäften und dem Hofleben sich zu entziehen vermocht, es hätte ihn doch nur die Stille eines Dorflebens dort umgeben. Die Ruhe, die er suchte, war eine andere. Künstlerische Eindrücke musste er zugleich geniessen. Edle Bilder der Schönheit mussten um ihn sein, wenn er selbst wieder dichterisch gestalten wollte. Weimar besass an Kunstschätzen damals fast nichts, andere deutsche Städte wenig mehr, die reichste unter diesen hätte ihn vielleicht nur in ein noch verwirrenderes Hofleben gezogen.

Es war klar, er musste fort aus Deutschland. In ein Leben, in dem er der beengenden Thätigkeit in amtlichen Geschäften gründlich sich entschlagen, den zerstreuenden Einflüssen einer anspruchsvollen Gesellschaft gänzlich sich entziehen, in ein Land, wo die ganze Grösse einer reichen Kunstwelt ihn umfangen, wo er im stillen Genusse auch einer reizvollen Natur wieder aufleben konnte. In diesen Betrachtungen wendeten sich seine Gedanken wieder nach Süden.

Unter den Ländern des Südens ist Italien den Völkern des Nordens seit langer Zeit wie das Land der Verheissungen erschienen. Schon vor Jahrhunderten zogen in grossen Wanderungen germanische Völkerschaften hinüber über die Alpen. Auch in uns lebt noch ein tiefer Drang nach jenem glücklichen Lande fort, der uns aus unserm kleinen Leben, unseren farblosen Zuständen, leise aber doch mächtig immer wieder dahin zieht. Italien ist für uns nicht blos das Land, wo die Natur ihre höchsten Reize entfaltet, ihren reichsten Segen ausgegossen hat. Italien ist auch das Land der Kunst, wo eine höchste Cultur geblüht hat, die, indem sie die Schätze griechischen Geistes in sich aufgenommen, mehr als einmal unsere eigne Bildung begründet hat. Und auch der Mensch ist dort ein anderer und glücklicher begabt. Auf ihm „geboren über Resten heiliger Vergangenheit" scheint noch deren Geist zu ruhen. Denn in schönerm Gleichgewichte als in uns halten sich in ihm Natur und Bildung, Sinnlichkeit und Geist. Noch nicht durch Reflexion gebrochen ist sein inneres Leben, noch nicht erdrückt durch Bildung die Naivität. Dem antiken Menschen vergleichbar, scheint er uns im tiefsten Frieden mit sich selbst zu leben, in ganz beneidenswerthem Glück der Seele. Und dieses ist gerade auch ein Hauptgrund unsrer, der modernen Menschen, Sehnsucht nach Italien; von diesem Glücke, diesem Frieden müsse, meinen wir, auch in uns etwas übergehen, theilhaftig müssen wir desselben werden, wenn wir dort sind, ein anderer Geist, so glauben wir, muss unserer sich bemächtigen. Vergangenheit und Gegenwart also, Natur und Kunst und Menschenleben, es wirkt alles zusammen bei unserer Sehnsucht nach Italien. Und so nun damals auch bei Göthe. Zwar ein moderner Mensch im eigentlichen, tiefern Sinn war er am wenigsten von allen seinen Zeit-

genossen. Bewundert doch die Welt in ihm mit Recht im Allgemeinen die der antiken ähnliche Natur, die glückliche Vereinigung von Idealem und Realem, die schöne Harmonie von Geist und Sinnlichkeit — im Menschen wie im Philosophen und im Dichter. Und doch war damals auch in seinem Wesen ein Zustand geistigen Gebrochenseins, vergleichbar dem speciell moderner Menschen. An einem innern Widerspruche litt sein Dasein, an dem, in welchem seine äussere Lage mit den Bedürfnissen seines Innern stand, den sein antiker Geist nur um so mehr, als er ein solcher war, empfinden musste. Und darum drängte es ihn aus der beunruhigenden Unzufriedenheit mit dem weimarischen Leben damals mit stärkerer Gewalt in sein eigentliches Lebenselement. Er hatte schon in früher Jugend nach Italien gestrebt, doch oft wohl nur in ziemlich unbestimmter Sehnsucht, jetzt aber nach einem langen Leben voll Erfahrungen, voll Unbefriedigung, blickte er wieder dorthin, wohin ihn schon die Träume seiner Jugend geführt, und jetzt schien auch ihm deutlich Italien vor allem das Land des Glücks, das Land, wo er die Ruhe seiner Seele wiederfinden sollte. Ein anderer Geist, er hatte es lange gefühlt, musste in ihn einziehen, ein Geist, gross und ruhig und klar, wie der der Alten; wo konnte er desselben theilhaft werden, wenn nicht auf classischem Boden? So begründete sich damals seine alte Sehnsucht tiefer und ebenso steigerte damals sich höher der dichterische Ausdruck, den sie in seinen Werken schon lange gefunden. Denn wohl bezeichnend ist's für Göthe, dass er lange schon in seinen Dichtungen in südliches Leben sich eingewohnt, in dessen Formen gern sich eingelebt. Der Wanderer, Claudine, Tasso, Iphigenie u. A. geben schon dem Stoff nach davon Zeugniss. Nun aber, da die Sehnsucht ihren höchsten Grad erreicht, singt Mignon, das geheim-

nissvolle Kind des Südens, in dem jenes Sehnen verkörpert erscheint, ihre entzückenden Lieder, bald in zitternder Wehmuth: „Nur wer die Sehnsucht kennt," bald mit hinreissender Gewalt: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn?"

Es war Italien, wohin die Flucht des Dichters gehen musste.

Am 28. August 1786 feierten die Freunde zu Karlsbad des Dichters Geburtstag. In scherzhaften Gedichten spielte man auf die Vernachlässigung seiner Arbeiten an. Als kurz darauf Göthe ganz unbestimmt von einem Ausflug sprach, vermuthete Herder eine geologische Excursion und weil er sich gegen Mineralogie und Geologie immer spöttisch erwies, sagte er, Göthe solle, statt taubes Gestein zu klopfen, seine Werkzeuge lieber an die Iphigenie wenden. Dem wohlgemeinten Andrängen gehorchte der Dichter und packte die Iphigenie und alle übrigen Entwürfe und Arbeiten ein. Am 2. September schrieb er an Karl August, er sei gezwungen, in Gegenden der Welt sich zu verlieren, wo er ganz unbekannt sei, für Musse und Stimmung hoffe er davon das beste. Am 3. September — es war der Geburtstag des Herzogs — entfernte er sich ohne Abschied von Karlsbad. Man wusste nicht wohin er gegangen war. —

Noch mochten die Freunde über des Dichters Verschwinden sich fragend ansehn, da führten denselben schon flinke Pferde den Bergen Tyrols entgegen. Er war am 3. September in erster Morgenfrühe nach Eger aufgebrochen; dann über Regensburg und München Innsbruck zugeeilt. Am 8. September rastete er „gleichsam gezwungen" im Posthaus auf der Höhe des Brenner.

Wie anders als heute reiste man damals aus Deutschland nach Italien! Fünf Tage brauchte Göthe von Karls-

Digitized by Google

bad auf den Brenner, wir könnten in der Hälfte Zeit von Hamburg nach Verona fahren. Sind doch in unsern Tagen selbst die Alpen kein Hinderniss mehr für die Ungeduld des Reisenden, und über dieselbe Höhe des Brenner, auf der am 9. September 1786 Göthe den ersten Abschnitt seines Reisetagebuches schloss, strecken sich heute die eisernen Schienen. Wir merken es kaum, wenn wir heute reisen, wie das Land, das zu unsern Füssen liegt, allmählich sich verändert und als wäre ein Zauber an uns geschehen liegt nach einer Fahrt von wenig Stunden auf einmal eine andere Welt vor unseren Blicken. Ganz anders zu Göthe's Zeit. Obschon auch er, nach damaligen Verhältnissen, seine Reise sehr beschleunigte, ja obschon, als er vom Brenner aufgebrochen, Alles wie verschworen schien, ihn weiter und „seinen Wünschen zuzujagen," so kam er doch am 11. erst in Roveredo an, wo die geliebte italienische Sprache nunmehr zu seiner Freude lebendig, die Sprache des Gebrauches wurde.

Aber dafür war damals der Genuss des Reisenden ein ganz anderer, weit intensiverer. Wie deutlich konnte er noch alle die Uebergänge wahrnehmen, durch welche die deutschen Länder mit den stilvolleren Gegenden des Südens vermittelt sind. Das tritt uns in Göthe's Reisebriefen (sie sind ursprünglich vornehmlich an Frau von Stein und Herder gerichtet und aus ihnen ist später die „italienische Reise" zusammengestellt) deutlich entgegen, mag von der Frische und Lebendigkeit des ersten Eindrucks des Geschehenen durch ihre Ueberarbeitung auch noch so viel verloren sein. Ist doch in ihnen, wohl zur Verwunderung manches ihrer Leser, von allem selbst dem geringsten die Rede, was nur irgend das Auge auf sich zu ziehen, den Sinn zu erregen im Stande ist. Wie allmählich der Charakter der

Digitized by Google

deutschen Landschaft sich ändert, wie nach und nach das romanische Element stärker hervortritt, den Zug der Gebirge, den Lauf der Gewässer, die Wolken am Himmel, die Steine und Pflanzen und die Sitten der Menschen: er hat alles bemerkt und alles beobachtet. Und so betrachtend und beobachtend biegt er ab aus Wälschtyrol an den Gardasee, bei dessen Rauschen ihm der alte Dichter, der es einst besungen, Virgil, lebendig vor die Seele tritt, kommt in das prächtig-ernste Verona mit dem ersten bedeutenden Monument der alten Zeit, dem grossen Amphitheater, nach Vicenza zu Palladios „göttlichen" Werken und endlich von Padua aus zu Schiffe auf der Brenta an herrlichen Gärten vorüber am 28. September in die „wunderbare Inselstadt," die „Biberrepublik" Venedig. Doch wie der Flüchtling, der, aus was für Gründen immer, beengenden Verhältnissen sich entzogen, erst Ruhe findet, wenn eine weite Strecke zwischen ihm liegt und dem Ausgangspunkte seiner Flucht, und wie es, bis dies geschehen, ihn weiter und weiter treibt, so auch bei Göthe: erst in Venedig überkommt ihn ein Gefühl der Ruhe, der Sicherheit, des Geborgenseins. Er ist an einem ersten Ziele seiner Sehnsucht, der Anfang des neuen Lebens, das er führen will, scheint ihm gekommen.

„So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein blosses Wort mehr, kein hohler Name, der mich oft, mich den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat."

Venedig war damals noch nicht, was es in unsern Tagen geworden ist. Zwar die Macht der alten Republik war auch damals schon dahin und die Bürgerschaft, die einst Kaiser und Könige besiegt und den Osten Europa's sich dienstbar gemacht hatte, war thatsächlich ein schwachmüthiges Krämervolk geworden. Aber doch umgab das Leben äusserlich noch der Glanz der alten Zeit, und der

Digitized by Google

Reichthum seiner Formen und Farben erinnerte noch an die Tage, da ausser einem grossen Theil des Nordens von Italien auch Istrien, Dalmatien, Albanien, Cypern, Candia und Morea der Republik ihre Tribute entrichtet. Obwohl ohnmächtig gegen den äussern Feind sandte doch die Stadt zur Zeit von Göthe's Anwesenheit ihre Galeeren und Fregatten aus, den Krieg gegen Algier zu tragen; obwohl das Schattenbild eines Dandolo, Malatesta oder Loredan, schritt doch zu Göthe's Zeit der Doge noch in goldenem Talar, die phrygische Mütze auf dem weissen Haupt, umgeben von Senatoren und Nobili in langen dunkelrothen Schleppgewändern unter enormem Pomp zum Hochamt, Türkensiege festlich zu begehen. Nicht verödet, wie heute, waren damals die stolzen Paläste, nicht Fremde nur und niedriger Pöbel durchschwärmte die Hallen der Piazza San Marco. In den weiten, mit Gold und Malereien reich gezierten Sälen des Dogenpalastes, in denen heute nur ab und zu der Tritt des neugierigen Reisenden erschallt, ward damals noch vor versammeltem Volke Recht gesprochen und Göthe selbst war anwesend, wie gegen die Dogaresse unter wunderlichen Formen ein Process geführt ward. Ja, dem Fremdling aus Norden, wie Göthe selbst so gern sich nennt, erschien das damalige venetianische Leben in noch ganz anderer Beziehung märchen- und zauberhaft. Es war noch die Zeit, da die Schiffer den Tasso und Ariost nach ihren eignen Melodien sangen. In einer Mondnacht war Göthe Zeuge dieses wunderbaren Brauches. „Ein Schiffer," so erzählt er, „sitzt am Ufer einer Insel, eines Canals auf einer Barke und lässt sein Lied schallen soweit er kann. Ueber den stillen Spiegel verbreitet sich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte versteht und mit dem folgenden Verse antwortet. Hierauf erwidert der erste und so ist einer immer das Echo

Digitized by Google

des anderen. Der Gesang währt Nächte hindurch, unterhält sie ohne zu ermüden."

Was Wunder, wenn dieses ausserordentlich bunte, grosse und an künstlerischen Eindrücken reiche Leben in Venedig, vor allem aber die Ruhe, in der er alles geniessen konnte, den grössten Einfluss auf des Dichters Gemüth gehabt hat; wenn er bereits nach kaum dreiwöchentlichem Aufenthalte zu Venedig einen Theil des Druckes von sich genommen fühlt, der in Deutschland auf ihm lastete? Es war nicht sowohl das speciell venetianische Leben selbst, welches noch heute fast einen orientalischen Charakter trägt, dessen Anblick ihm diese Erleichterung in seinem Innern gab. Es war vielmehr die Wahrnehmung der Elemente antiken Lebens, die der Bewohner auch des nördlichen Italiens durch die Berührung mit dem alten Kernstamme von Latium in sich aufgenommen hat. Selbst heute noch sind Reste antiker Lebensweise fast überall in Italien wahrnehmbar und unter dem scheinlosen, zerrissenen Gewande selbst des Bettlers vermag das geübte Auge oft noch die naive ungebrochene Schönheit des antiken Menschen zu erkennen. Noch weit mehr konnte damals Göthe im italienischen Leben an das Leben der Alten erinnert werden. Alles in Venedig scheint ihm dieses zu spiegeln. In Palladios, des Architecten, Bauten und Schriften erkennt und verehrt er dessen altrömischen Lehrmeister Vitruv und aus dem eigenthümlichen Charakter der Tragödien des Dichters Gozzi erklärt sich ihm das Wesen des griechischen Trauerspiels. In Bezug auf Palladio und das Studium desselben schreibt er: „Die Baukunst steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor, sie heisst mich ihre Lehren wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache studieren, nicht um sie auszuüben oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehr-

würdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio alles auf den Vitruv bezieht, so habe ich mir auch die Ausgabe des Galiani angeschafft . . . Palladio hat mir durch seine Worte und Werke, durch seine Art und Weise des Schaffens und Denkens den Vitruv schon näher gebracht und verdolmetscht." „Er hat mir den Weg zu aller Kunst und allem Leben geöffnet," heisst es von demselben Meister nach einem Besuch der Sammlung von Abgüssen der besten Antiken im Hause Farsetti; ja so mächtig ist Göthe von dem freudigen Gedanken erfüllt, nun bald ganz von den grossen Formen des antiken Lebens umgeben zu sein, dass er bei'm Anblick eines Stückes vom Gebälke eines antiken Tempels ausrufen muss: „Das ist freilich etwas anderes als unsere kauzenden auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas anderes als unsere Tabakspfeifensäulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken, diese bin ich nun, Gott sei Dank, auf ewig los." Und in solcher Hoffnung liest er, der einst, von Enthusiasmus überfliessend, vor Erwins von Steinbach Wunderwerk zu Strassburg stand, nun den Vitruv „wie ein Brevier, mehr aus Andacht als zur Belehrung."

Aber auch im Theater verlässt ihn der Gedanke an die Alten nicht. Er kommt aus einer Gozzi'schen Tragödie und schreibt: „Jetzt verstehe ich besser die langen Reden und das viele Hin- und Herdissertiren im griechischen Trauerspiel. Die Athenienser hörten noch lieber reden und verstanden sich noch besser darauf als die Italiener. Vor den Gerichtsstellen, wo sie den ganzen Tag lagen, lernten sie schon etwas."

So, sehen wir, denkt er immer an's Alterthum, bezieht alles auf dieses, lebt nur in diesem in Venedig. Und das

Digitized by Google

eben ist es auch, was ihn in den letzten Tagen seines Aufenthaltes dort ausrufen lässt: „Gott sei Dank, wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, dass ich den alten Schriftstellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es sagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durfte ich keinen lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten, was mir ein Bild Italiens erneute. Geschah es zufällig, so erduldete ich die entsetzlichsten Schmerzen. Herder spottete oft über mich, dass ich all' mein Latein aus dem Spinoza lerne, denn er hatte bemerkt, dass dies das einzige lateinische Buch war, das ich las; er wusste aber nicht, wie sehr ich mich vor den Alten hüten musste, wie ich mich in jene abstrusen Allgemeinheiten nur ängstlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wieland'sche Uebersetzung der (horazischen) Satiren höchst unglücklich gemacht; ich hatte kaum zwei gelesen, so war ich schon verrückt."

Und doch ist Venedig im Grunde eine sehr moderne Stadt. Nicht einmal auf antikem Boden erbaut, ist es nicht zu vergleichen mit vielen andern, alten, römischen Ursprungs. Es hat nur wenig antike Denkmäler und diese sind aus der Ferne hergebracht, zum Theil Beutestücke und mit der Geschichte der Stadt nur wenig verwachsen: aus Griechenland jener „herrliche Zug Pferde," die ehernen Rosse über dem Portal der Kirche San Marco und die gewaltigen marmornen Löwen vor den Thoren des Arsenals; daneben noch da und dort dies und jenes andere, alles zusammen ein Nichts gegen das, was in Rom an einer einzigen Stelle sich zusammendrängt! Wie musste daher Göthe zu Muthe werden als er am 1. November in der ewigen Stadt selbst einfuhr!

Digitized by Google

keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde dieses Land zu sehen war überreif: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, dass ich so viele Schätze nicht zu eignem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern dass sie mir und anderen durch's ganze Leben zur Leitung und Förderniss dienen sollen."

„Ja ich bin in dieser Hauptstadt der Welt angelangt!" setzt er noch am gleichen Tage hinzu. „Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne vor 15 Jahren gesehen hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eignen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, dass mir diese Freude so spät zu Theil ward . . . Nun bin ich hier und ruhig und wie es scheint auf mein ganzes Leben beruhigt."

Also gleich im Anfang ein vollkommenstes, ganz anderes Gefühl der Ruhe als in Venedig; gleich im Anfang das sichere Bewusstsein, dass er von hier für alle Zeiten die höchsten Schätze mit sich nehmen werde; und vor allem, wie schön, gleich im Anfang und mitten in dem innern Jubel über den endlich erfüllten eignen Lebenswunsch, der Gedanke an Andere, an die Freunde in Weimar! Wirklich, die edle Hoffnung, dass, was er in Rom gewinnen werde, auch andern „durch's ganze Leben zur Leitung und Förderniss dienen solle," sie ist in noch weit höherem Masse, als er sie hegte, sie ist für Deutschland in Erfüllung gegangen.

Vier Monate schwelgt er nun im Genuss der Kunstwerke Roms. Alle Träume seiner Jugend sieht er lebendig. Die ersten Kupferbilder, deren er sich aus seines Vaters

Digitized by Google

Hause erinnert, sieht er nun in Wahrheit, alles, was er in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gyps und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor ihm, wohin er geht in der neuen Welt findet er eine Bekanntschaft, es ist alles wie er sich's dachte und doch alles neu.

Treffliche deutsche Künstler unterstützen ihn in dem Bestreben, die massenhaften Kunstschätze Roms sich zu eigen zu machen und zu übersehen. So vor allen Wilhelm Tischbein, „fruchtbar aller Orten, bald mit Zeichen, bald mit Worten," so Heinrich Meyer aus Stäfa am Zürichersee, nachmals Director der Kunstakademie zu Weimar und von vielen Verdiensten um diese Stadt. Auch mit Angelika Kaufmann tritt er bald in den angenehmsten Verkehr, und während diese und andere sein Interesse für die bildende Kunst befriedigen zugleich und stets auf's neue rege machen, gibt ihm die Unterhaltung mit Karl Philipp Moriz über deutsche Prosodie Mittel und Wege für die nächste dichterische Arbeit. Es ist ein stiller kleiner Kreis von Freunden und eine Geselligkeit ganz wie er sie sich wünschte, im heitern Verkehr berühren sich bei allen die innersten Interessen.

In den Vordergrund tritt zunächst für Göthe das Studium der Werke bildender Kunst. Und bei diesem ist neben den lebenden Freunden ihm der beste Führer der Geist desselben Winkelmann, dessen Werk über die Geschichte der Kunst des Alterthums die Deutschen überhaupt zu einer Wissenschaft der Archäologie geführt, dessen Schrift „von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" Lessings Laokoon hervorgerufen hat! Mit unendlicher Rührung liest Göthe auch die Briefe, die Winkelmann aus Italien nach Deutschland

geschrieben: „Vor 31 Jahren, in derselben Jahreszeit, kam er, ein noch ärmerer Narr als ich, hierher, ihm war es auch so deutsch Ernst um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunst. Wie brav und gut arbeitete er sich durch! Und was ist mir nun aber auch das Andenken dieses Mannes auf diesem Platze!“ Und wenn Winkelmann schreibt: „in Rom ist die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft,“ so freut sich Göthe über diese Worte ganz besonders, denn auch ihm ist schon deutlich, dass er „wiedergeboren“ werde durch die „allgemeine Grossheit“ der Dinge.

Und so zeigt sich denn diese Wiedergeburt schon nach zwei Monaten zu Rom in der Vollendung eines der herrlichsten seiner Werke. Am 1. Januar des neuen Jahres 1787 schreibt er an die Freunde, dass Iphigenie endlich fertig geworden. Die erste süsse Frucht aus dem stillen Frieden des römischen Lebens. Er hatte dieses Schmerzenskind, wie er die Dichtung selber nennt, als er den Brenner verliess, zu sich gesteckt; am Gardasee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen an's Ufer trieb, an dem er wenigstens ebenso allein war, als seine Heldin am Gestade von Tauris, zog er die ersten Linien der neuen Bearbeitung, derselben, in der wir uns heute des Schauspiels erfreuen. Zwar die Handlung desselben war damals schon lange zum Abschluss gebracht und Scene für Scene war dem Inhalte nach ausgeführt beinahe wie heute; von allen den Arbeiten, die er nach Italien mitgenommen, konnte Iphigenie als die am wenigsten unfertige, ja in gewissem Sinne als beendigt angesehen werden. Aber doch fehlte dem Stücke damals noch Eines, das wir heute um keinen Preis mehr missen möchten, die dem herrlichen Inhalt allein ebenbürtige poetische Form. Noch war das Stück nicht in ge-

regelten Jamben geschrieben, nur in unregelmässigen Rhythmen hob sich die Sprache; aber nun galt es in ihre Bewegung ein bestimmtes Gesetz, in ihre Schönheit ruhige Gleichmässigkeit zu bringen. Die Uebertragung des Stückes aus der freien rhythmischen Form der früheren Bearbeitung in regelmässige fünffüssige Jamben, das ist neben der Verbesserung vieler anderer Einzelnheiten die Aufgabe, die sich der Dichter in Italien für Iphigenie gestellt, deren Ausführung er, nachdem er sie am Gardasee begonnen, in Verona, Vicenza und Padua fortsetzte, die in Venedig und Bologna nicht geruht hat, an der am erfolgreichsten aber zu Rom gearbeitet ward. Abends beim Schlafengehen, so berichtet Göthe selbst, bereitete er sich auf das Pensum des folgenden Tages, das dann bei'm Erwachen sogleich in Angriff genommen wurde. Er schrieb das Stück ruhig ab und liess es Zeile für Zeile, Periode für Periode ruhig erklingen; „es quoll auf und das stockende Silbenmass ward in fortgehende Harmonie verwandelt." So ward im Lande der Formen dasjenige Kunstwerk zum würdigen Abschluss auch äusserlich gebracht, das nicht zwar ein Drama im Sinne der Griechen heissen darf, wohl aber das schönste dramatische Gedicht, in welchem tiefes deutsches Seelenleben den herrlichen Gestalten aus der Griechenwelt gegeben ist.

Bis Ende Februar 1787 dauerte Göthe's erster römischer Aufenthalt. Kurz nach verklungener Carnevalsthorheit, die er später so schön beschrieben, machte er sich auf, nach Neapel zu reisen. Er war in den letzten Wochen noch von Morgens bis in die Nacht in Bewegung gewesen, „die alte Hauptstadt der Welt sich noch recht gründlich anzusehen und zu benutzen," nun aber, da die Hauptgegenstände in seinem Innern die rechte Stelle bekommen, da seine „Liebschaften" sich gereinigt und entschieden, und

Digitized by Google

sein Gemüth dem Grösseren und Aechtesten mit gelassener Theilnahme sich hatte entgegenheben können, war es natürlich, dass er weiter nach Süden strebte. Hatte er ja doch das beruhigende Gefühl, dass er nach Rom zurückkehren werde und hatte doch ausserdem der Herzog auf unbestimmte Zeit ausgedehnten Urlaub gegeben, zum Trotz den Neidern in Weimar, welche nach Schillers Erzählung meinten, Göthe verzehre in Italien für Nichtsthun eine hohe Besoldung, sie aber müssten für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen.

Dem Eindruck von Neapel musste zunächst alles vorher Gesehene weichen. Schon auf dem Wege dahin fand er, dass nach dem in wunderbarer Fruchtbarkeit auflachenden Lande sich zu sehnen Mignon wohl Recht gehabt. Jetzt aber aus Neapel selbst schrieb er: „Man sage, erzähle, male, was man will, hier ist mehr als Alles. Ich bin nach meiner Art ganz still und mache nur, wenn's gar zu toll wird, grosse, grosse Augen."

Ich darf es leider nicht unternehmen, Ihnen Göthe's Aufenthalt in dem schönen Neapel, gegen dessen Lage ihm Rom wie ein altes übelplacirtes Kloster vorkam, auch nur einigermassen einlässlich zu schildern. Ich muss schweigen von seiner Besteigung des Vesuv, der damals wie heute gerade zu voller Arbeit des Feuerspeiens sich anzuschicken schien, wie von seinem Besuch der verschütteten Städte Pompeji und Herculanum. Wie er dann, mit dem Gedanken an die Fortsetzung des Tasso lebhaft beschäftigt, nach Sicilien hinüberfährt und in Palermo das wunderliche Abenteuer in der Familie Balsamo, bei der Mutter und den Geschwistern des berüchtigten grossen Gauners Cagliostro hat, ist Ihnen vielleicht selbst noch in Erinnerung. Von Palermo zuerst nach Alcamo sich wendend, hat er den gröss-

ten Theil der Insel, der Küste folgend, durchzogen. Bei Segesta und Girgenti schwelgt er vor allem im Anblick antiker Tempelruinen. Die Beschreibung der Lage namentlich der erstern in den Reisebriefen ist von eigenthümlich überraschender Wirkung: „Die Lage des Tempels (von Segest) ist sonderbar. Am höchsten Ende eines langen, weiten Thales auf einem isolirten Hügel, aber doch noch von Klippen umgeben, sieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit, Alles bebaut und fast nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Disteln schwärmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel stand acht bis neun Fuss hoch verdorret vom vorigen Jahr reichlich und in scheinbarer Ordnung, dass man es für die Anlage einer Baumschule hätte halten können. Der Wind sauste in den Säulen wie in einem Walde und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebälk.'

Wie deutlich sie vor uns liegen, dieses Tempels mächtige Ruinen in der traurig-fruchtbaren Landschaft! Das ist die Kraft von Göthe's Art zu schildern, dass er uns die Dinge immer unmittelbar und so vor Augen führt, wie sie an sich sind, ohne uns dabei seine Empfindung aufzudrängen. Und das ist der Unterschied seiner Reisebeschreibungen von allen anderen modernen und ihr hoher Werth, hat auch den Briefen und Berichten aus Italien in ihrer Zusammenstellung die Einheit eines künstlerischen Ganzen sich nicht geben lassen. Moderne Reisebeschreiber empfinden uns vor, plaidiren geschwätzig, enthusiastisch für Natur und Kunst und ihre Wunder; uns aber ist bei ihren Schilderungen nur das eine deutlich: dass wir fern sind von den geschilderten Dingen und diese nur da für jene, die sie sehen. Göthe im vollsten Behagen, im höchsten Glück schildert uns nicht

seine Empfindung unmittelbar, sondern nur in der herrlich-klaren, ruhigen, objectiven Darstellung der Dinge. So entrückt er uns, wohin er will, entzündet unsere Begeisterung, erweckt unsere eignen Empfindungen, die nun den seinen gleichen, und das ist des antiken Dichters Weise, vor allen Homers —, der damals wieder Göthe's ganze Seele füllte.

Denn in Sicilien war es auch, wo Göthe den Plan entwarf zu einer neuen dramatischen Arbeit nach dem Homer, von welchem Plane aber leider, da in der Zeit seiner Entstehung nichts aufgeschrieben ward, später nur eine dürftige Erinnerung übrig blieb. Es war eine dramatische Concentration der Odyssee und Nausikaa sollte die Heldin sein. In den prachtvollen Gärten an der Rhede bei Palermo und am Gestade des Meeres bei Taormina, wo er in Orangenhainen stundenlang mit seinem Homer gesessen, war das Eiland der Phäaken mit seinen Wundergärten und seiner schönen Königstochter lebendig ihm vor die Seele getreten. Gewiss, wenn etwas auf des Dichters Reise uns zu Klagen Anlass geben könnte, es wäre dies, dass dieser Entwurf niemals zur Ausführung gelangt ist. War es ihm doch, was das Geheimniss der Kunst Homers betrifft, gerade jetzt „wie eine Decke von den Augen gefallen," war ihm doch „jetzt erst die Odyssee ein lebendigs Wort."

Von Messina aus über Salerno und Pästum kehrte Göthe im Mai nach Neapel, im Juni zu weiterm Aufenthalt nach Rom zurück. Anfänglich war freilich dieser zweite römische Aufenthalt nur auf kürzere Zeit berechnet, Gedanken an die Heimkehr regten sich, thatsächlich aber hat er beinahe ein Jahr lang gedauert. In den ersten Monaten dieses zweiten Aufenthaltes zu Rom ist Egmont fertig geworden. Und während dieses Aufenthaltes Dauer vornämlich vollzog sich die innere Umwandlung im Dichter,

Digitized by Google

die wir nach der italienischen Reise in seinem Gemüthe wahrnehmen, aus seinen Werken erkennen. Dies neue Leben in Rom vornehmlich hat Ruhe und Heiterkeit, in Deutschland so lange entbehrt, durch immer neue grosse Anschauungen ihm wiedergegeben, hat das Feuer seines Geistes, das früher oft so wild, so unstät brannte, zur stillen, blauen Flamme dauernd sich verklären lassen.

Gewiss, ein Jeder hat die Wirkung schon empfunden, welche das Anhören einer schönen Musik auf unser Inneres ausübt. Es ist nicht blos, dass unsere Sinne einen angenehmen Reiz empfinden. Unser ganzes Seelenleben nimmt daran innigsten Antheil. Wir fühlen uns erfrischt, gestärkt, zum Schaffen und zum Geniessen lustiger, ja, unsere Sprache sagt's in einem schönen Bilde, wir fühlen uns gehoben. Gleichsam eine innere Reinigung, Läuterung geschieht an uns. Diese Wirkung ist nicht blos musikalischen Kunstwerken eigen. So wirkt das Schöne in jeder Gestalt, es mag uns in der Musik, in der Dichtkunst, in den bildenden Künsten erscheinen. Und so ist nun der Eindruck auch, den jetzt von neuem und in verstärktem Masse Göthe im Anschauen der zahlreichen Werke der bildenden Kunst zu Rom empfing. Und nun nicht einmal des Tages, sondern zehnmal, und nicht an einem Tag im Jahr, sondern alle Tage, ein ganzes Jahr hindurch. Ueberall auf Weg und Steg und ungesucht grosse Eindrücke, edle Bilder. Jetzt nicht einmal mehr durch den Reiz der Neuheit blendend oder verwirrend. Bald in edler Einfalt und stiller Grösse Sculptur und Architectur aus griechischem oder römischem Alterthum, bald in herrlicher Farbenpracht Meisterwerke der Malerei durch Raphaels oder Michel Angelo's Pinsel auf Leinwand oder Mauer geworfen. Und nun ausserdem die Umgebung der Stadt, das benachbarte schöne Gebirge,

die Natur, die auf jedem Schritt dem Zeichner die herrlichsten Gegenstände bietet. Wahrlich, man hat nicht nöthig, sich die Armuth und Kleinlichkeit der weimarischen Verhältnisse und die Dürftigkeit der thüringischen Vegetation besonders zu vergegenwärtigen, um das Wonnegefühl zu begreifen, dass zu Rom in des Dichters Innern tagtäglich von neuem erwachte!

„O, wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstere Wege zu späh'n, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne,
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag!"

Wenn auch erst nach der Rückkehr in Weimar geschrieben, empfunden sind die römischen Elegien zum grössern Theil schon in Italien und von der beglückten Stimmung zu Rom das getreueste poetische Abbild.

Es ist aber nicht blos dies Leben in der Welt der Kunst, dem Göthe seine Wiedergeburt zu Rom verdankt, nicht dieses blos, was ihn umgebildet, was seinen Geist auf's neue erweitert und erhoben hat. Nicht blos der Kunst konnte er leben, sondern auch jedem anderen Eindruck ganz ruhig und ungestört sich hingeben. Und wenn man die Summe ziehen will von allen den Einflüssen, die damals für ihn von Bedeutung waren, so ist nicht zu vergessen,

dass dieses stille Leben auch an und für sich, um seiner Ruhe willen lediglich, ihn glücklich machen musste. Was in Weimar durch äussere Verhältnisse, die seiner Natur nicht entsprechend waren, in ihm zurückgedrängt worden, oder erdrückt zu werden drohte, das regte sich hier auf's neue, er fühlte es sich entfalten und wachsen, die dichterische Phantasie, die Gedanken alle, die ungestört aus seiner Seele so lange schon hatten fliessen wollen. Denn die Freunde, in deren Kreis jetzt auch Philipp Hackert, der Maler, und Kayser, der Musiker, getreten waren, zogen nicht wie die zu Weimar ihn ab, banden ihn nicht. Er konnte sie meiden, wenn er für sich sein wollte, und bedurfte er ihrer, so freute er sich ihrer liebenden Uebereinstimmung. In ausruhendem Genuss und angestrengter Arbeit, in Einsamkeit und froher Geselligkeit, bald zu diesem, bald zu jenem Gebiete geistiger Thätigkeit ganz nach Neigung und Stimmung sich hinwendend, verbrachte er die Wochen, die Monate. Es war ein Leben, von dem er, mochte es auch vorübergehend einige Störungen erleiden, doch im Ganzen nie geglaubt hätte, dass es ihm jemals werde beschieden werden, in das zu allem, und wohl nicht blos als ihm die hellen Augen der schönen Mailänderin begegneten, auch noch die Liebe ihre Kränze wand.

Unter den verschiedenen Studien aber, denen wir Göthe zu Rom sich widmen sehen, nimmt neben dem der Kunst und der alten Schriftsteller einen hervorragenden Platz das der Naturwissenschaften ein. Wer Göthe's Leben von Anfang an verfolgt, weiss welche Bedeutung das Bestreben, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, zu jeder Zeit für ihn gehabt hat, und wer sich des aphoristischen Aufsatzes vom Jahre 1780 über die Natur erinnert, welchen herrlichen Ausdruck der Gedanke an ihr geheimnissvolles Leben ge-

Digitized by Google

funden. In Sicilien, in Neapel, in Rom tritt das Bedürfniss, die Gesetze ihres Schaffens zu erforschen, in anderer Form als früher, aber nicht minder lebendig wieder hervor. Und jetzt soll ihm das Studium der Natur das Verständniss der Kunst, vornehmlich der Dichtkunst, vermitteln. „Die unvergleichlichen Künstler der Griechen verfuhren nach denselben Gesetzen, nach welchen die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin," schreibt er schon im Anfang. Dem „Wie der Organisation," dem Gesetze der Pflanzenzeugung, das sich auf alles Lebendige anwenden lässt, glaubt er dann ganz nahe zu sein, als Neapel in der wunderbarsten Pracht die Natur ihm entgegengeleuchtet. Freilich so nahe, wie er meinte, war er, trotz der Idee der Urpflanze und der Metamorphose, die ihm damals deutlicher wurden, jenem „Wie" wohl kaum, aber die Ausweitung des Blickes für die Natur durch früher kaum zu ahnenden Genuss von ihrem Reichthum und die Ueberzeugung, dass nach ähnlichen Gesetzen wie sie bei'm Hervorbringen und Bilden auch der Dichter verfahren müsse, wenn er einen geistigen Gehalt zu einem lebendigen künstlerischen Organismus formen wolle, dieser Gewinn war für denjenigen immerhin von der grössten Bedeutung, der jetzt mit neuen Kräften seinem poetischen Berufe sich zu widmen gedachte.

Unmöglich also, dass der volle Genuss der einst aus tiefstem Innern ersehnten Freiheit, die volle Befriedigung des längsten Verlangens nach einem Leben in der Welt der Kunst, der tiefere Einblick in die reiche, grosse, unendlich schaffende Natur, „der alle Falten aus seinem Gemüth herausgeglättet," nicht die nachhaltigste Wirkung auf des Dichters Geist geübt hätte. Diese Wirkung ist zunächst eine zweifach negative gewesen.

Schon als Leipziger Student hatte sich Göthe eifrig mit

Digitized by Google

den bildenden Künsten beschäftigt, fleissig gezeichnet. Diese Neigung, früh genährt, hat ihn sein ganzes Leben lang nicht verlassen. Bekannt ist ja, wie er auf einer Reise an der Lahn, nach dem Abschiede von Wetzlar, 1772 ernstlich an das Schicksal die Frage stellte, ob er nicht geradezu Maler werden sollte. Ein Messer, über Weidengebüsch in's Wasser geworfen, sollte, wenn er es eintauchen sähe, ihm ein bejahendes Zeichen sein. Zweideutig liess das Orakel ihn im Ungewissen, indem es ihn zwar das Messer nicht erblicken liess, wohl aber das Wasser, das unmittelbar nach dem Eintauchen emporsprang. In Weimar, als er an sich selber wiederum irre geworden, regte sich auf's neue der Gedanke, ein Maler zu werden. Und selbst in Rom hatte ihn anfänglich dieser Gedanke noch nicht ganz verlassen, ja er regte sich dort sogar mit erneuerter Stärke. Vom Landschaftszeichnen wandte er sich dort zu dem der menschlichen Figur und endlich zum Modelliren. „Herr ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollt' ich mich lahm ringen," rief er in der Ungeduld des Strebens immer weitere Schritte zu thun. Es blieb ein Ringen ohne grösseren Erfolg. Da erkannte er endlich: „Zur bildenden Kunst bin ich zu alt, um von jetzt an mehr zu thun als zu pfuschen." „Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, dass ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue." Dasselbe römische Leben also, das ihm das volle theoretische Verständniss der bildenden Kunst ermöglicht, nahm ihm zugleich für immer den Gedanken, die practische Ausübung derselben zum Lebensberuf sich zu machen. Von da an trat diese Beschäftigung in „das richtige Verhältniss der angenehmen Unterhaltung." Das ist der eine grosse Gewinn, den Göthe in Rom gezogen hat.

Aber auch noch eine zweite Erkenntniss zog Göthe aus

Digitized by Google

seinem Aufenthalt in Rom. Er sah ein, dass sein Verhältniss zu den Staatsgeschäften in Weimar nur aus seinem persönlichen Verhältniss zum Herzog entstanden sei und nicht auf einer inneren Neigung zu jenen selbst beruhe. In dieser Erkenntniss erbat er sich von Rom aus die Entlassung aus seinen amtlichen Stellungen vom Herzog. „Lassen Sie nun ein neu Verhältniss zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen Geschäftsverhältniss entstehen," schreibt er dem hohen Freunde, als dieser ihm freundlich Gewährung seiner Bitte gegeben, und damit die Epoche seiner staatsmännischen Thätigkeit im wesentlichen für Göthe zu Ende ist. „Ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden" setzt er hinzu, „aber als was? — Als Künstler!" Er meinte als Dichter, da es schon vorher täglich ihm deutlicher geworden, dass er eigentlich zur Dichtkunst geboren sei.

Und doch ist nun die dritte und die positive Wirkung von Göthe's Aufenthalt in Rom, und in Italien überhaupt, nicht die, dass gleich darauf und unmittelbar durch ihn er zu schnellerer und gesteigerter Production gekommen wäre. Zwar Iphigenie, Egmont, Tasso hat er dort vollendet, zu höherer Vollendung dort gebracht, als es in Weimar ihm gelingen wollte und als es ihm gewiss gelungen wäre, wenn er dort geblieben; aber Neues hat er in Italien nur wenig geschaffen und wenig auch die nächsten Jahre darauf. Und so ist es zunächst nur die Erhöhung seines innern Lebens, welche der Aufenthalt in Italien als etwas Positives ihm gebracht hat, die Erhöhung und Ausweitung des innern Lebens, wie sie vor allem die Hingabe an die grossen Gedanken des Werdens in Natur und Kunst dem Menschen zu geben vermag. In dieser innern Erhöhung fand er die abschliessende Form für drei seiner herrlichsten Werke und

Digitized by Google

es war eine reinere, idealere Form, in welcher dieselben nun eben deshalb vollendet werden konnten. In der vollständigen Uebereinstimmung von Form und Inhalt sah er ja nun das wahre Bild der Schönheit. Diese innere Erhöhung liess aber auch Keime in ihm entstehen, die, nicht gleich nach der Rückkehr zwar, sondern erst nachdem sie noch Jahre hindurch in ihm geruht, dem Dichter selbst ein Aufgehen zu unverwelklichen Blumen verhiessen. Und als die Ueberzeugung, dies gewonnen zu haben, fest in ihm geworden und als er auf das lebhafteste empfand, dass er „in Rom sich selber wiedergefunden und übereinstimmend mit sich selbst glücklich und vernünftig geworden," schien ihm auch seine Zeit in Rom erfüllt und gern beschloss er nun im Frühling 1788 nach Deutschland, nach Weimar zurückzukehren.

Aber Rom hatte zu viel an ihm gethan, als dass er ohne grosse Schmerzen des Abschieds, als dieser näher und näher kam, hätte scheiden können. Denn diese Stadt soll man entweder nicht sehen oder nicht wieder verlassen. Es waren Schmerzen einer eigenen Art. „Diese Hauptstadt der Welt, deren Bürger man eine Zeit lang gewesen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlassen, gibt ein Gefühl, das sich durch Worte nicht überliefern lässt. Niemand vermag es zu theilen, als wer es empfunden" sagt Göthe. Und mit sichtlicher Bewegung erzählt er von den letzten Tagen:

„Auf eine besonders feierliche Weise sollte mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drei Nächte vorher stand der volle Mond am klaren Himmel und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun auf's Eindringlichste fühlbar. Die grossen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe

Digitized by Google

manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzten uns in einen Zustand wie von einer andern, einfachern, grössern Welt."

„Nach zerstreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen, macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, bestieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurels rief den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, dass er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dem ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Coliseums mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durch's Gitter hineinsah, darf ich nicht läugnen, dass mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte."

„Alles Massenhafte macht einen eignen Eindruck, zugleich als erhaben und fasslich, und in solchen Uebergängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieses in aufgeregter Seele tief und gross empfunden, erregte eine Stimmung, die ich heroisch-elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie zusammenbilden wollte. Und wie sollte mir gerade in solchen Augenblicken Ovids Elegie nicht in's Gedächtniss zurückkehren, der auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlassen sollte. Dum repeto noctem! seine Rückerinnerung weit hinten am schwarzen Meere im trauer- und jammervollen Zustande, kam mir nicht aus dem Sinn . . . Jene Distichen wälzten sich zwischen meinen Empfindungen immer auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo so viel mir des Theuern zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab.
Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna sie lenkt' in der Höh' nächtliches Rossegespann.
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann capitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah unsere Laren gegrenzt."

„Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigner Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war, ihn meiner Persönlichkeit, meiner Lage im Besondersten anzueignen. Angebildet wurden jene Leiden den meinigen und auf der Reise beschäftigte mich dieses innere Thun manchen Tag und Nacht. Doch scheute ich mich auch nur Eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Ich mochte beinah nichts ansehn, um mich in dieser süssen Qual nicht stören zu lassen." — „Doch gar bald," heisst es weiter, „drang sich mir auf, wie herrlich die Ansicht der Welt sei, wenn wir sie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetischen Thätigkeit; der Gedanke an Tasso ward angeknüpft und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in diesem Augenblick zunächst lagen."

So war es der Gedanke an die dritte der grossen dramatischen Aufgaben, die er sich für Italien gestellt hatte, der Gedanke an die Vollendung des Tasso, die dem Dichter über die Schmerzen des Abschiedes hinweghalf. Mit Ovid dem Local nach, mit Tasso dem Schicksal nach sich

Digitized by Google

vergleichend, bestimmte er den Abschluss dieses Stückes zu seiner Arbeit während der Rückreise. In den Lust- und Prachtgärten zu Florenz schrieb er die Stellen, welche den schmerzlichen Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, besonders zur Anschauung bringen. Diese Stimmung, die durch das ganze Stück geht, verliess ihn auf der Reise trotz aller Ablenkung und Zerstreuung nicht, erfüllte ihn noch nach der Rückkehr, und als er im Sommer 1789 bei einem zufälligen Aufenthalt zu Belvedere die letzte Hand an das Ganze legte, war es die Erinnerung an diese Stimmung, die ihn umschwebte.

Tasso aber ist neben Iphigenie das andere grosse Werk, das, in Italien ausgereift, ganz besonders die Einflüsse des Lebens im Lande der Formen und den Dichter auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung zeigt. Das „Weichliche und Nebelhafte," das die zwei ersten nach Italien mitgenommenen Acte des Stückes an sich trugen, es hat sich in der neuen Umarbeitung ganz verloren, in kräftigern, reineren Umrissen sind die Gestalten hervorgetreten, in der edleren Form des geregelten iambischen Rhythmus geht jetzt die ganze Handlung an uns vorüber. Und doch ist mehr noch als diese Erhebung aus der Prosa in die metrische Form der Umstand von Bedeutung, dass in Italien und in Folge des Aufenthalts daselbst Tasso überhaupt noch fertig geworden. In grossem innern Conflicte hatte der Dichter sein Stück zu Weimar begonnen. Weltmann und Dichter, Poesie und Wirklichkeit, es hatte geschienen, als ob sie einen unversöhnlichen Kampf miteinander kämpfen wollten im Leben des Dichters wie in dem Spiegelbilde dieses Lebens, seiner Dichtung Tasso. Erst Italien brachte den Abschluss dieses Kampfes für das Leben des Dichters, Italien nun auch die

Digitized by Google

Lösung des Conflictes für die Dichtung, deren Vollendung nun nicht anders als wie die Besiegelung für die Beilegung jenes Conflictes im Leben des Dichters erscheint.

So, mit sich selbst im Frieden und mit ruhig klarem Bewusstsein seiner Bestimmung, mit einem durch das Studium der edelsten Werke der Kunst geläuterten und gehobenen Geiste und mit dem neu gewonnenen Stilgefühl, welches anstatt des Charakteristischen das Ideale in der künstlerischen Darstellung als Endzweck setzt — so verändert kehrte Göthe aus Italien wieder.

Als im Juni 1788 der Dichter über Chiavenna und den Splügen nach Deutschland, nach Weimar zurückgekehrt war, schien es ihm Anfangs unmöglich, in die alten engen Verhältnisse sich wieder hineinzufinden. Nicht lange nach seiner Rückkehr ging Herder nach Italien, die Herzogin Amalie folgte ihm; am liebsten wäre Göthe selbst wieder mit umgekehrt und hätte die „sonderbare Aufgabe in Weimar fortzuleben" ungelöst gelassen. Nur ganz allmählich kam das Gefühl, in Weimar seine Heimath zu haben, wieder über ihn, war er auch von den alten Verhältnissen vielen ganz fremd geworden. Dennoch lebte er auch nachher lange in stiller Zurückgezogenheit, meist nur seinen Ausarbeitungen italienischer Reminiscenzen, den naturwissenschaftlichen und ästhetischen Studien. Noch einmal im Jahre 1790 machte er eine Reise in die „wunderbare Wasserstadt Venedig," in Erwartung der aus Rom zurückkehrenden Herzogin Amalie. Für den Dichter hat dieser erneuerte Aufenthalt in Italien keine grössere Bedeutung mehr gewonnen. Nur in noch höherem Grade zog er sich nach der Rückkehr in sich selbst zurück und hatte für die literarischen und politischen Interessen der Zeit nur wenig Theilnahme. Enger zog sich der Kreis der Freunde, selbst

Digitized by Google

neuem dichterischen Concipiren schien seine Einsamkeit gefährlich. Da führte ihn endlich Schiller wieder einer grossen Thätigkeit entgegen.

Mit Schillers Freundschaft beginnt eine neue Epoche in Göthe's Geschichte. Es muss die Betrachtung dieses Abschnittes in derselben einer andern, besondern Gelegenheit vorbehalten bleiben. Das aber darf doch hier nicht verschwiegen werden: was in den segensvollen Jahren ihres Zusammenwirkens Göthe Schiller gegeben hat und was Schiller bei Göthe suchte, es war zu einem guten Theil dasselbe, was Göthe in Italien gefunden und für sein ganzes Leben sich erworben hatte: Klarheit über sich selbst, Ruhe und die Ausbildung des idealen Stiles in seiner Kunst.

Digitized by Google

Verlagsort:
Literarisches Bureau
(GMBH. & CO. KG.)

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck: Literarisches Bureau (GMBH. & CO. KG.)
Printed in Germany

K. Weinhold.

Geschenk des Herausgebers

Aug 52.

Digitized by Google

Ein

Lied von Marcabrun

als

Beitrag zur Götheliteratur

am 28. Auguſt 1849

herausgegeben

von

W. Holland und A. Keller.

Tübingen,

gedruckt bei Ludw. Friedr. Fues.

1849.

Die Ballade vom Edelknaben und der Müllerin ſchickte Göthe am 14. Sept. 1797 an Schiller von Tübingen aus, wo er bei Cotta wohnte.

Nach der Uberſchrift des Gedichtes ſteht in dem Briefe die Bezeichnung: Altengliſch. Werke B. 43, 139. Viehoff (Göthes Gedichte 2, 332) nimmt an, daß dem Dichter ein altengliſches Volkslied vorgelegen habe. Göthe ſchreibt aber: 'Es folgen auf dieſe Introduction noch drei Lieder in deutſcher, franzöſiſcher und ſpaniſcher Art, die zuſammen einen kleinen Roman ausmachen.' Wenn nun auch dem Verrathe der Müllerin ein franzöſiſches Vorbild nachzuweiſen iſt, ſo könnte das vorliegende Gedicht auch etwa nur in altengliſcher 'Art' ohne beſtimmtes Vorbild gedichtet ſein.

Auffallend nach Inhalt und Anlage iſt die Ähnlichkeit des nachſtehenden Liedes von Marcabrun, einem der älteſten provenzaliſchen Trobadore, einem Schüler Cercamons. Es iſt gedruckt in Rochegudes Parnasse occitanien S. 175 und in Mahns Werken der Trou-

badours 1, 55. Daß Göthe das Gedicht kannte, iſt freilich nicht wahrſcheinlich.

Dieſe Blätter, welche wir an der Säcularfeier des großen Dichters in dankbarer Verehrung ſeiner Erinnerung widmen, ſind nur in hundert Exemplaren für Freunde abgezogen.

Digitized by Google

L'autr'ier just' una sebissa
Trobei pastora mestissa,
De joi e de sen massissa.
Si com filha de vilana,
Cap' e gonel' e pelissa
Vest e camiza treslissa,
Soslars e caussas de lana.

Ves leis vau per la planissa.
Toza, fi m ieu, res faitissa,
Dol ai gran del ven que us fissa.
Senhor, so m dis la vilana,
Merce dieus et ma noirissa
Pauc m' o pretz, si'l ven m'erissa,
Qu'alegreta soi e sana.

---

7. Raynouard Lex. rom. 5, 273 Sotlars e causas.
12. R. 4, 352.

Toza, fi m ieu, causa pia,
Destors me soi de la via,
Per far a vos companhia;
Quar aital toza vilana
No pot, ses parel paria,
Pastorgar tanta bestia
En aital terra soldana.

Don, fai cela, qui que sia,
Ben conosc, sen o folia,
La vostra parelharia.
Senher, so m dis la vilana,
Lai on se tanh si s'estia;
Que tal la cuj' en bailia
Tener non a mais l'ufana.

Toza de gentil afaire,
Cavalliers fo vostre paire,
Que us engenret en la maire,
Quar es corteza vilana.
Com plus vos gart, m'es belaire,
E pel vostre joi m'esclaire,
Si fossetz un pauc humana.

---

2. R. 5, 370 Destoutz. 4. R. 4, 450. 5. Vgl. 8, 17. R. 4, 450 ses plazens p. Vgl. das Lied A la fontana del vergier bei Mahn 1, 49. R. 4, 407. 6. R. 4, 450. 5, 252 Pasturgar. 7. R. 4, 450. 5, 252 solana. Mahn soldana.

Digitized by Google

Don, tot mon linh e mon aire
Vei revenir e retraire
Al vezoig et al araire,
Senher, so m ditz la vilana:
Mas tal se fa cavalgaire,
Qu'atretal devria faire
Los .vj. jorns de la semana.

Toza, fi m ieu, gentil fada
Vos adastrec, quan fos nada,
D'una beutat esmerada
Sobre tot' autra vilana:
E seria us be doblada,
Si m vezi' una vegada
Sobiras e vos sotana.

Senher, tan m'avetz lauzada,
Que tot en soi enoiada.
Pois en pretz m'avetz levada,
Senher, so m ditz la vilana,
Per tal n'auretz per soldada,
Al partir, bada, fol, bada,
E la musa meliana.

---

3. R. 5, 539. 8. R. 3, 282. 9. R. 3, 282 adastret. 15. R. 4, 343.

Digitized by Google

Toza, fel cor e salvatge
Adomesg' om per uzatge.
Be conosc, al trespassatge,
Qu'al aital toza vilana
Pot hom far ric companatge,
Ab amistat de coratge,
Se l'us l'autre non engana.

Don, hom cochat de folatge,
Jura, pliu e promet gatge.
Si m fariatz homenatge,
Senher, so m ditz la vilana;
Mas ges per un pauc d'intratge
No volh mon despiuzelatge
Camjar per nom de putana.

Toza, tota creatura
Revertis a sa natura.
Parelhar parelhadura
Devem, ieu e vos, vilana,
Al abric, lonc la pastura:
Que meils n'estaretz segura
Per far la causa dossana.

---

3. R. 4, 407. 444. 5. R. 4, 407 compagnatge. 12. R. 3, 568. 13. R. 3, 568 vol. 4, 547 vuelh. Mahn mondes p. R. 4, 547 despiuselatge. 15. R. 5, 523. 17. Vgl. 6, 15. R. 4, 416a und b. 20. R. 5, 184 miels. 21. Vgl. Berguedans Lieder 21, 27.

Digitized by Google

Don, oc; mas segon drechura
Cerca fol sa folatura,
Cortes corteza ventura,
E'l vilas ab la vilana.
E mans locs fai sen fraitura,
Qui no i esguarda mezura,
So dis la gens anciana.

Toza, de vostra figura
No vi autra plus tafura
Ni de son cor plus trefana.
Don, lonh avetz; no s'atura:
Que tals bad' en la penchura,
Qu'autre n'espera la mana.

Digitized by Google

Mit freundlichen Grüßen
vom Verfasser

Digitized by Google

Goethe
und der italienische Dichter Domenico Batacchi.

Von

Reinhold Köhler.

Sonderabdruck aus den Berichten der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften.

Sitzung am 19. Juli 1890.

Herr *Rh. Köhler* liess durch Herrn *Zarncke* einen Aufsatz vorlegen: *Goethe und der italienische Dichter Domenico Batacchi.*

Nachdem Goethe in den Tag- und Jahres-Heften unter dem Jahr 1811 erzählt hat, dass Büschings Armer Heinrich ihm physisch-ästhetischen Schmerz gebracht habe und die darin vorkommende schreckliche Krankheit — der Aussatz — auf ihn so gewaltsam wirke, dass er sich vom blossen Berühren eines solchen Buchs schon angesteckt glaube, fährt er fort: »Durch einen besondern Zufall kam mir sodann ein Werk zur Hand, von welchem man dagegen eine unsittliche Ansteckung hätte befürchten können; weil man sich aber vor geistigen Einwirkungen aus einem gewissen frevelhaften Dünkel immer sicherer hält als vor körperlichen, so las ich die Bändchen mit Vergnügen und Eile, da sie mir nicht lange vergönnt waren; es sind die *Novelle galanti* von *Verocchio:* sie stehen denen des Abbate Casti an poetischem und rhetorischem Werth ziemlich nahe, nur ist Casti künstlerisch mehr zusammengenommen und beherrscht seinen Stoff meisterhafter«.

Die Angabe »von Verocchio« ist nicht ganz richtig, es müsste heissen »von Padre Atanasio da Verrocchio«, und so hat auch einige Jahre später Goethe, wie wir sehen werden, in einem Brief an Knebel den Dichter genannt. Der Name ist natürlich ein fingierter, in Wirklichkeit hiess der Dichter Domenico Batacchi. Er war 1748 zu Pisa geboren, wurde 1793 an der Douane in Livorno angestellt und im December 1801 »ministro principale delle Regie Rendite dei Presidi« zu Orbetello, wo er am 11. August 1802 starb. Ausser den 25 »Novelle galanti« in Seste

Digitized by

rime besitzen wir von ihm noch die komischen Gedichte »La Rete di Vulcano« und »Il Zibaldone«, ersteres in 24 Gesängen in Ottave rime, letzteres in 12 Gesängen in Seste rime [1]).

Kehren wir nun zu Goethes Beziehung zu Batacchi zurück.

Von Padre Atanasio da Verrocchio und seinen Novelle galanti handeln ausser obiger Stelle in den Tag- und Jahresheften noch einige im Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel [2]). Es sind folgende:

Knebel an Goethe, 11. Januar 1814 (Briefwechsel II, 124): »Gries möchte gar zu gern das italienische Gedicht haben, von dem Du uns sprachst, und ist auch wohl bereit, es zu übersetzen, wenn Du es für gut findest und es seine Kräfte nicht übersteigt«.

Goethe an Knebel, 12. Januar (II, 125): »Hierbey das italiänische Gedicht! Dem geübten Talent des Herrn Gries wird eine Uebersetzung so leicht werden, als sie ihn unterhalten wird. Von einer ganzen Sammlung ähnlicher Gedichte ist dies das einzige producible, die übrigen sind ein bischen gar zu lustig«.

Knebel an Goethe, 18. Januar (II, 126): »Das italiänische Gedicht habe ich an Gries abgegeben, der dafür dankt. Er fand, dass die sechszeiligen Stanzen neuerer Formation seien, und hat auf Casti als Verfasser gerathen«.

Goethe an Knebel, 19. Januar (II, 127): »Der Verfasser des Gedichts ist freilich ein neuer, mit Casti gleichzeitig, aber jünger: es sind zwei Bändchen galanter Novellen, unter dem fingirten Namen P. Atanasio da Verrocchio, und dem angeblichen

---

1) Im November-Heft der Nuova Antologia vom Jahre 1874 hat Felice Tribolati unter dem Titel »Un novellatore toscano del secolo XVIII. Racconto biografico-critico« über D. Batacchi eine treffliche Arbeit veröffentlicht. Leider ist der in Aussicht gestellte Wiederabdruck des Artikels, den lange Anmerkungen begleiten sollten, meines Wissens bisher nicht erschienen. — Was die verschiedenen Ausgaben der Werke Batacchis betrifft, so vgl. Giambattista Passano, I Novellieri Italiani in verso indicati e descritti, Bologna 1868, S. 137—40. Mir liegen vor »Opere di D. Batacchi. Vol. I—V. Londra 1856«. 8°.

2) W. Frh. v. Biedermann hat natürlich in seinen so werthvollen Anmerkungen zu den Tag- und Jahres-Heften (Hempel'sche Goethe-Ausgabe XXVII, 1, S. 471) auf diese Briefstellen verwiesen, merkwürdiger Weise aber hat er die Pseudonymität des Padre Atanasio da Verrocchio nicht enthüllt.

Digitized by Google

Druckort London 1800 herausgekommen, seinen eigentlichen Namen habe ich noch nicht erfahren können«.

Knebel an Goethe, 21. Januar (II, 129): »Unser Gries hat, wie es scheint, nicht Lust, das italiänische Gedicht zu übersetzen. Er will beim Calderon bleiben«.

Goethe an Knebel, 22. Januar (II, 131): »Unserem trefflichen Gries kann ich nicht verdenken, dass er der einmal ergriffenen Dichtungsart, die so würdig ist, treu bleiben will«.

Goethe hat hiernach Batacchis Novelle galanti, die ihm 1811 »nicht lange vergönnt waren«, im Januar 1814 wieder in seinen Händen gehabt, vielleicht sie besessen, wie sich denn heute noch wenigstens der erste Band der von ihm citierten Ausgabe [1]) in seiner Bibliothek befindet, und es hat ihn eine der Novellen damals besonders interessiert. Wenn er diese nun als die »einzige producible« bezeichnet, so kann damit nur die erste gemeint sein, welche betitelt ist: »*La vita e la morte di prete Ulivo*«, alle andern sind mehr oder weniger lasciv [2]).

Batacchi hat, wie wir aus einem Briefe von ihm wissen [3]), die Geschichte vom Priester Ulivo von seiner Grossmutter oder von seiner Amme erzählen hören. In der That liegt der Novelle ein Volksmärchen zu Grunde, das nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland und anderen Ländern in vielen Varianten

---

1) Irrig hat er in obigem Brief von nur zwei, statt von drei Bändchen gesprochen.

2) Ein Freund Batacchis schreibt in einem Brief vom 12. Oktober 1797 an ihn (La Nuova Antologia a. a. O. S. 568): »Le Novelle del P. Atanasio metteranno in qualche impegno il loro Autore: Prete Olivo, che è la più innocente, ha fatto mormorare molti«.

3) Batacchi schreibt am 4. Oktober 1797 an den Buchhändler Luigi Migliaresi in Livorno (La Nuova Antologia a. a. O. S. 566): »Prete Ulivo è una novella che in compagnia di quella di Buchettino della Menandugia mi fu raccontata dalla nonna o dalla balia, e che per tale è stata conosciuta da chi l'ha letta, avendo mostrato di applaudire alla maniera con cui è stata decorata e vestita una insipida e inconcludente novella«. — Buchettino heisst ein kleiner Knabe in einem in neuerer Zeit vielfach aus dem Volksmunde aufgezeichneten toscanischen Märchen, den der Orco (Menschenfresser) gefangen hat und fressen will, der aber dem Orco wieder entkommt. Man sehe Giov. Papanti, Novelline popolari livornesi, Livorno 1877, Nr. V, Gherardo Nerucci, Cincelle da bambini, Pistoia 1880, Nr. III, Gius. Pitrè, Novelle popolari toscane, Firenze 1885, Nr. XLIII und XLIV. Was aber della Menandugia bedeutet, darüber haben mir auch italienische Freunde keine Auskunft geben können.

Digitized by Google

vorkommt, wie hier nicht näher nachgewiesen zu werden braucht. Der Inhalt der Novelle, die 104 sechszeilige Stanzen lang ist, lässt sich in möglichster Kürze etwa folgendermassen geben.

Ulivo, ein reicher Mann in Palästina, hatte einst Jesus Christus und die zwölf Apostel gastlich aufgenommen und bei sich übernachten lassen. Am Morgen fordert ihn Sankt Peter auf, sich von seinem Meister, der nicht weniger mächtig auf Erden als im Himmel sei, eine Gnade zu erbitten. Ulivo erbittet sich vom Herrn noch 600 Jahre zu leben. Sankt Peter macht ihm deshalb Vorwürfe und sagt ihm, er solle noch einmal zum Herrn gehen und um etwas besseres bitten. Ulivo, der in seinem Garten einen schönen Birnbaum hat, dessen Birnen ihm aber immer gegestohlen werden, bittet nun den Herrn, dass wer auf den Baum steige, nicht eher wieder herunter steigen könne, als bis er — Ulivo — es ihm erlaube. Natürlich ist Sankt Peter über diese Bitte wieder sehr ungehalten und heisst ihn noch ein drittes Mal zum Herrn gehen und endlich etwas höheres und edleres erbitten. Aber Ulivo, der Abends gern bei sich mit guten Freunden Karte spielt, dabei sich aber sehr oft ärgert, wenn die Freunde zu bald nach Hause wollen oder wenn er verliert, bittet den Herrn, dass wer sich auf einen gewissen Stuhl in seiner Stube setze, ohne seinen Willen nicht von ihm aufstehen könne, und dass ein Spiel Karten, das er in der Tasche habe, immer gewinne. Sankt Peter giebt es jetzt auf, den hirnlosen Ulivo nochmals zum Herrn zu schicken, und erbittet selbst für ihn die ewige Seligkeit. Als die 600 Jahre vergangen sind, erscheint Frau Tod (Signora Morte) bei Ulivo, der inzwischen Christ und Priester in Italien geworden war, um ihn zu holen. Er stellt sich bereit mit ihr zu gehen, bittet sie aber, ihm erst ein paar Birnen von seinem Baum zu brechen. Sie steigt auf den Baum, kann aber nicht wieder herunter und muss drei Tage lang auf ihm sitzen, bis endlich Gott der Vater den Erzengel Gabriel zu Ulivo schickt. Gabriel erscheint in der Gestalt eines alten Notars und bringt es zu Wege, dass Ulivo die Frau Tod vom Baum herablässt, nachdem sie sich verpflichtet hat, ihn noch 500 Jahre und 4 Monate leben zu lassen, worüber vom Erzengel eine elf Strophen lange, komische Urkunde aufgesetzt wird. Nach Ablauf dieser Zeit erscheint abermals Frau Tod und wird diesmal auf dem wunderkräftigen Stuhl, auf den sie sich gesetzt hat, um sich am Kamin etwas zu wärmen, so lange fest-

Digitized by Google

gehalten, bis sie dem Ulivo nochmals 500 Jahre gewährt. Nachdem auch diese verflossen sind, klopft Frau Tod an Ulivos Thür, und diesmal erwiedert Ulivo: »Ich komme« und stirbt alsbald. Er wird feierlich begraben und, wie er in seinem Testament angeordnet hatte, sein immer gewinnendes Spiel Karten mit ihm. Seine Seele begiebt sich zunächst zum Fegefeuer, das aber in Folge der vielen Ablässe, Messen, Bussen u. s. w. erloschen ist, und dann zur Hölle, wo Belzebù ihn zum Paradiese weist, das ihm ja geschenkt sei. Ulivo schlägt darauf dem Teufel ein Spiel vor und gewinnt ihm eine Menge Seelen ab, mit denen er sich zum Paradies begiebt. Sankt Peter will die vielen Seelen nicht ohne weiteres mit hereinlassen und fragt deshalb beim Herrn an, der dem Ulivo sagen lässt, er solle erst angeben, wie viel Seelen es seien. Ulivo erwidert, er habe, als er einst den Herrn und die zwölf Apostel bei sich aufgenommen, sie nicht erst gezählt. Darauf wird er mit allen Seelen von Sankt Peter eingelassen und von den Engeln und den Heiligen jubelnd bewillkommt.

Dies also der Inhalt der Novelle Batacchis, über die Goethe im Januar 1814 mit Knebel gesprochen und correspondiert hat. Auf eben diese Novelle bezieht sich noch einmal — im Jahre 1816 — der Goethe-Knebel'sche Briefwechsel, wobei aber weder Titel noch Verfasser genannt sind.

Knebel schreibt am 5. Juli 1816 (II, 199) an Goethe: »N. S. Welches war denn das dritte Versprechen, das sich der Dekan von dem Heiland geben liess? Ich wollte die Geschichte nacherzählen, vergass aber dieses«.

Darauf antwortet Goethe am folgenden Tage: »Die dritte Gabe, die der Dechant verlangte, war ein Spiel Charten, das nie verlöre; mit diesem gewinnt er dem Teufel die zwölf Seelen ab, die er zuletzt in den Himmel bringt«.

Zu Knebels Worten hat Riemer folgende Anmerkung gemacht: »Diese Geschichte, welche Hofrath Meyer einer altitalienischen Novelle mit eigenthümlichem Humor nachzuerzählen wusste, hat in der Hauptsache die meiste Aehnlichkeit mit der Legende vom Schmidt zu Jüterbock und der von Falk dieser wiederum nachgebildeten vom Schmidt zu Apolda«[1]).

---

1) Stephan Schütze erzählt in seinem Aufsatz »Die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer in Weimar, 1806—1830« in »Weimars

Nach dieser Anmerkung und da Knebel in dem Brief, zu dem obige Nachschrift gehört, von Goethes und Meyers Besuch bei ihm in Jena spricht, haben wir wohl anzunehmen, dass nicht Goethe, sondern Meyer bei diesem Besuch die fragliche Geschichte erzählt hat. Er hat sie aber nicht einer altitalienischen Novelle — es giebt keine dieses Inhalts —, sondern der Novelle Batacchis nacherzählt. Auf diese passt, was sich aus Knebels Frage und Goethes Anwort und der Anmerkung zu ersterer über die Geschichte entnehmen lässt. Ganz unwesentlich ist, dass aus dem »prete« oder »curato« oder »pievano« ein »Dekan« oder »Dechant« geworden ist, und dass Goethe schreibt, der Dechant habe ein Spiel Karten verlangt, das nie verlöre, während Ulivo für das Spiel Karten, das er gerade in seiner Tasche hatte, diese Eigenschaft erbittet. Etwas wichtiger ist, dass nach Goethes Antwort der Dechant mit diesem Spiel Karten dem Teufel 12 Seelen abgewinnt, während bei Batacchi eine bestimmte Zahl von Seelen zwar nicht angegeben, aber eine viel grössere angedeutet ist. Hier ist nun wahrscheinlich Langbeins im Jahre 1811 verfasstes, vom Dichter als »Legende« bezeichnetes Gedicht: »Der Gastfreund« (Langbeins neuere Gedichte, Tübingen 1812, S. 171—88) von Einfluss gewesen, in welchem Philemon dem Teufel ebenfalls 12 Seelen abgewinnt. Langbeins Gedicht verhält sich im übrigen so zu dem Batacchis, dass man annehmen darf, Langbein habe es gekannt und benutzt[1]).

Schliesslich sei noch erwähnt, dass in einem im Goethe- und Schiller-Archiv befindlichen Notizbuch Goethes, über welches G. von Loeper im Goethe-Jahrbuch XI, 137—43 berichtet hat, von Riemers Hand notiert ist »Novelle Galanti edite et inedite del P. Atanasio Da Verrocchio Minore Osservante di . . . Tom. III.

Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840« von H. Meyer S. 189: »Nicht selten erging er sich auch naiven Humors im Vortrage alter Schwänke«. — Wegen des Schmidts zu Jüterbock verweise ich auf die Anmerkung zu Nr. 82 der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm S. 439 f. Falks »Unser Herr und der Schmidt von Appolda. Ein Schwank. Nach einer alten Thüringschen Volksfabel« steht in seinen »Grotesken, Satyren und Naivitäten auf das Jahr 1806«.

1) Langbeins »Gastfreund« ist von dem niederländischen Dichter Hendrik Tollens (geb. 1780, gest. 1856) unter der Ueberschrift »Philemon. Legende« frei übersetzt worden.

Digitized by Google

Londra 1800 per Richard Barker«[1]). Es ist dies der Titel der von Goethe in dem Brief an Knebel citierten Ausgabe, von der sich, wie oben bemerkt, der erste Band in seiner Bibliothek noch vorfindet. Auf dem Titel dieses ersten Bandes steht aber nicht »Richard Barker«, wie Riemer geschrieben hat, sondern »Richard Rarker«.

1) Im Goethe-Jahrbuch a. a. O. S. 141 steht »minore« statt »Minore« und »London« statt »Londra«.

Digitized by Google

Maler Müller und Goethe.

Friedrich Müller von Kreuznach, der sich seit 1775 „aus ein paar lustigen Ursachen", wie er an Fr. Hahn schrieb, den Maler Müller nannte, stand zu Goethe in Beziehungen, welche einer besonderen Behandlung nicht unwerth sind. Es ist anziehend, wie jene reich begabte, aber nicht geläuterte Künstlernatur unwillkürlich und fast widerstrebend in den Bannkreis des mächtigen Zauberers geräth, wie er dann trotz früherer Freundschaft und Förderung außer der Umgebung Göthes in Rom steht, wie er in seinen Kunstansichten mit ihm wesentlich übereinstimmt und Sachen schreibt, welche des Kunstfreundes von Weimar Beifall erzwingen, und wie er sich dann in eine Gegnerschaft wider Goethe hineingrollt, die dem verständigen Manne nicht gut ansteht. Diese Blätter machen keinen Anspruch erschöpfend zu sein, sondern wollen nur einige Lichtstrahlen auf den wenig gekannten und weniger noch geschätzten Maler und Dichter werfen, die vielleicht ergänzende Mittheilungen aus verschlossenen Schatzkammern hervorlocken.

Müllers erste dichterische Periode liegt unter den Gestirnen Geßners und Klopstocks. Seine ältesten lyrischen Gedichte sind bardisch gestimmt; er war in Zweibrücken ein Freund Hahns geworden, der ihn auch zu Klopstock und dem Göttinger Hain in Verbindung brachte. Klopstock würdigte das Lied vom bluttrunkenen Wodanadler, mit dem Müller in dem Musenalmanach für 1774 zuerst auftrat, seiner sprachlichen Verbesserung vor dem Drucke, und die jungen Dichtergenossen sandten ihm durch Hahn als Anerkennung seines Genie die Hamburger Ausgabe von Klopstocks Oden. Allein die teutonisch ossianischen Weisen waren ihm weit weniger natürlich als das einfache Lied und die idyllischen Gemälde, zu denen Geßners Ruhm, sein Malergefühl und die Eindrücke seines jungen Lebens ihn zogen. „Adams erstes Erwachen und erste seelige Nächte" weisen zwar auf Geßners Vorbild, aber verraten die eigene schwellende Kraft; sie sind das einzige Werk Müllers, welches eine zweite verbesserte Auflage erlebte. Mehr aber als zu den biblischen Urvätern lockt es ihn zu den Faunen und den rheinländischen Bauern. Er schreibt jene Faunenidyllen, die zwar keine klassische Schönheit und Mäßigung, kein antikes Blut, aber derbkräftiges Leben und gesunden Humor in sich tragen. Und er dichtet frisch dazwischen die pfälzischen Idyllen, die in der Pfalz selbst als Ur-

kunden der behaglichen lebenstrotzenden „saturnischen" Zeiten vor den verwüstenden Kriegen der Revolution später empfunden worden sind. Er steht nun selbständig da durch das Studium des wahren Lebens, durch seine Vertrautheit mit dem deutschen Volksgesange und seine Gabe der Nachbildung des Ursprünglichen.

Müller hatte sich unter Konrad Manlichs Leitung in Zweibrücken der Malerkunst gewidmet und an dem Pfalzgrafen Herzog Christian IV. einen Gönner gefunden, dem er in Liebe zugethan war. 1774 ging er auf die Mannheimer Akademie; der Herzog sagte sich von ihm los. Aber er kam hier in die rege Geistesströmung der Zeit; Heribert v. Dalberg, O. v. Gemmingen, Ferd. Kobell, der Buchhändler Schwan wurden seine Schützer und Freunde. Bei Schwan lernte er im Februar 1775 Goethe und F. H. Jacobi kennen, und noch im selben Jahre ging er auf einige Zeit nach Düsseldorf zu Jacobi, dem er seinen Satyr Mopsus und die Schafschur widmete. H. L. Wagner, Lenz, Klinger wurden ihm befreundet; zu Lessing gewann er bei dessen Mannheimer Besuch 1777 ein näheres Verhältniß; Wieland und Merck schenkten ihm Theilnahme. Das war die Zeit fröhlichen jugendlichen Schaffens für ihn, er prüfte seine Kraft an hohen Aufgaben und wahrlich, er ist nicht das geringste der rheinischen Genies. Die ihm von Kindauf vertrauten deutschen Volksbücher und die Sagen des Alterthums boten bildnerischen Stoff. Wie er ihn fassen müsse, zeigte ihm die Hand Goethes, und daß er trotz allen Stolzes der Selbständigkeit auf diese achtete, verrathen Genovefa und Niobe.

Die Wendung von der Idylle zum Drama wird der Einwirkung des Mannheimer Theaters zuzuschreiben sein, das seit 1775 unter Marchands Leitung stand und nach des Kurfürsten Karl Theodor Willen ein deutsches Nationaltheater werden sollte. Müller war durch seine Gönner und durch eigene Neigung mit den fürstlichen Plänen verflochten. Schon den 16. April 1776 schrieb Lenz von Weimar aus an ihn: „Wie stehts mit dem Nationaltheater? Das müßt Ihr nun dort vor der Hand allein treiben." In die Verhandlungen mit Lessing griff er als Mittelsperson und als einer, der selbst betheiligt werden sollte, ein*); dann bezeugen noch aus seinem letzten Mannheimer Sommer die Briefe an Heribert v. Dalberg, wie lebhaft ihn die Bühne beschäftigte**).

In diesen Jahren arbeitete er an Genovefa, Faust und Niobe. Die Scene von Genovefas Auffindung in der Waldhöle ließ Müller schon 1776

*) Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau, herausg. von A. Schöne. S. 500, 501. Lessings sämmtliche Schriften, herausg. von Lachmann und vermehrt von W. v. Maltzahn XII, 580. 582, wo fälschlich der Wiener Schauspieler Müller als Empfänger bezeichnet ist, was auch Schöne a. a. O. S. 539 nicht bemerkt hat.

**) Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst 5, 22—26.

Digitized by Google

in der Schreibtafel und die in gereimten Versen verfaßte Scene Genovefa im Thurm gleichzeitig in seinen Balladen drucken. Lenz schrieb ihm in dem erwähnten kürzlich gedruckten Briefe: „Schickt mir doch Euren Golo, ich hab ihn dem Herzog vorzulesen versprochen.“ Wahrscheinlich war die ganze Genovefa im Entwurfe fertig, als Müller nach Italien ging; 1781 war sie es gewiß, wie wir durch Heinse wissen*). Bei dem Abschluß ist jene Hölenscene im ganzen wenig, die Thurmscene ziemlich stark geändert und was von dieser blieb, in Prosa aufgelöst worden.

Schon von anderen ward bemerkt, daß manches in Müllers Genovefa an Goethes Götz erinnert. Sie ist das älteste Ritterschauspiel nach diesem, und einzelne Charaktere sind sichtlich nach Goetheschen Mustern entworfen. Adelheid von Wallrod, die ihren Geschlechtsnamen dem verkappten Waldbruder Wallrod von Sponheim leiht, wiederholt sich in vergröberten Zügen in der Gräfin Mathilde, die das ganze Schauspiel beherrscht. Golo trägt Züge Weislingens und Werthers, und bei Dragones läßt sich Weislingens Bube Franz nicht vergessen. Genovefa war ein glücklicher Griff Müllers. Er hat auch manche Charaktere mit fester Hand gezeichnet, anziehende Gestalten und fesselnde Verhältnisse erfunden, blendende reiche Farben zu mischen vermocht. Aber er hat Vieles sehr flüchtig behandelt, die trefflichsten dramatischen Gelegenheiten nicht benutzt, Kraft mit Rohheit, Natürlichkeit und Sinnlichkeit mit Gemeinheit verwechselt. Der gänzliche Mangel einer bestimmten zeitlichen Haltung des Kostüms wird durch den pfälzischen Gaupatriotismus, der sich auch in dieser Dichtung ausspricht, nicht ersetzt. Die Sprache strebt zwar nach Kernigkeit und Volksthum und erreicht sie auch in vielen Stellen, allein in andern wird sie roh wie der Inhalt. Müller nannte dies Schauspiel später selbst ein Improviso und bemerkte, daß ihm die gediegene Rundung fehle, die erst durch ein reiferes Austragen und „zarteres Handanlegen“ komme. Er versuchte auch für den Druck von 1811 manche Stelle genauer zu motiviren; allein so weit ich vergleichen konnte, wurden diese Aenderungen nicht berücksichtigt. So blieb die Genovefa ein ungeläutertes Werk, doch das bedeutendste, das von einem der stürmischen Jünglinge aus Goethes Kreise geschaffen ward.

Während dieses ritterliche Schauspiel erst spät gedruckt ist, erschien noch im Jahre, das den Dichter nach Rom führte, seine Niobe. Sie scheint durch Goethes Prometheus angeregt und ein Versuch, diesen zu überbieten, gleich wie Müller seine Niobe sagen läßt

*) Briefe zwischen Gleim, Heinse und Jacobi 2, 290.

Beſchloſſen hab ichs
Zu pflanzen heut an meinem Tage
Ein unüberwindlich ewig Geſchlecht,
Kraftgießend über die geſchwächten Menſchen,
Bezähmend den ſo kühnen Sinn der Olympier
Droben —
Kraft und
Adel, Willen und Freiheit gebend,
Mehr Wohl dem Sohn der Erde
Als was Prometheus ihm ſtahl.

So legt er dieſes „lyriſche Drama" groß an, mit Volks- und Prieſterchören, mit den Niobiden und Neptunskindern auf der einen Seite, auf der andern den warnenden Kreon und die Kinder der Leto. Der Aufriß iſt künſtleriſch gedacht, Niobe ſelbſt mit ſicherer Hand gezeichnet. Ungriechiſches in Haltung und Ausdruck begegnet freilich reichlich; die Sprache iſt oft gezwungen und verliert ſich in abgeriſſenes Stammeln, wunderliche Verbindungen wagt er in Fülle, und die freien reimloſen Verſe machen dem Dichter, wie jenem Geſchlechte alles rythmiſche, ſichtliche Noth. Sie ſind unmuſikaliſch, obſchon er auf muſikaliſche Begleitung und auf den Geſang der Chöre gerechnet haben muß. Die Niobe gehört zu jener melodramatiſchen Gattung, die in den ſiebziger Jahren beliebt war, und iſt Vorläuferin des muſikaliſchen Dramas Adonis, welches die Verbindung von Recitation, Geſang und Tanz vollzieht. Trotz allem Aufwand der Mittel nähert ſich Müllers Niobe dem Goetheſchen Prometheus nicht, ſo wenig als ſeine Radirung, welche die Kinderſchützende Mutter darſtellt, auch nur von fern die ſchmerzenreiche Erhabenheit des antiken Kopfes ahnen läßt*).

Gleichzeitig mit Genovefa und Niobe beſchäftigte unſern Dichter die Dramatiſirung der Fauſtſage. Der Gedanke, daß Goethe auch hier ihn anreizte, liegt zwar nahe, muß aber abgewieſen werden. Müller veröffentlichte ſchon 1776 die Situation aus Fauſts Leben; 1778 erſchien der erſte Theil von Fauſts Leben mit der Zuſchrift an O. v. Gemmingen, worin er ſagt: „Leſſing und Goethe arbeiten beide an einem Fauſt; ich wußte es nicht, damals noch nicht, als der meinige zum Niederſchreiben mir in-

*) Wieland hat in ſeinen Abderiten bekanntlich einen Hyperbolus, der eine Niobe dichtete. Man gab ihm in Mannheim ſchuld, daß er damit Müller gemeint, wie in Abdera ganz Mannheim perſiflirt habe. Er verwahrte ſich allerdings dagegen in Briefen an Schwan und Merck und öffentlich im T. Merkur 1778. III. S. 241. ff. Allein er hatte während ſeines Aufenthalts in Mannheim im Dec. und Jan. 1777/8 ſeine Vergleichung zwiſchen Abdera und der pfälziſchen Reſidenz allzu unvorſichtig geäußert (vgl. auch die Briefe an Goethes Mutter vom 23. Dec. 1777 und 12. Jan. 1778 bei Keil, Frau Rath S. 96. 99), und wenn er auch Müller für einen trefflichen oder herrlichen Kerl erklärte, ſo lag gerade Wieland eine Perſiflage des Niobedichters nicht fern.

Digitized by Google

teressant wurde. Faust war in meiner Kindheit immer einer meiner Lieblingshelden, weil ich ihn gleich für einen großen Menschen nahm; einen Menschen, der alle seine Kraft gefühlt, gefühlt den Zügel, den Glück und Schicksal ihm anhielt, den er gern zerbrechen wollte und Mittel und Wege sucht; der Muth genug hat, alles nieder zu werfen, was ihm in Weg tritt und ihn verhindern will; Wärme genug in seinem Busen trägt, sich in Liebe an einen Teufel zu hängen, der ihm offen und vertraulich entgegen tritt. Das Emporschwingen so hoch als möglich, ganz zu sein was man fühlt, daß man sein könnte — es liegt doch so ganz in der Natur!"

Was uns von dem Müllerschen Faust vorliegt, spricht dafür, daß der Dichter einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war. Er zeichnet niedrig komische Figuren in Fülle, bildet Juden- und Studentenscenen mit gemeiner derber Wahrheit, aber das ist im Grunde auch Alles. Die sonst wohlwollende Besprechung der Müllerschen Werke durch Fr. Schlegel*) nannte mit Recht diesen Faust ein Vorbild für die wieder Mode gewordene Handwerksburschenpoesie. Und schon Merck äußerte sich unter Wielands Beifall im Teutschen Merkur**) über die Situation, daß Shakespeares Geist den Verfasser hätte erinnern sollen, wie alle dramatische Helden unter dem tollsten Gewühl von Laster und Schwachheit entweder einen edlen Hauptzug in ihrem Charakter oder doch glückliche Organisation, Anlage edel und gut zu werden, verrathen. — Eine solche Anlage verräth sich aber in dem Müllerschen Faust durchaus nicht, und wenn wir auch die vier Theile kennten, die der Dichter 1778 „bis aufs ausrunden" fertig hatte, oder die spätere rythmische Ueberarbeitung in acht Aufzügen, wir würden schwerlich anders urtheilen können. Der Faust bezeichnet scharf die Grenze der Kraft des Dichters.

Müller vereinte mit Stolz die Poesie und die Malerei in sich. Er hatte nun schon so viel gedichtet, meinte in den Vorderreihen der jungen Poeten zu stehen, er wollte nun auch ein großer Maler werden, und dazu mußte er nach Italien, nach Rom. Sein Gönner Heribert v. Dalberg brachte in Mannheim für ihn jährliche Beiträge zusammen, und dessen Bruder, der kurmainzische Statthalter von Erfurt, Karl Th. v. Dalberg, eröffnete im Mai 1778 für Müller eine Subscription in Weimar, durch welche ihm von dort eine nicht unbeträchtliche Unterstützung auf einige Jahre zugesichert ward. Goethe war der eigentliche Förderer. Dankend schickte Müller ein Heft Zeichnungen nach Weimar, von denen Herzog Karl August zwölf behielt. Die erste Geldsendung begleitete Goethe

*) Deutsches Museum. Wien 1813. 4, 251.
**) Teutscher Merkur 1776. 3, 81. Briefe an und von Merck (1838). S. 72.

Digitized by Google

mit Brief und Schattenriß*). Müller ward nun reisefertig, und im August zog er mit bitterem Schmerz über den Tod einer Geliebten, zu deren Sterbebett er nicht gegangen war, von dem Rhein, den er niemals wieder sah, über die Alpen nach Welschland. Ein Brief vom 10. Nov. 1778 an Heribert v. Dalberg**) bezeugt sein Entzücken über das, was er in Rom schaute: „Ach Gott, wie dank ichs doch meinem guten Schicksal, daß ich jetzt noch, jetzt in den Tagen des Vermögens und Gefühls diese Wunder zu schauen und zu kosten beglückseligt bin; wie dank ichs allen Edlen, die an diesem Glücke mit geholfen und beigetragen!" Alle Morgen und alle Mittag hole er sich seinen Segen von den Werken Rafaels. Manche Künstlerbekanntschaft habe er schon gemacht, aber nur wenige gefunden, die zur Verkündung der Wunder Gottes erwählt zu sein schienen und auf denen sichtbar der heilige Geist ruhe; einer der ersten Berufenen sei ein junger deutscher Bildhauer, von Namen Trippel aus der Schweiz.

Diese geringe Meinung von den meisten in Rom versammelten Malern hielt der derbe Müller nicht zurück. In seiner leidenschaftlichen Begeisterung für die Kunst äußerte er sich laut über diese Handwerksburschen von Künstlern, denen er an Genie und Kenntnissen sich weit überlegen fühlte. Sein starkes Selbstgefühl mochte ihn zu scharfen anmaßlichen Urtheilen treiben und so erwarb er Feinde ringsum, die ihm zu schaden wußten. Ueble Gerüchte von Müllers Unfähigkeit und Faulheit wurden nach Mannheim getragen; man schrieb, er wolle und könne nichts als schwatzen. Die Mannheimer Gönner verstummten und hielten ihre Beiträge zurück. Da schrieb ein eifriger Freund Müllers, der Maler Heinr. Friedr. Füger aus Heilbronn, der wenig Jahre darauf (1783) Director der Belvederegallerie in Wien ward, einen lebhaften Vertheidigungsbrief***) des Gekränkten an den Maler Guibal in Stuttgart, der ihn Dalberg schickte, welcher ihn wieder Goethen mittheilte. Goethe bat hierauf den Freiherrn, Müller über diese Gerüchte zu beruhigen, von denen nichts nach Weimar gedrungen sei. „Wir hoffen noch immer dasselbe von seinem malerischen Geiste, der gewiß, wenn er sich auf diese Kunst beschränkt, etwas sonderliches hervorbringen wird." Wir haben darin zugleich Goethes Urtheil über Müllers Faust und Niobe.

So großartig wie in Weimar sah man in Mannheim über die römischen Nachreden nicht hinweg; die pfälzische Unterstützung blieb aus und

---

*) Goethes und Knebels Briefwechsel S. 16, f. Weimarisches Jahrbuch 5, 23.
**) Weimar. Jahrbuch 5, 26 f.
***) Weimar. Jahrb. 5, 28–32, Brief vom 30. März 1779. Daß ihn Guibal nicht erst den 26. August nach Mannheim sandte, wie in der Note S. 32. ebd. steht, beweist Goethes Schreiben vom 1. Juni 1779, ebd. S. 21.

Digitized by Google

klagend wandte sich Müller den 16. Okt. 1779*) an Goethe. Man gehe in Mannheim übel mit ihm um, seine einzige Hoffnung stehe auf der Beihilfe von Weimar. Zugleich zeigte er ihm an, daß sein Freund Mechau nächstes Frühjahr ein Bild von ihm nach Weimar bringen werde, den Streit des Erzengel Michael mit Satan über dem Leichnam Mosis, das viele Bewunderer in Rom finde und ihm so viel zu Wege gebracht habe, daß sein Wort dort unter denen, die schon zwölf und mehr Jahre studirten, gelte. „Denken Sie also darauf, mein lieber Goethe, wie Sies mit meiner Pension einrichten wollen."

Goethe wartete nicht erst die einzuziehenden Beiträge der fürstlichen Herrschaften ab, sondern schickte durch Schwan die ganze Summe nach Rom, „überzeugt, daß Müller der wohlthätigen Gesellschaft in der Folge so viel Ehre als Vergnügen machen werde."

Im Frühjahr 1781**) kam das angekündigte Bild mit drei andern, deren eines die Anbetung der ehernen Schlange darstellte, in Weimar an, nebst alten Handzeichnungen und mit Briefen Müllers. Seine Gemälde machten wenig Glück und Goethe hielt es für seine Pflicht, Müller dies offen zu sagen und Urtheil und Rath ihm zu gönnen. Er that dies in einem langen eigenhändigen Briefe vom 21. Juni 1781***). „Ich verkenne, heißt es darin, in Ihren Sachen den lebhaften Geist nicht, die Imagination und selbst das Nachdenken; doch glaube ich Ihnen nicht genug rathen zu können, sich nunmehr jener Reinlichkeit und Bedächtlichkeit zu befleißigen, wodurch allein, verbunden mit dem Geiste, Wahrheit, Leben und Kraft dargestellt werden kann. Wenn jene Sorgfalt, nach der Natur und großen Meistern sich genau zu bilden, ohne Genie zu einer matten Aengstlichkeit wird, so ist sie es doch auch wieder allein, welche die größten Fähigkeiten ausbildet und den Weg zur Unsterblichkeit mit sichern Schritten führt. Der feurigste Maler darf nicht sudeln, so wenig als der feurigste Musikus falsch greifen darf; das Organ, in dem die größte Gewalt und Geschwindigkeit sich äußern will, muß erst richtig sein. Wenn Raphael und Albrecht Dürer auf dem höchsten Gipfel stehn, was soll ein ächter Schüler mehr fliehen als die Willkürlichkeit? Doch Sie wissen Alles, was ich Ihnen sagen könnte, besser; ich sehe es aus Ihren Briefen und Urtheilen und ich hoffe, Sie sollen es auch auf Ihre eigene Sachen anwenden können und mögen. Ich finde Ihre Gemälde und

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. S. 17.

**) Da Heinse den 15. September 1781 an Jacobi schreibt, daß M. diesen Streit um den Leichnam Mosis erst kürzlich in Rom ausgestellt habe, und er das Bild nach seinem Urtheil über dessen Feuer, Fleiß und Studium selbst sah, so muß M. den Gegenstand zweimal gemalt haben.

***) Gedruckt in der Beilage zur Neuen Preuß. Zeitung v. 3. Januar 1869.

Digitized by Google

Zeichnungen doch eigentlich nur noch gestammelt, und es macht dieses einen um so übleren Eindruck, da man sieht, es ist ein erwachsener Mensch, der vielerlei zu sagen hat und zu dessen Jahreszeit ein so unvollkommener Ausdruck nicht wohl kleidet. Ich hoffe, Sie sollen meine Freimüthigkeit gut aufnehmen, und das, was ich sage, Ihrem Freunde Trippel mittheilen und auch ihn darüber hören, denn nach Ihrer Beschreibung scheint mir dieser Mann eben das zu haben, was ich Ihnen wünsche. Nach meinem Rath müßten Sie eine Zeit lang sich ganz an Raphael, die Antiken und die Natur wenden, sich recht in sie hineinsehen, einzelne Köpfe und Figuren mit Sorgfalt zeichnen und bei keiner eher nachlassen, bis Sie den individuellen Charakter und das innere Leben der Gestalt nach Ihren möglichsten Kräften aus dem Papier oder aus der Leinwand wieder hervorgetrieben hätten; dadurch werden Sie sich allein den Namen eines Künstlers verdienen. Das Hinwerfen und Andeuten kann höchstens nur von einem Liebhaber gelobt werden. Ferner wünscht' ich, daß Sie auch eine Zeit lang sich aller Götter, Engel, Teufel und Propheten enthielten." Goethe schaltet hierauf eine zu anderm Anlasse geschriebene Stelle ein, deren Hauptsatz ist: „Es kommt nicht darauf an, was für Gegenstände der Künstler bearbeitet, sondern viemehr in welchen Gegenständen er nach seiner Natur das innere Leben erkennt und welche er wieder nach allen Wirkungen ihres Lebens hinstellen kann. Sieht er durch die äußere Schale ihr innerstes Wesen, rühren sie seine Seele auf den Grad, daß er in dem Glanze der Begeisterung ihre Gestalten verklärt sieht, hat er Uebung des Pinsels und Mechanisches der Farben genug, um sie auch so hinzustellen, so ist er ein großer Künstler, der Gegenstand sei welcher er wolle; durch diese Kraft entzücken uns die geringsten." Goethe äußert dann, bei der Wahl seiner Gegenstände scheine Müller mehr eine dunkle Dichterlust als ein geschärfter Malersinn zu leiten und er räth ihm künftig beschränkte, aber menschlich-reiche Gegenstände aufzusuchen, wo wenig Figuren in einer mannigfaltigen Verknüpfung stehn. „Wie sehr wünsche ich, Sie durch das, was ich Ihnen sage, aufmerksam auf sich selbst zu machen, damit Ihre innere Güte und Ihr guter Muth Sie nicht verführen mögen, sich früher dem Ziele näher zu glauben. — Schreiben Sie mir aufrichtig, was Sie dagegen aufzustellen haben, wir wollen sehen, ob wir uns vergleichen und zu etwas gutem vereinigen können; denn bleiben Sie versichert, daß es mir nur um die Wahrheit zu thun ist und daß ich wünschte, Ihnen nützlich zu sein. Wollen Sie mir einen Gefallen thun, so zeichnen Sie mir etwas, es sei was es wolle, nach der Natur, und wäre es eine Gruppe Bettler, wie sie auf den Kirchtreppen zu liegen pflegen. So viel für diesmal."

Digitized by Google

Was Goethe dem Maler Müller zugestand, war also Imagination, allenfalls Nachdenken und Geist; was er ihm aber absprach, war das Technische, das fleißige Studium nach der Natur und großen Meistern, der malerische Sinn, mithin eigentlich alles, was den Maler macht. Seine Gemälde erschienen ihm im Gegenstand verfehlt und in der Ausführung unvollkommen. Jene römischen Zungen über den klugsprechenden aber nichts könnenden erschienen vor Goethe wohl gerechtfertigt; seine geringe Meinung von Müller spricht sich weiter in dem Briefe an Merck vom 16. Juli 1782 aus, wo er gelegentlich der von Tischbein nach Weimar geschickten Studienköpfe nach Raphael ausruft: „Welch ein Unterschied gegen den Müller, der den Titel Maler zu früh vor seinen Namen gesetzt hat."*)

Wir schreiben hier nicht das Leben Müllers, sondern suchen die Stellen auf, wo seine Wege sich mit denen Goethes kreuzen.

Am 29. Oktober 1786 kam Goethe in Rom an und verließ es, abgerechnet die Reise nach Sizilien, erst am 22. April 1788. Müller war in Rom; mit keinem Worte aber gedenkt Goethe seiner, soweit seine Aufzeichnungen und Briefe von dort bekannt wurden. Gleich von den ersten Tagen an lebte Goethe mit W. Tischbein im engsten Verkehr; Heinrich Meyer erregte schon am 2. November seine Aufmerksamkeit und trat ihm immer näher; Angelika Kaufmann, Reifenstein, Bury, Trippel, Moritz, Kayser nennt er als bedeutende und angenehme Personen seines Verkehrs und Förderer seiner Studien; nirgends taucht des pfälzischen Malers und Dichters Gestalt selbst aus dem Hintergrunde auf. Bekanntlich wird jener Scherz, den sich deutsche Künstler gleich nach Goethes Ankunft mit einem Genossen machten, der sich des großen Landsmannes Freundschaft gerühmt hatte ohne Glauben zu finden, und der nun den richtigen Goethe nicht anerkennen wollte, auf Müller bezogen. Indessen schwerlich mit Recht, denn obschon sich die beiden vor zwölf Jahren nur kurz gesehen hatten, würde es für des Malers Auge und Gedächtniß ein übel Zeugniß geben, hätte er den rechten Goethe für untergeschoben gehalten. Ist aber die Geschichte Müllern wirklich begegnet, so erklärt sich leicht, daß er sich beschämt zurückzog. Wie zwischen 1781 und 1786 sich sein Verhältniß zu Weimar gestaltet hatte, wissen wir überdieß nicht; seine dortige Pension scheint aufgehört zu haben, während die pfälzische von dem Kurfürsten übernommen und er als Hofmaler betitelt war. Etwaige Versuche der Annäherung an Goethe möchten auch an Meyer und vorzüglich an Reifenstein, der ihm übel wollte, gescheitert sein.

---

*) Briefe an Merck, 1835, S. 338.

Digitized by Google

Als die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar, die zu seiner Unterstützung beigetragen hatte, 1788/89 in Rom war, und gleichzeitig Herder, so kam Müller auch mit diesen in keine Berührung*). Allein so völlig hatte er sein Antlitz gegen Weimar nicht verhüllt: er schickte, (ob direct, weiß ich nicht) Ende 1796 einen Aufsatz gegen Fernows Lobpreisung der Carstensschen Ausstellung an Goethe, welcher ihn Schiller für die Horen gab**).

Im neuen Teutschen Merkur hatte Fernow, der treue Freund von J. A. Carstens, über die von diesem in Rom ausgestellten Zeichnungen einen begeisterten Brief abdrucken lassen***), welcher hiervon das Ende der herrschenden Machwerksepoche und den Anfang einer neuen Zeit der Malerei prophezeite. Goethe war der von Müller ebenfalls in Briefform gefaßten Widerlegung um so geneigter, als Fernow mit Böttticher grade nicht zu seiner Erbauung die Kunstkritik im Merkur übte. Aber er mußte auch gestehn, daß Müller zwar in unbeholfener Fassung viel gründliches, wahres und treffendes gesagt habe und fand darin eine ungesuchte und unvorbereitete Beistimmung zu den Weimarschen Kunstansichten. Schiller, der durch H. Meyer weniger beeinflußt war, erklärte die Abhandlung sogar für einen vorzüglich guten Beitrag zu den Horen†.)

Das Schreiben Müllers leidet an unläugbarer Schwerfälligkeit des Ausdrucks, die theils durch seinen bald zwanzigjährigen Aufenthalt in Rom, theils durch den Kampf zwischen dem Wort und dem Gedanken oder Bilde erzeugt ist. Was den Inhalt betrifft, so wendet sich Müller zunächst wider Fernow als einen unberechtigten Kunstrichter. „Die harmonische Vereinigung von Wissen und lebendiger Erkenntniß, von Zweck und Mittel, worinnen das Geistige mit dem Mechanischen wie Leib und Seele beim Menschen sich in der Kunst zum Leben knüpft, ist, wie dem Künstler, gleichfalls dem Kenner nöthig, wenn die Bemerkungen, welche er aufstellt, anwendbar und seine Entscheidungen sicher sein sollen. Um so mehr aber soll er den practischen Theil umspannen, weil hier die Kunst eigentlich ihren Sitz hat, ohne deren Zuthun auch die schönste Idee unerweckt für Herz und Sinnen ein leerer Traum bleibt. — Der echte Kenner, um so mehr der schreibende, muß selbst ein practischer Künstler sein. — Nur

*) F. L. W Meyer schreibt den 31. Dec. 1789 von Rom an Herder: Sie haben verloren, den Maler Müller hier nicht zu kennen. Von und an Herder 2, 259.

**) Schreiben Herrn Müllers Malers in Rom über die Ankündigung des Herrn Fernow von der Ausstellung des Herrn Prof. Carstens in Rom. Horen IX. 3, 21—44. 4, 6—16.

***) Neuer Teutscher Merkur 1795. 6. Stück, 158–189 über einige neue Kunstwerke des Herrn Prof. Carstens.

†) Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller Nr. 274. 277. 339. Riemer, Briefe von und an Goethe S. 52. f.

Digitized by Google

auf diesem Wege kann er das Verständniß der Körper nach Form und Farbe völlig erlangen."

Indem Müller hierauf zu der von Fernow gepriesenen Geistesverwandtschaft Carstens mit Raphael und Michel Angelo übergeht, giebt er eine Auseinandersetzung „von den Aeußerungen und der Natur der Bildkräfte (Phantasie) der zwei erhabensten Genien, welche die neuere Kunst verherrlichen" und kritisirt darauf einige „der Skizzen und Probestückchen", welche Fernow so gewaltig erhoben hatte. Er spricht dabei den Satz aus: „Nur die tiefste Betrachtung der Natur und jener Kenntnißreichthum, den wir bei Michel Angelo gewahr wurden, dürfen ein Genie sicher machen und der Vorstellung die überzeugende Gewißheit beilegen, welche mit Recht der Antheil in jedem Kunstwerke fordert." Nach einem Tadel über Carstens Selbstüberhebung, äußert sich Müller in folgenden Worten: „Er lasse sich darum nicht niederschlagen, daß er kein Originalgenie, kein Titanenbruder ist noch sein könne; mit zu vielen andern hat er gleiches Schicksal. Ihm bleiben Eigenschaften genug übrig, mit denen er in seiner Kunst groß und respectabel werden kann. Ein fertiges Erinnerungsvermögen, zu dem aufgeklärter Verstand sich gesellt, vereint mit richtiger Urtheilskraft und gutem Geschmack (Fähigkeiten, die ihn in den Stand setzen, bequem nach andern Producten sich zu besamen) bringen aus allen seinen Arbeiten hervor. — Bedacht- müsse er sein, durch Richtung zur Natur seinen Studien mehr Sicherheit zu verleihen und diese simple Maxime, die bis jetzt in seinem Geiste so viel Widerstand fand, allem Wirken einverleiben, daß auf der Natur nur das Ideal blühe, also in der Vorstellung nichts groß und schön sein könne, wenn es nicht wahr und richtig ist; daß nur darum Apollo von Belvedere und die Colossen auf Monte Cavallo uns gefallen dürfen, weil sie diesen widerspruchsfreien Character an sich tragen. Vor allen müßte er kräftig ringen, den materiellen Theil seiner Kunst unter sich zu bringen, das heißt, als Maler gut und schön malen zu können, nicht weil Raphael, Mich. Angelo, da Vinci, Fra Bartolomeo, Andrea del Sarto ꝛc., die ächten Erzväter des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, ein Gleiches gethan; sondern weil die Natur in ihrem Farbenreichthum und Plastik belehrende Winke für angenehme Rundung im Auftrage, Harmonie und liebliches Colorit giebt, wobei selbst die Wahrheit durch Leichtigkeit und Ordnung erhellet, für den Antheil ein neues und schöneres Leben gewinnet. Er lasse es letzlich für einen Pythischen Ausspruch bei sich gelten, daß man ebensowenig in der Kunst als auf der Wage des Wechslers scheinen dürfe, daher das, wofür man gelten will, rein nach dem Werthe wiegen müsse, wenn der Antheil, den wir fordern, uns nicht bald versagen soll; kurz, daß ein

Digitized by Google

Kunstwerk nicht außer sich, sondern allein in sich selbst die Stütze finden müsse. Wird er dann auf solchen Wegen auch nur ein einziges Stück, eine Figur nur, der Wahrheit getreu, vollenden, und so das heilige Feuer, welches im Gefühle der Schönheit zum Adel der Menschheit im Menschen ruht, aufbewahren, so kann er für seine Beruhigung als Künstler getrost die Augen schließen, er hat zum Besten der Kunst in jetziger Lage der Dinge zu ihrem Fortgang nach der Vollkommenheit hin dann genug und mehr beigetragen als durch viele solcher Ausstellungen."

Wir hätten hierin das Wesentliche aus dieser Abhandlung Müllers herausgehoben. Wenn wir nun die Forderungen betrachten, welche er an den Maler stellt, so erkennen wir ganz dieselben, nur in breiterer Ausführung, welche Goethe in jenem Briefe vom 21. Juli 1781 ihm an das Herz gelegt hatte: Studium der Natur*) zuerst, daneben Studium der großen Meister, Reinlichkeit und Bedächtigkeit in der Ausführung. Das allgemeine Prinzip aber, das Müller aufstellt, ist, daß nur das in der Vorstellung groß und schön sei, das zugleich wahr und richtig ist. Das Schöne und das Wahre oder Natürliche seien des Malers Ziel. Das ist nun aber, nur mit etwas anderm Ausdruck, die Grundlehre Goethes und seines Kunstgenossen Meyer, die sich in dem Satz formulirt: „Der höchste Grundsatz der Alten war das Bedeutende, das höchste Resultat aber einer glücklichen Behandlung das Schöne," worin das Winckelmannsche Schönheitsprinzip mit der Hirthschen Lehre, daß das Characteristische das Wesen der Kunst sei, vermittelt wird**). Goethe mochte sich also wohl erfreut erklären über diese Beistimmung zu den Weimarschen Ansichten, denn Geist und vielfache Kenntnisse konnten Müller nicht abgesprochen werden. Er mußte sich aber, wenn er sich seines Briefes vom 21. Juni 1781 noch erinnerte, zugleich befriedigt finden von der Wirkung, die derselbe allmälig in der Kunstansicht Müllers vollzogen hatte. Wahrscheinlich hätte Goethe sein Vergnügen an jenem Aufsatz unumwundener erklärt, wenn er nicht Meyern, der gegen Müller eingenommen war, allzuviel Rücksicht bewies. Er beschwichtigte denselben förmlich über die Aufnahme des Müllerschen Briefes durch die Bemerkung, da demselben gegen Brauch der

*) In seinem Gedicht: die Natur (Göttinger Musenalmanach 1792. S. 198) singt Müller:

Es reicht Natur, o Künstler, willig Dir
All ihren Zauber, ihre seltne Zier
Gleich Waffen dar, sie selber zu besiegen.
Du ringst mit ihr; mit wonnevollen Zügen
Haucht sie im Kampf dir Muth und zahlt dafür
In deinem Jubel sich mit doppeltem Vergnügen.

**) Vgl. Danzel, Goethe und die Weimarschen Kunstfreunde in ihrem Verhältniß zu Winckelmann, in seinen gesammelten Aufsätzen herausgeg. von O. Jahn, S. 136 ff.

Digitized by Google

Horen der Name des Verfassers vorgesetzt sei, werde es eine ganz individuelle Sache, die sich mit der übrigen Masse des Journals nicht vermische, wozu er noch hinzufügte*): „Auch mag es dabei sein Bewenden haben, und ich glaube Ihnen gern, daß der Umgang mit jenem so wenig moralisch als ästhetisch gereinigten Menschen von keinem sonderlichen Reiz sein möge."

Müller behagte dem ehrbaren Kunstmeyer freilich nicht, aber dafür urtheilten viele andere deutsche Männer, die in Rom mit ihm verkehrten, gut von dem zwar wunderlichen, rechthaberischen, auf Ruhm und Genie eifersüchtigen, aber im Grunde tüchtigen und durch Geist und Kenntnisse anregenden, im tiefen Innern ächt poetischen Manne. Es ist ebenso unwahr, wenn fingerfertige „Literarhistoriker" den Römerzug Müllers einen Verzweiflungsschritt nennen, als wenn sie ihn dem Vaterlande und seinem geistigen Leben abgewandt schildern. So wie er am liebsten wieder nach Deutschland zurückgekehrt wäre, wenn er nur von dem kurbaierischen Hofe, dessen Pensionär er nach dem Heimfall Baierns an die Pfalz geworden, die Erlaubniß und die Mittel erhalten hätte, so lebte er in reger Theilnahme für die literarische Bewegung jenseits der Alpen, wie schmerzliche Empfindungen er auch daraus zog. Von Malern war er in der zweiten Hälfte seines römischen Lebens namentlich befreundet mit Koch, Reinhardt, Rhoden, B. Genelli. Von Dichtern, die ihn kennen und schätzen lernten, nennen wir den kunstsinnigen F. W. L. Meyer, durch den er auch wieder im Göttinger Musenalmanach (1792. 1796) auftrat; dann Tieck. A. W. Schlegel lernte ihn selbst nur flüchtig kennen, urtheilte aber durch seine Freunde gut von ihm**); Oehlenschläger und Z. Werner verkehrten mit ihm und Fr. Schlegel suchte seine Beiträge erst für den Oesterreichischen Beobachter, dann für das deutsche Museum, zu welchem Müller eine Reihe Kunstnachrichten aus Rom beisteuerte. Regen Antheil nahm dieser an den aufwachenden altdeutschen Studien, zu denen er durch Glöckle in Beziehung kam, welcher ihm von den Schätzen in der Vaticana erzählte. Die Romantiker erkannten ihn als einen Verwandten: seine Vereinigung von Poesie und Malerei, sein Wissen von antiker Kunst, seine Begeisterung für die großen Meister der Renaissance, seine kräftige befruchtete Liebe zu der deutschen Volkspoesie und den geistigen Schätzen unsers Mittelalters knüpften das Band, obwohl ihm, dem im Fieber katholisch gemachten, die Neigung für die Kirche abging und er auch in der Kunst mit den Nazarenern nicht sympathisirte. Wir wissen, wie Tieck ihn anerkannte; am lebhaftesten erklärte sich L. A. v. Arnim in seiner Zeitung für Einsiedler

*) Riemer, Briefe von und an Goethe. S. 53.
**) Brief Schlegels vom 12. März 1806 an Fouqué, Werke 8, 150.

Digitized by Google

bei Gelegenheit des dort mitgetheilten Stücks aus Golo und Genovefa: „Wer so wie Müller, und ich berufe mich auf das Zeugniß zahlreicher Freunde, alle, die ihn irgend berührten, mit Achtung und Begeisterung für Kunst erfüllte, daß nach Jahren noch sein Bild wie von einem alten Meister in frischen Farben glänzt, während die neueren ergrauten, der bezeichnet auch ohne Erwähnung in Literaturgeschichten eine Periode; es ist ein fremdes Auge im Stamme, aus dem wunderbare Früchte wachsen müssen." Solche Stimmen belebten seinen Dichterstolz. Er erinnerte sich seiner Lieder, Idyllen und Dramen, erwog die Freundschaft, deren Lessing ihn gewürdigt, und verglich seine geringen Erfolge und seine Stelle im Winkel der Vergessenen und Verschollenen mit dem was Goethe errungen hatte. Er meinte von ihm gemißhandelt zu sein und es drängte ihn, den grilligen, wunderlichen, genieſtolzen Rechthaber, öffentlich seine Läugnung der Größe dieses Jupiter zu bekennen. Fr. Batt in Heidelberg hatte die Ordnung seiner Schriften für den Heidelberger Druck übernommen*); ihm schickte er ein Schreiben, das dem Drama Adonis vorangestellt werden sollte, mit seinem Urtheil über Goethe. Da aber Batt gegen die Stelle, welche einen weiteren Angriff auf diesen einleiten sollte, Bedenken erhob, zog Müller das Schreiben zurück und auch der Adonis kam bekanntlich damals nicht zur Veröffentlichung. Allein brieflich ließ sich Müller am 25. September 1810 gegen Batt weiter in dieser Hinsicht aus; wir theilen aus dem ungedruckten Schreiben folgendes mit:

„Daß Goethes Verdienste in Deutschland, wie Sie sich ausdrücken, allgemein anerkannt sind, will ich gerne gelten lassen; allein daß sein Ansehen, wie Sie weiter beifügen, so fest gegründet, daß ein Angriff dieser Art für mich nur die widrigsten Folgen haben könne, will mir, ich gestehe es Ihnen aufrichtig, nicht ganz einleuchten. Wie? also hätte einer, dem die Nation huldigt, das Recht, einen andern, der ihm nichts in Weg legt, und ruhig seiner Straße geht, öffentlich zu mißhandeln**), und jener Unrecht, dagegen sich zu vertheidigen? Müßte nicht eine solche Huldigung oder gesetzlose Vorliebe der Nation bei einem unpartheiischen Urtheile vielmehr zur Schande gereichen? Wird darum, weil Deutschland ihn als seinen Matador betrachtet, der Genius der Dichtkunst ihn der Zahl der großen Dichter anreihen wollen? Ich zweifle sehr. Er mag für einen wackern Meister gelten, aber ihn unter die großen Dichter zu zählen, fehlen ihm Hauptelemente, fürnemlich die Phantasie, woraus denn der Mangel an Erfindung und Idealität herfließt. Seine Natur greift nur in die Breite und gräbt in die Tiefe, aber über sich in die Höhe weiß sie nicht

*) Daß Tieck die Ausgabe der Müllerschen Werke von 1811 besorgt habe, ist Fabel.
**) Worauf Müller anspielt, weiß ich nicht und bitte Wissende um Belehrung.

Digitized by Google

zu faſſen. Ein gewiſſer Bezirk für die charakteriſtiſche Umſpannung (der Mittelſtand) iſt ihm eigen, die Tiefe der Empfindung iſt die ihm angewieſene Region, woraus er gediegene Schätze erhebt; allein vieles von dem Felde der Poeſie liegt, wie Sie ſelbſt einſehen werden, außer dieſem Umkreis, welches er daher nicht erreichen kann. Seine Kräfte ſtehen unproportionirt, ja mangelhaft gegen einander, weswegen er ſchwerlich auch ein dichteriſches Ganze, worinnen alles, was zu einer hohen und lebendigen Darſtellung, zu einem ideellen Wahren nöthig iſt, gleich harmoniſch ſtark und voll zuſammenwirkend, einbegriffen ſich zeigt, faſſen kann. Dieſe Einſeitigkeit der Kräfte und eine egoiſtiſche Anerkennung nur des Guten bei ſich, erlaubten niemals ſeinem Genius einen liberalen Aufſchwung, ſondern feſſelten ihn nach und nach immer mehr an den Erdenkloß feſt, daher wir in der Tendenz der meiſten ſeiner Producten, beſonders aber bei den letzten, das Annähern zu einem ſchweren Materialismus gewahr werden, um das Sympathiſche bei der Zuſammenſetzung der thieriſchen Naturen poetiſch aufzudecken, ohne hierbei hinlänglich auf die Bedürfniſſe des Geiſtes nach ſeiner höheren moraliſchen Würde Rückſicht zu nehmen, wodurch bei der Handlung nothwendig ſich die eckelhafteſten Situationen von ſelbſt anflechten müſſen. Heißt das nicht gleich der flammländiſchen Malerſchule um trivialer Wahrheiten willen die erſten Forderungen der Kunſt, die als höhere Wahrheiten ſich legitimiren, verabſäumen? und grade herausgeſagt, auch im Genius noch den Philiſter zeigen? Was iſt der ganze Zweck beim Wilh. Meiſter und greller noch in den Wahlverwandtſchaften aufgeſtellt, anders als ſolchen gemeinen Wirkungen zu huldigen, und durch welche Mittel? Dadurch, daß das Intereſſante aufgeopfert wird, um das Gemeine zu heben. Wann ein Hector einem Achilles unterliegt, ſo tröſtet es immer noch, daß der Sohn der Thetis als ein erhabenes Weſen, das ſolch einem Opfer entſpricht, vor unſrer Einbildungskraft ſteht; allein wenn einem ſo lockern Hecht wie Meiſter, der ſich völlig als das Ideal eines bereiſten Contor-Schreibers zeigt, alles huldigt, eine Mignon gar ihm hingeopfert wird, die tauſendmal mehr als ſolch ein Laps intereſſirt; wenn nun gar in den Wahlverwandtſchaften eine Ottilie um einen Eduard ins Gras beißen muß, ſo weiß man nicht, welchem Gefühle man Raum gönnen ſoll, dem des Mitleides oder des Unwillens. — — In den Wahlverwandtſchaften werden die Brocken, die im Meiſter übrig geblieben, aufgetragen. Iſt Eduard was mehr als der practiſche Wilh. Meiſter, Ottilie was anders als die Verwandlung der ſinnlichen Mignon in die reflectirende, in ſich geſchloſſene Ottilie, und Charlottens Tochter was anders als die üppigere Philine? — — Zu was ſoll nun die Schilderung von ſolch einem hochadlichen Zigeunergeſindel? etwa zu Idealen für die Bildung des reinen geſellſchaft-

Digitized by Google

lichen Lebens? wer mag mit solch einem Unflath, nachdem er ihn einmal durchwatet, sich wieder neu besudeln wollen? Muß man nicht den einzigen erträglichen Geschöpfen, der Charlotte und Ottilie, darum gram werden, daß sie sich um solch eines gemeinen, nüchternen, undelicaten Bengels willen, wie Eduard, so viel zu schaffen machen? Der einzige gut angelegte männliche Character wäre vielleicht der Mittler gewesen; aber auch er bleibt mit aller seiner philanthropischen Thätigkeit unthätig sitzen, sonst hätte er eine Peitsche ergreifen müssen, um alles, was in diesem Roman an die Wand p—, daraus auszumitteln.

Ich höre Sie bei sich selbst sprechen: Du, der du den Splitter in deines Nachbarn Auge siehst, wirst du auch den Balken in deinem eigenen gewahr? Es mag sein, daß ich mich in solch einer Lage befinde, allein ich nehme mir auf meine Verdienste sowohl von dieser als andrer Seite auch nichts heraus und ich will keinem es verübeln, wenn meine Producte ihm nicht gefallen. Ich bin ein Vogel des Waldes, der frei ohne Rücksicht auf Rang sein Liedchen pfeift wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Hier hat die Redensart ihre völlige Kraft, denn ich maße mir kein Recht auf Meisterhaftigkeit an, bei andern als Norm gelten zu wollen. Ja meine Gleichgültigkeit von dieser Seite geht so weit, daß ich die Nation von allem Danke gegen mich los sage, weil ich bloß zu meinem eignen Vergnügen gesungen habe. Allein ich darf hierbei auch fordern von jeder Verbindlichkeit überhoben zu bleiben, die gegen meine Ueberzeugung an ihre Vorliebe oder ihren Geschmack mich fesseln sollten, denn rein ausgesagt: saures Bier einer Flasche Johannisberger vorzuziehen, würde auch der Beifall von Europa, im Falle er für das erste wäre, mich nicht bewegen können." — —

Wir enthalten uns jeder Randbemerkung zu dieser Kritik Goethe's und zweier seiner Hauptwerke und freuen uns darin nicht das letzte Wort zu haben, das einer der zwei Jugendgefährten über den andern gesagt hat.

In den Heidelberger Jahrbüchern erschien gegen Ende 1816 fast fünf Nummern lang ein eingehender Bericht des k. bairischen Hofmalers Fr. Müller über die vier Bücher des Maler Guiseppe Bossi del cenacolo di Leonardo da Vinci mit lehrreichen ausführlichen Anmerkungen. Diese Arbeit war Goethen, der für das große Bild Leonardos ein tiefes Interesse hegte, um so willkommener, als sie seinen eigenen für Kunst und Alterthum bestimmten Aufsatz über Bossis Werk erleichterte. Am Schluß dieser kleinen Arbeit gedenkt er Müllers in freundlichstem Sinne. „Nun aber müssen wir, sagt er, noch eh wir scheiden, dankbarlich anerkennen, daß unser mehrjähriger Freund, Mitarbeiter und Zeitgenosse, den wir noch immer so gern, früherer Jahre eingedenk, mit dem Namen des Maler Müller bezeichnen, uns von Rom aus mit einem trefflichen Aufsatz über

Digitized by Google

Voſſis Werk in den Heidelberger Jahrbüchern December 1816 beſchenkt, der unſerer Arbeit in ihrem Laufe begegnend dergeſtalt zu gute kam, daß wir uns an mehreren Stellen kürzer faſſen konnten und nunmehr auf jene Abhandlung hinweiſen, wo unſere Leſer mit Vergnügen bemerken werden, wie nahe wir mit jenem geprüften Künſtler und Kenner verwandt, ja übereinſtimmend geſprochen haben. In Gefolg deſſen machten wir uns zur Pflicht, hauptſächlich diejenigen Punkte hervorzuheben, welche jener Kunſtkenner nach Gelegenheit und Abſicht weniger ausführlich behandelte."*)

So legt ſich ein milder Abendſchein über die letzte Kreuzung der Bahnen zweier an Gaben und noch mehr an Glück ungleicher Männer. Verſöhnend wirkt, daß der größere und glücklichere das letzte Wort in Frieden und Wohlwollen ſprach. Als Müllers Scheidegruß auch an Goethe nehmen wir jene Verſe, die er ſich als Grabſchrift dichtete:

Wenig gekannt und wen'ger geſchätzet hab' treu ich beim wirken
Nach der Wahrheit geſtrebt, und mein höchſter Genuß
War die Erkenntniß des Schönen und Großen. Ich habe gelebet!
Daß Fortuna mich nie liebte, verzeih' ich ihr gern.

K. Weinhold.

*) In einem undatirten Anfang Januar 1818 zu ſetzendem Briefe an Zelter nennt Goethe dieſe Arbeit einen ſinnigen Auszug aus Voſſis Werk mit einſichtigen Noten, Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter 2, 414. Der Brief Nr. 309 daſelbſt gehört vor 303.

Abdruck aus dem XXX. Bande der Preußiſchen Jahrbücher.
Druck von Georg Reimer in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vacíos Sobre

Tres años antes, cuando Ernesto Sabato publicó *Sobre héroes y tumbas*, la novela argentina había dejado de ser un género de consumo para convertirse en una aventura intelectual que requería, por lo menos, un lector atento y dispuesto a participar en el juego. Ese lector, que ya existía en el público de Borges y Cortázar, pero estaba lejos de ser mayoría, encontró en Sabato una nueva fuente de placer. Sobre héroes y tumbas, una novela de ideas, pero también de acción, de suspenso, de amor, de sexo, de pasión política, de tragedia, de humor, de todo lo que hace falta para que una novela sea una novela, es un libro que se lee con avidez.

errores recte instituta in eius perpetuitate sibimet ipsi ita constare didicerit ut in omni parte humanitatis perfectus esse uere dicatur? A qua opinione ne Goethius quidem ipse potest me deflectere qui librum primum Institutionis Guilelmi Meisteri ad Schillerum transmissum hisce prosequitur uerbis:[1] '*Endlich kommt das erste Buch von Wilhelm Schüler, der, ich weiss nicht wie, den Namen Meister erwischt hat.*' Nam quem in illo libro finxisset adulescentem ingenii admodum ambigui omnisque inopem consilii, ne Schillerus offensioni haberet, eum quod tam gravi nomine ornauisset, neue de eo nimiam mente praeciperet opinionem sibi cauendum esse ratus ista uerba addidit quae magis sunt iocantis quam iustam quaerentis excusationem. Neque uix aliter erit statuendum de Werthero. Qui quoniam a poeta iis ingenii virtutibus munificentissime est exornatus atque illustratus quae mouere fere solent animos mulierc ularum, Albertus autem, maritus eius ipsius Lottae, cuius amore

[1]) *Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Nr. 31. (6. Decemb. 1794.)*

Mi hijo y yo vimos cómo los agentes de la Guardia Civil se llevaban a mi padre. Mi madre, mi hermana y yo nos quedamos en casa, llorando. Mi padre fue encerrado en el cuartel de la Guardia Civil de Ronda, donde fue golpeado y torturado durante varios días. Después fue trasladado a la cárcel de Ronda, donde permaneció durante dos años. Mi madre, mi hermana y yo íbamos a verle todos los domingos. Mi padre fue juzgado en un consejo de guerra sumarísimo y condenado a muerte. Mi madre, mi hermana y yo fuimos a Málaga para pedir clemencia al general Queipo de Llano. Mi padre fue indultado y su pena conmutada por treinta años de prisión. Mi padre fue trasladado a la cárcel de Málaga, donde permaneció durante varios años. Mi madre, mi hermana y yo íbamos a verle todos los domingos. Mi padre fue trasladado a la cárcel de Ronda, donde permaneció durante varios años. Mi madre, mi hermana y yo íbamos a verle todos los domingos. Mi padre fue trasladado a la cárcel de Ronda, donde permaneció durante varios años. Mi madre, mi hermana y yo íbamos a verle todos los domingos.

lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zusammentreffen; in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, dass unsere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt sie von ganzer Seele, und so eine Liebe, was verdient die nicht!' — Neque multo minus auctoritatis ad fidem iis quae scripsi faciendam duos alios locos ex eodem libello depromptos habituros existimo quos adscribam: '*Sich, und was mich verdriesst,*' scribit Wertherus die 10. m. Oct. (pag. 87), '*ist, dass Albert nicht so beglückt zu sein scheint, als er — hoffte, als ich — zu sein glaubte, wenn —.*' Ac paulo infra Goethius refert ita (pag. 111): '*Auf der andern Seite war ihr Werther so theuer geworden, gleich von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Uebereinstimmung ihrer Gemüther so schön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie Interessantes fühlte und dachte, war sie gewohnt mit ihm zu theilen und seine Entfernung drohete in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reissen, die nicht*

ceive regularly every Sunday. Many of them are very poor, and have no means of support. Our Sunday-school is the only place where some of them ever hear of Jesus, and the Bible is to many of them a sealed book. Will you not help us to send the Gospel to these poor children? Will you not help us to send them the Bible, that they may learn to read it for themselves? Remember, every cent will help us. Let us hear from you soon. Please send your contributions to Mrs. Mary Hall, 1 Bible House, New York City, and she will forward them to us. Let us hear from you soon. Let us hear from you soon. Let us hear from you soon

II.

Qui primus, quod sciam, dominae Carolottae de Stein capiti coronam gemmis et auro radiatam circumdedit eamque ipsam tanquam deam diuinis honoribus colendam uenerandamque oculis profanae multitudinis proposuit, Adolfus Schoell ea tempora uidit quae omni splendore omnique nitore exuebant deque excelso in quo erat posita loco eam deiciebant in quam tam diu caelestes honores conferebantur. Pauci enim sunt (nimirum in his etiam Henricus Düntzer) qui hodieque quod quondam caelitus in hanc terram immissum creditum sit non audent nisi genu flexo ἀδέρκτως, ἀφώνως, ἀλόγως id praetergredi. Hanc tam insignem rerum conuersionem ac perturbationem uide ne soli Stahrio iisque qui eius uestigia presserunt tribuas; qui quidem certe multum ad sententiam reformandam contulerunt quae de dignitate eius mulieris olim circumferebatur cui inter ceteras omnes soli contigit ut Goethium, statim ut Vimariam adiit, uinclis uinciret uinctumque duo per lustra iuxta se retineret, sed ad Carolottam ipsam

Digitized by Google

Then, every week, he would, for some time, receive a letter from his father, containing a bill of exchange for a small sum of money, and a few lines of affectionate advice. The letters, and the money, came regularly, and Mr. Hamilton was punctual in his replies. Thus, for a year, the correspondence went on, and then, one day, Mr. Hamilton received a letter from his father, informing him that he had failed in business, and that he was ruined. He had no money to send, and he could not tell when he should be able to send any. He advised his son to do the best he could for himself, and to depend upon his own exertions for support.

Mr. Hamilton was deeply affected by this letter. He had been brought up in the lap of luxury, and had never known what it was to want. He had been accustomed to have his own way in all things, and to have whatever he wished for. He had never been taught to rely upon himself, and to look forward to the time when he should be thrown upon his own resources. He had been taught to look forward to the time when he should be thrown upon his own resources. He had been taught to look forward to the time when he should be thrown upon his own resources. He had been taught

praefatione ornata et notis illustrata et apparatu critico instructa in lucem emitteretur.[4]) Ne sim in re molestissima multus, argumento omisso fabulam significabo abundare contumeliis in Goethium uehementissime coniectis quae quales sint ut appareat satis esse duco commemorare eum suae quondam erae hominem tum uideri in summa inanitate se uertentem nimiaque sui ipsius fiducia elatum eundemque corporibus uoluptatibus deditissimum. Nam ut eum non piget cetera omnia prae se uermium instar iudicare quos nihil attineat pedibus calcare[5])

[4]) *Dido. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Charlotte Albertine Ernestine von Stein-Kochberg, geb. von Schard (1794). Im Auftrage des Freien Deutschen Hochstiftes etc., herausgeg. von Dr. Heinrich Düntzer, Mr FDH. Frankfurt a. M. Verlag des Freien Deutschen Hochstiftes. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) 1867.*

[5]) *'Die Natur hat es zu wenigen einzelnen Wesen ihres Ideals bringen können; diese waren ihr Zweck, und in diese Gattung gehören wir Poeten und Philosophen, von denen sie sichs eigentlich noch recht vorsagen lässt* (sic! an forte: *von denen sichs eigentlich nicht recht vorhersagen lässt?*), *was sie gemacht hat; das übrige ist das Gewürme, das unbemerkt zertreten wird.' p. 14.*

Digitized by Google

such reports and articles and shall not be liable for any damages arising out of any such reports or articles. Any opinions expressed in such reports or articles are those of the author and do not necessarily reflect the views of the Company. The Company

currerem. Nihil enim aliud ago quam ut eruere coner quaenam causa dominam Carolottam de Stein impulerit ut in illa fabula Goethio nomen Ogon inderet. Quod quoniam nec fortuito euenisse persuasum habeo et Düntzerus ipse, cuius quanta sit in eiusmodi rebus inuestigandis sagacitas inter omnes constat, frustra in hoc nodo expediendo elaborauit, certe operae pretium facturum me esse arbitror, si hanc quaestiunculam quoad potero persoluero aut saltem quid ad eam persoluendam contulero. Re enim satis circumspecta huius nominis originem ex lingua anglica ita eam petiuisse affirmauerim ut e duabus uocibus 'ogre' (*Werwolf*) et 'gone' (*gegangen*) sua arte Goethii praenomen Wolfgang adeo conferruminaret ut quid sentiret non modo primo obtutu sed ne ab acrius quidem intuenti ex inuolucris dinosci posset.[8]) At-

[8]) Idem fere licet obseruari in altero nomine 'Dodus' quo Düntzerus Knebelium ostendi censet nulla adiecta opinione e qua appareat unde sit deriuandum. Angli enim intellegunt 'the dodger' esse et hominem uagum, erronem, et doli machinatorem: qui satis gnarus est rerum quae tum

Digitized by Google

III.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Hoc unum omnium quae poesis nostra lyrica tulit suauissimum carmen, si unquam quod aliud, Goethium non sine caelesti aliquo mentis instinctu fudisse mihi quidem cum res certissima iam dudum uisa esset, non mediocriter offendebar, cum uel in nouissimis commentariorum Düntzeri et Viehoffii editionibus coniecturam anno 1843 a Kuhnio in ephemeride 'Germania' propositam constanter retineri uiderem. Opinatur enim uir ille doctissimus inter hos uersus parieti casulae tabulatae quae erat in monte Gickelhahn (incendio eam ante duodecim fere annos consumtam esse constat) die septimo m. Sept. anni 1783 a Goethio, priusquam somno grauis dormitum iret, inscriptos cum carmine quodam peruulgato populari quo

Digitized by Google

Thank you, please, and everyone, actually. You
have been a wonderful audience, and I appreciate
your attention. I'm sorry that I'm not going to be
able to stay for the rest of the conference, but I
promise you that I'll watch the videos, so that I
can see what you've been doing. And I'm very
much looking forward to seeing what you've been
doing. Thank you very much. Thank you for
coming, thank you for your patience, and thank you
for your attention. Thank you very much.

© 2010 Apple Inc. All rights reserved.
Apple, the Apple logo, iPhone, and iPod are trademarks of Apple Inc., registered in the U.S. and other countries.
iPad is a trademark of Apple Inc.
Other product and company names mentioned herein may be trademarks of their respective companies.

Itaque, praesertim cum nullo certo testimonio comprobatum uideatur Goethio carmina gentis Silesiacae propria tum nota fuisse, nihil est quod eam quam Kuhnius proposuit sententiam amplectamur eamque ullam prae se speciem ueri ferre iudicemus. In qua re praeterea id monendum puto interpretibus illis, si utique aliquem fontem unde poetam in carmine fingendo hausisse uerisimile esset indicare uellent, potius fuisse confugiendum ad Alcmanem, poetarum Graecorum lyricorum uetustissimum illum eundemque nobilissimum. Cuius quod extat apud Apollonium (lex. Homer. 101, 18) fragmentum uenustissimum iam propius ad similitudinem carminis Goethii accedere plane perspici potest uersibus graecis quales leguntur in Bergkii editione tertia poetarum lyricorum graecorum (III. p. 852) adscriptis:

Εὕδουσιν ὀ'ὀρέων κορυφαί τε καὶ φάραγγες,
πρώονές τε καὶ χαράδραι,
φύλλα θ'ἑρπετά θ'ὅσσα τρέφει μέλαινα γαῖα,

Fallerslebn und Ernst Richter. Leipzig 1842. No. 274. pag. 324.

Digitized by Google

Mon numéro à un zéro
Mon numéro à un zéro
Mon numéro à un zéro

fuisset cumque eius matre serenissima Amalia quam graecis litteris instituisset Anacreontis carmina legisset, etiam Goethii graeca studia nusquam prorsus intermissa[12]) resuscitasse eique illud Alcmanis fragmentum praedicasse fortasse ei uideri poterit cuius animus inclinat ut quod potuerit fieri id iam esse factum affirmet. Cuius modi futiles et importunos interpretes quoniam esse nunquam interituros nihil est quod magis constet, ne quid natiuae uenustatis Goethii uersibus de quibus disputaui detraheretur, pro uirili parte mihi praecauendum esse duxi.

HERMANUS WENTZEL.

---

[12]) *M. Bernays, l. c. p. 6 sequ. — Goethes Briefe an Frau von Stein. II. p. 168.*

Digitized by Google

Festschrift

zur

Jahrhundertfeier am 8. Oktober 1882.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich von Sybel

und

Dr. Wilhelm Arndt.

Bonn.

Verlag von Max Cohen & Sohn (Fr. Cohen).

1882.

Weinhold.

Digitized by Google

Der Löwenſtuhl.

Von

Carl Redlich.

gitized by Google

I.

Der Donner der Leipziger Völkerschlacht war kaum verhallt, als Goethe in seinen Schreibkalender folgende Eintragungen machte: „Okt. 28: Löwenstuhl, Okt. 29: Die Kinder sie hören es gerne, Okt. 30: Die Kinder ꝛc., Okt. 31: Es hörens die Kinder so gerne.“ Unter Novbr. 20 folgt dann noch die Notiz: „Riemer Die Kinder sie hören ꝛc.“ und endlich 1814 Juli 28: „Plan des Löwenstuhls.“ Mit diesen lakonischen Tagebuchbemerkungen ist zunächst sein Brief an Knebel vom 4. Novbr. 1813 zu vergleichen, in dem es heißt: „Was mich aber am eigentlichsten über diese Tage tröstet, sind ein paar Arbeiten, die mir seit dem 17. Oktober, ich darf wohl sagen, gelungen sind. Unsere Schauspieler lernen den Essex [von J. G. Dyk nach dem Englischen des Banks] ein. Madam Wolff, welcher die Rolle der Elisabeth übertragen ist, bat mich um eine Schlußrede, statt der ganz erbärmlichen, wie sie der Text enthält; dazu mußte ich die Lage der Person [Personen?] übersehen, erinnerte mich des Lebens der Königin, und so entstand ein großer Monolog, eine Art Epilog, wie sie die Engländer

haben, der ricochetweise einen großen Raum durchläuft. Das andere ist eine Ballade, deren Gegenstand ich schon lange gehegt, aber nicht zur Erscheinung bringen können; es scheint, daß das Fieber dieser Tage solchen Productionen günstig ist. Ich hoffe, Dir beide nächstens vorzulesen: denn ich wünsche nichts mehr, als einige Wochen in Jena zuzubringen." Guhrauer hat zwar bei der Ballade auf den Todtentanz gerathen, aber der ist von vornherein ausgeschlossen, seit seine Entstehung am 18. April 1813 in Leipzig feststeht. Überdies berichten die Tag- und Jahreshefte unter dem Jahre 1813: „Poetischer Gewinn war dieses Jahr nicht reichlich; drei Romanzen: der Todtentanz, der getreue Eckart und die wandelnde Glocke verdienten einige Erwähnung. Der Löwenstuhl, eine Oper, gegründet auf die alte Überlieferung, die ich nachher in der Ballade „die Kinder die hören es gerne" ausgeführt, gerieth ins Stocken und verharrte darin. Der Epilog zum Essex darf wohl auch erwähnt werden", die Oper Löwenstuhl mit der Ballade, wie das Tagebuch, verbindend. Den deutlichsten Commentar liefern aber die handschriftlichen Schätze des Goethe-Archivs selber, von denen ich diesen Sommer alle einschlägigen Papiere in Gemeinschaft mit dem Freunde, dessen treuer Hut sie vertraut sind, prüfen durfte. Da finden wir einmal die von Loeper als H[149] beschriebene Einzelhandschrift der Ballade auf vier Quartblättern, welche von Riemers Hand unter

der Überſchrift „Die Kinder ſie hören es gerne“ die erſten neun Strophen ohne die beiden Schlußſtrophen enthält; ferner einen Brief Goethes an ſeine Frau aus Hanau, in den letzten Tagen des Juli 1814 geſchrieben, der beſagt: „Der Plan zur Oper der Löwenſtul iſt geſtern zu Stande gekommen und heute abgeſchrieben“ und endlich alles, was von dieſem Plan zu Papier gebracht und theilweiſe ausgeführt iſt.

Es iſt bekannt, daß die Ballade ihren Abſchluß erſt in den letzten Tagen des Jahres 1816 gewonnen hat. Am 1. Januar 1817 meldet Goethe ſeinem Freunde Zelter, dem er im Oktober 1816 die ſeit drei Jahren fertigen Strophen vorgeleſen hatte: „Zugleich muß ich Dir die wichtige Neuigkeit melden, daß die beiden letzten Strophen jener widerſpenſtigen Ballade ‚Die Kinder ſie hören es gerne‘ glücklich angelangt ſind. Das Gebet des Paria dagegen hat noch nicht pariren wollen.“ Und wenn das endlich vollendete Gedicht, das Goethe ſelbſt als die ſchönſte und reifſte Blüthe ſeiner Balladendichtung angeſehen zu haben ſcheint, erſt 1820*) dem weiteren Leſerkreis zugängig gemacht iſt, ſo mag ihn zu dieſer Zurückhaltung außer der beim Vortragen gemachten Erfahrung, „daß ſelbſt geiſtreich gewandte Perſonen nicht gleich zum erſtenmal ganz zur Anſchauung der dargeſtellten Handlung gelangten“, auch wohl das Be-

*) Über Kunſt und Alterthum II, 3 S. 7—12.

wußtſein von dem einen ſchwachen, die Naht verrathenden Punct gebracht haben, auf den ſchon Götzinger aufmerkſam gemacht hat, ohne den wahren Zuſammenhang ahnen zu können. Das „Erhole dich, Sohn! es entwickelt ſich gut“ der letzten Strophe bleibt dem „Toben und Wüthen“ des ſtolzen Schwiegerſohns in der neunten gegenüber eine nicht recht vermittelte Härte, welche den Glauben an die Wahrheit der formell ſo ſchön gelungenen Löſung beeinträchtigt.

Vielleicht erklärt auch ein ſolches Gefühl Goethes immerhin auffallendes Schweigen über die zweite Quelle der von ihm verwandten Motive. Im Jahre 1821 hat er ſeiner Ballade die „Betrachtung und Auslegung“ nachgeſchickt*), welche mit den Worten ſchließt: „Ich wünſche den Leſern und Sängern das Gedicht durch dieſe Erklärung genießbarer gemacht zu haben und bemerke noch, daß eine vor vielen Jahren mich anmuthende altengliſche Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweiſt, dieſe Darſtellung veranlaßt hat. Der Gegenſtand war mir ſehr lieb geworden, auf den Grad daß ich ihn auch zur Oper ausarbeitete, welche, wenn ſchon der entworfene Plan theilweiſe ausgeführt war, doch, wie ſo manches andere, hinter mir liegen blieb. Vielleicht ergreift ein Jüngerer dieſen Gegenſtand, hebt die lyriſchen und dramatiſchen Puncte hervor und drängt

*) Über Kunſt und Alterthum III, 1 S. 49–55.

Digitized by Google

die epischen in den Hintergrund. Bei lebhafter, geistreicher Ausführung von Seiten des Dichters und Componisten dürfte sich ein solches Theaterstück wohl gute Aufnahme versprechen." Die erwähnte altenglische Ballade ist zuerst von Götzinger nachgewiesen in The Beggar's Daughter of Bednall Green, die durch Percy's Reliques of Ancient English Poetry*) dem Dichter bekannt geworden war. Das zweite, von Goethe nie genannte Motiv, das gerade die Ballade so widerspenstig gemacht hat, ist erst von Loeper in der 8. Novelle des zweiten Tags von Boccaccio's Decamerone entdeckt worden.**) Nur hört der Held der Novelle, der vertriebene und zum fahrenden Sänger gewordene Graf von Antwerpen aus dem Munde des adelstolzen Vaters seines Schwiegersohnes über seine Enkel das an ihren Lehrer gerichtete Wort: „Laßt sie beim Henker, der sie holen mag, wenn er Lust hat; sie zeigen ihre Abkunft in ihrem Benehmen.

*) 1765. II p. 155—169.

**) Morgenblatt 1858 Nr. 40. Goethes Gedichte 1 S. 355 in der 2. Hempelschen Ausgabe. Der Aufsatz Waetzolds in der Zeitschr. für den deutschen Unterricht 1889, III S. 502 ff. ist mir nicht zugänglich. Da Boccaccio's Name bei Musculus gänzlich fehlt, verdient eine bis jetzt ungedruckte Stelle der Tag- und Jahreshefte von 1808 angezogen zu werden: „Veranlaßt in das Feld der Märchen und kleinen Geschichtchen mich zu wagen, las ich gar manches schon vorhandene dieser Art: Tausend und eine Nacht, Anekdoten der Königin von Navarra, dann den Dekameron des Boccaz; größere verwandte schlossen sich an. Daphnis und Chloe von Longus durch Amyot, Gil Blas von Santillana, Psyche von Lafontaine, St. Real Verschwörung von Venedig."

Bettelkinder ſind ſie von mütterlicher Seite und da iſt es denn kein Wunder, wenn ſie am liebſten bei Bettlern verweilen“ und ſtraft es nach der Wiedereinſetzung in ſeine Rechte durch den Auftrag an den Schwiegerſohn: „Nimm das als ein gnädiges Geſchenk unſeres Herrn, des Königs, und vergiß nicht deinem Vater zu ſagen, daß deine Kinder, ſeine und meine Enkel, nicht von mütterlicher Seite Bettelkinder ſind.“*) Das Verletzende der leichten Verzeihung, die der Gatte, der Vater in der Ballade findet, nachdem er die heiligſten Bande verwegentlich gelöſt hat, iſt bei Boccaccio nicht vorhanden.

Die ſcharfe Contraſtirung der milden betenden Gräfin und des wilden Jägers, ihres Gemahls, der in maßloſem Zorne ſie mit ihren Kindern ſchmäht, erſcheint mir als ein Nachklang aus der Goethe wohlbekannten Schauernovelle Horace Walpole's The Castle of Otranto,**) in welcher Manfred, der unrechtmäßige Burgherr, ſeiner frommen Gattin Hippolita in ähnlicher Feindſeligkeit gegenüberſteht. Die Erinnerung an dieſes Motiv möchte wohl näher liegen als die beiden Shakeſpeariſchen, die v. Loeper herangezogen hat. Zwiſchen dem Lear der Holinſhedſchen Chronik und dem heimkehrenden Grafen läßt ſich ſchwer eine Ähnlichkeit entdecken, und die Ballade des Don Adriano

*) Nach Witte's Überſetzung I S. 194. 197.

**) Vgl. I S. 469, wo übrigens der zweite und vierte Hexameter im Druck irrigerweiſe wie Pentameter behandelt ſind.

Digitized by Google

de Armado of the King and the Beggar in Love's Labour's lost I, 2 und IV, 1 iſt die bekannte King Cophetua and the Beggar-Maid bei Percy I S. 166 ff., welche Shakeſpeare auch in Romeo und Julia und im zweiten Theil von Heinrich IV. erwähnt; ſie ſpielt in Afrika und zeigt mit der Geſchichte des blinden Bettlers von Bednall-Green und ſeiner hübſchen Tochter Beſſy, die von einem fürſtlichen Werber als Gattin heimgeführt wird, keinerlei Verwandtſchaft.

Von Goethe liegen noch zwei Äußerungen über ſeine Ballade aus dem Jahre 1823 vor, die eine aus einem Geſpräch mit Eckermann*), die andere in dem ſchönen Aufſatz „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geiſtreiches Wort.“**) Eckermann hatte mit Recht gerühmt, daß in der Ballade ein ſehr reicher Gegenſtand in große Enge zuſammengebracht ſei, und beſonders den Kunſtgriff betont, daß das Vergangene der Geſchichte den Kindern von dem Alten bis zu dem Punct erzählt werde, wo die Gegenwart eintritt und das Übrige ſich vor unſern Augen entwickelt. Darauf bemerkte Goethe: „Ich habe die Ballade lange mit mir herumgetragen, ehe ich ſie niederſchrieb; es ſtecken Jahre von Nachdenken darin, und ich habe ſie drei- bis viermal verſucht, ehe ſie mir ſo gelingen wollte, wie ſie jetzt iſt.“ An der andern Stelle führt die Betrachtung über Heinroths

*) II S. 46; wiederholt bei Biedermann VI S. 362.

**) Zur Morphologie II S. 48.

Digitized by Google

geiſtreiches Wort, Goethes Denkvermögen ſei gegenſtändlich thätig zu dem intereſſanten Bekenntniß: „Was nun von meinem gegenſtändlichen Denken geſagt iſt, mag ich wohl auch ebenmäßig auf eine gegenſtändliche Dichtung beziehen. Mir drückten ſich gewiſſe große Motive, Legenden, uraltgeſchichtlich Überliefertes ſo tief in den Sinn, daß ich ſie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirkſam im Innern erhielt; mir ſchien der ſchönſte Beſitz ſolche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu ſehen, da ſie ſich denn zwar immer umgeſtalteten, doch ohne ſich zu verändern einer reineren Form, einer entſchiednern Darſtellung entgegen reiften. Ich will hievon nur die Braut von Corinth, den Gott und die Bajadere, den Grafen und die Zwerge, den Sänger und die Kinder*), und zuletzt noch den baldigſt mitzutheilenden Paria nennen.“

Der ſinnige Vorſpruch mit dem Anklang an den Refrain der Ballade, den der Dichter bei der erſten Veröffentlichung vorangeſtellt, und den nach der Ausgabe letzter Hand auch die Weimarer unmittelbar vor dem Text giebt, ſcheint leiſe anzudeuten, wie die gewaltige Wirklichkeit der Gegenwart die Farben zu dem Schluß geliefert hat. Der Held der engliſchen

*) Das Hochzeitslied iſt ſchon am 6. Decbr. 1802 mit dem Titel Der Graf und die Zwerge an Zelter geſchickt. Der Name Der Sänger und die Kinder für unſere Ballade kommt nur hier vor; in der Weimarer Ausgabe III S. 378 iſt er leider durch einen Druckfehler entſtellt.

Digitized by Google

Ballade iſt ein Aufrührer gegen ſeinen königlichen Herrn, der Sohn jenes großen Simon von Montfort, der die Barone gegen Heinrich III. anführte, aber 1265 bei Evesham den Tod fand auf demſelben Schlachtfelde, auf dem der junge Graf ſchwer verwundet liegen bleibt. Von einem vornehmen Fräulein gefunden und gepflegt, wird er ihr Gatte, gilt aber für todt, weil er Rang und Reichthum unter der Hülle eines bettelnden Sängers verbirgt, bis er nach 40 Jahren bei der Vermählung ſeiner Tochter ſich ihren Hochzeitgäſten in einem Liede zu erkennen giebt. Boccaccios Graf von Antwerpen iſt von der Gemahlin des nachmaligen Königs Philipp des Schönen verleumdet, wie der keuſche Joſeph, und hat vor der Rache des alten Königs und ſeines Sohnes mit zwei kleinen Kindern flüchten müſſen. Erſt als die Beichte der ſterbenden Urheberin ſeines Unglücks ſeine Unſchuld an den Tag gebracht hat, wird er aufgeſucht und in ſeine Ehren wieder eingeſetzt. Goethes Graf aber iſt der treue Anhänger ſeines Königs, der als Flüchtling ſein Schloß verloren hat wie ſein Herr ſeinen Thron, und dem der zurückkehrende rechtmäßige Herrſcher, wie allen Getreuen, entwendetes Glück wiederverleiht: ein Motiv, das die Geſchichte der Heimkehr vertriebener Fürſten nach dem Sturze des großen Gewalthabers in den zahlreichſten Beiſpielen darbot.

Digitized by Google

II.

Wie steht es nun aber mit dem Motiv vom Löwenstuhl, das in die Ballade keinen Eingang gefunden hat, von dem Goethe selbst wiederholt bezeugt, er habe daraus eine Oper desselben Inhalts wie die Ballade gestalten wollen? Düntzer hat mit einer Reihe von Vermuthungen die Lücke unserer Kenntniß auszufüllen versucht, aber er ist dabei so merkwürdig unglücklich gewesen, daß er mit den zuverlässig überlieferten Thatsachen überall in Widerspruch geräth. „Löwenstuhl", sagt er, „hieß wohl das Schloß." Der Löwenstuhl ist sicherlich kein Schloß, sondern ein mit goldnen Löwen geschmückter Sessel nach dem Vorbild von Salomos Thron (1 Kön. 10, 18—20. 2 Chron. 9, 17—19), etwa wie er Schiller im Prolog der Jungfrau von Orleans Sc. 3 V. 433 ff. vorgeschwebt hat.*) Folgende Verse Goethes liefern den urkundlichen Beweis für meine Behauptung:

Jeder Genosse, jeglicher Fremde
Flüchtet sich her vor dem Zorne des Herrn.
Mitten im Hause, mitten in der Burg,
Wo er herrscht' unumschränkt,
Setzte den Stuhl, den Freistuhl,
Hier der gerechte,
Hier der besonnene Fürst.**)

*) Vgl. das Jugendgedicht „Die schlimmen Monarchen" in der Anthologie auf das Jahr 1782 S 244 ff. V. 30 und den Anfang von Reinwalds „Der Vorsatz" in der Thalia 1, 4, 1.

**) Weiteres s. u. S. 223. 229.

Digitized by Google

„Der Entwurf der Oper", fährt Düntzer fort, „dürfte in den Anfang des Jahres (1813) gehören, wo Goethe sehr musikalisch gestimmt war." Der Entwurf der Oper ist ohne allen Zweifel erst im Sommer 1814 gemacht, und der Name Löwenstuhl begegnet zum ersten Mal am 28. October 1813, also am Ende des Jahres. Über die Bedeutung dieses Eintrags ins Tagebuch, von dem die Angaben in Eckermanns Papieren abhängig sind, läßt sich streiten. Ich muß annehmen, daß Goethe damit nur den Tag hat fixiren wollen, an dem ihm der Stoff der Löwenstuhlsage irgend woher zugeflossen ist. Die Möglichkeit, eine wirkliche Arbeit an der Oper vor der Fertigstellung eines genauen Scenariums vorauszusetzen, ist für jeden, der Goethes Vorarbeiten zu seinen späteren dramatischen Werken gesehen hat, absolut ausgeschlossen, und die Entstehung des Scenariums für den Löwenstuhl steht, wie Eingangs schon gesagt ist, für Ende Juli 1814 fest. Die Vermuthung aber, es solle das bloße Fassen des Entschlusses zu einer Oper Löwenstuhl angedeutet werden, hat so gut wie gar keine Wahrscheinlichkeit für sich, da Goethe schon am folgenden Tage an seiner Ballade arbeitet. Nun behauptet freilich Düntzer drittens, Goethe habe damals wohl noch die Ballade mit dem Namen Löwenstuhl bezeichnet, natürlich unter der irrigen Voraussetzung, die aber dabei schon als ausgemachte Sache behandelt wird, daß Löwenstuhl auch der Name des Schlosses

Digitized by Google

ſei; ſonſt kämen wir mit der Annahme, daß eine Ballade, in der keine Spur von einem Löwenſtuhl ſich findet, doch Löwenſtuhl genannt werden ſoll, zum ſchönſten lucus a non lucendo. Doch genug des Streitens! Die unartige Kritik Düntzers, v. Loeper ſei „über die Entſtehung der Ballade ungenügend kurz; er (Düntzer) habe in ſeiner Ausgabe der Gedichte Genaueres gegeben“ *), forderte zur Unterſuchung heraus, wie es denn eigentlich mit dieſer Genauigkeit beſtellt ſei. Für mich iſt der Verlauf der Goethiſchen Arbeit vielmehr folgender. Nachdem die Ballade im Oktober und November 1813 nur bis zum neunten Verſe vorgerückt war und ſich der Schluß nicht finden wollte, verſuchte Goethe aus demſelben Stoff eine Oper zu bilden, und als die Oper trotz zweier verſchiedener Anläufe doch ins Stocken gerieth, nahm er 1816 die Ballade wieder vor und gewann für ſie den fehlenden Abſchluß. Dem widerſpricht auch nicht das „nachher“ in der Angabe der Tag- und Jahreshefte von 1813, denn für den Dichter war die Ballade natürlich erſt ausgeführt, als ſie ganz fertig vorlag.

Wir würden vielleicht noch einen Schritt weiter gekommen ſein, wenn es gelungen wäre zu ermitteln, wo und wie Goethe die Sage vom Löwenſtuhl aufgefunden hat. Bis jetzt habe ich keine Spur davon entdecken können: die bekannten Sagenſammlungen

*) In den Akademiſchen Blättern von Otto Sievers I, S. 99.

liefern nichts und die gleichzeitige Litteratur schweigt. Es frommt nicht aufzuzählen, an wie vielen Stellen vergeblich gesucht ist, und unsichere Vermuthungen auszusprechen ist ein unfruchtbares Geschäft. Nur über den Grund des Stockens der dramatischen Arbeit läßt sich ein Wort sagen und dabei zugleich eine irrige Angabe Goedekes, die auch in der neuen Auflage seines Grundrisses wiederholt ist, berichtigen. Wenn dieser nämlich darauf hinweist, es habe ein tüchtiger Componist in der Nähe gefehlt, so überträgt er auf den Löwenstuhl, was Goethe 1816 in den Tag- und Jahresheften von einer orientalischen Oper sagt. Die Skizze zu derselben liegt auch im Archiv, aus dem sie vielleicht noch in diesem Jahre zuerst ans Licht treten wird: sie heißt Feradeddin und Kolaila. Die Vollendung des Löwenstuhls scheiterte vielmehr an den Schwierigkeiten des Stoffes, deren Überwindung stillere Muße verlangt hätte, als der vielfach nach ganz anderen Seiten in Anspruch genommene Dichter erübrigen konnte. Die Begründung des Divans allein würde ausreichen, um das Liegenlassen des Operntextes in beiden Gestalten zu erklären.

III.

Es erübrigt ein Bericht über das handschriftliche Material des Goethe-Archivs in Beziehung auf diese zwei inhaltlich gleichen, formell sehr verschiedenen

Digitized by Google

Entwürfe zum Löwenstuhl. Der erste, 25 Folioblätter ganz von Goethes eigener Hand geschrieben, enthält auf dem ersten Blatt den Urentwurf eines Scenariums, auf den folgenden die Reinschrift, in der für jede Scene nach Goethes Gewohnheit ein ganzes Blatt mit den Namen der auftretenden Personen überschrieben und darunter Einzelnes ausgeführt ist. Es handelt sich dabei um eine musikalische Oper mit Prolog in drei oder vier Acten. Wenn Goethe den Weisungen seines Freundes Zelter gefolgt ist, so hat er nur drei Acte beabsichtigt, denn dieser hatte ihm am 8. Mai 1812 geschrieben: „Eine musikalische Oper darf meines Erachtens nicht über drei Akte haben, zwei lange und einen kurzen, oder noch besser einen langen zwischen zwei kurzen." Als Schauplatz ist angegeben für den Prolog und ersten Act: Erdsaal; für den zweiten Act: Burgplatz und Garten, letzteres mehr als ersteres; für den dritten: Löwensaal. Die Schlußscenen, die in der Schatz- und Rüstkammer spielen sollten, sind nicht ausdrücklich als vierter Act bezeichnet.

In dem massiven weitläufigen Erdgeschoß eines großen Palastes, der lange unbewohnt gestanden hat, beginnt der Prolog mit einem Tanz von Dämonen, leise fledermausartig, unterbrochen durch Pauken- und Trompetenschall von außen, der den obersten Dämon weckt. Dieser tritt hervor und prologisirt. Es treten auf ein Abgeordneter des Königs und der Schaffner

des Herzogs, um das Schloß zu eröffnen, das der siegreiche, junge König dem Herzog, dem Führer seines Heeres, zum Geschenk bestimmt hat.

Denn die Treue
Legt der Ehre
Noch der Güter
Fülle zu.

Die Meubles und Teppiche der neuen Herrschaft werden gebracht, der Löwenstuhl wird exponirt und durch den Schaffner die Großheit, doch Gewaltsamkeit seines Herrn. Die Herzogin erscheint mit ihrer Tochter und empfiehlt dem Schaffner Mildthätigkeit gegen die Armen; ihre Arie geht über in ein Duett mit der Tochter und ein Terzett beider mit dem Schaffner. Dann kommen, neugierig nach dem Löwensaal, die beiden Söhne und werden von dem Schaffner dorthin geleitet. Zwischen Mutter und Tochter kommt der Plan einer Vermählung der Tochter mit dem König zur Sprache, gegen welchen die Tochter Abneigung zeigt. Zu ihnen kommt der Herzog, endlich auch der König, und alle Chöre ihres Gefolges beschließen den ersten Act.

Im zweiten hören wir zunächst von der Tochter den allgemeinen Ausdruck eines geheimen schmerzlichen Verhältnisses.

Sollt nach Tagen und nach Jahren
Das Geheimniß je erfahren
Ach der König! Unter Großen
Er der Größte wird verstoßen
Seine Gattin, seinen Sohn.

Digitized by Google

Dem um ſie werbenden König entdeckt ſie die Abkunft der Mutter, ohne Glauben zu finden.

Ja, du ſollſt die Meine werden,
Ja, die Meine biſt du ſchon.
Theile den Genuß der Erden,
Meine Länder, meinen Thron.

Ja, es wird entſchieden werden,
Die Entdeckung naht ſich ſchon.

Deine Wälder, deine Herden,
Deine Güter, deinen Thron.

Und man erzählt ſich,
Sie ſei die Tochter
Des größten Fürſten,
Des Überwundnen,
In wildem Kriege
Geraubt, erbeutet,
Zu neuem Kriege,
Zu wildem Siege
Anlaß bereitet.
Es iſt ein Mährchen.
Sie war des Armen,
Des Bettlers Kind.

König.
Es iſt nicht möglich.

Geſtalten
Von hoher Würde,
Ja, ſie entfalten
Erhabner Ahnen
Erneutes Bild.

Digitized by Google

Tochter.

Nur allzu wahr iſts.
Am Scheidewege
Fand er den Alten,
Der ihm die Tochter
Bedenklich traute.

König.

Nur ein verſtellter ....

Der Herzog erſcheint, um den König zur Jagd zu laden; alle andern kommen mit den Jagdchören; der König bricht auf, aber der Herzog, der ihn geleitet, kehrt noch einmal entrüſtet zurück, ohne Zweifel über den Sänger, den er im Schloßhofe unter der Fürſorge des Schaffners geſehen hat. Darauf weiſen die Verſe

Mit dem Alten kann der Alte
Ganz allein barmherzig ſein.

Und wir werden immer lachen,
Wenn du uns befehlen willſt.
Sieh nur, ſieh an dieſen Sachen,
Was du biſt und was du giltſt

von denen die letzten doch nur als Scheltwort des Herzogs gegen die Gattin verſtändlich ſind. Jagdchöre ſchließen den zweiten Act.

Den dritten eröffnet ein bewundernder Frauenchor, dem der Schaffner den Löwenſtuhl exponirt. Die Herzogin erſcheint mit ihrer Tochter, der ſie

Muth einſpricht. Die Kinder kommen und bitten um die Erlaubniß, dem fremden Sänger, der ihnen ſchöne Märchen erzählt hat, das Schloß zu zeigen. Sie führen den Alten ein, aber ihr Verkehr wird durch den Schaffner unterbrochen, der den Sänger auffordert ſich vor dem nahenden Herzog zu verſtecken. Der Alte widerſetzt ſich, und das Erſcheinen des Herzogs führt zur Hauptſcene, in der, wie es ſcheint, dem Befehl zur Verhaftung des Alten die Fürbitten der Herzogin und ihrer Kinder entgegentreten ſollten, bis der König hinzukommt. In dem erſten Scenarium bleibt der König mit dem Alten allein, und für den Alten iſt dann noch ein Duett mit dem Schaffner vorgeſehen; in der Reinſchrift ſind beide Scenen in eine zuſammengezogen unter der Überſchrift: Die Vorigen außer dem Herzog. Jedenfalls muß der Alte hier das Verſteck der einſt vor ſeiner Flucht verborgenen Schätze angegeben haben, denn in der geöffneten Schatz- und Rüſtkammer gehen die Schlußſcenen vor ſich. Der Schaffner tritt auf mit einem Männerchor, der die Waffen, und mit einem Frauenchor, der die Schätze bewundert. Der König kommt mit dem Herzog und deſſen ganzer Familie; der Schaffner übergiebt alles dem Könige; der König ſchenkt alles dem Herzog. Da ſteigt eine Rüſtung empor, thut Einſpruch und tritt herunter. „Entdeckung und Entwickelung. Die Rüſtungen werden lebendig. Chöre königlicher Bed., herzoglicher Bed., Gerüſtete, Frauen“ ſchließt das

Schema, das in der erſten Niederſchrift außerdem noch nach der Übergabe durch den Schaffner die Weiſung „Bewunderung der Rüſtung“ enthält.

Und er baute den Palaſt
Ach ein Gott ſo ſchien er faſt

Rede weiter

Und die Schale war zerbrochen
Und da lag der Knabe todt.

O des jammervollen Zornes!

Und zwei goldne Löwen waren
Zeichen der Gerechtigkeit

was wieder auf den Löwenſtuhl deutet, ſteht auf dem letzten Folioblatt, verbreitet aber kaum dämmeriges Licht über den Gang der wunderbaren und zauberhaften Löſung. Spuken in den lebendig gewordenen Rüſtungen die Dämonen des Prologs? Steckt in der Hauptrüſtung der Alte, deſſen nicht wieder Erwähnung geſchieht? Sind es gar die alten Burggenoſſen, die, wie Dornröschens Hofſtaat, aus langem Zauberſchlaf zu neuem Leben erwachen? Wir wagen es nicht zu entſcheiden, aber unverkennbar ſcheint uns auch hier wieder die Verwandtſchaft mit der „Burg von Otranto“, wo ſich alle die nervenerſchütternden Wunder, durch die das Geſchlecht des Uſurpators vernichtet und der rechtmäßige Erbe in ſeine Rechte eingeſetzt wird, um die Rüſtung des Ahnherrn drehen, deren

Digitized by Google

einzelne Stücke sich allmählich zusammenfinden, bis sie zuletzt, in Riesengröße die Mauern sprengend, die Entscheidung herbeiführt.

IV.

Ein ganz eigenartiges Interesse beansprucht der zweite Entwurf, der auf 16 Quartblättern meist eigenhändig von Goethe, zum Theil von Geist geschrieben gleichfalls im Goethe-Archiv liegt. Bei demselben werden noch 3 lose Folioblätter und 6 Blätter kleineren Formates verwahrt, deren Zugehörigkeit zu den Vorarbeiten dieser neuen Redaction außer Frage steht. Das alte Scenarium ist auch für sie im Allgemeinen maßgebend geblieben; nur der Schaffner hat sich in einen Burgvoigt, Herzog und Herzogin in Graf und Gräfin verwandelt. Die äußere Einrichtung ist dieselbe, wie bei dem ersten Entwurf: für jede Scene ist ein Blatt mit den Namen der agirenden Personen bestimmt, und wo ausgeführte Scenen größeren Raum beanspruchen, sind besondere Blätter eingeheftet. Diese sind in der Zahl von 16 mitgezählt, so daß die Scene zwischen Burgvoigt und Gräfin auf Bl. 9 als Ausführung der gleichnamigen auf Bl. 10 anzusehen ist, und die zwischen der Gräfin und ihrem Sohn auf Bl. 12 und 13 zum Ersatz der auf Bl. 11 nur skizzirten dienen soll. Der Entwurf reicht bis zum Auftreten des wüthenden Grafen nach dem Ge-

Digitized by Google

ſpräch des Alten mit den Kindern. Haben wir es aber auch nur mit einem Fragment, oder vielmehr mit einer Reihe von Fragmenten zu thun, die noch nicht in geſchloſſenen Zuſammenhang gebracht ſind, ſo iſt die Form derſelben merkwürdig genug, um noch eine kurze Beſchreibung zu rechtfertigen. Es handelt ſich nämlich um den Verſuch, gleichſam eine Oper ohne Muſik zu ſchaffen, d. h. die Opernmuſik zu erſetzen durch rhythmiſchen Wohlklang in der bunteſten Mannichfaltigkeit.

Für den Dialog iſt das Hauptmaß der Trimeter, wie in der Pandora: rein iambiſch, wo er lebhaft und ſchnell geht; mit Spondeen und Daktylen gemiſcht, wo er an ernſten bedeutenden Stellen kraftvolleren Gang zeigt; auch mit iambiſchen Dimetern wechſelnd. Beiſpiele für die beiden erſten Arten giebt ſchon der Eingang:

Der großen Riegelſchlöſſer mächtige Bändiger,
Die ehrnen Schlüſſel, händiget ſogleich mir ein,
Nachdem ihr dieſer Pforten krachendes Gewicht
Auf ſeinen roſtenden Angeln kräftig umgewandt.
Laßt mich den lang verſchloßnen Heldenraum zuerſt
Ernſthaft begrüßen, deſſen Glanz ich nie geſehn.
Siegprangend ſendet königliche Macht mich her,
Beſitz zu nehmen dieſer ſeit geraumer Zeit
Verlaßnen Burg und wieder alsbald den Beſitz
Zu verleihn dem würdigen Führer ſeiner Heereskraft,
Der ſeines Dieners graugelocktes Haupt geſandt,
Die königliche Gnade dankbar zu empfahn.

Burgvoigt.

Vom edlen Grafen, meinem Herrn, hierhergesandt,
Verehr' ich dich, des Königs Abgeordneten.

für die Mischung mit Dimetern die Rede der Gräfin:

Der Schönheit wie der Neigung Werth verliert sich bald,
Allein der Werth des Goldes bleibt.
Die Neigung treibt den jungen Mann zur Schönheit hin,
Doch Habe freut den älteren.

und:

Er geht gebeugt von seines Herren Zorn hinweg,
Und fremde Schuld belastet ihn.
Auf mich gerichtet stürmte jenes Wort einher,
Den Alten strafend nur zum Schein.

In Trochäen, nach Calderons Muster, unterhalten sich die Gräfin und ihr Sohn:

Sohn.

Liebe Mutter! In dem neuen,
Erst betretenen Palaste
Deinen vielgeliebten Kindern,
O! gewähr ein neues Fest.

Gräfin.

Schaffet euch die Feste, Kinder!
Selbst nach Herzenslust und Willkühr.
In des Schlosses weiten Hallen
Spielt und freuet euch des Raums.

Sohn.

Solcher Freuden, die vergönnt sind
Ohne Fragen, ohne Bitten,

Digitized by Google

Wiſſen wir wohl zu genießen;
Doch ein andres wünſchen wir.

Gräfin.

Sage, Kleiner, was verlangſt du?
Aber ſchnell! Denn viel zu ſchaffen
Giebt mir unſres Königs Ankunft,
Seiner Gnaden Ungeduld.

Sohn.

Draußen harret auf dem Schloßplatz
Eines hochbetagten Mannes
Hülfsbedürftge, kummergraue,
Schlechtbekleidete Geſtalt.

Gräfin.

Schon bedacht iſt ſein Bedürfniß,
Schon verſorget ihn der Burgvoigt.
Speis und Trank und milde Gaben
Trägt er gleich mit ſich davon.

Sohn.

Andre Wünſche noch im Herzen
Leichtbefriedigte bewegt er.
Schöne Mährchen erſt erzählt' er,
Brachte dann die Bitten an.

Gräfin.

Rede denn; doch rede ſchleunig!

Sohn.

Eh ich — ſo begann der Alte —
Berg hinab durch Wald und Felſen
Und der Thäler Grauſen wandle,

O verſchafft mir des Palaſtes
Innern Anblick, daß ich Bilder
Edlen Menſchenwerks im Geiſte
Still erbaut von hinnen trage.
Alſo ſprach er, wie ich ſpreche,
Und ſo bat er, wie ich bitte.
Mutter! gönn ihm dieſe Gabe,
Dieſen Troſt des einzgen Blicks.

In Anapäſten tobt der Graf:

Tretet her, folget all dem Gebote des Herrn!
Ergreift mir des Manns unfeſtliches Bild!
Faſſet an! Hier walte Befehl und Gewalt!
Kein Schwächlicher ſoll ſich dem Dienſt entziehn!

Choriamben erſcheinen mit ſorgfältig übergeſchriebener metriſcher Bezeichnung:

Wortſchall herrſcht in des Tags Gewalt,
Liebe wäget ſo fröhlichen Sinn,
Daß ein Glücklicher ausruft

und:

Neigung ſchwärmet behend umher,
Liebe drängt ſich gewaltig auf,
Freundſchaft harret beſcheiden, ſehnt

ja ſogar ſapphiſche Verſe, wie:

Wenn der Dienſtmann grimmigen Zorn des Herrn fühlt,
Steht betäubt unglücklich beſchämt er ſtumm da

und Joniker, wie:

Iſt's ein Ernſtkampf dieſer Handvoll
Soll's ein Spiel ſein? Wunder iſt's.

Digitized by Google

Die Scene zwiſchen dem Alten und den Kindern iſt nur ganz oberflächlich ſkizzirt:

Kinder.

Einführung.

Greis.

Anrede ans Haus. Preis dem Bauenden. Glückes Gefühl. Daurender Zuſtand ꝛc.

Kinder.

Ob er ſchon hier geweſen. Den alten Beſitzer gekannt.

Greis

bejaht es.

Kinder.

Soll ihnen erzählen! ſich ſetzen auf den Löwenſtuhl.

Greis.

Beugt ſein Knie davor.*)

Kinder.

Bringen einen Feldſtuhl.

Greis.

Setzt ſich und erzählt die Geſchichte des Löwenſeſſels.

Kinder.

Freuen ſich der Gerechtigkeit. Wo er hingekommen.

---

*) Auch dieſer Zug erinnert an die Burg von Otranto. Als Friedrich von Vicenza nach der Herausforderung des Uſurpators Manfred in die Burg einzieht und auf dem Schloßhof des Wunderhelms gewahr wird, kniet er vor demſelben nieder und betet ſtill einige Minuten.

Digitized by Google

Greis.

Vorige Zeit. Wichtige eh ihr gebohren wart. Tiefe des Zuſtandes vorher. Entſtehung des Kriegs. [Lücke] aber Verjagung der Treuen. Wildeſte Flucht mit einer Tochter.

Kinder.

Mehr zu hören!

Greis.

Abſchied.

aber die Bleinotizen am Rande „Monoſtrophiſch“ zur erſten Rede des Alten, „Eddas Rhythmen“ zu der Geſchichte des Löwenſeſſels weiſen auf beabſichtigte neue Metra, und pindariſch klingt der Segensgruß des Greiſes:

Dich mildgebohrnes junges Paar
Segn' ich, ſegn' ich, lege die Hände euch auf,
Daß ihr ſolcher edlen Wohnung feſtlichen Anblick
Gönnen möget dem trüberen Blick.
Welch Gefühl ergreift den lange Schweifenden
Dieſen Ort erblickend.

Nur Reimverſe ſind faſt gänzlich verſchmäht, die im gleichzeitigen Erwachen des Epimenides und in der älteren Pandora ſo häufig begegnen, zu muſikaliſcher Ausgeſtaltung einladend. Der Burgvoigt will mit ſolchen den Greis fortſcheuchen:

Eilig eilig weg von hinnen!
Nur kein Zaudern, kein Beſinnen!
Ja er hat es uns geſchworen,
Alle ſind wir nun verloren

und der Alte antwortet ebenſo:

Nein, ich will mich nicht verbergen!
Laßt ſie kommen, ſeine Schergen!
Laßt ihn toben, laßt ihn wüthen!

wo uns wörtliche Anklänge an die Ballade begegnen, von der wir ausgegangen ſind.

Wir ſtehen am Ende. Bekanntes hat im Anfang wiederholt werden müſſen, um den Weg zu zeigen zu noch Unbekanntem, das die Schatz- und Rüſtkammer des Weimarer Schloſſes mir geboten hat, als ich vor wenig Wochen bewundernd ihre Schätze beſichtigen durfte. In trüber Zeit, unter der Herrſchaft der böſen Seuche, die, meine arme Vaterſtadt heimſuchend, weite Kreiſe des Vaterlandes bedroht, iſt das fröhlich Eingeheimſte zuſammengeſtellt; mögen ſich ſelige Sterne einen, um ungetrübt das hohe Feſt heraufzuführen, zu deſſen Begrüßung auch dieſe beſcheidene Gabe ehrfurchtsvoll dargebracht wird!

Digitized by Google

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Acquisition years and illustrated artworks in the Tate Collections

Research Analysis

Version 1 – 2016 Publication

1343

Ueber Goethes 'Mädchen von Oberkirch'.

Von

Gustav Roethe.

Aus den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.
Philologisch-historische Klasse. 1895. Heft 4.

Digitized

Aus den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.
Philolog.-historische Klasse. 1895. Heft 4.

Ueber Goethes 'Mädchen von Oberkirch'.

Von

Gustav Roethe.

Vorgelegt in der Sitzung vom 6. Juli 1895.

Am 3. März 1790 schreibt Goethe an Jacobi, dem er länger als ein Jahr keine Zeile gesendet hatte, in einer kurz zusammenfassenden Skizze der Tätigkeit dieses Jahres: '*Daß die Französche Revolution auch für mich eine Revolution war kannst du dencken*'. Das Wort überrascht. Es stimmt wirklich nicht ganz zu der äußerlich kühlen, mindestens sehr zurückhaltenden, wenn nicht gradezu ablehnenden Weise, in der Goethe zu der Alles um ihn erregenden Welttragödie Stellung nahm. Die französische Revolution gehört zu den Geschehnissen, die er, der Prophet ruhiger Bildung und Entwicklung, weil sie ihn antipathisch beunruhigen, nicht gerne bespricht, nicht allzuoft erwähnt. Zumal ihren Einwirkungen auf seine Umgebung, dem '*unseligen körperlosen Partheygeist*', den sie entfesselt, grollt er (Briefe 10, 187); mit Verdruß sieht er, wie Meinungen über fremde Verhältnisse die nächsten zerstören. Das ewige politische Lied pro und contra, das nicht einmal mit Variationen, sondern immer wieder das crude Thema herunter georgelt wird, ist ihm höchst widerwärtig (Briefe 10, 6), und wenn er kann, rettet er sich vor dem '*Spucken des garstigen Gespenstes, das man Genius der Zeit nennt*', zu ästhetischen Freuden, wie zumal Schillers Freundschaft sie ihm immer reicher gewährt (Br. 10, 174. 128. 186 f.). Das Alles steht in seinen Briefen zu lesen, und wenn es da gar heißt, ihm sei weder am Tode der aristokratischen noch der demokratischen Sünder gelegen (Briefe 10, 6), so sieht das aus dem Munde des Mannes, der eben ins Feld zieht, gewiß nach Gleichgiltigkeit aus. Und seine poetischen Nachbildungen des Zeitsinnes, die ihm zu einer '*Art von gemüthlich-tröstlichem Geschäft*' wurden (Hemp. 25, 174), scheinen dem Eindruck nicht zu widersprechen, wenigstens insoweit sie 'Hermann und Dorothea' vorangehn.

Digitized by Google

Dennoch steckt ein Fehler in der Rechnung. Der gründliche Widerwille des vornehmen Geistes gegen politisches Tagesgeschwätz, gegen alles Parteiwesen erlaubt keine Schlüsse auf den Eindruck, den das große Ereignis selbst auf den Dichter gemacht hat. Es hat ihm doch ein Problem aufgegeben, das er künstlerisch zu bewältigen ringt. Den künstlerischen Ernst, der auch in seinen prosaischen Revolutionsdichtungen herrscht, unterschätzt man gewöhnlich. Freilich der Sieg will Goethe in diesem Kampfe nicht werden. Aber er läßt nicht ab, mit jenem Geist zu ringen; er müht sich noch, als in Frankreich bereits der erste Consul am Ruder ist. Wer die mannigfachen Ansätze und Versuche betrachtet, die von Goethes unablässigem Streben zeugen, der sieht freilich, warum sie mislingen mußten. Goethe gewinnt es nicht über sich, der Revolution grade und fest ins Auge zu schauen. Ihre Vorbereitung, ihre Wirkungen nach Deutschland herüber, die stellt er dar. Aber nicht sie selbst in ihrer ungeschwächten Furchtbarkeit. Erst in der stark stilisirenden Weise der 'Natürlichen Tochter', die über alles Gräßlich-Zufällige einen dichten Schleier wirft und nur den Typus bestehen läßt, schien er die geeignete Ausdrucksform für die Revolution selbst gefunden zu haben, und auch da scheute er an der Schwelle zurück.

Jetzt wissen wir, daß er schon vorher einmal ein Aehnliches hat wagen wollen. In dem 'Mädchen von Oberkirch', das ich in dem 18. Bande der Weimarer Ausgabe S. 77 ff. herausgegeben habe, hat uns das Goethe-Archiv ein älteres dramatisches Prosafragment erhalten, das sich auf den Boden der Revolution selbst getraut; daß auch dieser Plan nicht zur Vollendung gelangt ist, war dann freilich fast eine innere Notwendigkeit. Aber auch als dürftiges Bruchstück bereichert und berichtigt das bisher völlig unbekannte Werk sehr erfreulich und lehrreich das Bild, das wir von Goethes poetischer Auffassung der Revolution gehabt haben: es ist der weitaus bedeutendste Anlauf, den er im alten Jahrhundert zur Lösung jenes quälenden Problemes genommen hat, ganz frei von den kleinlichen Zügen, die uns gegen die Revolutionsdichtungen der Jahre 1792—5 sonst allzuleicht ungerecht machen. Ich will, ungeschreckt durch Erich Schmidts Warnung (Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt [3] S. XIX fg.), versuchen, den geringen Resten soviel abzugewinnen, wie mir methodisch möglich scheint. Wer allzu willig sich bescheidet, daß wir nichts wissen können, läuft eben doch Gefahr, die Hände da schon mutlos ruhen zu lassen, wo zuversichtliche Arbeit noch vorwärts dringen kann; und der lebendige Irrtum scheint mir immer noch fruchtbarer als das tote non liquet.

Digitized by Google

Erhalten haben sich fünf, von Goethes eigner Hand in großen, schnellen Zügen beschriebene Foliobogen Weimarischen Conceptpapiers, die Titel, Personenverzeichnis und den Anfang des ersten Aufzuges bringen: der Text bricht in der zweiten Scene mitten im Satze ab und zwar am Schluß des vollgeschriebenen Bogens. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Goethe noch etwas weiter gedichtet hat: sollte ihn wirklich das Ende des Bogens veranlaßt haben, den begonnenen Satz unvollendet zu lassen? Aber gefunden hat sich vom Texte weiter Nichts. Doch besitzen wir außerdem noch ein unschätzbares Hilfsmittel in einem, freilich überaus kargen und grade an der entscheidenden Stelle nicht einmal sicher lesbaren, Scenenschema (Weim. Ausg. 18, 412): ihm seine Geheimnisse möglichst zu entlocken, wird meine Hauptaufgabe sein müssen. Es beweist jedesfalls, daß Goethes Plan selbst über die Grundzüge hinaus fest stand. Dafür genügte übrigens schon das Personenverzeichnis, das offenbar auch für das ganze Drama gilt: es beschränkt sich nicht auf die in den erhaltenen Scenen Handelnden, sondern zählt alle die Personen auf, von denen das Schema weiß, die Solisten in der Reihenfolge ihres Auftretens. Das Schema ist dem Beginn der Ausführung vorangegangen: gleich die erste nach dem Schema geplante Scene hat Goethe bei dem Ausarbeiten fallen lassen: die scenische Bemerkung: '*Die Gräfin mit Stricken beschäftigt. Dazu der Baron*' ist der einzige Rest eines Monologs der Gräfin (im Schema stets '*Baroness*'), der das Trauerspiel eröffnen sollte. Im Uebrigen stimmt das Schema zu den ausgearbeiteten Partien.

'*Die Handlung geht in Straßburg vor*'. Die Municipalität von Straßburg und ihr Maire, die Sansculotten, deren Wortführer oder Vertreter offenbar der Fleischer Peter Handfest werden sollte, sind unter den Personen und im Schema genannt. Straßburger Revolutionsereignisse in ihrer Einwirkung auf das Geschick einer adlichen Familie, das ist unzweifelhaft das Thema dieses historischen Trauerspiels. Das Haupt jener Familie ist die Gräfin (im Schema '*Baroness*'). Ihre Kinder sind nach Deutschland emigrirt (80, 3—81, 9); sie selbst blieb in Straßburg zurück. Mit ihr ihr Neffe, Baron Karl, der der Revolution anfangs seine Sympathien entgegen gebracht hat (83, 12—15), jetzt aber durch die wachsende Herrschaft des Pöbels, der Jacobiner mehr und mehr beunruhigt ist. Nahe steht der Familie ein Geistlicher, Manner, gleichfalls einst ein Hoffender, jetzt ein bitter Enttäuschter. Diese drei Personen treten in den 1½ fertigen Scenen auf. Den Mittelpunct ihres Gesprächs bildet die Titelheldin, Marie, ein liebliches und

Digitized by Google

vortreffliches Mädchen aus dem Volke, von der Gräfin mit fast mütterlicher Neigung und Sorgfalt herangezogen. Ihr hatte der Baron schon unter dem ancien régime seine Neigung geschenkt; er hatte schon damals versucht, sie *'unter Bedingungen'* zu der seinen zu machen; es gelang ihm nicht (88, 10). Die Revolution scheint ihm die Ungleichheit der Stände gehoben zu haben; seine Leidenschaft gefällt sich in der Einbildung, es werde ihm und den Seinen sogar Vorteil und Schutz bringen, wnnn er sich durch die Ehe mit Marie dem Volke verbinde. Die Gräfin und Manner bemühen sich mit vereinten Kräften, ihm diese Selbsttäuschung zu benehmen; wirklich gelingt es ihnen, den Unstäten, der es trotz aller Demokratie in junkerlicher Selbstgefälligkeit gar nicht für nötig gehalten hat, sich Mariens Neigung zu versichern, in seinen Plänen wankend zu machen. Ein Seufzer Manners (87, 17) verrät, daß dieser selbst Marien liebt.

Das sind die Voraussetzungen, die sich aus der erhaltenen Exposition mit Sicherheit ergeben. Dazu treten die, wenn ich richtig gelesen habe — schlimm, dass diese Clausel grade hier nötig ist —, kaum zweideutigen Angaben des Schemas zum 4. und 5. Akt: *Das Münster. Menge. Zug. Anrede als Vernunft. Anbetung. Angeboten Gemahl. Umwendung. Gefangennehmung. Maire Bar. Manner. Berathschl. sie zu retten.* *'sie'* kann nur Marie sein. Sie sollte also die Vernunft im Straßburger Münster spielen; dabei wurde ihr ein Gemahl angeboten; das führt zur Katastrophe und die Heldin in den Kerker, aus dem ihre Freunde sie, jedesfalls vergeblich, zu retten suchen. Ich mußte diese Schlüsse der eingehnderen Erwägung des Schemas vorweg nehmen, da ohne sie die historische Grundlage des Dramas nicht zu erörtern ist.

Die Zeit, in der das Drama spielen sollte, läßt sich danach leicht bestimmen. Am 30. Brumaire des 2. Jahres = 20. Nov. 1793 wurde das Straßburger Münster in einen Tempel der Vernunft umgewandelt: an diesem Tage also war der vierte Akt gedacht. Wenig früher der erste. Die Allmacht der 'fürchterlichen Jacobiner' (90, 16) ist auch in ihm schon Tatsache; wenn Manner (89, 25) sagt: *'Was half dem unglücklichen, dem schnöden Fürsten vom Geblüte sich den Namen Gleichheit zu geben? Suchte man nicht seine Plane unter dem Namen Gleichheit auf?'*, so setzt das mindestens die Verhaftung (7. Apr. 1793), wahrscheinlicher den Proceß und die Hinrichtung Philipp Egalités (6. Nov. 1793) als bekannt voraus. *'Die schrecklichsten, die sonderbarsten Nachrichten'* aus Paris, die der Baron 83, 26 seiner Tante mitzuteilen im Begriff steht, Nachrichten, die eine neue Steigerung der Pöbelherrschaft beweisen

Digitized by Google

sollen, werden also schwerlich den Sturz der Gironde meinen, durch den ja doch Philipps Schicksal erst entschieden wurde; sondern mindestens die Octobermorde und wahrscheinlicher die Einführung des Vernunftcultes, dessen erstes Fest zu Paris am 10. November Statt fand. Dann stimmt Alles zusammen. Der erste Act fällt etwa auf den 12/13. November; die für den zweiten Act nach dem Schema ausersehene Municipalitätssitzung mag die Sitzung des 17. Nov. meinen, in der Maire Monet den Tag der Straßburger Vernunftfeier festsetzte (Blaues Buch, Belegschr. Nr. 33, S. 26). Die Handlung erstreckte sich also, soweit sie chronologisch zu fixiren ist, etwa über die Woche vom 13.—20. Nov. 1793.

Damit ist denn auch der Terminus post quem gegeben. Die Handschrift enthält keinerlei Angabe über die Entstehungszeit. Auch einer zur Farbenlehre gehörigen Notiz, die auf dem Schemablatte hingeworfen ist, weiß ich eine brauchbare chronologische Stütze nicht zu entnehmen (Weim. Ausg. 18, 411). Die sonst so wertvollen Fingerzeige der Tagebücher fallen grade für die Jahre 1793—1795 fast vollkommen fort; und auch die Tagebücher von 1796 und 1797 sind noch so karg oder unvollständig, daß Schlüsse ex silentio unstatthaft sind; erst seit 1798 wären wir berechtigt, eine Andeutung dieser dramatischen Arbeit zu erwarten. Daß die Briefe des 'Mädchens von Oberkirch' nirgend gedenken, fällt nicht auf; berühren sie doch das Revolutionsthema überhaupt sehr selten, und es war Goethes Art nicht, keimende Arbeiten unnötig zu besprechen; selbst Schiller hat stets nur einen beschränkten Einblick in die Werkstatt des Freundes gehabt. Um so auffälliger aber ist es, daß dieser große dramatische Plan weder in der 'Campagne in Frankreich' (Hemp. 25, 174), wo die äußerliche Zeitgrenze Apr. 1793 auch sonst bei der Erörterung der literarischen Tätigkeit unbedenklich überschritten wird, noch selbst in den 'Tag- und Jahresheften' (etwa Weim. Ausg. 35, 24 oder 83) auch nur ein erwähnendes Wort gefunden hat. Vielleicht liegt die Erklärung in Goethes Aeußerung über die 'Natürliche Tochter' (Weim. Ausg. 35, 83): '*In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte*'. Die umfassendere poetische Idee, die das historische Problem in seinem Mittelpunct, zugleich in voller Breite und Tiefe ergreifen wollte, sog die bescheidnere Vorgängerin um so sicherer auf, als eine große Aehnlichkeit, die weibliche, den herrschenden Kreisen des alten Staates nah verwandte, aber doch nicht ganz zugehörige Heldin im Kampfe gegen die Re-

Digitized by Google

volution, beiden gemein ist. Goethe war, nachdem er die 'Natürliche Tochter' geschrieben hatte, der älteren Behandlungsweise des verwanten Stoffes so abhold geworden, daß er von der Veröffentlichung des Bruchstücks nach einer Notiz Eckermanns völlig absah, während ihn doch der fragmentarische Zustand 'Elpenors' und der 'Aufgeregten' nicht daran hinderte. Das Begreifliche bleibt doch bedauerlich: tatsächlich leistet die 'Natürliche Tochter' keinen Ersatz für das auf eine ganz andre Tonart gestimmte Prosadrama und hätte ihn nicht geleistet, auch wenn die Trilogie wäre vollendet worden.

Ich habe bisher abgesehen von den beiden Notizen der Tagebücher, die sich auf das 'Mädchen von Oberkirch' beziehen lassen, am 24. Febr. 1806 und am 6. Januar 1808. In beiden Fällen ist von einem *'Revolutionsstück'* die Rede. Die längst erschienene 'Natürliche Tochter' kann nicht gemeint sein; die 'Aufgeregten' hatten damals freilich noch nicht ihren definitiven Titel, aber die Bezeichnung *'Revolutionsstück'* trifft auf sie ungleich weniger zu als auf das 'Mädchen von Oberkirch'. Leider lehren jene beiden Tagebuchnotizen über die Entstehung des Fragmentes nichts. 1806 heißt es: *'Den Inhalt der künftigen Bände durchgesehen und berechnet. Revolutions Stük Elpenor'*. Goethe erwog also bei einer Durchsicht seiner Papiere, was von den dramatischen Bruchstücken, die er liegen hatte, sich für die Ausgabe A seiner Werke eigne. Schon die Gesellschaft des 'Elpenor' beweist, daß es sich nicht um Neudichtung, sondern um Nachprüfung handelt. Das 'Mädchen von Oberkirch' wurde also v o r 1806 begonnen. Daß Goethe es dann noch einmal am 6. Jan. 1808 vornahm (oder seiner gedachte: es heißt im Tagebuch: *'Über das Revolutionsstück'*), das scheint mit der Anwesenheit Zach. Werners zusammen zu hangen, der seine 'Wanda' damals in Weimar zur Aufführung brachte und dessen lebhafte theatralische Production Goethe entschieden interessierte. Werners fast ausschließlich historische Tragödien mögen den Dichter an den eignen unvollendeten Plan bei allem Stilunterschiede gemahnt haben: stand ihnen dieser mit seinen Volksscenen doch trotz der Prosa immer noch näher, als die chorlosen kühlen Jamben der 'Natürlichen Tochter'. Eine nähere Association zwischen dem 'Mädchen' und Werners damals gelesenen Dramen, dem 'Kreuz an der Ostsee' und 'Wanda' find ich nicht. Noch sei daran erinnert, daß im Juli vorher vielfache Gespräche mit dem Grafen Reinhard Goethe die Begebenheiten der Revolution wieder lebendiger gemacht hatten.

So kämen wir für die Entstehung des 'Mädchens von Ober-

Digitized by Google

kirch' in die Jahre 1794—1806. Aus dem Schweigen der Tagebücher möchte man folgern: vor 1798. Aber ein derartiger Schluß bedarf stets andrer Stützen.

Die Entwicklung der Goethischen Revolutionspoesie ist so sichtlich nnd stetig, daß ich mich berechtigt glaube, schon inhaltlich dem 'Mädchen von Oberkirch' einen Platz in der Reihe zu suchen. Freilich bewegt sich jene Entwicklung nicht in grader Linie, aber doch in immer engeren Kreisen, die den Dichter näher und näher heranziehen an den strudelnden Trichter; er entzieht sich nicht dem Reiz, der den Schwindelnden packt, hineinzuschauen in den verschlingenden Abgrund; aber er durfte es wagen: er war schwindelfrei.

Leichte Arbeit, das wiederhole ich, sind Goethes Revolutionsdichtungen nicht gewesen. Sie sind subjectiv genau so ernste Manifestationen seines innersten Verhältnisses zur umgebenden Welt, wie es nur 'Iphigenie' oder 'Faust' sein können, und man sollte endlich aufhören, immer wieder die bornirten Urteile Forsters u. A. zu citiren, die nur die politischen Fanatiker selbst charakterisiren. Der Enthusiasmus des Rausches wäre Goethes wahrlich nicht würdig gewesen: wie viel fester steht er, wie viel tiefer schaut er auch hier als etwa Klopstock und Herder; ihn bringt es nicht aus der Fassung, als das Naturnotwendige geschieht, als der demagogische Wind aufgieng im Sturm der Schreckensherrschaft. Die Schwäche seiner Dichtung liegt darin, daß er anfangs zu kleine Mittel aufbietet, um das zu gestalten, was ihn bewegt. Es ist sehr merkwürdig, wie beständig er sie verstärkt, je näher er dem historischen Probleme rückt, und wie beharrlich er sich ihm nähert. Der 'Großkophta' steht noch nicht eigentlich in der Reihe; 1787 concipirt, dankt er dem Herbst 1791 eben nur die sorgsam behandelte definitive Form: ich glaube nicht, daß Goethe ein in Paris spielendes Drama nach dem Juli 1789 sobald gewagt hätte. Er flüchtet sich in eine Ferne, in der er dem ungeheuren geschichtlichen Phänomen gegenüber die heitere Ruhe zu bewahren sucht. In dieser defensiven Haltung deckt er sich zunächst durch die Gestalten anderer Dichter: so hilft ihm Rabelais in der 'Reise der Söhne Megaprazons', die er schon Nov. 1792 in Pempelfort vorliest; so der 'Reineke Fuchs', den er schon 30. März 1791 von der Weimarer Bibliothek entlieh, wie mir Fresenius mitteilt; die chronologische Fixirung in der 'Campagne' (Hemp. 25, 174) ist also ungenau. In beiden Werken liegt die französische Revolution nur im Hintergrunde einer ort- und zeitlosen fabelhaften Handlung: fester packt Goethe nur das politische 'Zeitfieber' an (Weim. Ausg.

Digitized by Google

18, 375 f.), also die Wirkung der Katastrophe, die sich in Deutschland am fühlbarsten machte. — Auch 'der Bürgergeneral', Ende April 1793 schnell hingeworfen, wirtschaftet noch mit den Gestalten eines, obendrein herzlich unbedeutenden, Vorbildes. Aber wenn auch die Energie des Selbstschaffens noch fehlt: die Revolution steht hier im Mittelpuncte der Action, freilich in burleskem Hohlspiegelbilde. Das Gemeine, das jeder Demagogie ihrem Wesen nach anhaftet, forderte zur Komödie heraus: dennoch läßt die launige Einseitigkeit der Betrachtung, die hier herrscht, unbefriedigt angesichts der furchtbaren Tragik des 21. Januars. Goethe isolirt sich einzelne Züge des Gesamtbildes, das er als Ganzes noch nicht zu fassen sich getraut. — Einen bedeutenden Schritt vorwärts tun dann 'die Aufgeregten', deren Entwurf ich auch noch vor den Anfang des extremen Schreckens setzen möchte. Noch immer schaut Goethe das Medusenhaupt nur im Spiegel heimischer Verhältnisse. Aber wir fühlen, ihm schimmert durch die grauenhaft verzerrten Züge hindurch etwas von ernster Schönheit. Noch immer ist eine Gestalt, die wichtigste, nach der das Drama noch 1814 betitelt war (Weim. Ausg. 18, 392), der Jacobiner, Copie, diesmal einer Holbergschen Lustspielfigur; noch immer drängen sich auch sonst carrikirende Züge ein. Aber es vollzieht sich der Schritt von der Komödie zur Tragikomödie, und grade die Gegenwart, die in Production und Kritik eine so einseitige Vorliebe für diese Gattung zeigt, sollte Goethes Versuch schon um ihrer solchem socialen Thema höchst angemessenen Stilform willen schätzen. Die sympathischen Personen des Dramas sind von der gewaltigen Erschütterung tief, erziehlich bewegt, und die Nationalversammlung des dritten Aufzuges sollte die große Wirklichkeit zwar genrehaft verkleinert, aber doch in sehr ernsthafter Absicht nachspielen. Es ist gewiß kein Zufall, daß grade diese Scene unausgeführt blieb: Goethe hat sich zur Darstellung ernster Revolutionsscenen nie überwinden können und seine tragischen Pläne lieber alle Fragment gelassen. Aber schon die Absicht hebt die 'Aufgeregten' stark von den Vorgängern ab.

Und jetzt nähert sich der Dichter auch örtlich dem Schauplatz des weltgeschichtlichen Dramas. Die zweite Gruppe der Revolutionsdichtungen hat das gemein, daß das parodische und märchenhafte Element, zugleich die Anlehnung an vorhandene litterarische Typen schwindet, daß der Dichter die Bewegung in ihren unmittelbaren Wirkungen, schließlich mitten in ihrem Wirbel aufsucht. Einen Uebergang bilden die 'Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten' (seit Ende Nov. 1794). Auch hier noch die Neigung, das Furcht-

Digitized by Google

bare zu vergessen; aber mehr die Gestalten des Dichters zeigen den Trieb als der Dichter selbst. Auch hier noch die Umarbeitung fremder Vorbilder, wie sie der Lähmung eignen Schaffens durch die politische Unlust entspricht; auch hier noch einmal, freilich nur abseits, die Umkleidung politischer Gedanken, die der Dichter nicht direct aussprechen mag, durch phantastische Symbolik. Aber die Darstellung des 'Zeitfiebers' ist hier in unverhülltem Realismus gegeben; die deutschen Emigranten wohnen am rechten Rheinufer und spähen sorgenvoll nach dem Feuerschein, lauschen erregt dem Kanonendonner des Revolutionskrieges. — Folgt 'Hermann und Dorothea', concipirt vor dem 9. Sept. 1796. Nicht als Ganzes gehört die bürgerliche Idylle hierher. Aber schon die Flucht der Vertriebenen entnimmt ihre Farben aus Goethes französischen Campagneeindrücken (vgl. z. B. Hemp. 25, 138; 25, 28 mit Herm. 7, 31); das Auf und Ab der Empfindungen, wie sie der Verlauf der Revolution in der Brust der Benachbarten erweckte, schildert der Richter in abgeklärter Ruhe; Dorothea weist mit Heldenkraft die rohe Begehrlichkeit der Revolutionssoldaten zurück, und Dorotheens Bräutigam vollbringt, was der schwärmerische Bewundrer der Neufranken, Baron Karl in den 'Ausgewanderten' doch nicht auszuführen wagt, er geht nach Paris. Und ihm folgt nach langem Zögern der Dichter. Nov. 1799 lernt er durch Schiller die Quelle der 'Natürlichen Tochter' kennen; im Dezember gehts an die Arbeit; 28. Febr. 1800 entlehnt er von der Bibliothek den Catalog der dort vorhandenen Revolutionsschriften, deutlich entschlossen zu Studien, wie sie eine historische Tragödie großen Stils erforderte. Auch sie bleibt unvollendet: der erste abgeschlossene Teil gilt der Vorgeschichte der Revolution, die nur in den düstern Prophezeiungen des Mönchs ihren Schatten vorauswirft. Doch Louis XVI. und sein herzoglicher Widerpart treten hier schon auf; die frevelhafte Familiengeschichte beruht auf dem Misbrauch einer schlecht gehüteten königlichen Gewalt. Und das Schema der Fortsetzung stellt uns die bewegenden Mächte der Revolution, den idealen Schwärmer, den begehrlichen Bourgeois, den nivellirenden Jacobiner, ja den Erben der Revolution, den Bonapartisten, in typischen Vertretern vor Augen. Wieder unterblieb die Ausführung. Aber der Dichter war sich doch bewußt, daß er die Bewegung in Paris selbst aufsuchen müsse, bis in die Volksversammlungen und in die Kerker hinein. Charakteristisch ist es, wie wenig ihm die Führer der Revolution, die Marats und Dantons und Robespierres, bedeuten. Sie sind ihm nicht mehr lächerlich, dazu haben sie zu furchtbar gefrevelt, aber sie spielen ihm höchstens die Rolle des

Digitized by Google

Schicksals. Was ihn interessirt, ist die sittliche Wirkung der Revolution auf die unterliegende Partei; hat er doch z. B. mit Interesse beobachtet, wie dies *'grimmige Läuterfeuer'* in einer so passionirten Natur wie Frau v. Stael nur das Geistreich-Menschliche übrig ließ (Br. 11, 276). Und das Heldentum überträgt er dem liebenden, reinen Weibe, das, schuldlos in den Conflict gerissen, die künstlerische Fragestellung reiner ermöglicht als der mitschuldige Egoismus kämpfender Männer.

An diesen Dichtungen gemessen, läßt das 'Mädchen von Oberkirch' nur geringen Zweifeln über die Entstehungszeit Raum. Marie tritt Dorotheen und Eugenien an die Seite. Ein tragischer Ausgang steht fest. Die Handlung spielt nicht in Paris, aber schon auf französischem Boden, in Straßburg, das die Greuelscenen des Pariser Schreckens getreulich copirte. Die bürgerliche Tragödie steht etwa zwischen dem bürgerlichen Idyll und dem großen historischen Trauerspiel. Der 'Natürlichen Tochter' geht das 'Mädchen von Oberkirch' zeitlich unbedingt voran. Der Sansculotte Peter Handfest scheint, nach dem Namen zu urteilen, den Jacobinismus doch noch mit grotesken Zügen darzustellen, und von Philipp Egalité, der nach einleuchtender Vermutung in dem Herzog der 'Natürlichen Tochter' die Bretter betritt, ist hier nur die Rede. Die Sympathien gehören anscheinend noch einseitig der conservativ gesinnten Gruppe. Fraglich ist mir nur, ob das Prosafragment vor oder nach 'Herrmann und Dorothea' entstand. Rein das Thema angesehen, würde ich es hinter das Epos verweisen. Aber die Auffassung der Revolution scheint mir in dem epischen Gedichte doch geklärter. Das hängt freilich mit Stil und Form zusammen. Aber auch die Wahl der prosaischen Form scheint das Drama vor das Epyllion zu weisen.

Der dramatische Prosastil Goethes verdiente wol eine umfassende vergleichende Studie, für die Geo. Schmidts Clavigonuntersuchung bei aller Einseitigkeit als sehr nützliche Vorarbeit dienen würde. Jener dramatische Prosastil hebt sich merklich ab von Goethes epischer Prosa, zu der ich den 'Werther' in diesem Zusammenhange nicht eigentlich rechne. Ein wirklicher Naturalist ist der Dramatiker Goethe nie und nirgend gewesen. Er sorgt immer dafür, daß sich die Sprache seiner Personen erhebe über den Ton des gewöhnlichen Lebens. Aber die Mittel, die er dazu verwendet, bleiben nicht dieselben. Die archaische Stilisirung, die weniger noch den 'Gottfried' als den 'Götz' auszeichnet, steht für sich. Daneben ertönt in gewissen leidenschaftlichen Partien des 'Gottfried' ein zweites Stilmittel, eine Rhythmisirung, die auch im 'Werther'

Digitized by Google

anklingt und für die prosaischen Faustscenen teils erwiesen teils vorauszusetzen ist. Ein andrer idealer Rhythmus, der sich zum fünffüßigen Iambus ähnlich verhält, wie jener Prosarythmus zu den freien Versen des Wanderers, schimmert durch, wie man längst beobachtet hat, im Egmont und beherrscht die prosaische Iphigenie. Im Clavigo und namentlich in der Stella habe ich diesen Schmuck, mit verschwindenden Ausnahmen, vergebens gesucht. Dafür bricht hier an den pathetischen und erhitzten Stellen ein andres akustisches Kunstmittel durch, der Gleichklang, die Anapher, teils (dies schon im 'Götz') in der unmittelbaren Häufung desselben Wortes oder Stammes, teils die Rede in Perioden zerlegend, teils auf Rede und Gegenrede verteilt. Eben dieses Kunstmittel nun kehrt in der Prosa der Revolutionsdramen wieder. Hier aber dient es nicht der erregten Sprache des Herzens; hier stellt es eine dialektische künstliche Gliederung, in Antithese und in Parallelismus her, die den lauen Conversationston dieser Dramen freilich hebt, aber doch in ihrer wohlerwogenen Absichtlichkeit bald manierirt wirkt, eben weil sie sich zu gleichartig über das Ganze erstreckt, wo immer die vornehmere Rede herrscht: ausgenommen sind demgemäß nur der 'Bürgergeneral' und manche komische Scenen, aber nicht z. B. die feierliche Komik Bremes. Die Manier schwillt an vom 'Großkophta' zu den 'Aufgeregten', von den 'Aufgeregten' zum 'Mädchen von Oberkirch'. Hier ist die Gleichmäßigkeit der Manier besonders auffällig; hier wird sie zudem verstärkt durch eine ausgesprochene Vorliebe für Dreigliedrigkeit, während früher die Zweigliedrigkeit in ungleich anderem Verhältnis vorherrscht.

Ich verzeichne die Beispiele in loser Ordnung. Dreigliedrigkeit: *das Volk . . . wird ihm zu stark, zu mächtig, zu gewaltsam* 87, 5 (vgl. auch 86, 15—17); in Sätzen: *soll ich sie loben, soll ich sie tadeln, soll ich sie glücklich preisen* 80, 4; *er fragt nicht . ., er will nicht . ., er heiratet* 87, 10; *lassen Sie uns* 92, 4. 5. 8; am stärksten: *Sie wissen, was ich hoffe, was ich wünsche, was ich begehre. Wenn es gut, wenn es möglich, wenn es schicklich ist, werden Sie es gewähren* 91, 28—92, 2. Zweigliedrigkeit, meist mit rhetorischem Asyndeton verbunden: *von meinen Söhnen, von meinen Töchtern* 80, 3; *so fest, so wacker* 80, 22; *so nützlich, so erwünscht* 88, 28; *mehr Ruhe, mehr Zusammenhang* 84, 2; *zwischen so edlen Menschen, zwischen so nahen Verwandten* 86, 3; *als ein gutes, als ein fürtreffliches Mädchen* 89, 8; *als Bürger der Stadt, als französischer Bürger* 83, 12; *von Ihren, von meiner Vettern Vermögen* 83, 18; *lieber Karl, lieber Manner* 92, 4; *das Schönste, was Ihnen die Natur überlieferte, das Beste, was Ihrer Erziehung geraten ist!* 85, 2—4; vgl. noch die Asyndeta 81, 7. 82, 1.

Digitized by Google

83, 26. 84, 13. 85, 2. 8. 89, 25. In ganzen Sätzen: *fassen Sie sich, erheitern Sie sich!* 82, 3; *wer liebte sie nicht und wie liebe ich sie nicht!* 87, 22; *sag ich zu wenig voraus, so . . ., sag ich zu viel, so . . .* 84, 4. 5; *soll ich gehen! soll ich bleiben!* 85, 7; *ich habe . . . ich habe . . .* 86, 10. 11; *o daß wir . . . o daß wir . . .* 91, 6. 7; *ist nicht Marie auf Ihren Gütern, ist sie nicht in der Gegend . . .* 89, 6; *die auch arbeiten, sich auch bemühen* 81, 5; *Sie . . . Sie . . .* 90, 25. 26; *welche . . . welche . . .* 87, 19; *wie . . . wie . . .* 79, 8. 82, 12; *so grausam . . ., so freundlich* 81, 25 u. s. w. Vier Glieder: *ohne* 87, 28—88, 2. Wiederholungen: *etwas Sonderbares* 82, 4. 7; *einen Vorsprecher* 85, 24. 25; *Karl, der geliebte Karl* 86, 1: *viel, zu viel* 86, 3; *der allgemeinen Herrschaft* 86, 25. 87, 3; *Gleichheit* 89, 26. 28; *er heiratet* 87, 9. 11; *Marien* 87, 14. 15. 17; *ein Wort* 91, 12. 13; *nein, Tante, nein* 82, 1; *hernach! hernach!* 83, 27. Die im Götz so beliebte unmittelbare Geminatio mit ihrem stets aufgeregten Ausrufscharakter beschränkt sich hier also auf einen, höchstens zwei Fälle. Wiederholung mit Einschränkung oder Negation (Revocatio): *Nachrichten bringe ich und . . . gute Nachrichten* 80, 9; *unter meinem Stande, . . . unter meinem vorigen Stande!* 84, 15; vgl. 89, 17. 18 (*Tyrann*); *des Volks, nicht des Volks* 83, 23; *wir hatten uns entzweit; nicht entzweit, aber mißverstanden; nicht mißverstanden, aber übereilt* 86, 15. Antithetisch: *daß ich Marien liebte und sie nicht besitzen konnte, daß ich sie besitzen kann und noch liebe* 88, 18—20; vgl. 90, 12. 13. Aufgreifen desselben Wortes im Dialog: 80, 9. 10; 81, 9. 11; 82, 28. 83, 1; 83, 6. 7; 83, 9. 11; 83, 14. 15; 83, 26. 27; 84, 24. 25; 86, 7. 8; 86, 20. 21; 88, 21. 24; 89, 20. 23; 89, 27. 90, 1; 90, 20. 23; *ich sehe den Augenblick* 90, 19. 22; im selben Satz: 80, 20. 21; 84, 10; 84, 25. 26; 85, 7. 8; 89, 19. 20. Man bedenke den winzigen Raum, auf den sich diese Fälle zusammen drängen.

Um sich nun zu veranschaulichen, wie ähnlich der Stil der 'Aufgeregten' geraten ist, lese man namentlich Bremes große Rede und des Magisters Antwort 53, 22—55, 7, wo das Gesuchte und Ueberlegte dieser anaphorischen Gliederung in der gespreizten Uebertreibung besonders deutlich hervortritt. Sonst gebe ich die Beispiele des ersten Actes, der ziemlich genau doppelt so lang ist als das Fragment des 'Mädchens'. Dreigliedrigkeit: *gut Aderlassen, gut Purgiren, gut Schröpfen* 24, 10. 11; *über die Unbilligkeit des Adels, über die Langweiligkeit der Processe, über die Chicane der Gerichtshalter* 27, 12—14 (vgl. 25, 23); in Sätzen: *Haben Sie* 9, 16. 20. 25. In dieser Beziehung steht das 'Mädchen' also weit voran, zumal der Rest der 'Aufgeregten' die Zahl der Fälle nicht sehr mehrt (*ich würde* 36, 13. 16. 17; *aber* 40, 6. 7; *habt*

Digitized by Google

Ihr gehört 50, 17. 19. 51, 3; *ohne* 56, 13. 14; *bei* 69, 11. 12). Um so häufiger asyndetische Zweigliedrigkeit: *sehr freundlich, sehr zärtlich* 12, 27; *wie frech, wie verwegen* 13, 10. 11; *jeder Tag, jede Stunde* 14, 15. 16; *alle* 17, 4; *viele Blessierte, viele Kranke* 17, 22; vgl. ferner 7, 20; 7, 21; 11, 9. 10; 13, 2; 21, 8. Besonders in Sätzen: *gestehen Sie mir, sagen Sie mir!* 8, 18. 19; *sollte . . . sollte . . .* 4, 8; *ich mache Lärm, ich mache Licht* 6, 20; *wenn es* 6, 23; *wie empfahl sie nicht dem Magister, wie empfahl sie nicht mir* 7, 8—10; *ich werde* 10, 12. 13; *weg sind meine Hoffnungen, weg die goldnen Träume* 10, 21. 22; *ich würde* 13, 14. 15; *ohne* 13, 17; *er hat* 13, 18. 19; *als . . . als . . .* 13, 24; *alles erzählen, alles gestehen* 13, 27 f.; *sehen Sie nur* 14, 22. 24; *diese Abschrift* 22, 7. 8; *hättet ihr diese Abschrift nicht . . . hätte man diese Abschrift . . . nicht* 22, 9—11; *hat sie nicht . . .* 22, 18. 24; *was alles* 23, 14. 15; *Wunderliches und Abscheuliches! Wunderliches und Gutes!* 23, 18. 19 (antithetisch); *fordert eure Rechte, fordert eine neue Ausfertigung* 26, 24. 25; *laßt sie unterschreiben, laßt sie schwören* 26, 27; vgl. 19, 24 f. 20, 6; 27, 23. Wort- und Satzwiederholungen: *schnell und stark* 4, 10. 12; *heute — heute* 6, 4. 5; *was hast Du?* 12, 23. 25; *Tag und Nacht, Nacht und Tag* 17, 13. 14; *höre Er, Breme!* 17, 28. 18, 2; *ich bin nicht stolz, glaubt mir, ich bin nicht stolz!* 29, 10. 11; die Geminatio hier öfter als im 'Mädchen', aber auch fast immer mit zwischengeschobnem Wort: *geschwind, Georg, geschwind!* 7, 3; *rede, mein Kind, rede!* 13, 9; *wartet nur, Herr Baron, wartet nur!* 14, 3; *lebt wohl . . . lebt wohl!* 28, 14. 29, 17 f.; ohne dem nur: *geschwinde, geschwinde!* 4, 17. Wiederholung mit Einschränkung oder Ergänzung: *nicht öffentlich, bis jetzt nicht öffentlich* 20, 1. 2; *verweigert und mit Recht verweigert* 20, 24; *welch ein Mädchen, welch ein vortreffliches Mädchen!* 14, 1. 2; *mit Blicken . . und mit was für Blicken* 9, 21. 22; *ein kluger Herr, aber auch ein guter Herr* 21, 11. 12; die besonders manierirte Revocatio fehlt ganz; ebenso die künstlicher gebaute Antithese (doch vgl. 46, 7 ff. 47, 10 ff.; ferner aus dem 1. Act: *Das getraut sie sich, aber . . . das getraut sie sich nicht* 22, 26. 28). Aufgreifen desselben Worts im Dialog: 4, 19. 20. 22; 4, 26. 5, 1; 5, 7. 8; 8, 23. 25; 9, 4. 6; 9, 22. 23; 12, 8. 9; 12, 16. 18; 20, 3. 4; 20, 27. 21, 1; 23, 17. 18; 24, 15. 16; 26, 4. 6; 26, 14. 16; 26, 20. 21; 27, 1. 3; 29, 14. 15; — in derselben Rede: 7, 11. 13; 9, 26. 27; 11, 18—22; 17, 18. 19; 19, 22. 23; 22, 8. 9; 23, 12. 13; 28, 6). Solche Zusammenstellungen gewinnen ihren vollen Wert natürlich erst durch weiter reichende Vergleichung. Aber schon das eben Mitgeteilte wird davon überzeugen, wie ähnlich dies charakteristische Stilmittel in den 'Aufgeregten' und in dem 'Mädchen' gehandhabt wird; nur daß das 'Mädchen' die Rede noch schärfer schleift,

Digitized by Google

noch bewußter, und kühler spitzt. Auch das bewährt die Aufstellung: nach den Aufgeregten, aber doch nicht allzulange nachher. Der 'Großkophta' wirtschaftet mit dem Stilmittel sehr viel bescheidener; die 'Ausgewanderten', in ganz anderer Stilart gehalten, geben zu vergleichenden Beobachtungen keine Gelegenheit.

Auf ein ähnliches Ergebnis führt die Verwantschaft von Namen, Figuren, Motiven. In der ganzen Reihe vom 'Großkophta' bis zur 'Natürlichen Tochter' sind oft oder überwiegend dramatis personae nur nach ihrem Stand bezeichnet: der Ritter, der Edelmann, der Hofrat, der Apotheker, der Gerichtsrat, der Weltgeistliche; so im 'Mädchen': die Gräfin, der Baron, der Maire. Aber namentlich im Text treten auch Vornamen hervor: der Baron heißt Karl (86, 1. 8), wie der junge Graf der 'Aufgeregten', wie der freiheitschwärmende junge Edelmann der 'Ausgewanderten'. Die emigrirten Töchter der Gräfin heißen Caroline (80, 28. 81, 12) und Friedrike (81, 2); ich erinnere für jenen Namen an den 'Bürgergeneral' (256, 19) und an die 'Aufgeregten'; für diesen widerum an die 'Aufgeregten', die auch den Vornamen Peter Handfests einem der rebellischen Bauern erteilen. Nur die Heldin, Marie, hat einen für diese Zeit minder ständigen Namen.

Typisch sind auch die Gestalten. Wer erkennt in der Gräfin (Baroneß), der ruhigen, edeln Aristokratin, die sich in allem Sturm nie zu Leidenschaft und Ungerechtigkeit hinreißen läßt, nicht die Gräfin der 'Aufgeregten', die Baroneß der 'Ausgewanderten' wieder? Wer in dem Baron Karl, der die Revolution begünstigt hat, sich mit dem Volke verschwägern möchte, nicht den Baron der 'Aufgeregten', der sich freilich nur den Schein volkstümlicher Sympathien gibt, nicht den edleren Karl der 'Ausgewanderten', dem die Leidenschaft für die Freiheit jedes ruhige Urteil raubt? Auch der Gedanke der Mesalliance, die jetzt keine Mesalliance mehr ist, klingt in Verbindung mit jenen beiden Gestalten in den 'Aufgeregten' wie in den 'Ausgewanderten' (99, 25 ff.) an und sollte in jenen früher einmal vielleicht eine ernstere Rolle spielen, falls ich die von Kögel S. 406 mitgeteilte kleine Scene recht verstehe. Der edle Geistliche Manner, der auch 'gehofft' hat, als die Revolution losbrach, hebt sich freilich weit ab von dem Magister der 'Aufgeregten' und selbst dem Hofmeister der 'Ausgewanderten': aber er ist doch eine verklärte Umformung dieses geistlichen Typus, den Goethe in toller Verwilderung vor Mainz kennen gelernt hatte (Belag. v. Mainz Hemp. 25, 238). Daß Peter Handfest gleichfalls mit den Jacobinern der 'Aufgeregten' Familienähnlichkeit gezeigt haben würde, bezweifle ich nicht.

Digitized by Google

Die Bemerkungen über die Emigranten 81, 4 ff. stimmen zu dem Urteil in der 'Campagne' (Hemp. 25, 175 f.). Manners Klage *'O daß wir nicht mehr ans Ganze denken dürfen!'* (91, 7) berührt sich mit dem 45. Distichon des 'Herbstes' und der Klage Briefe 10, 263, 7 (1795). Das 'Hoffen' (86, 12. 28) verteidigt Karl in den 'Ausgewanderten' (107, 11). Diese und ähnliche Anklänge[1]) entbehren alle der zwingenden Kraft.

Es bleibt also bei dem Resultat: zwischen den 'Aufgeregten', den 'Ausgewanderten' einerseits und 'Hermann und Dorothea' anderseits wird das 'Mädchen von Oberkirch' entstanden sein; dorthin weist der Stil, die Mehrzahl der Gestalten, hierhin die Wahl der weiblichen Heldin, die größere historische Auffassung der Revolution, wie sie u. A. wohl auch in der sympathischen Persönlichkeit Manners zu Tage treten sollte. Das ergäbe die Jahre 1795 und 1796.

Wie ist nun Goethe zu seinem Thema gelangt? Die Ausleihebücher der Weimarer Bibliothek, über deren Inhalt ich durch Fresenius unermüdliche Hilfsbereitschaft für die Jahre 1790—1811 unterrichtet bin, geben keinen Anhalt. Auch in Briefen und Tagebüchern suchte ich vergebens. Und die genauere Prüfung der historischen Grundlagen führte mich bald zu der Ueberzeugung, daß Goethe aus einer namhaften gedruckten Quelle überhaupt nicht geschöpft hat, sondern höchstens aus Zeitungsangaben, Almanachanekdoten oder mündlichen Berichten, jedesfalls aus getrübten Canälen.

Ueber die Straßburger Revolutionsgeschichte des Jahres 1793 sind wir sehr gut orientirt. Das 'Blaue Buch', der 'Recueil des pièces authentiques servant à l'histoire de la révolution à Strasbourg' geben reichliches Urkundenmaterial; Schneiders und Butenschöns 'Argos' beschaffen grade für den uns angehenden Abschnitt ausgiebige jakobinische Stimmungsbilder; das Schicksal Eulogius Schneiders hat alsbald ein lebhaftes Für und Wider hervorgerufen; eine reichhaltige neuere Litteratur ist nachgewachsen, so noch zuletzt Herm. Ludw. v. Jans bequemer Sammelband 'Das Elsaß im Jahre 1793' (1894); auch allerlei elsässische Memoiren aus jener Zeit sind in den Säcularjahren publiciert worden. Es ist kein Genuß, sich in diese Dinge zu versenken: der antik aufgefärbte Bombast armseliger, ungewaschner Aufklärungsphrasen

1) Ich notire z. B. noch die Kleinigkeit, daß sowol die 'Aufgeregten' wie das 'Mädchen von Oberkirch' damit beginnen, daß sie uns eine in Folge der Revolution strickende Dame vorführen.

Digitized by Google

und Rousseauismen, wie die Wortführer der Revolution sie unermüdlich herausprudeln, wirkt schon zu Paris nur widerlich, ekelt in den kleineren und gesunderen Verhältnissen des deutschen Straßburg doppelt an. Aber die Fülle des Materials läßt es wenigstens ausgeschlossen erscheinen, daß ein merkwürdiges Ereignis, wie Goethe es dramatisirt, uns entgehn könnte, wenn es historisch wäre.

Grade über die Feier des Vernunftfestes erfahren wir viel (vgl. z. B. Reuß, La cathédrale de Strassbourg S. 431 ff.). Der Berg, auf dem Statuen der Natur und der Freiheit standen, war als Theaterdekoration statt des Altars angebracht (vgl. Guérins Bild in der Illustr. Zeitung 1893, Nr. 2635). Das Volk sang eine Hymne an die Natur; der Maire Monet, Eulogius Schneider, der besonders alberne chirurgien en chef de l'armée du Rhin, Adr. Boy, der Volksrepräsentant Baudot hielten die üblichen Reden; eine große Zahl von Geistlichen schämte sich nicht, ihren Glauben abzuschwören; zuletzt wurden ein Paar Scheiterhaufen aus Heiligengebeinen, aus Urkunden, Bildern u. s. w. abgebrannt. Von einer Anbetung der Vernunft in leiblicher Gestalt, von einer Darstellung der Göttin durch ein weibliches Wesen, wie Goethes Schema das vorauszusetzen scheint, ist in Straßburg keine Rede. Ebensowenig von einer Katastrophe, die zur Gefangennahme führt: die einzige Störung der Feier bereitete ein evangelischer Geistlicher, der, statt programmmäßig abzuschwören, vielmehr bekannte: der Name des mutigen Ehrenmannes ist leider nicht auf uns gekommen; aber Manner wird er kaum geheißen haben. Dieser Name ('Manner' Comparativ zu 'Mann' oder umgestellt aus 'Ehrmann') wird ebenso wie Peter Handfest reine Erfindung sein: wie mir Joseph mitteilt, weisen weder das heutige Straßburger Adreßbuch, noch die alphabetischen, freilich nur bis ins 17. Jhdt. reichenden Auszüge der Straßburger Bürgerbücher die beiden Namen auf, die mir auch in den vielen Listen des blauen Buches, in Monets Verzeichnis der 'prêtres abjurant l'imposture' u. s. w. nicht begegnet sind.

Also auf historische Straßburger Vorgänge trifft Goethes vierter Act nicht zu. Im übrigen Elsaß indessen trug die Vernunftfeier bisweilen Züge, die eher passen. In Rappoltsweiler blieb man dem Pariser Vorbild auch darin treu, daß man Mamsell Raison persönlich auftreten ließ, daß man sogar eine Dame von zweifelhaftem Rufe der revolutionären Anbetung am würdigsten fand; die komischen Possen, die ein 'aristokratischer' Schlingel der guten Person spielte, erzählt Montanus in seinem tendenziösen Büchlein 'Aus der Schreckenszeit' (Säckingen 1891). — In Barr,

Digitized by Google

am 14. Frimaire (4. Nov.) benutzte Eulogius Schneider das Vernunftfest, um seinem Freunde, dem ehemaligen katholischen Pfarrer Funck, zur Gattin zu helfen: wollte sie nicht verdächtig erscheinen, so mußte die von Funck Erwählte ihm die Hand reichen (Campardon, Le tribunal révolutionnaire de Paris S. 480 f.). Der Vorgang hilft vielleicht zum Verständnis des Ausdruckes: '*Angeboten Gemahl*' in Goethes Schema. — Endlich berichtet Frl. Octavie von Berckheim (Souvenirs d'Alsace I 45) aus Colmar: '*Il était question d'une Liberté ou d'une Raison et l'on parlait de me prendre pour la représenter! j'en avais une crainte horrible . . . on abandonna heureusement ce projet*'. Sie hätte sich nicht weigern dürfen, und die andern Freuden dieser öden Feier muß die Arme auskosten '*pour le salut de la famille*'; immer wieder treibt sie '*la crainte de me singulariser*' in diese erbärmlichen Volksvergnügungen hinein. Ihre Memoiren machen noch leidliche Miene zum bösen Spiel: mit Wärme rühmt sie z. B. den begeistert demokratischen Edelmann Gustave de Montjoie, der wie der ähnlich gesinnte Baron des 'Mädchens von Oberkirch' (83, 17), seine jetzt glückliche Lage im Interesse seiner Verwanten benutzt hat, *pour sauver leur fortune* (Souvenirs d'Alsace I 23). Das bestätigt die Echtheit der Motive, die Goethe verwertet.

Octavie von Berckheim erzählt 1. Frimaire 1794 mit Enthusiasmus, wie sie bei einem Besuch zu Stotzheim (bei Barr) empfangen wurde von Frau v. Oberkirch und ihrer Tochter Maria: beide, namentlich die Tochter, werden entzückt als Engel geschildert. Name und Vorname fällt uns auf. Es gibt im Elsaß heute nur einen einzelnen Hof Oberkirch bei Oberehnheim, offenbar identisch mit der alten Heimat der gleichnamigen Familie: Goethe kann, als er sein Drama betitelte, nur an den Hof, was sehr unwahrscheinlich, oder an die Familie gedacht haben. Jene Madame von Oberkirch aber, die Tochter einer gebornen Freiin von Berckheim, die Mutter Mariens, war Goethe wol bekannt. Sie ist keine andre als Henriette Luise von Waldner-Freundstein, die imaginäre Geliebte Lenzens, dieselbe Dame, der Goethe 12. Mai 1776 seine 'Claudine' mit warmen Begleitworten zusandte. Mit den höchsten Gesellschaftskreisen eng liirt, schrieb Frau von Oberkirch Memoiren, die Taine als eine nützliche Quelle zur Darstellung der alten Gesellschaft wohl benutzt hat. Aber diese Memoiren brechen grade da ab, wo sie uns hier interessant würden: '*Je n'en veux, je n'en puis dire davantage. J'ai la douleur dans l'âme et la mort dans le coeur. Tout ce que je vénère, succombe; ce que j'aime, est menacé; il ne me reste plus de force que pour souffrir, et pour rien dans*

Digitized by

le monde je ne voudrais éterniser le souvenir de ces affreux jours' (Mémoires II 407). Diese Worte sind schon 1789 oder 1790 geschrieben. Was die edle Frau und ihre Tochter später erlebt haben, ist mir unbekannt. In der Sitzung vom 24ten des 1. Monats (15. Oct. 1793) wurden 'die Oberkirch' (in der Liste der Verdächtigen 'die Familie Oberkirch') aus Straßburg verbannt mit dem Befehl sich zwanzig Stunden von den Grenzen zu entfernen[1]). Ein ähnliches Loos also, wie es Friedrich von Türkheim und Lili traf, deren Geschick Goethe grade auf den Heldenmut des Weibes in den Revolutionsstürmen hinlenken konnte, vielleicht hingelenkt hat. Es wäre schön, wenn sich der Localforschung da noch Genaures ergäbe. Aber bei dem zweifellosen Widerspruch zwischen der Goethischen Fabel und der Geschichte erwarte ich davon nicht viel. Aus den Befürchtungen der jungen Colmarer Verwanten, aus der Barrer Zwangsehe, die grade im nahen Stotzheim gewiß Aufsehen erregt hatte, da konnte zumal in mündlicher Tradition schon das Nötige werden. Und wie ihm die Baronin von Oberkirch vorschweben mochte bei der Zeichnung der Gräfin (Schema: Baroneß) des Dramas, so nannte Goethe die Heldin etwa Marie nach der Tochter seiner mittelbaren Zeugin: die unmittelbare wird die bekannte Hofdame, Adelaide von Waldner, gewesen sein, Henriettens Cousine.

Ich würde mich dabei ohne Weiteres beruhigen und Goethes Fabel für eine auf gelegentlichen mündlichen Erzählungen aufgebaute Erfindung halten, wenn nicht ein Seltsames dazu käme. Paul Heyse, der so oft mit Schillerschen Plänen in unbewußte Concurrenz geraten ist, hier hat er nun einmal mit Goethe im Plane sich getroffen. Seine 'Göttin der Vernunft' (1869) zeigt überraschende Berührungen mit Goethes 'Mädchen'. Heloise Armand, Schauspielerin, die natürliche Tochter eines Cidevant-Marquis, findet ihren Vater in Straßburg und verbirgt ihn vor den Jacobinern: ein Sansculottenhaufe sucht ihn zum Schlusse des 1. Actes in ihrem Hause. Sie kauft ihn Schneiders Blutdurst dadurch ab, daß sie sich bereit erklärt, trotz tiefem Ekel die Göttin der Vernunft zu spielen. Der 4. Act bringt uns den Zug zum Münster; die Feier des Festes erleidet eine jähe Störung durch die Hilfeschreie des freigelassenen Marquis, den ein alter Feind zu Boden ge-

1) Im Recueil des pièces authentiques II 228 erscheint zu Oberehnheim in Schneiders Bedienung ein valet du citoyen Oberkirch. War ein Glied der Familie geduldet worden, etwa weil es als guter Bürger sich bewährt hatte, ein Vorbild zu Goethes Baron? Aber der Schluß preßt wol zu sehr.

schmettert hat; an der Seite des Sterbenden knieend sagt sich Heloise von der frevelhaften Feier los. Schneider befiehlt sie in das Hospital zu führen. Im 5. Akt ist bereits das Urteil über sie gesprochen. Ihre Freunde aber beraten ihre Rettung. Und Schneider, der Heloise liebt, bietet sich ihr zur Flucht und zum Gatten an. Sie, deren Herz dem Grafen d'Aubigny gehört, weist ihn mit Widerwillen von sich. Das plötzliche Erscheinen St. Justs und seiner Sansculotten liefert den Ankläger wie seine Opfer auf die Guillotine. Andre Motive bereichern Paul Heyses bewegte Handlung, die im scharfen Gegensatz zu Goethe ihre interessantesten Gestalten in den Kreisen der Jacobiner hat: das Angegebne aber erinnert so merkwürdig an Goethes Schema, daß man eine Erklärung dafür sucht. Ich habe mich an den Dichter gewandt, der mir gütig mitteilte, daß er die Quellen seines Werkes mir nach so langen Jahren nicht mehr angeben könne, daß es ihm aber bei seinen Quellenstudien 'mehr um die Stimmung der Zeit, als um genauere historische Facta zu tun' war, 'da mein Drama auf freier Erfindung beruhte'. Das nach dieser Auskunft zweifellos zufällige Zusammentreffen scheint mir um so lehrreicher, je weiter es geht. Dem Philologen aber hat der Dichter die Arbeit der Reconstruction halbwegs abgenommen.

Manche der übereinstimmenden Motive lagen freilich nahe. Der Straßburger Vernunftcult war eine Nachäffung des Pariser; so konnte der Dichter leicht darauf verfallen, ihn auch in Stücken dem Vorbild nachzuformen, in denen er tatsächlich abwich. Heyses Schauspielerin Heloise Armand, die von Schneider zu der unwürdigen Rolle gezwungen wird, würde ich ohne Schwanken auf die Pariser Actrice, Mademoiselle Maillard zurückführen, die Chaumette zu der gleichen Farce zwang — nur fällt es mir auf, daß Schneider bei Heyse (Werke 9, 418) die Straßburger Feier zu der Pariser in Gegensatz stellt: *'man muß die Idee festhalten und die Form ändern'*. Die Pläne des Colmarer Arrangeurs, von denen Goethe gehört haben mag, waren gewiß nach dem Pariser Modell gearbeitet. Und handelte die Göttin beiden Dichtern erst einmal im Zwange, *'pour le salut de la famille'*, so ergab sich die adliche Verwantschaft von selbst: die tragische Schuld aber, die in der Untreue gegen die eigne Ueberzeugung, in dem opportunistischen Frevel am Heiligsten lag, sie zog Katastrophe, Gefangennahme, Tod durch eine begreifliche poetische Logik nach sich.

Jetzt wird Goethes Schema schon deutlicher zu uns sprechen. Noch aber ist ein Hauptpunct nicht zur Sprache gekommen. Wer wird Marien im Münster zum Gemahl angeboten?

Digitized by Google

Die Frage nötigt auszuholen. Heyse führt in sein Drama eine ganze Schaar der Jacobinerhäuptlinge ein, außer Schneider den jungen Maire Monet, der gleichfalls nach Heloise trachtet, und Schneiders Freund, den Schuster Jung, zuletzt noch den blutigen St. Just. Wie wäre denn auch ein Revolutionsdrama ohne die Häuptlinge des Berges möglich? Aber Goethe widerstanden diese Heldenfratzen. Sein Personenverzeichnis nennt nur den Fleischer Peter Handfest, der, im Schema gar nicht ausdrücklich erwähnt, schon seinem Namen nach offenbar nur etwa Heyses Sanspeur entspricht, und weiter den Maire, der, im Verzeichnis nicht einmal unterstrichen, ebenso lediglich Wortführer der Municipalität sein sollte; nur im Anfang des 5. Aktes scheints sollte er ein wenig in die Handlung eingreifen (falls es nicht auch da '*Marie*' heißen muß; die Teilnahme an dem Rettungsversuch, die ihm da nachgesagt scheint, stimmt jedesfalls nicht zu dem wüsten Monet der Geschichte). Bleiben nur der Baron und Manner. Da das Angebot des Gemahls die Umwendung hervorruft, muß der Angebotene Marien höchst zuwider sein; da die Weigerung (?) ihr die Gefangennahme zuzieht, so muß der Angebotene als Jacobiner gelten.

Die Charaktere der beiden Männer sind in den erhaltenen Scenen noch nicht zur Evidenz entwickelt. Aber der Baron, der anfangs mit der Revolution coquettirt hat, zum Teil aus recht persönlichen Gründen, der, mit leichtfertigen Anträgen abgewiesen, jetzt einer Heiratslaune siegesgewiß nachhängt, ohne sich der Neigung der Geliebten zu versichern, der diese Laune wieder fallen läßt, als er auf Widerstand stößt, der sich nicht scheut, Marien in die Gefahren zu verwickeln, die ihm drohen, der ist unzweifelhaft der frivole Revolutionär im Gegensatz zu dem ehrlichen Schwärmer Manner, der, einmal bekehrt, vor einem Rückfall sicher scheint und schwerlich zu den prêtres sermentés gehört. Auch die Liebe Manners, so wenig sie einem Zweifel unterliegt, lebt im Herzen, nicht auf der Zunge. Es ist der resignirte Ehrenmann, den nichts tiefer schmerzt, als daß er nicht mehr an das Ganze denken darf. Wie steht nun aber Marie zu den beiden? Die drei Personen, die wir kennen, sind so einig in ihrem Lobe, daß sie offenbar eine Lieblingsgestalt des Dichters ist, unfähig wirklich unreinen Gefühls. Das schließt einen Irrtum des Herzens, wie er der Nichte im 'Großkophta' vor der Handlung zugestoßen ist, nicht grade aus. Aber es ist sicherlich gute Absicht, daß Mariens Einwilligung in die Ehe mit dem Baron 91, 16 ff. völlig in der Schwebe bleibt. Ein äußerlicher Umstand entscheidet wol. Ein Liebespaar setzt etwas wie eine Liebesscene voraus: Marie ist

Digitized by Google

aber nur mit Manner allein, nie mit dem Baron. Dieser also, ein schwacher Intrigant im Stile Weislingens, hat sich den Jacobinern wieder zugewendet und sucht durch ihre Hilfe höchst unwürdig die Hand zu erringen, nach der er auf andre Weise umsonst getrachtet.

Aus allen diesen Erwägungen ergibt sich mir die folgende Handlung:

Den erhaltenen Gesprächen des ersten Actes schloß sich ein sansculottischer Einbruch (Sc. 4) an, der die Gefahr dringlich vor Augen führte, in denen die zurückgebliebenen Adlichen jeden Augenblick schwebten.

Der zweite Act galt Marien. Die erste Scene entrollt ihr töchterliches Verhältnis zur Baronin, ihre grenzenlose Dankbarkeit gegen die wohltätige Erzieherin, eine Dankbarkeit, die auf der Grundlage echter Frömmigkeit beruht: auf diese Tugend Mariens deutet mir Manners geistliches Amt und vor Allem der tragische Conflict hin, dem sie unterliegt. Die Baroneß bringt die Absichten des Barons irgendwie zur Sprache: Marie weigert sich wol nicht entschieden, aber in der folgenden Scene mit Manner verrät sich, wem ihr Herz gehört. Die Schlußscene im Schooß der Municipalität bringt erstens die Festsetzung der Vernunftfeier, für die Marie erkoren wird, die Perle des Elsasses (vgl. 89, 6 ff.); zweitens aber die bedrohlichsten Beschlüsse gegen die Baroneß und ihre Familie.

Mit diesen Nachrichten stürmt der Baron, der sich den Jacobinern wieder genähert hat, zu seiner Tante. Ungleich hitziger als im 1. Act besteht er jetzt auf der Ehe, die sie alle allein retten könne, besteht er darauf, daß Marie die ihr zugedachte Rolle spiele. Die Baroneß übernimmt schweren Herzens den peinvollen Auftrag, Marie zu gewinnen. Marie ist in schmerzlichen Zweifeln zwischen Dankbarkeit und Wahrhaftigkeit. Da tritt Manner zu ihr, ihre Liebe und ihr Gewissen. Beider Gefühl kommt zum Ausbruch. Aber Mariens Dilemma löst sich kaum. Die Rolle der Vernunft wenigstens übernimmt sie schließlich, so furchtbar ihrem frommen Gemüt der Frevel widerstrebt; das Geständnis Manners hat ihr dagegen die Ehe mit dem Baron unmöglich, ganz verhaßt gemacht.

Unklar ist mir der Anfang des 4. Actes. Was ist das für ein Blatt? Das Concept der Vernunftrede? ein Document, das die (gefangene?) Baroneß befreit? Daß bei Heyse Heloise an ähnlicher Stelle einen verhängnisvollen Brief empfängt, auch die Urkunde, die Friederike in der 'Aufgeregten' mit sich herumträgt,

Digitized by Google

hilft hier nichts. Hier steckt ein Motiv verborgen, das ich nicht zu enträtseln weiß. Marie tritt zu der Municipalität, die sich wol zum Festzuge versammelt. — An der großen Münsterscene sind zweideutig die Worte: *'Anrede als Vernunft'*. Wer redet an? Marie selbst? gehört diese Rede zu ihrer Rolle? oder wird sie als Vernunft angeredet? und dann von wem? Wieder kommt ernstlich nur der Baron in Betracht, der etwa öffentlich seine gute Gesinnung betätigt, entsprechend den bekehrten Priestern der Geschichte. Als sich Marie nun zum Gegenstand einer frevelhaften Anbetung werden sieht, da schwillt ihr Ekel und Schmerz; und als ihr nun gar der Baron, für den sie jede Achtung verloren, seit sie ihn in dieser Gesellschaft gesehen, die Hand bietet oder vielmehr sich ihr anbieten läßt von den Brüdern des Berges, da bricht leidenschaftlich durch, was ihr so lange die Seele gepreßt: sie bekennt wahrhaftig, was sie glaubt und liebt, und sie ist verloren.

Daß sie im letzten Acte gar nicht mehr auftreten sollte, wie das Scenar anzudeuten scheint, will mir nicht in den Sinn. Ist also das *'Maire'* der ersten Scene von mir richtig gelesen, woran ich nicht zweifeln kann, so fehlt wol die Andeutung einer weitern Scene. Die Nebenbuhler, der Baron und Manner, sind einig in dem Wunsche, die Geliebte zu retten, Manner um ihret-, der Baron um seinetwillen. Sansculotten durchkreuzen die Beratung und führen den tragischen Ausgang herbei, den der Titel sicher macht, über dessen Art aber das Schema keine Andeutung gibt. Wir sollten wol scheiden wie bei Heyse mit dem Ausblick auf die Guillotine.

Ich habe das Bild des Dramas, das sich mir ergeben hat, möglichst bestimmt hingestellt. Aber ich glaube überall nur combinirt, nicht phantasirt zu haben. Die Sicherheit solcher logisch und psychologisch gradlinigen Schlüsse überschätze ich nicht. Aber die Existenz des Schemas war genug, um sie zu rechtfertigen. Nur als ein Versuch seiner Interpretation soll gelten, was ich vorgetragen habe.

Auch das 'Mädchen von Oberkirch' stand in seinem Plane noch weit ab von der hohen Geschichtsauffassung der 'Natürlichen Tochter'. Neben der sympathischen Gräfin, der ihr eng verbundenen Heldin, dem edlen Manner, der etwa so dieser Gruppe steht, wie der Hofrat der 'Aufgeregten' zu der Gräfin und Luise, neben diesen drei Repräsentanten antirevolutionärer Gesinnung ist die Gegenpartei lediglich durch den haltlosen Baron vertreten; die eigentlichen Jacobiner spielen nur den Chor. Im Grunde also noch

Digitized by Google

immer kein Revolutionsdrama größten Stils: noch immer mehr Familientragödie auf dem Hintergrunde der Revolution. Ich zweifle, daß sich hier die Tragik des Ausgangs aus der unparteiischen Natur des Dichters ableiten ließe, wie Goethe das in der 'Campagne' (Hemp. 25, 176), wol für die 'Natürliche Tochter', andeutet. Dennoch bedaure ich lebhaft, daß Goethe nicht mehr ausgeführt hat. Der Dialogstil ist freilich zu künstlich angelegt, als daß er in dieser Weise sich durch ein langes Drama hätte durchführen lassen, ohne zu ermüden. Aber das Interesse reizt es höchlich, wie Goethe sich hier mit den Volksscenen, den Scenen der Sansculotten und Municipalbeamten abgefunden hätte. Manches ließ sich auf einer gehobenen Stufe etwa ähnlich behandeln wie die Verschwörungsscenen der 'Aufgeregten': auch außer dem Maire und Peter Handfest wären einzelne Jacobiner und Sansculotten zu Worte gekommen. Aber die großgedachte Feier und Katastrophe des vierten Actes, auf die sich Alles zuspitzt, verlangt doch stärkere Mittel: selbst die Volksscenen des 'Egmont' sind dazu kaum ausreichend stark. Andrerseits hätte sich eine bloß andeutende Behandlung dieser Massenscenen nicht vertragen mit dem breit ausführenden Conversationsstil der Anfangsscenen. Hat es seine guten Gründe, daß das Manuscript grade vor der ersten Sansculottenscene abbricht? fühlte Goethe schon an dieser frühen Stelle doch, daß die Aufgabe, die er sich gewählt, ihm technisch und menschlich zu wenig gemäß war? Wie dem auch sei: das Bild, das wir uns von Goethes künstlerischem Verhältnis zur Revolution bisher machen konnten, erfährt durch dies tragische Bruchstück, das die Brücke schlägt von den 'Aufgeregten' zur 'natürlichen Tochter', eine bedeutungsvolle Aenderung: das 'Mädchen von Oberkirch', das jedermann ernst nehmen wird, sollte wahrlich helfen, auch seinen Vorgängern eine gerechtere Beurteilung zu verschaffen, als sie ihnen in der Regel zu Teil wird.

Digitized by

Digitized by Google

ZU GOETHES FRÜHZEIT

ERINNERUNG
UND ZEUGNISSE AUS ZWEI JAHRZEHNTEN

VON

WILHELM BODEMER.

MIT ZAHLREICHEN ILLUSTRATIONEN UND EINER FACSIMILE-BEILAGE.

LEIPZIG
WILHELM HERTZ
(BESSER'SCHE BUCHHANDLUNG)
1877.

Verlag von Karl J. Trübner in Strassburg.

BEITRÄGE ZUR ROMANISCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

WENDELIN FOERSTER, KARL VOLLMÖLLER, FRIEDRICH SCHERER.

I. Band: Ueber Aucassin und Nicolette. Kritische Ausgabe des provenzalischen Textes mit Einleitung, Uebersetzung und Glossar. Von Wendelin Foerster. 1865. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

II. Band: Ueber Raoul de Cambrai. Kritische Ausgabe des altfranzösischen Textes mit Einleitung, Glossar und Namenverzeichniss. Von Wendelin Foerster. 1871. 8. 2 Thlr. 20 Sgr.

III. Band: Ueber Richart le Biaus. Kritische Ausgabe des altfranzösischen Textes mit Einleitung, Glossar und Namenverzeichniss. Von Wendelin Foerster. 1874. 8. 2 Thlr. 20 Sgr.

IV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 1. Theil: Gautier's Leben und Schriften. 1. Abtheilung: Gautier's Leben. 1876. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

V. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 1. Theil: Gautier's Leben und Schriften. 2. Abtheilung: Gautier's Schriften. 1877. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

VI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 1. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1878. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

VII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 2. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1879. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

VIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 3. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

IX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 4. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

X. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 5. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 6. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 7. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 8. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 9. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 10. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 11. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 12. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 13. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 14. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 15. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 16. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 17. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 18. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 19. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 20. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 21. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 22. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 23. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 24. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 25. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXXI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 26. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXXII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 27. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXXIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 28. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXXIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 29. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXXV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 30. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXXVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 31. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXXVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 32. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXXVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 33. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XXXIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 34. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XL. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 35. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XLI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 36. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XLII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 37. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XLIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 38. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XLIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 39. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XLV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 40. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XLVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 41. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XLVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 42. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XLVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 43. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XLIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 44. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

L. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 45. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 46. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 47. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 48. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 49. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 50. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 51. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 52. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 53. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 54. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 55. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 56. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 57. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 58. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 59. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 60. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 61. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 62. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 63. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 64. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 65. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 66. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 67. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 68. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 69. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 70. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 71. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 72. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 73. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 74. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 75. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXXI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 76. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXXII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 77. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXXIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 78. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXXIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 79. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXXV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 80. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXXVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 81. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXXVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 82. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXXVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 83. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

LXXXIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 84. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XC. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 85. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XCI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 86. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XCII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 87. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XCIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 88. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XCIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 89. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XCV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 90. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XCVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 91. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XCVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 92. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XCVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 93. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

XCIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 94. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

C. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 95. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 96. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 97. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 98. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 99. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 100. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 101. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 102. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 103. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 104. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 105. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 106. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 107. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 108. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 109. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 110. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 111. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 112. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 113. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 114. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 115. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 116. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 117. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 118. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 119. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 120. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 121. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 122. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 123. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 124. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 125. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXXI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 126. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXXII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 127. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXXIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 128. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXXIV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 129. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXXV. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 130. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXXVI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 131. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXXVII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 132. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXXVIII. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 133. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXXXIX. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 134. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXL. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 135. Abtheilung: Gautier's Miracles de la Sainte Vierge. 1880. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

CXLI. Band: Ueber Gautier von Coinci's Leben und Schriften. Von Friedrich Koch. 2. Theil: Gautier's Quellen. 136. Abthe

Digitized by Google

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK, ERNST MARTIN,
WILHELM SCHERER.

XXXIV.
AUS GOETHES FRÜHZEIT.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1879.

Digitized by Google

AUS

GOETHES FRÜHZEIT.

BRUCHSTÜCKE

EINES COMMENTARES ZUM JUNGEN GOETHE

VON

WILHELM SCHERER.

MIT BEITRÄGEN VON JACOB MINOR, MAX POSNER,

ERICH SCHMIDT.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1879.

Digitized by Google

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

Digitized by Google

VORWORT.

Als Salomon Hirzels Sammlung 'Der junge Goethe' (drei Bände, Leipzig 1875) erschien, das litterarische Vermächtnis des verehrten Mannes an die Goethe-Forschung und an das deutsche Volk, soweit es in Goethe wirklich eindringen will: da habe ich ziemlich allgemein in weiteren Kreisen das Verlangen nach einem Commentare, nach einem vierten Bande mit Anmerkungen und Erläuterungen aussprechen hören. Und man kann nicht läugnen, dass der Wunsch berechtigt war. Allzu vieles in diesen Jugendwerken und Jugendbriefen ist nicht ohne weiteres verständlich; an gar manchen Stellen thut es selbst dem unbefangenen Geniessen Eintrag, dass ein Wort, eine Spitze, eine Anspielung für den heutigen Leser wirkungslos bleiben muss, weil er die eigentliche Beziehung nicht kennt.

Nur Beiträge oder Vorarbeiten zu einem solchen Commentare wollen die nachfolgenden Blätter liefern. Für die 'Deutsche Baukunst' gilt es hauptsächlich, schärfere chronologische Bestimmungen zu gewinnen. Das Concerto drammatico wird aus gleichzeitigen Briefen erläutert; das Jahrmarktsfest besonders aus den Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Den Satyros versuche ich auf Herder zu deuten und stelle in dem darauffolgenden Aufsatze die sonstige Verwerthung Herders in Goethescher Dichtung zusammen. Die besonderen Anhänger Herders werden sich schwer entschliessen, meine Deutung anzunehmen; aber sie sind dann verpflichtet, eine bessere,

Digitized by Google

ebenso durchgeführte, an ihre Stelle zu setzen. Jedenfalls werden sie zugeben müssen, dass eine Reihe bestimmter äusserer Anhaltspuncte vorliegt, deren Ausbeutung einmal gewagt werden musste. Gegenargumente, welche blos die Verunglimpfung Herders als solche abwehren und womöglich mich der verspäteten Mitschuld an dieser Verunglimpfung zeihen wollen, werden mir natürlich keinen Eindruck machen. Ich suche die Wahrheit ohne mich darum zu kümmern, ob sie mir oder anderen angenehm oder unangenehm sein könne. Mir sind die beiden grossen Menschen auch lieber, wenn ich sie innig und sich gegenseitig anerkennend sehe, als in Streit und Entfremdung. Wie schön z. B. wenn Herder schreibt: 'Goethe schwimmt auf den goldenen Wellen des Jahrhunderts zur Ewigkeit! Welch ein paradiesisch Stück seine Stella! Das Beste was er schrieb. Der Knote ist nicht auszuhalten, und wie gnüglich endet er Alles, dass sich die Engel Gottes freuen. Nun hinten möcht' ich Fernando sein, Cäcilie am einen, Stella am andern Arm, jene: ausgelittene edle Mutter und Freundin, diese: Paradiesesblume, bei der ich nicht immer sein darf und auch zur Cäcilie und Lucie kann -- es ist unaussprechlich umfassend, tief und herrlich' (Bodemann Zimmermann S. 335). Ich finde die Stelle schön, weil sie ein Zeugnis für Herders Verständnis Goethescher Poesie ablegt und weil sie Bewunderung für ein Stück ausspricht, dessen Schwächen ich nicht entschuldigen will, das aber in der Regel weit unterschätzt wird.

Auch zur litterarhistorischen Auffassung der Stella ist in dem vorliegenden Heft ein Beitrag, von Dr. Minor aus Wien, gegeben; und die Gestalt des Kilian Brustfleck in Hanswursts Hochzeit durch Dr. Posner und Professor Erich Schmidt zwar noch nicht klargestellt, aber der Klarheit näher geführt.

Andere Aufsätze greifen wol über die im jungen Goethe gesammelten Werke hinaus, aber nur wenig über den Kreis, welcher darin dem Programm gemäss berücksichtigt werden konnte, nur wenig über die Frühzeit des Dichters, um einen von ihm selbst gebrauchten Ausdruck anzuwenden.

Den Faust hatte Hirzel lediglich darum ausgeschlossen, weil sich nicht mit Sicherheit sagen lasse, was noch in die

Digitized by Google

Zeit von Weimar gehöre. Sicherheit nehme ich für meine hierauf bezüglichen Erörterungen nicht in Anspruch, aber Wahrscheinlichkeit.

Die Strassburger Ephemerides und die juristischen Schriftstücke aus Goethes Feder brauchten nicht aufgenommen zu werden. Aber die Fragmente des Caesar vermisst man ungern; und ebenso die beiden Briefe, welche Erich Schmidt in dem ersten hier folgenden Aufsatze untersucht.

Unbekannt ist mir, weshalb die ersten Briefe aus der Schweiz wegblieben, welche das Inhaltsverzeichnis der zweibändigen Ausgabe gewiss mit Recht ins J. 1775 setzt.

Dass von Goethes Beiträgen zu Lavaters Physiognomik und von seinem Antheil an Lavaters Abraham abgesehen wurde, begreift sich. Für die Recensionen der Frankfurter Gelehrten Anzeigen war Hirzel nach dem Grundsatze verfahren, Goethe nichts zu nehmen, was er sich selbst zuschrieb (vgl. jedoch Deutsche Rundschau 17, 62). Die Uebersetzung des Hohenliedes sowie Künstlers Vergötterung sind erst jetzt durch Herrn von Loeper (Briefe Goethes an Sophie von La Roche S. 55, 125) veröffentlicht worden.

Man sieht, es wäre, selbst abgesehen von neu bekannt gewordenen Briefen, für einen vierten Band des jungen Goethe nicht blos zu Erläuterungen, sondern auch zu Nachträgen Gelegenheit.

Berlin 1. März 1879.

WILHELM SCHERER.

Digitized by Google

INHALT.

CONSTANTIE (von ERICH SCHMIDT) 1
Textkritisches 7
DEUTSCHE BAUKUNST 13
CONCERTO DRAMMATICO 15
JAHRMARKTSFEST ZU PLUNDERSWEILERN 25
SATYROS 43
Erster Act 46. Zweiter 47. Dritter 47. Vierter 57. Fünfter 58
HERDER IM FAUST 69
DER FAUST IN PROSA 76
DER ERSTE THEIL DES FAUST 94
1) Der prosaische Faust (1772) 99
2) Die ältesten gereimten Scenen (1773—1775) 100
3) In und nach Italien (1788 und 1789) 103
4) Mit Schillers Antheil (1797—1801) 110
5) Abschluss (1806) 116
KILIAN BRUSTFLECK 122
I. (von MAX POSNER) 122
II. (von ERICH SCHMIDT) 124
ZUR STELLA (von JACOB MINOR) 126

Digitized by Google

CONSTANTIE.

Schöll hat in den Briefen und Aufsätzen S. 21 ff. zwei seltsame Entwürfe mitgetheilt und beide der Leipziger Zeit, genauer dem Jahre 1767 zugewiesen, den ersten 'Arianne an Wetty' als einzigen Rest der in Dichtung und Wahrheit 21, 40 erwähnten Uebungen für Gellerts Praktikum, den zweiten ohne Ueberschrift als ein wirkliches Schreiben an eine gefällige Schöne, in deren Armen Goethe sich für Annettens vermeintliche Untreue — 1767? — tröstete. v. Biedermann und v. Loeper scheinen nicht anders zu denken. 'Der junge Goethe' enthält die Fragmente nicht; es steht also dahin, ob Bernays und Hirzel der Schöllschen Annahme beipflichten.

In Uebereinstimmung mit Scherer glaube ich, dass weder von Gellerts Seminar, noch überhaupt von Leipzig als Entstehungsort die Rede sein darf, und will versuchen in aller Kürze eine neue Hypothese zu begründen.

Was Goethe von jenen romanhaften Briefen, die vor Gellerts Auge keine Gnade fanden, sagt: 'Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Stil ging über die gewöhnliche Prosa hinaus' passt scheinbar, namentlich das letztere, vortrefflich auf unser Glaubensbekenntnis Ariannens, doch würden mich allein stilistische Gründe von einer späteren Abfassungszeit überzeugen. Man halte doch diese Zeilen gegen alles, was wir aus den Leipziger Jahren von Goethe besitzen, und man wird hier zweifellos eine ausgebildetere Gedankenwelt von einer entsprechend reiferen, gehobeneren Ausdrucksweise getragen finden. Ferner könnten es höchstens Concepte für das Praktikum gewesen sein, da Gellert die Reinschriften mit rother Tinte verbesserte usw., wie Goethe aaO.

Digitized by Google

erzählt. Solche corrigirte Blätter hatte er 'lange Zeit mit Vergnügen bewahrt'. An und für sich unwahrscheinlich ist, dass zwei halbbeschriebene in einander gelegte Bogen von Leipzig nach Frankfurt, von dort nach Strassburg wanderten, um, in Frankfurt unbenutzt und unbeachtet, hier in den ersten Wochen zu Briefconcepten zu dienen.

Die zwei in Frage stehenden Niederschriften gehören nur der allgemeinen Veranlassung nach zusammen. Mit dem vorausgehenden winzigen Bruchstück ist nichts anzufangen, denn wir können unmöglich ausklügeln, ob es der kärgliche Rest eines besonderen Briefes, eines Briefes von Wetty an Arianne, oder von Walter an Wetty usw., ja ob überhaupt eines Briefes ist.

1. 'Arianne an Wetty' verlege ich nach Frankfurt in das Frühjahr (April bis Anfang Mai) 1769. Stimmungen und Wendungen wie 'wenn du in der Frühlingssonne sitzest und für Wonne dein Busen stärker athmet' und 'wenn uns die Entzückung manchmal aus voller Brust die Frülingslufft einziehen macht' ergeben die Jahreszeit. Das naturwissenschaftliche, speciell physiologische Interesse, welches aus dieser gefühlvollen Polemik gegen Walters kühlere Anschauungen spricht, verbietet über 1769 hinaus rückwärts zu gehen. Aber schon in dem langen Erguss an Friederike Oeser vom 13. Februar bedient er sich des physikalischen Vergleiches (DjG 1, 47 f.): 'Freudigkeit der Seele und Heroismus ist so communicabel wie die Electricität, und Sie haben so viel davon, als die Electrische Maschine Feuerfuncken in sich enthält'. Goethes erster Pact mit den Naturwissenschaften ist in Frankfurt geschlossen. Aus seinen alchymistischen Liebhabereien gieng er mit Faustischem Gefolge hervor, wie manche chemische Weisheit aus den Schmelztiegeln der Adepten. Auch eine flüchtige Berührung mit der Encyclopädie wird vor Strassburg schon damals stattgefunden haben, dachte doch Goethe in Frankfurt an einen späteren Pariser Aufenthalt. Walter-Goethe, der in jenen Monaten wirklich manche 'superficielle Erkänntniss' zum besten gab, wirklich in den Briefen nach Leipzig 'so kavalierement' alle Empfindungen der Weiber 'durch Stolz und Eigennutz' zu erklären geneigt war, der aber eben da-

Digitized by Google

mals durch schönseelige Erbauung sein Fühlen (und damit seine Lyrik!) verinnigte, zugleich durch die ersten Offenbarungen der Natur sein Denken vertiefte, seine Welt- und Lebensanschauung erweiterte, strebte nach einer Klärung all der neuen, Herz und Verstand durchwogenden Elemente durch schriftliche Auseinandersetzung. Nicht in abstracten Betrachtungen, sondern der Dichter legt, wie für jene Gellertschen Uebungsstunden, 'einen kleinen Roman zum Grunde'. Hatte er als Knabe durch die Abfassung eines polyglotten Briefromans Sprachen gelernt, so schrieb er jetzt romantische Briefe über Probleme des Lebens, einzeln oder in einer Kette. Gehören solche Briefe zu den 'Mährgen', von denen er am 30. Dec. 1768 nach Leipzig meldet (1, 40)? Zu Leipzig wohnten seine Vertrauten; nichts lag näher, als diese, selbst ohne dass sie zu allen Interessen ein näheres Verhältnis hatten, auch hier correspondiren zu lassen. Wetty ist Käthchen Schönkopf, die Freundin Arianne ist Sophie Constantie Breitkopf, der jedoch die kluge F. Oeser die Feder führen hilft (vgl. Goethes verwandte Auseinandersetzungen an sie 1, 59), obgleich sie mit beiden Mädchen sonst nichts zu thun hat; aber ich meine auch, dass nicht wenige Worte der Egle in der sonst ganz im Schönkopf-Breitkopfschen Kreise spielenden 'Laune des Verliebten' aus ihrem Munde kommen. Also Arianne: Constantie, wie denn Goethe am 1. Juni 1769 an Käthchen über Horn scherzend schreibt: 'Er ist so zärtlich, so empfindsam für seine abwesende Ariane, dass es komisch wird'. Den Namen — ob Arianne oder Ariane, ist natürlich ganz gleichgiltig — haben wir als leise Aenderung von Ariadne aufzufassen, zur neckischen Bezeichnung der nach Horns Meinung in Naxos-Leipzig trostlos verlassenen Geliebten des Hörnchen oder Don Sassafras oder Riepels des Pegauers und wie die üblichen Spitznamen weiter lauten.

2. Ungleich schwieriger ist die Auffassung des zweiten Briefes, den Schöll passend 'an eine Freundin' betitelt. Er kann nicht vor Ende Mai 1769 geschrieben sein, wo Goethe die unwillkommene Nachricht von Käthchens Verlobung mit Kanne empfing. Einige Zeit ist bereits darüber hingegangen. Er fühlt sich 'verlassen', wie er sich noch von den empfind-

Digitized by Google

samen Darmstädterinnen als armen Verlassenen bemitleiden lässt. Hier lauten die entscheidenden Worte: 'Ich binn auch verlassen worden. Manche Trähne, manches Lied hat mich mein Unglück gekostet.' Also Käthchen ist wieder das 'süse Mädgen' Nelly und die untreue Nette, die ihn 'in den Armen eines andern [Kanne] vergisst'. In der Eile des Schreibens und im verhüllenden, doch durchsichtigen Spiel mit den Namen hat er statt Nelly und Nelle, oder getreuer Netty und Nette (Anna, Annette, Nette, Netty, Wetty; Anna, Annina, Amine?) zwei Namen Nelly und Nette gesetzt. Dass er wie in Dichtung und Wahrheit (Annette) statt des Rufnamens Katharina den ersten Anna wählt, darf nicht befremden, da er Frl. Breitkopf in éinem Briefe sowohl Constantie als Fickgen (Sophie) nennt (1, 62). In dem Brouillon hier heisst sie Constantie, angedeutet in dem *Co-* und dem unmittelbar folgenden Wortspiel 'o Beständigkeit' *(Constantia)*.

Horn war im April, bis über die Ohren in Constanze verliebt, aus Leipzig zurückgekehrt; unruhig, empfindsam, aufgebracht, närrisch, leidenschaftlich, unglücklich (1, 66 vgl. besonders Horns eigene possierliche Schilderung O. Jahn Goethes Briefe an Leipziger Freunde S. 114), wie der 'W' des Conceptes. Goethe verkehrte viel mit ihm und beobachtete mit der Ueberlegenheit eines jungen *expertus Rupertus* oder eines gewitzigten 'armen Füchsleins' die Liebesstimmungen des Freundes. Er zweifelte an aller Treue, an allem Bestande (vgl. überhaupt 1, 62 f.), fand Horns sentimentale Zärtlichkeit komisch, stellte ihm vor 'dass Mädgen Herzen nicht Marmor seyn dürffen', Constanze werde 'sich an ihrer Freundin [Käthchen] Exempel spiegeln, und nach und nach einsehen lernen pp.', und wünschte der Ariadne einen neuen Tröster. Ganz abgesehen von Breitkopfs Widerwillen scheint ihm (1, 63) Constanzens Gegenliebe noch nicht so gewiss gewesen zu sein, wie später, wo er schreibt (1, 74): 'Stenzel liebt noch den Riepel den Pegauer zum Sterben, mir kömmt es einfältig vor, und ärgerlich, Sie können sich dencken warum.' In seinen Briefen lugt hinter dem bösen Katzenjammer (an Gottlob Breitkopf 1, 67) und der skeptischen, herben, harmlos frivolen Laune immer die empfindliche, krankhafte Weich-

Digitized by Google

heit und die 'grässliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen' hervor. 'Wie gern wär ich sie los die Schmerzen! Allein es sitzt zu tief im Herzen, Und Spott vertreibt die Liebe nicht' (1, 107). Alle diese Gefühle: der beleidigte Stolz, der Schmerz, der Spott, die neugewonnene Ueberzeugung von der weiblichen Flatterhaftigkeit usw. sprechen aus dem zweiten romanhaften Briefe so laut, dass bereits O. Jahn S. 116, doch ohne chronologische Schlüsse zu ziehen, ihn mit den aus so schillernden Stimmungsfarben gewobenen Bekenntnissen an Käthchen verglichen hat.

Auch dieser Brief ist, weit mehr sogar als der vorige, eine Phantasie, eine Beichte voll Dichtung und Wahrheit, worin eigenste Erfahrungen und die etwas verzerrte Beurtheilung Horns und Constanzens ('Auf einer Stube mit ihrem W. an einem Tische sogar' usw.) sich mischten mit den Erinnerungen an den ausgekosteten 'gegenwärtigen Genuss' in dem dämmernden Stübchen einer kleinpariser Grisette, deren 'liebe romantische Höle' auch Horn nicht fremd war. In der eiligen Rhapsodie fliesst alles zusammen und durcheinander: so kann für Augenblicke an die Stelle der losen Schönen von Leipzig — man denke nur an die Lyrik der Schoch usw., der Günther, Stoppe, Henrici, auch an die Goethesche — die in seinen Augen gleich Käthchen einerseits, den leichteren Mädchen andererseits unbeständige Constanze treten, so kann er von den freieren sinnlichen Genüssen, wo das 'du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war' galt, denken an die reizende leichtbelebte Leipziger Geselligkeit, vielleicht an eigene kleine Tändeleien mit Constanze, wie in der 'Laune des Verliebten' Eridon einmal Lamons Egle küsst, so kann er zur dichterischen Befreiung sich hier ausmalen, dass das 'kleine Stübgen, das so offt der Zeuge unsrer seeligen Trunkenheit war' 'nun auch künftig den Schauplatz der Freuden, eines neuen Liebhabers abgiebt' und in Wirklichkeit an Käthchen schreiben: 'es muss Ihnen doch komisch vorkommen wenn Sie an all die Liebhaber dencken, die Sie mit Freundschaft eingesalzen haben, grose und kleine, krumme und grade, ich muss selbst lachen wenn ich dran deneke', so kann er sich und den

Digitized by Google

kleinen, krummen Horn sowohl Käthchen und Constanzen, wie einer halb wahren, halb fingirten Circe an der Pleisse gegenüber als 'abgedankte Liebhaber' darstellen, welche die besten Freunde werden, 'wenn man sie menaschieren kann'.

Mit dieser Auffassung masse ich mir keineswegs an, durchaus im einzelnen das Richtige getroffen zu haben, aber ich glaube sie im ganzen wohl vertreten zu können und der Phantasie nur so weit Spielraum vergönnt zu haben, als für alle Dinge, an denen die Phantasie hat bilden helfen, nöthig ist. Denn wer möchte läugnen, dass es in solchen Fällen zur Erkenntnis und Entwicklung der Wahrheit auch eines bescheidenenen Masses von Dichtung bedarf?

3. Schon wird mir aber von vielen Seiten die *pia fraus* vorgehalten, dass ich ein Goethesches *Ca* eigenwillig in ein *Co* verwandelt habe. Wenn nun aber in dem Concepte wirklich *Co* stünde? Man gestatte mir hier eine unerlässliche persönliche Erörterung. Als ich 1876 die soeben dargelegte Auffassung Scherer bei einem Besuch in ihren Hauptzügen mittheilte, bekannte er sich seit längerer Zeit von einer nur in nebensächlichen Punkten abweichenden überzeugt. Er hatte auch damals schon aus inneren Gründen *Co* für *Ca* vermuthet. Solche Conjecturen werden der Handschrift gegenüber oft zu Wasser; es ist mehr als eine Befriedigung des Scharfsinnes im einzelnen Falle, sondern ganz allgemein die Freude, dass wir etwas wissen können, wenn sie sich bewahrheiten. Ich bin mir bewusst, ohne jede Absicht *Co* finden zu wollen an das Original herangetreten zu sein, aber ich habe gefunden, dass Goethe *Co* schrieb und gleich neben der Schlinge des *o* einen Haarstrich herunterzog als Ansatz zu dem dicken Gedankenstrich, der abbrechend zu dem ergänzenden 'o Beständigkeit' hinüberleitet. So konnte Schöll allerdings sehr leicht *Ca* lesen. Man bemerkt auch, wie beim Lesen durch die vocalische Gleichheit das *Co* unvermerkt mit dem folgenden in eins fliesst.

Zu dem Text ist noch folgendes anzuführen. Was bei Schöll S. 21—25 gedruckt steht, füllt genau 3 SS zweier in einander gelegter Foliobogen aus. Mit 'ist das Stillschweigen Erlaubniss' beginnt oben die erste, mit 'lieben könnte'

Digitized by Google

die zweite, — der Anfang des späteren Schreibens folgt dann gleich auf den Schluss des früheren — mit 'kennen einander' die dritte (das ist S. 1 des eingelegten Bogens); S. 4 und 5 werden ganz ausgefüllt durch den Brief 'Wunderlicher Mann', in dem ein Blatt ausgefallen ist.

In der folgenden Collation bezeichnet Cursivdruck die von Goethe ausgestrichenen Worte oder Buchstaben.

Ich zähle die Zeilen jedes Briefes durch. Arianne an Wetty Z. 10 *und* die Wonne *ringsumher einziehest,* 'für' über *und.* 12 den 19 nach 'aus' kein Komma 29 nach 'gehabt' ein #, ebenso 30 vor 'Und'. 31 nach 'Vorbereitung' *me* (meiner) nach 'denn' *das* (Riechen). 33 'ich rede' über *du sagst.* — An eine Freundin. Z. 2 'Beschäftigung' müsste so gut mit ff geschrieben werden, wie 3 'wahrhafftig'. 4 'zweifel', nach 'die' *man*, nach 'ohngefähr' *Vorwürfe* (er wollte schreiben: 'die man ohngefähr Vorwürfe nennt'). 10 dasienige. 12 Mit*t*leiden. 20 'zärtliche' über *liebe* wegen des folgenden 'liebliche'. 23 'konnte', diese Strichelchen fehlen häufig, so 40 'dammernden' 59 'konne'; es folgte erst ein Semikolon. 30 *Co* — 32 Trähne. 36 Liebeswürdige * * *. 44 *nur* aber. 47 raszt. 45 f sitt- und tugendsamen. 49 menaschieren. 58 ô.

TEXTKRITISCHES.

Das folgende bezieht sich auf die Seiten und Zeilen (die Seite heruntergezählt) in 'Der junge Goethe'. Zunächst die Briefe 1, 233 ff. Z. 17 iüngern. 18 d. 14 Jul. 19 f 'werden' eingeschoben, und es hiess erst 'und für was Sie mich halten *werden weisz ich nicht;* 20 binn. 21 kein Komma nach 'schuldig', 'zugut'. 25 ihr. S. 234 Z. 3 nach 'zu' W. 4 'ich' zweimal unterstrichen. 7 Und. 8 zu *sehen* wo Schönheit seyn möchte als. 10 Sie erscheint. 11 Mahler. 14 HE (der Schnörkel nach dem H entsprechend der früher beliebten Schreibung HErr, die jetzt noch bei unseren Frommen üblich ist). 16, und. 19 *und* streift. 20 ia. 23 bey ieder. 26 kein Komma nach 'sich'. 28 Aug dabey. 29 Freudenfeindliche

Digitized by Google

(das Compositum musste auf zwei Zeilen vertheilt werden). 30 nach 'Leuten' Intervall. 31 kein Komma vor 'dasz'. 32 binn. S. 235 Z. 5 kein Komma nach 'andre'. 6 Sie am besten ists. 9 HE. 14 mit 'viele' beginnt die 3. Seite; 'An HE Trapp a 28ten Jul' folgt unmittelbar.

Z. 20 ihnen. 23 f zubeantwortenden. 25 binn. S. 236 Z. 2 kein Komma vor 'wenn'. 3 binn. 6 'dazu da' und 'wie noch'. 7 Abzuhandlen. 8 sey. 10 Special Fall. 13 unsre Klugheit, Weiszheit, Grübeley, oder. 16 Schicksaal. 17 Welt, dem. 19 rahten seyn der. 20 rahten. 21 'ihnen', 'Freund wie'. 22 'iungen' und 'unsre'. 23 Komma nach 'lassen', keines vor 'zu'. 24 'unsre', 'Unsre'. 25 f sie diese unreife Bewegungen unsers. 27 'ia was geschieht wenn', 'Compagnons'. 28 bey. 29 Blümgen. 30 bey. 31 Wehrt S. 237. Z. 2 Nahmen. 3 'Herren', 'Herrn'. Unter 'nennen' Strich getilgt. 4 'betitteln', 'Wohltahten'. 6 ich. 11 iemand. 12 Zeit da. 13 ietzo. Der Himmels Artzt. 14 Und. 16 ihr. 20 binn. — Es folgt der Brief an die Klettenberg. Die Blätter sind in einander gelegt.

An H. den iüngern. 24. Aug. Z. 24 tuht. 25 finden S. 238 Z. 1 Erfahrung die. 2 Blat. 5 halten was. 6 würklich binn. 7 Meynung. 9 Freunde wie sein Mädgen,. 10 zweimal 'ieden'. 18 'allerley', 'binn ich verlohren', 'Einen den'. 21 dabey. 27 'zu' eingefügt, 'sein *wollte* verlangte.' 32 wäschen. S. 239 Z. 1 'Mittelstrase', nach 'treffen' und 'verlangen' keine Kommata. 2 iung. 4 ansehen so. 6 vorbeygehen lassen. Dann, ienen. 8 'iedes', 'Plaz'. 9 'iedes Wehrt', 'meyn'. 10 'ists', ‚jetzo' eingeschoben. 12 seyn. 15 'wohl dasz', 'iederzeit'. 16 ist zu tuhn. 19 balde. 20 Fus. Folgt DjG Nr. 8.

An die Klettenberg Z. 22 f Gnädge Fräulein. d. 26. Aug. 24 'binn', 'kristlichen'. 25 'Herren', 'Todt'. 26 'konnen' (vgl. o), so auch später 'gehort' 'fangt'; S. 240 Z. 2 nach 'will' kein Absatz. 4 pflegt; zu ieder. 5 ausgeworfne. 7 'worinn', 'ietzo'. Z. 9—13 keine Kommata nach 'Menschen' 'sehe' 'Zufälle' 'kommen' 'Kenntnisse' 'gesund' 'erinnern', dafür eines nach 'mäszige'. 8 f Die viele Menschen. 10 queer über. 12 iust. 13 bey. 14 binn. 17 f keine

Digitized by Google

Kommata nach 'ist' und 'langweilig'. 17 seyn. 20 mäsigem. 22 meynen das. 23 dabey. 27 Meynungen, die Eitelkeit eines ieden. 29 die drei Kommata zu streichen. 31 ich * *. 32 hören wenn. S. 241 Z. 1 gern wir. 4 iungen. 5 Bekandtschaft. 7 gnädge Fräulen. 8 Herr ✕ ✕. 10 ieher. 11. dasz. 12 seyn. 13 dasz wozu. 14 Brauchbaarste. 16 schweerlich. 17 sey wie ihm wolle so. 20 ist s. 21 man s. 22 mans.

S. 242. An HE Engelb. d. 10. September 70 (folgt unmittelbar auf das Concept an die Grossmutter, als letzte halbe Seite eines losen Folioblattes). 3 Schöner„ (gebrochen). 4--6 'Ist der Kayser mit der Armee vorüber gezogen. Schau sie, Guck sie, da kommt sich die Pabst mit seine Klerisey'. Der erste Satz ist also durchaus selbständig, ein Ausruf im burlesken Stile des Schattenspielmanns u. s. w. 6 Kapitelstube. 7 ausgespielt; hierbey. 10 seyn. 11 'copuli' wie üblich mit lateinischen Lettern. 15 binn.

An HE H. den ältern. a 28. Sept. Z. 20 unsers. 21 phisikalische S. 243 Z. 3 Sich Sie. 4 'biss', 'kommt es sey'. 6 lang. Das vermuthete ich. 8 Und. 9 Sie sich gern eine Mühe spaaren. 12 genung. 13 ietzt. 14 'rechtswegen', 'beschaftigen'. 16 nach empfindet. 18 ietzo. 20 'ich' corrigiert aus 'Ich'. 21 seyn. 23 macht etc.

An Mamsell F. Z. 25 am 14 Octb. S. 244 Z. 3 süsze. 4 ia. 6 f Stillschweigens dessen. 8. sey. 9 'ietzo', 'Strasburg'. 11 iagt. 15 ietziges. 18 rahten wie mir ietzo. 21 bey. 23 Gegend, und. 24 Himmel, weckten in meinem Herzen, iede. 25 iede. 28 'konnen', 'wie fern'. S. 245 Z. 2. Sympatie, iede. 3 iede. 7. glücklich etc.

An Friederike Brion. Abgeschnittenes Folioblatt, ein schmaler Rand des zweiten Blattes ist geblieben. Schöne, freie, grosse Schriftzüge, wie sie sonst nur der Saarbrücker Brief hat. Z. 9 Liebe neue Freundinn,. 10 Str. am 15 Octbr. 11 Ich zweifle nicht *einen Augenblick* Sie so zu nennen; 12 verstehe; so. 14 unsre. 16 Bissgen günstig seyn? 17 Liebe liebe Freundinn, 19 'iust', 'ietzo'. 20 'mögte', 'anders', 'soviel'. 22 'bey', 'Stückgen' 23 Pferd, für. 24 larmenden Strasb.. S. 246 Z. 1 'Ihnen, in', 'seyn'. 4 beym. 5 wie

Digitized by Google

leid er mir that (der Abschied; nicht 'es'). 8 f natürlich dasz. 12 Weeg. 13 Morästen, die. 14 freygebig. 15 hätte; so. 17 seyn. 19 'verlichren', 'trug ein'. 20 'Talisman der', 'Beschweerlichkeiten'. 21 nach 'noch?' kein Gedankenstrich. 22 glaubens. 23 Gedanke den. 24 Weeg. 25 'wieder zusehen', ebenso, nur unterstrichen, in Z. 27. 28 'Herzgen', 'Bissgen'. 29 'Arzeney', 'Herzgen', 'sey'. 31 Herzgen. S. 247 Z. 3 giebt. 4 Genung wir. 6 Stadtlärm, auf. 7 Gewisz Mamsell. 8 'ietzo', 'ich es'. 9 f Muthwilligen Lustbaarkeiten. 10 f wird, wenn. 12 Freundinn. 13 Wenig. 14 behalten, und. 16 'Empfelungen', 'teuern'. 16 f 'Schwester, viel', 'gerne'.

An die Grossmama. Diese Beileidsbezeigung ist dem Enkel nach den vielen Aenderungen recht sauer geworden. Z. 19 Grosmama. 21 'der Todt unsers lieben Vaters, *ob wir ihn gleich* schon so lange täglich ge fürchtete*n*' ('täglich ge' über der Zeile eingeschoben). 22 nach 'überrascht' Absatz. S. 248 Z. 2 die Sie ietzo des Haupt unserer Familie sind *die Sie zartlich* sind ('sind' aus Versehen nicht mit ausgestrichen). 6 als *Ihnen auch die besten* ich kenne. 9 *oft* ist ausgestrichen. 10 unsrer Glückseeligkeit. 12 andre und. 13 ff eins um des andern willen. *Und dass wir (da alle Freude in dieser Welt* [diese drei Worte eingeschoben] *nur geborgt ist), in dem wir sie geniessen, darinn einzuwilligen scheinen dass sie aufhören soll* [Absatz] dass alle Freude in der Welt nur geborgt ist, *und dass wir uns weder wundern noch betrüben sollten.* [Absatz]. 17 'Sabbaths Ruhe', 'redlig'. 18 nun. Und. 19. 'Gott indem', 'Sie für Uns'. 20 f muntern freundlichen glücklichen Greiss entrissen der. 25 ‚seidenfaden', ‚dessen'. 26 'kranken' eingefügt. 27 muszte sich frey. 28 Gefangner. 29 frey und unsre Tränen. 30 'unsre', 'Sie liebe'. 31 Hertzen. 32 verlohren, S. 249 Z. 1 seyn. 3 unserm. 4 ist es. 6 Zeit, zur. 7 f kein Absatz. 9 Glückseeligkeit. 11 J. W. Goet (das t nur halb).

Der Saarbrücker Brief (Goedekes Datierung 1770 ist wohl allgemein gebilligt worden). S. 255 Z. 2 Saarbrück am 27. Jun. 3 Freundinn. 4 Weeg. 6 Sommertags, in der süsesten. 7 mancherley. 9 'reitzenders', 'an Sie; das'. 11 'Käthgen', 'weisz dasz'. 16 'herbey', 'Lothringsche Gebürg'.

Digitized by Google

17 vorbey. 19 Dammerung. 20 schweere. 21 'Berg, über', 'dunkeln'. 22 'durchs', 'Vögelgen'. 23 wurds. 24 'der über *meiner* (verschrieben nach dem 'meinem'), 'Beschweerlichkeit'. S. 256 Z. 1 Anstrengung um. 3 'ein' über *und*. 4. Beschweerlichkeit. 5 grose Freuden werden nur mit groser *Beschweerlichkeit erkauft* Mühe erworben. 7 mutig. Nimermehr. 10 'Trähnen', 'den' corrigiert durch einen Strich aus 'dem'. 11 f dasitzt wenn sie fliesen. O da sind wir so schwach dasz. 14 zittern sie. 15 'Mutig', 'Liebhaber der'. 16 kömmt, sein Mädgen. 19 Einem. 20 Reitz. 22 Arbeit, und. 25 leben ohne. 27 Fränzgen. 28 'binn', 'oft dasz'. 29 seyn. 31 Ich kenne *Made* [*e* nicht deutlich; *Mademoiselle*?] einen guten Freund dessen Mädgen. S. 257 Z. 1 'hatte bey', 'Schemmel'. 2 Abend dasz. 3 'wollte eh', 'war, sie'. 4 f Schmeicheley fest zu halten. 5 Weisse. 8 Fus. — Ende des Blattes.

Schöll S. 34 ff Wunderlicher Mann. Z. 15 wandelbaaren. 24 alsdenn. S. 35 Z. 6 rahten. S. 36 Z. 10 Sie ich. 13 Grille habt. 19 gewisse *Dinge* Kleinigkeiten. 23 nicht warum isst er nicht *Ode* [es folgen kleine Fragen mit Oder']. S. 37 Z. 4 wiederhohle. 6 nach ‚Sie' keine Klammer.

DjG 1, 271 'Ein zärtlich jugendlicher Kummer' füllt nicht ganz die erste Seite eines Strassburger Conceptfoliobogens; die drei übrigen sind leer. — Z. 2 Feld, es. 9 sich bald. 11 blauem. 15 Mädgen. 16 'Veilgen', 'iungen'. 17 'sieht' über *und* (aus Versehen auch 'mit' durchgestrichen, dann Punkte darunter). 18 Entfalteter, und reizender ihn heute *als er vor*. 19 Mayenfest geblüht. . 21 seegne. 23 Saamen. 25 'hagern' über *starren*. 26 aufs. S. 272 Z. 1 'Fluss' corrigiert aus 'Flus'. 2 Grau *verst*. 3 'er' corrigiert aus 'es'. 4 Erndteträumen. 5 sät.

Zum Schlusse DjG 3, 697 ff 'Reisetagebuch'. Ein Quartblatt. Z. 2 Ebersstadt [corrigiert aus 'Ebersdorf') d 30 Oktr. 1775. Z. 3 Bittet dass. 4 Lies. 5 'auf die Zukunft' erst eingeschaltet. Nach 'sagen! —' kein Absatz. 6 Diesmal rief ich aus ist'. 7 'Morgends', 'übrige betrifft so'. 8 unsichtbaare. 12 f Nachbaar Schuflicker seine Werkstäte und Laden öffnet: fort. 14 Spenglersiunge. 15 Nachbaarsmagd. 16 dämm-

Digitized by Google

rigen. 18 Nein sagt ich es. 19 hat sollte. 20 Lili Adieu Lili. 21 hoffnungsvoll unsere Schicksaale. 26 Frühlings blume. S. 698 Z. 3 'später!', 'Lebe', 'Bin'. 4 Welt mich. 5 sechs Gedankenstriche nach 'wenden'. 6 'sizze', 'vorbeyfahre'. 9 Nein Bruder du. 10 theilnehmen. 12—14 bilden so den Schluss der 1. Seite, nur dass das 'den' die 3. Zeile eröffnet. 15 Uberfüllung. 17 nichts unterstrichen. 19 f Sache meine. 21 Nahmen. 22 'biss', 'Brief und Zeitungsträger', 'Nahmen'. 23 vor dem NB Klammer, 'Brief und'. 25 Wetter ists Stern. 27 gebürg. 28 'hügel abgereiht', 'Nuszallee'. 29 Voll. 32 Blick! -- wollt'. S. 699 Z. 1 Eckgen wo. 3 'hatte', 'sagen, möcht'. 5 'eintratt', 'mir' aus 'mich', 'Herbst Butten'. 6 'Weeg stünden, wir haben sagt er eben', 'sey'. 8 sey. 10 Bin.

ERICH SCHMIDT.

Digitized by Google

DEUTSCHE BAUKUNST.

Die Schrift von deutscher Baukunst zerfällt in fünf Abschnitte, im Drucke durch Sternchen gesondert.

Die drei ersten Abschnitte, wovon der zweite gegen den Abbé Laugier (Observations sur l'architecture, Paris 1765; deutsch Leipzig 1768) polemisirt, erinnern im Stil sehr stark an Hamann und Herder. Die beiden letzten Abschnitte, wovon der eine gegen Sulzer polemisirt (vgl. Hempel 28, 345 und 29, 69) erinnern im Stil an Goethes Recensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, seine stilistische Vorschule zum Werther.

Diese letzten Abschnitte möchte ich in den Herbst 1772, unmittelbar vor den Druck des Werkchens, die drei ersten noch in die Strassburger Zeit setzen.

Zwar erst am 28. November 1771 dankt er durch Salzmann für das Münsterfundament, das ihm Silbermann auf seine Bitte geschickt (DjGoethe 1, 296. 302). Aber den Plan brauchte er nicht, um seinen Hymnus zu schreiben, und eine Stelle vom 21. September 1771 an Röderer scheint hier Aufschluss gebend: ins Jahr 1771 gehört der Brief, wie schon v. Loeper (DW. 3, 285. 289) gesehen hat; Jung, durch welchen Goethe, laut Angabe dieses Briefes, die Strassburger litterarische Gesellschaft 'um einen Ehrentag des edlen Schakspears' bat, ist am 24. März 1772 von Strassburg gegangen. Der Ehrentag war also derselbe, den Goethe in Frankfurt

Digitized by Google

feiern wollte: der 14. October 1771. Die Shakespearerede ist doch geschrieben, nicht vom Verfasser vorgetragen, geschrieben wol für die Strassburger, an deren Feier er aus der Ferne theilnehmen wollte, wie es nach seinem Wunsche Herder in Frankfurt sollte. Die eigentliche Festrede hielt Lerse zu Strassburg, s. Stöber Alsatia (1873) S. 33 ff. Ebenso wie mit der sogen. Shakespearerede muss sich nun Goethe schon früher einmal an den Sitzungen der Strassburger litterarischen Gesellschaft aus der Ferne betheiligt haben, nach den Worten an Röderer in dem angeführten Briefe: 'Es freut mich, dass mein reden unter Ihnen mit ἐξουσια gesalbt war'. Und wenn er unmittelbar darnach ohne Uebergang von der Baukunst redet, so muss zwischen dem 'reden unter Ihnen' und der Baukunst ein innerer Zusammenhang obwalten. Mit einem Wort, ich glaube, dass er die drei ersten Abschnitte jener Schrift der Gesellschaft vorlegen liess, und da der erste Abschnitt offenbar in Sessenheim geschrieben ist, da die Frage des fünfgetürmten Hauptschmuckes, wovon der dritte Abschnitt redet, Goethen nach seiner eigenen Versicherung in der letzten Strassburger Zeit beschäftigte, so setze ich die ganze vordere Partie noch nach Strassburg — dem wesentlichen Bestande nach: denn wer wollte dafür einstehen, dass keine Correcturen vorgenommen, dass keine nachbessernde ändernde Abschrift gemacht worden. Zu meiner Meinung stimmt die Angabe von Lerse bei Böttiger 1,60: 'Oft gingen sie (Goethe und Lerse) auf den Münster und sassen stundenlang auf seinen Zinnen. Dort entstand Goethes Erwin, die erste Schrift, die Goethe drucken liess.' Auch zwei andere früheste Goethische Schriften gehören ihrer Entstehung nach in die Strassburger oder die unmittelbar folgende Zeit: der Brief des Pastors und die Zwo biblischen Fragen: das scheint mir aus innern Gründen klar; äusserlich kommt hinzu, worauf Hr. v. Loeper aufmerksam macht, dass nach Lerse aaO. Goethes erste Strassburger Dissertation nichts anderes als die Behauptungen der ersten jener Zwo biblischen Fragen enthielt.

Digitized by Google

CONCERTO DRAMMATICO.

'Jedoch ist immer der Versuch zu machen, die Vernunft der Unvernunft zu finden' sagt Dr. G. von Loeper über das concerto drammatico (Loepers Nachlese bei Hempel 5, 241; DjGoethe 2, 197). Und so seien denn ein paar Bemerkungen gestattet, welche etwa weiter führen, ohne Alles erklären zu können.

Hr. von Loeper setzte das Gedicht früher in den Januar 1772, später in den Anfang des Winters 1772 auf 73 (DW. 3, 317): ich möchte es dem Februar 1773 zutheilen, indem ich darauf beziehe die Worte [vom 11. Febr. 1773] an Kestner DjGoethe 1, 349: 'Ehstertage schick ich euch wieder ein ganz abenteuerlich *novum*'. In demselben Briefe wird angespielt auf den Götz, den er zum Druck bereite, und er redet von dem Mädchen, die er sein liebes Weibchen nenne: denn 'neulich als sie in Gesellschaft um uns Junggesellen würfelten, fiel ich ihr zu'. Düntzer versteht darunter Susanna Magdalena Münch, die mit Lotten am selben Tage geborne (Erläut. zu Clavigo und Stella S. 4; vgl. v. Loeper Anm. 600).

Das Gedicht ist klärlich Antwort auf ein Schreiben aus Darmstadt, wol eine Collectivepistel der Freunde, auf welche wir Beziehungen erwarten dürfen.

Im ersten Stücke der Suite, *Tempo giusto*, wird der Darmstädter Brief als eine Eingebung der Langenweile be-

Digitized by Google

zeichnet: offenbar war über Langeweile darin geklagt worden. Das zweite Stück, *Allegretto,* leitet ebenso das Frankfurter Mariagespiel, wovon der Brief an Kestner handelt, aus der Langenweile ab. Das *Arioso* interpungire ich:

> Gekaut Papier! Sollts Junos Bildung seyn?
> Gar grossen Dank! Mag nicht Ixion seyn.

Goethe hat statt des Frage- ein Ausrufungszeichen; wir dürfen aber ohne weiteres, wie Heinse bei Erwin und Elmire, Ausrufungszeichen in Fragezeichen verwandeln (QF. 2, 67).

Im übrigen nehme ich an, dass der Darmstädter Brief durch die Sendung einer wohlbeleibten Frauenfigur von *papier mâché* begleitet war, Anspielung auf die 'junonische Gestalt' von Lottens Freundin, welche ihm Merck zu Wetzlar statt Lottens empfahl (DW. v. Loepers Ausg. 3, 101. 352). Zu Ixion vgl. DW. 3, 182.

Für *Allegro con furia* und *Cantabile* scheint wieder ein Brief an Kestner Parallelstellen zu bieten, [vom 28. Januar 1773] DjGoethe 1, 344. 345. Ich bitte die Leser ihn aufzuschlagen, damit ich ihn nicht ganz abschreiben muss. Dieselben Stimmungen sind dort contrastirt wie hier. Ein grässlicher Sturm weckt ihn um Mitternacht, da denkt er an Antoinettens idyllische Vorstellungen vom letzten Abend: wie sie Mond, Wasser, Brücke, Schiffe so paradiesisch schön findet und die Leute glücklich preist, die auf dem Land, auf Schiffen, unter Gottes Himmel leben, dass sich ihm die Empfindung aufdrängt: 'Ich lass ihr die lieben Träume gern, macht ihr noch mehr dazu, wenn ich könnte'. So redet das Cantabile gleichsam Antoinetten an und sucht den Aufruhr der Natur für sie abzuschwächen, um ihr die illusionsreiche Ruhe nicht zu stören.

Sturm und Brand selbst, die er in jener Nacht erlebte, schildert er übertreibend, indem, wie schon v. Loeper anmerkt, ein Höllen-Breughel vorschwebt: 'andere Bilder in der Imagination' hatte er am Morgen. Gemälde wirken entschieden ein auf seine dichterische Phantasie; wir sind berechtigt darnach zu suchen, erzählt er uns doch, wie er in

Digitized by Google

Dresden einzelne Scenen der Wirklichkeit mit den Augen eines Schalken oder Ostade unwillkürlich betrachtete. So möchte ich im Leipziger Liederbuch die Poesie des Mondes auf Aart van der Neer zurückführen (Dresdener Gallerie Nr. 1215. 1216, Hübners Katalog von 1857 S. 247); Faust in der Hexenküche könnte auf Anlass einer Versuchung des h. Antonius concipirt sein.

Die uns vorliegenden Verse sind natürlich unmittelbar nach dem Ereignisse niedergeschrieben und dann hier eingefügt. Wenn der Dichter im Brausen des Sturmes die Noth verdammter Geister sausen hört, so ist an die Vorstellung vom wilden Jäger im Götz zu erinnern (DjGoethe 2, 158 f. 364 f.)

Im darauf folgenden *Andantino* interpungire ich: 'Der Frühling brächte Rosen nicht gar? Ihr möchtet sie wol lieber im Januar?' Die sentimentalen Darmstädter Freundinnen hatten in dem gemeinsamen Briefe offenbar den Frühling herbeigesehnt und dabei von den Rosen gesprochen, die er brächte. Goethe verspottet die chronologisch-botanische Gedankenlosigkeit, die etwa Caroline Flachsland zuzutrauen ist. Der Frühlingssehnsucht sind ihre Briefe damals voll, ich verweise nur auf den vom Ende Januar 1773 an Herder (Aus Herders Nachlass 3, 442) welcher beginnt: 'So komm, Frühling, o komm, o komm, und bring meinen Jüngling in meinen Arm! So geh denn, Winter!' Hiermit wird dann gleich das *Lamentabile* klar: Caroline ist als sprechend zu denken.

Für das *Allegro con spirito* weiss ich nichts als Möglichkeiten. War Goethe, den Herder (Nachlass 3, 446) Anfangs Februar als 'kalten Weiberhasser' bezeichnet, in dem Darmstädter Briefe auf ähnliche Weise geneckt worden? Empfahl man dem, der nicht lieben könne, der in der Liebe dem Nichts huldige, empfahl man ihm als Gegensatz des Nichts jene Juno? Oder hatte man über das Nichts geklagt, das die Langeweile schafft? das Nichts gespannter Erwartung? das Nichts liebeleerer Existenz?

Jedenfalls singt im *Choral* die Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen, indem sie auf die Paternosterbitte ums tägliche Brot anspielt.

Digitized by Google

Im *Capriccio* darf man dem Gelüst, *dumm* in *drum* zu emendiren, nicht nachgeben; aber der Zusammenhang ist wirklich so: aus Angst vor Langerweile will nichts auf Erden stille stehen. Folgen dann Beispiele der Bewegung. Dem sonderbaren alterthümlich gemeinten *i* in *herumi didumi* vergleicht sich *mutilich, männilich* in Liebetrauts Lied nach der ungefähr gleichzeitigen Fassung des zweiten Götz (DjGoethe 2, 280), welches Lied auch im Rhythmus übereinstimmt; ferner *geistilich* im Pater Brey (ibid. 3, 222). Ebenso nachher *is* statt *ist* wie im Pater Brey und sonst.

Das erste Beispiel, die erste Variation, braucht keine momentanen Elemente zu enthalten. Allenfalls wäre an die Tänzer vom 28. Januar (DjGoethe 1, 345) oder an die Aeusserung vom 22. Februar, wenn sie nicht zu spät fällt (1, 350) zu erinnern: 'Ihr werdet tanzen. Wohl seys euch. Alles tanzt um mich herum. Die Darmstädter, hier, überall und ich sitze auf meiner Warte.' Die Worte 'Bricht eines sein Hälsli, das ander — Gott weiss' kann ich nicht mit v. Loeper verstehen 'Gott weiss, wann auch das andre bricht', sondern nur so dass 'eines' und 'das ander' correspondirend stehen: 'weiss Gott, was das andre bricht'. Die Wendung 'Gott weiss' tritt überraschend ein, man ist nach dem Reime gefasst auf: 'den Steiss'.

Das Schlittschuhlaufen der zweiten Variation ist natürlich Goethes eigenes, gemäss Brief vom 5. Februar 1773 (DjGoethe 1, 348). Ich möchte nach *da* Kolon oder Semikolon setzen: es geht wie Blitze das Flüsschen* hinan, und wir freuen uns am Ziele zu sein, obgleich wir wieder nach Hause zu müssen und Hüfte wie Fuss uns schmerzen.

Der Reiter in der dritten Variation könnte Merck sein. Er war am 6. Februar in Frankfurt, am elften wieder weg. Nach seiner Rückkehr, meine ich, erfolgte aus Darmstadt Sendung und Brief, worauf das Concerto die Antwort bildet. Genauer zu interpungiren wäre:

* Die Nidda, wie mich Hr. v. Loeper belehrt, indem er zugleich zur Ergänzung seiner Anm. 618 (Dicht. und Wahrh. 4, 145) auf Rosaliens Briefe (von der Laroche) Bd. 2, Brief 77, verweist.

Digitized by Google

Geritten wie Teufel
Berg auf und Berg ab,
Galopp auf Galopp
(Gehn die Hund nur im Trab!)
Bis Gaul wund am Kreuz is,
Der Ritter am Steiss: —
Frau Wirtin, ein Bett! hol
Der Teufel die Reis!

Das Particip im Anfang steht wie in Liebetrauts Liede: 'Mit Pfeilen und Bogen Cupido geflogen'.

Ueber die Quelle der französischen '*Air*' habe ich Adolf Tobler befragt. Er erwiderte mir: an einen Kunstdichter des XVI. Jh. sei nicht zu denken, aber auch schwerlich an ein Volkslied. 'Sollte es nicht — fährt er fort — von Goethe selbst herrühren? Die unzureichende Congruenz der zwei Strophen, das Fehlen des Artikels bei *rhume* in der zweiten machen mich misstrauisch, mehr noch als die durch den Reim gesicherte *mama*. Unter den Hauptschen Materialien ist das Liedchen nicht; ebenso wenig in anderen Sammlungen die ich besitze'.

Was den Charakter des Gedichtchens anlangt, so erinnert Hr. v. Loeper gewiss mit Recht an die Litteraturrichtung Rabelaisischen Geschmackes, welche dem jungen Goethe eine Zeit lang so sympathisch war: 'Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot waren meine Freunde und erregten in mir Antheil und Bewunderung' DW. 3.33 L.

In dem vorliegenden Concerto ist die Beziehung auf Rabelais klar genug, wenn Goethe sich im Titel als den Panurg genannten einführt. Heisst er daneben *Dottore Flamminio,* so wird das nur denjenigen bedeuten, der leicht in Flammen steht; aber bei dem Namen Panurg muss man gewiss zunächst an dessen Heiratsschwierigkeiten denken, an seine Unentschlossenheit, ob er soll oder nicht; an die Art, wie alle Sorten von Orakeln zur Entscheidung der Frage, aber immer vergeblich, in Anspruch genommen werden. Das Würfelorakel hat bei Goethe eben gespielt und ihm die Münch zugewiesen, wie wir sahen. Und eine Sibylle wie bei Rabelais Buch 3 Cap. 16 werden wir gleich kennen

Digitized by Google

lernen. Wenn im Allegro con furia der jüngste Tag hereindroht, so kann man sich an Bruder Jean des Entommeures erinnern, welcher dem Panurg entschieden zur Heirat zuredet mit dem Argument *sçais-tu pas bien que la fin du monde approche?* Beschäftigung mit Rabelais in dem Frankfurt-Darmstädter Freundeskreise belegt auch eine Recension der Frankfurter Gel. Anzeigen 1772, 24. Juli, S. 470*, für die es, wenn man sie Goethe zuschreiben will, an Parallelstellen aus dieser und späterer Zeit nicht fehlt.

Das französische Liedchen schliesst sich an das vorangehende durch eine gewisse allgemeine Aehnlichkeit des Motivs: wie der Reiter ermüdet nach einem Bett schreit, so das Mädchen nach Medicin; der Reiter kommt durch die Kälte, das Mädchen hat sich erkältet. Und in dem folgenden *Molto andante* kann etwa die Wendung 'das kalte wird warm' als eine Anknüpfung, wenigstens als ein Anklang gelten. Dass diese Weisheit 'molto andante' einsetzt nach der voraufgegangenen heftigen Bewegung, ist ganz hübsch gedacht; es wird so das gefühlvolle *Con espressione* vorbereitet, welchem endlich das wieder contrastirende Finale die Hand reicht.

Das Weiblein der Sibyllenschaar (vgl. die 'Sibyllengilde' in der classischen Walpurgisnacht; auch Rabelais erinnert an das ganze Geschlecht der Zauberinnen) nehme ich als eine wirkliche Wahrsagerin, welche dem Dichter verkündigt, es drohe ihm Gefahr von schwarzen Augen: natürlich keine historische Notiz, sondern eine andere Einkleidung für eine Wendung wie 'es ist mir Gefahr prophezeit'. Der Dichter bezieht die Prophezeiung auf schwarze Augen, die er kennt und ruft die Besitzerin derselben unter dem Namen Marianne um Mitleid und um eine kurze Frist an. Marianne (vgl. die

* Cölln.
Blauer Dunst in Gedichten. 1772. 8. 260 S.
Der Witz dieser Dinger besteht darinn, dass sie auf blau Papier gedruckt sind, und da das Papier auch ziemlich sanft ist, so würde selbst Gargantua der competenteste Richter in diesen Fällen, gestehen müssen, dass sie sehr brauchbar sind,
Purgatus bilem verni sub temporis hora.

Digitized by Google

Geschwister und Wilhelm Meister) braucht kein wirklicher Name zu sein — manche Damen in Goethes Umgebung werden willkürlich benannt, ohne dass wir die Gründe erkennen — aber wenn ich das Concerto richtig datire, so muss Susanne Magdalena Münch gemeint sein.

'Vergönne mir die arme, kurze Frist' sagt der Dichter, und wird also wol einen bestimmten Termin seiner Freiheit im Auge haben. Diesen erst noch durchlebt, benutzt: dann will er sich gefangen geben. Man kann eine Anwendung des Spruches 'alles zu seiner Zeit' herausfühlen. Der Termin wäre durch das schliessende *Presto fugato* bezeichnet. Er will Rosenlust wie Obst- und Weinernte noch geniessen. Die Rosen geben eine Anknüpfung an das Andantino. Aber der Wein ist die Hauptsache: 'Hier ist genug, hier schäumt der Most die Fässer heraus' (so interpungire ich: aus den Fässern heraus). Alle, alle werden herbeigerufen, und das Tanzen und Jauchzen geht los. Das bacchische Motiv als solches kehrt am Schlusse der Helena und auch in der Pandora wieder.

Was hier vorliegt, ist in der That 'fugato', eine Art fugirter Satz. Zwei Stimmen unterscheiden wir und dazu das instrumentale Accompagnement ('didli di dum, didli di dei, duru, dal dilleri du') welches zuletzt, als ob sich der Schwarm immer weiter entfernte, allein noch gehört wird ('dum du, dum du' usw). Die eine Stimme ruft fortwährend alle herbei zum Tanzen und Singen: herbei! mit! mit! Alte und Junge, Weiber und Kinder, Zöllner und Sünder werden aufgefordert. Die zweite Stimme verspottet die Laffen, welche nicht mit wollen.

Was meint Goethe damit? Vielleicht den Götz? den ersten ausgibigen Most, den er aus seinen Trauben gekeltert hat, zu dem alles Volk geladen ist: aber er sieht voraus: die grossen Geister, gestopelten Meister, 'verschnitten dazu' werden abseits stehen und gaffen.

Jedenfalls bietet ein früheres Werkchen schon eine Parallelstelle dazu, der (nach S. 13 aus dem Herbst 1772 stammende) Schluss der deutschen Baukunst (DjGoethe 2, 213 f.): 'Wenn denn nach und nach die Freude des Le-

Digitized by Google

bens um dich erwacht und du jauchzenden Menschengenuss nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst; das muthige Geschrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefässe anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müssige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn' usw. Er redet den Künstler an, der die Seligkeit der Götter auf die Erde leiten soll.

Und die Anklänge gehen noch weiter. Goethe braucht nicht blos 2. 208 das Wort 'zusammengestoppelt' in einer Reihe mit 'unnatürlich, aufgeflickt, überladen' um die falsche Vorstellung dessen zu bezeichnen, was er vom Strassburger Münster erwartete; sondern er verwendet auch ein intransitives Verbum 'stoppeln' synonym mit 'fremde Gewächse einsammeln' (1, 212. 213; vgl. mhd. *stupfeln*) und daraufhin kann man die 'gestopelten Meister' des Concerto wohl nur mit von Loeper als solche auffassen, deren Meisterschaft auf einer Aehrenlese über fremde Aecker hin beruht.

In einer Recension der Frankfurter Gel. Anz. 1772 S. 741 über die Allgem. D. Bibl. XVII. 1 heisst es: 'Stockhausens kritischer Entwurf einer auserlesnen Bibliothek. Vierte Auflage. Damit wird übel verfahren, und von der Seite des, was es ist, mit Recht; wenn man aber auf der andern Seite denkt, was es sein kann, und nicht mehr, wie vielleicht eine solche kritische Bibliothek unmöglich ist, denn gut, schlecht, schön, lesenswerth, drücken freilich den Gehalt nicht aus, und bestimmtere Urtheile, wer soll sie geben? Der Mann von Genie? Der wird uns sagen, was ihm die Bücher waren; Und der Litterator? Das ist ja Hrn. S. ein sehr mittelmässiger vielleicht; So lassts denn, dass zu jeder neuen Ausgabe Freunde und Feinde, Professores und Recensenten ihre Beiträge und Tadel dazugiessen, und zuletzt einer darein tritt, der alles Urtheil heraus schmeisst und die von so mancherlei Köpfen gewählte und gestoppelte Bücher nach dem Seinigen meistert und in litterarischen Reihen die Titel ordnet'. Unzweifelhaft ein Goethischer Satz, aber keiner von den durchgebildeten, sondern leicht hingeworfen.

Digitized by Google

In meiner Auffassung bestärkt mich das 'verschnitten dazu' des Concerto. Der Giessener Schmid bemerkt in der Recension der Deutschen Baukunst (Frankf. Gel. Anz. 1772 S. 775; 4. December) welche Goethe an Kestner (DjGoethe 1, 337 f.) im wesentlichen richtig, aber doch zu empfindlich charakterisirt*: 'Gegen die Herrn Geschmäckler und verschnittne Kunsttheoristen, die nichts als schöne Kunst kennen wollen, erinnert der Verf. mit vielem Grunde, dass die Kunst lange bildend ist, ehe sie schön wird' usw. Der Ausdruck 'Geschmäckler' findet sich bei Goethe (2, 205), aber nichts von verschnittenen Kunsttheoristen: sollte Schmid den Ausdruck nicht doch aus Goethens Munde haben? Wer ins blaue rathen will, kann annehmen, dass Schmid die Baukunst, nach der er sich sehr begierig zeigte, im Correcturabzug erhalten hatte und darin noch den derberen Ausdruck vorfand (etwa 'dem verschnittenen Geschmäckler' statt 'dem schwachen Geschmäckler', Gegensatz: 'ganze Seelen'), den der Verfasser nachher freundschaftlichem Rathe oder eigenem Besinnen folgend, milderte.

Unter allen Umständen stellt der Schluss des Concerto gerade wie die Schrift von deutscher Baukunst den neuen Geschmack energisch in den Vordergrund und wirft unhöfliche Seitenblicke auf die Vertreter des alten. Auf frühere Abfassungszeit des Presto fugato möchte ich daraus nicht sofort schliessen.

Entstehung der einzelnen Theile zu verschiedenen Zeiten ist ganz möglich. Dergleichen kann sich nach und nach an-

---

* Nachdem der Recensent blos Auszüge, mit einigen lobenden Beiwörtern verbrämt, gegeben hat, lautet sein Schlusswort: 'Wir empfehlen diese kleine Schrift, sowol in Ansehung ihrer Grundsätze, als des wahren Genius, der durch die kleinsten Theile durchzieht, allen Verehrern der Kunst! Und allen Theoristen mag sie dann ein kurzer Metallcylinder sein, um langen Drat akademischer Weisheit darauszuziehen, mit dem man das Gebiet der deutschen Kunst, wie mit den Riemen der Königin Dido von Osten, Westen, Süden und Norden nach Belieben umspanne.' Es ist in der That um zu zeigen: ich bin auch da, ich kann mich auch bildlich ausdrücken. Das ganze vollkommen wolmeinend, aber herzlich unbedeutend.

Digitized by Google

sammeln und wird dann in einem günstigen Augenblicke redigirt.

Wo irgend sich einiger Zusammenhang zwischen den verschiedenen Stücken zu zeigen schien, da habe ich darauf hingewiesen. Man könnte wol hier und da noch einen Schritt weiter gehen; aber es kommt darauf überhaupt nicht an: die Stücke sollen nur den musikalischen Gegensatz der Stimmung haben, die schärfsten Contraste dicht neben einander gestellt, eine gewisse Einheit nur durch wiederholtes Anschlagen der selben Themata hervorgebracht.

14. 2. 78.

Digitized by Google

JAHRMARKTSFEST ZU PLUNDERSWEILERN.

Das Folgende ist mit Bezug auf eine Arbeit von W. Wilmanns über denselben Gegenstand (Preuss. Jahrb. 42, 42) geschrieben, welche mir durch die Gefälligkeit des Verfassers schon im Manuscripte vorgelegen hatte. Dass die Personen des kleinen Spieles Porträte ganz oder hauptsächlich aus Goethes Kreise seien, steht fest durch Goethes eigenes und durch Mercks Zeugnis. Bisher hatte man aber wol nur Mardochai auf Leuchsenring gedeutet; Wilmanns fügt eine Anzahl gewiss richtiger Vermuthungen hinzu; in einigen Fällen möchte ich ihn bekämpfen und seine Deutungen entweder durch andere ersetzen oder wenigstens die Möglichkeit künftigen besseren Findens offen lassen, wo er schon bestimmte Substitutionen vornimmt. Das Princip vor allem ist mir zweifelhaft, wonach Wilmanns wiederholt zulässt, dass mehrere Figuren des Spieles auf eine und dieselbe Persönlichkeit zurückgehen könnten. Das hat eine grosse innere Unwahrscheinlichkeit, und nur ausnahmsweise möchte ich davon Gebrauch machen.

Im April 1773 meldet Caroline Flachsland ihrem geliebten Herder, Goethe habe neulich einen Jahrmarkt in Versen nach Darmstadt geschickt, um Herrn Merck die Cour zu machen und Leuchsenrings Person darin aufzuführen. Dieser 'Jahrmarkt in Versen' ist ohne Zweifel unser Stück und wir gewinnen dadurch ein ziemlich sicheres, wenn auch

Digitized by Google

nur ungefähres Datum. An der Identität zu zweifeln oder eine noch ältere Fassung vorauszusetzen, haben wir keinen Grund, da — wie sich zeigen wird — die Notiz vollkommen richtig ist und genau passt.

Da wir zum Theil gewiss litterarische Satire vor uns haben, so sei aus den Frankf. Gel. Anz. 1772 S. 669 (20. October) angeführt: 'Wenn wir uns nicht lange gewöhnt hätten, alle die Gaukeleien, Windbeuteleien und Schelmereien, die in dem Reiche der Gelehrsamkeit seit einiger Zeit Mode werden, mit eben der Laune anzusehen, womit man, wenn man sonst nichts besseres zu thun weiss, an dem Theater eines jeden Markschreiers [so] verweilt; so würden wir uns über die Unverschämtheit ärgern müssen, womit der Uebersetzer und Verleger dieser Bogen aufzutreten wagt' ... 'Endlich hängt er noch die weise Bemerkung an, dass das Buch nicht für Kinder wäre, und lässt dabei einen formalen Stammbaum abstechen, der alle Tugenden in ihre Aeste vertheilt, der lehrbegierigen Jugend etwa an der Wand im Schattenspiel oder im Raritätenkasten zur Ergötzung und Nutzen vorgezeigt werden kann' ... Es handelt sich um eine aus dem Französischen übersetzte Schrift über die Unumstösslichkeit der natürlichen Religion. Man sieht: die Conception eines litterarischen Jahrmarktes war bei Goethe oder in Goethes Kreise schon vor dem 20. October 1772 vorhanden. (Vergleich der deutschen Litteratur mit einer Trödelbude, wo falsche Waare gegen falsche Münze ausgetauscht wird, schon S. 199 am 27. März 1772.)

Plundersweilern ist natürlich Frankfurt. Und an die Frankfurter Messe wird gedacht. Wie die eben citirte Stelle um die Zeit der Herbstmesse, so ist das Fastnachtspiel um die Zeit der Ostermesse geschrieben, welche wirklich Comödie und Schattenspiel darbot, wie wir es hier finden (vgl. DjGoethe 1, 363). Ich sondere die kleinen Scenen, die sich hinter einander abspielen.

I. Doctor Medicus und Marktschreier. Wilmanns hat erkannt, dass jener Goethe selbst ist, dieser aber Christian Heinrich Schmid Dr. jur. Professor der Dichtkunst zu Giessen. Beide im Leben Doctores juris, werden hier in die medi-

Digitized by Google

cinische Region übertragen. Der Doctor ist tolerant, gönnt dem quacksalbernden quasi-Collegen den Profit und weiss, dass die Kunst doch beiderseits nicht gross: ganz in Goethes lässiger Art, die Merck so entschieden bekämpfte. Specielle Beziehung auf Schmids Zulassung als Recensent in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen?

Der Marktschreier kündigt eine Tragödie an 'voll süsser Worten und Silbensprüchen':

> Hüten uns auch für Zoten und Flüchen
> Seitdem die Gegend in Einer Nacht
> Der Landcatechismus sittlich gemacht.

Gemeint ist der Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk (Frankfurt am Mayn, bey J. L. Eichenbergs seel. Erben, 1771) — anonym erschienen, bekanntlich von J. G. Schlosser. Das Motto lautet: 'Bist du weise, so bist du dir weise' (Sprichw. Salomon. 9, 12). Auf eine kurze Vorrede folgt eine längere Einleitung (S. 5—54), worin der Verfasser von dem Landgut eines Freundes erzählt, wo er unter den Landbewohnern die Tugenden des goldenen Zeitalters gefunden habe. Ein Zufall entdeckt ihm, welche Hand so segensreich wirkte. Er trifft einen alten Verwalter des Gutes eines Tages mitten unter den Kindern der Bauern, der Alte sitzt unter ihnen wie Sokrates unter seinen Schülern, und die Kinder horchen mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Lehrer weiss ihnen die Tugend interessant und liebenswürdig zu machen. 'Alle seine Lehren und seine Ermahnungen gingen blos dahin zu zeigen, wie unzertrennlich der Vortheil eines jeden mit der Ausübung der Pflichten verbunden ist, die wir auf uns haben'. In einem Gespräche mit dem Verfasser hält dann der Alte eine Lobrede auf die Tugend im allgemeinen und gibt nähere Auskunft über die Art und Weise, wie er seine Umgebung moralisch gebessert habe. Aus den Lehrstunden des Alten ist angeblich der eigentliche Katechismus gesammelt (S. 55—136) der nicht in Fragen und Antworten, sondern in zusammenhängendem Vortrage die Pflichten des Menschen durchnimmt und den Nutzen, den sie bringen, einleuchtend zu machen sucht.

Digitized by Google

Goethe trifft den entscheidenden komischen Punkt, wenn er die Vorstellung persifflirt, als ob auf diesem Wege im Handumdrehen eine Verbesserung der öffentlichen Moral erzielt werden könnte. Am 8. Januar 1773 (Frankf. Gel. Anz. 1773 S. 24) kündigt übrigens der Verleger die zweite Auflage des Büchleins und einen Separatdruck des eigentlichen Katechismus an. Hieran erst schliesst sich chronologisch Goethes Spott.

Der Doctor meint zum Marktschreier: ohne Zoten und Flüche werde man sich wol ennuyiren. Ganz wie Goethe (6. März 1773) an Salzmann das deutsche Theater seit der Verbannung des Hanswurst charakterisirt: 'Wir haben Sittlichkeit und Langeweile'. Der Marktschreier bedauert denn auch, dass sein Hanswurst krank sei. Auf die Parallelstelle macht Wilmanns S. 64 aufmerksam.

Der Doctor wird durch einen Bedienten zum 'Gnädgen Fräulein' abgerufen: er soll mit ihr zur 'Frau Amtmann' gehen.

II. Marktscene. Der Tyroler bietet allerhand, lang und kurze Waar, für 6 Kreuzer das Stück aus. Wilmanns S. 70 nimmt an, Goethe selbst sei gemeint, weil seine Schrift von deutscher Baukunst 6 Kreuzer kostete. In der That, am Ende der Recension dieser Schrift in den Frankf. Gel. Anz. 1772 S. 776 (4. December) heisst es: 'Ist bey Ausgebern dieser Zeitung zu haben für 6 Kr.' Und die Notiz fällt auf, weil sie gegen den sonstigen Stil der Frankf. Gel. Anz. verstösst. Ich schliesse aber daraus, dass vielmehr Deinet, der Verleger dieser Zeitschrift gemeint sei. Das Allerhand, die lang und kurze Waar, mag sich auf den bunten Inhalt und die sehr verschiedene Länge der Recensionen in den Frankf. Gel. Anzeigen beziehen. Wie viel diese selbst kosteten, weiss ich nicht.

Ein Bauer bietet Besen aus, natürlich kritische Besen. Aber dass Herder der Kritiker sein müsse (Wilmanns S. 69), leuchtet nicht ein. Ich weiss keine bestimmte Deutung. Die allgemeine deutsche Bibliothek? Schirachs Magazin der deutschen Kritik? die Lemgoer Auserlesene Bibliothek? die Briefe von Unzer und Mauvillon? Ueber die letzteren wird

Digitized by Google

in den Frankf. Gel. Anz. 1772 S. 781 f. gesagt: 'Wenn doch einmal die Herren (die Recensenten dieser Briefe) sich nicht so ganz an die Manier stossen, und den Geist nicht verkennen wollten, der diese oft ungeschickte Hand belebt. Ungezogenheit, Impertinenz, weitschweifige verwaschene Schreibart fällt allerdings dem Verfasser zur Last; allein, er bleibt allezeit ein Kopf, der wahre Stärke hat.' Ueber die Lemgoer Bibl. heisst es ebenda S. 430: 'Der Plan dieser Schrift war gross und vor den einfältigen und geehrten Leser anziehend genug angegeben, und der Ton Posaunenschall, der oben von den Trümmern der Vorgänger heruntergeblasen, weit genug ins Land schallen sollte. Man rügte und entdeckte einige von allen Kennern entdeckte Mängel und Gebrechen unsrer bisherigen periodischen Schriften' usw. Die Recension über Schirachs Magazin ebenda S. 561 beginnt: 'Der Rest der Klotzischen Schauspielergesellschaft packt das übrige Geräth auf ein neues Fuhrwerk, wozu J. J. Gebauer (der Verleger zu Halle) abermal die Vorspann hergibt, und fährt nun unter dem Namen der Schirachischen Bande in der Welt herum'. Nirgends eine entschiedene Anknüpfung. Aber Kritiker ersten Ranges wie Lessing oder Herder darf man doch nicht unter dem Bauer vermuthen, der seine kritischen Künste so prahlerisch ausschreit.

Ein Nürnberger bietet Spielsachen für Kinder an. Mit Goethes Kinderliebe (Wilmanns S. 71) weiss ich wieder nichts anzufangen. Etwa Christian Felix Weisse, der Verfasser der 'Lieder für Kinder' (1766) und Herausgeber der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Specielle Beziehung auf Weisses Fibel, die im J. 1772 erschien und grossen Beifall fand: Weisse berichtet darüber in seiner Selbstbiographie S. 170 ff. Um den Kindern das Merken der Buchstaben zu erleichtern, 'wurden kleine Kupferstiche verfertigt, auf welchen der Name der Hauptfigur sich mit dem dabeistehenden Buchstaben anfing; darunter kam ein kleiner Denkspruch, der sich darauf bezog'. Die Sache war etwas neues. Die erste Auflage mit schwarzen und gemalten Kupfern war rasch verkauft; eine kleinere mit Holzschnitten

Digitized by Google

wurde besorgt; der Verfasser nahm kein Honorar 'um den Verleger in den Stand zu setzen, das Büchelgen so wohlfeil als möglich zu verkaufen'. Wie sagt der Nürnberger? 'Hier ein Hündlein, hier ein Schwein . . . Nur ein paar Kreuzer, Ist alles dein! Kindlein, kauft ein!'

Wenn durch den Tyroler die Frankfurter Gel. Anzeigen, durch den Nürnberger die Neue Bibl. vertreten ist, so wird es um so wahrscheinlicher, dass der Bauer mit seinen Besen auch irgend einer deutschen Recensir- und Reclame-Anstalt entspricht. —

Der Doctor hat dem Wunsche des gnädgen Fräuleins willfahrt und geht nun mit ihr durch das Marktgewühl. All das Anpreisen, all die Reclame führt er mit Recht auf das Geld- und Erwerbsinteresse, anders gesagt: auf den Hunger zurück: 'Es gilt ums Abendessen'.

Dem Fräulein bietet eine Tyrolerin Modewaaren zum Kaufe. Nehmen wir die Uebersetzung ins Litterarische vor, so könnte an Frau v. Laroche gedacht werden. Von ihrer Sternheim erschien im J. 1772 eine Ausgabe unter dem Reclame-Titel: 'Bibliothek für den guten Geschmack'.

Der Wagenschmiermann ruft seine Waare aus: 'dass die Achsen nicht knirren, dass die Räder nicht girren'. Was folgt: 'Ya! Ya! Ich und mein Esel sind auch da' gebraucht Goethe vom Giessner Schmid bei Gelegenheit von dessen Recension seiner deutschen Baukunst (Wilmanns S. 66; vgl. oben S. 23). Aber dass der Giessner Schmid hier gemeint sei, folgt daraus nicht. Es muss nur überhaupt ein Recensent gemeint sein, der eigentlich nichts zu sagen weiss, aber durch sein kritisches Geschwätz andeuten will, er sei auch da. Ein Recensent ferner, der alles weichlich verschmieren will, dem jeder kräftige Laut zuwider ist. Das passt wohl auf Christian Heinrich Schmid; aber es passt auch auf Andre, z. B. auf Schirachs Magazin, wo dem Frankfurter Recensenten (Frankf. Gel. Anz. 1772 S. 562) 'die Schreiber ohne Kraft und Saft' leibhaftig vors Gesicht getreten sind. In diesem ehemals Klotzischen Kreise, wo man für Gleim, Wieland, Jacobi ungeheure, aber nichts bedeutende Complimente, für die Wiener

Digitized by Google

eitel Bewunderung*, für Klopstock nur weise Belehrung, für Herder nur hämischen Tadel hatte, gewinnt die Wagenschmiere noch eine besondere Bedeutung. Man hasste die Kraft des Ausdruckes, verspottete die knorrige Originalität und begünstigte das Geleckte, Glatte, Butterweiche. Man eröffnete ferner eine sogenannte Freistätte gegen alle Journale: jeder beleidigte Autor sollte seine Vertheidigung bei Schirach einrücken können. Ein Buchhändlerkniff um anzuziehen und die Schriftsteller vierten und fünften Ranges in wohlwollende Stimmung zu versetzen. Aber ich will hiermit nicht diese bestimmte Deutung empfehlen.

III. Wir kennen das eine Paar, Doctor und Fräulein, die durchs Gewühl gehen und bei der Tyrolerin stehen geblieben sind. Ein zweites Paar lernen wir jetzt kennen auf demselben Wege: Gouvernante und Pfarrer. Die Gouvernante scheint den Doctor für einen gefährlichen Menschen zu halten und möchte das ihr anvertraute Fräulein vor ihm hüten. Der Pfarrer aber wird durch ein Pfefferkuchemädchen angezogen und festgehalten. Wilmanns hat über alle diese Personen nichts Zuverlässiges ermittelt. Die Gouvernante soll Frl. Ravanell, die Hofmeisterin der Darmstädtischen Prinzessinnen sein (S. 73): aber von dieser wissen wir gar nichts, und sollten wir Goethe den geringen Spass zutrauen, eine Hofmeisterin als Hofmeisterin einzuführen? Das Fräulein soll Maxe Laroche sein, das Pfefferkuchenmädchen wieder Maxe Laroche, der Pfarrer bleibt unbestimmt. Allenfalls könnten wir Dumeix darunter verstehen (vgl. über ihn Loeper zu DW. 3, 381), und dann würde die Anziehungskraft der Maxe Laroche als Pfefferkuchenmädchen (Wilmanns S. 73) zu den Verhältnissen stimmen. Die Gouvernante, welche das Fräulein vor dem Doctor hütet, könnte Johanna Fahlner sein, welche Lottchen Jacobi oder Luischen Gerock vor Goethe warnt (vgl. DRundschau 6, 73 f.). Als zarte Hofmeisterin hatte sich Johanna wohl gezeigt (DW 3, 164 L.). Oder ist

* 'Was von Wien kommt, ist gross. Herr von Gebler ist gross, weil es noch mehr Leute gibt, die auch gerne gross werden, nach Wien gehen und auf öffentliche Kosten nach Italien reisen möchten' Frankf. Gel. Anz. 1772 S. 561.

Digitized by Google

es Frau Servière, welche dem Dechanten Dumeix sehr nahe stand (Loeper zu DW. 3, 381 f.)? Ist das Fräulein die Münch, Goethes 'liebes Weibgen' (DjGoethe 1, 350 vom 11. Februar 1773)? Die Anhaltspunkte sind für jede Deutung gering. Verhältnismässig sicher mag nur sein, dass Goethe als ein gefährlicher Mensch galt und sich darüber in dieser discreten Weise lustig macht.

IV. In dem Zigeunerhauptmann, der den ganzen Markt für Quark erklärt und drüber her fallen möchte, hat Wilmanns (S. 67) Herder erkannt; und da der Zigeunerhauptmann aus rein künstlerischen Gründen einen gleichgesinnten aber etwas contrastirenden Unterredner brauchte, so mag man gerne zugeben dass Goethe bei dem Zigeunerburschen an sich selbst gedacht habe. Zu der Stelle vom gaffenden Publicum vgl. DjGoethe 2, 475.

V. Man muss annehmen dass der Doctor und der Pfarrer mit ihren Damen sich zusammengefunden haben und vom Amtmann und seiner Frau empfangen werden: das Fräulein wollte ja mit dem Doctor zum Amtmann gehen. Wer Amtmann und Amtmännin sind, ergibt sich sogleich.

Der Bänkelsänger fordert zur Sittenbesserung auf:

> Das Laster weh dem Menschen thut
> Die Tugend ist das höchste Gut
> Und liegt Euch vor den Füssen.

Wilmanns vermuthet einen unbekannten Pfarrer (S. 59. 60). Ich vermuthe Johann Georg Jacobi. Vgl. Frankf. Gel. Anz. 1772 S. 808: 'Wir wünschten, Herr Jacobi unter seinen Zweigen accompagnirte seine Vögel; wäre

> Der edle, warme Menschenfreund
> Der echte, weise Tugendfreund
> Auch des Lasters stronger Feind

und liesse uns nur mit seinen Tugenden unbehelligt'. Dazu ferner S. 215: 'Man ist endlich das Geleier von der Tugend und Religion überdrüssig, wo der Leiermann mehr nicht sagt als: wie schön ist die Tugend! wie schön ist die Religion! und wie ist die Tugend und Religion doch so schön! und was ist der für ein böser Mensch, der nicht laut schreit: sie

Digitized by Google

ist schön usw. Was thun die Leute, die so ohne Gefühl mit den heiligsten Dingen tändlen, was thun sie anders, als dass sie einem blauen Schmetterling nachlaufen? Und mit aller ihrer Schwärmerei werden sie doch keinen Pedrillo bekehren.'

Einer solchen Beurtheilung des Bänkelsängers, etwa von Seiten des Doctors, scheint der Amtmann zu erwidern, wenn er sagt: 'Der Mensch meints doch gut'. Wer nimmt sich hier des Bänkelsängers an, wenn er nur gute Gesinnungen verbreitet? Wer scandalisirt sich in VII über das Schauspiel und verlangt geziemlichere Fassung, gibt sich aber damit zufrieden, dass der Bösewicht eclatant bestraft werde? Ohne Zweifel J. G. Schlosser, der Verfasser des Landcatechismus, vor dem der Marktschreier so viel Respect beweist*. Wir begreifen nun diesen Respect: der Marktschreier und Entrepreneur muss auf die Tendenzen des Amtmanns Rücksicht nehmen, da er innerhalb seiner Jurisdiction Geschäfte zu machen wünscht.

Ist der Amtmann Schlosser, so ist die Amtmännin Goethes Schwester. Dass beide im April 1773 noch nicht verheiratet waren, hindert die Combination gar nicht. Schlosser hatte stets eine Vorliebe für Jacobi, dessen Lieder er später gesammelt herausgab.

Wilmanns denkt an Herrn und Frau von Laroche (S. 56). —

Zitterspielbub.
Ai! Ai! meinen Kreutzer
Er hat mir mein Kreutzer genommen

Marmotte.
Ist nicht wahr, ist mein.

Sie 'balgen sich. Marmotte siegt. Zitter weint'. Wilmanns S. 71 lässt dahin gestellt, ob Goethe mit dem Zitterspielbuben sich selbst gemeint; unter dem räuberischen Marmotte aber versteht er Heinrich Leopold Wagner, der später Goethes Gretchentragoedie wegschnappte. Aber der Lyriker streitet mit dem Murmelthierführer nicht um eine Waare,

* 'Obgleich das Werk nicht von der höheren Art von Composition ist, so ist doch die gute Absicht zu loben'. So heisst es in der

Digitized by Google

welche sie ausbieten, sondern um den geringen Lohn, den sie damit erzielen, um ihre Erfolge beim Publicum. Der weinende Lyriker ist vielleicht Gleim. Sein Gedicht an die Musen (1772) wird in den Frankf. Gel. Anz. 1772 S. 327 mit den Worten eingeführt: 'Aus diesem Gedichte ersieht man, dass das Herz dieses edlen Mannes, das im vorigen Jahre von der Hand eines Freundes verwundet ward, noch immer blutet. Bald würden wir auf alles zärtere Gefühl der Freundschaft schmählen, wenn wir glauben dürften, dass alle Klagen dieses beleidigten würdigen Mannes gerecht wären'. Der Recensent theilt einige Strophen mit und versichert 'beide grosse Männer, die sich jetzo misverstehen' seiner aufrichtigsten Verehrung. Der Angreifer, also Marmotte, ist Spalding: s. Briefe von Herrn Spalding an Herrn Gleim, Frankfurt und Leipzig 1771; ein Titel den ich aus dem Leipziger Musenalmanach für 1772 S. 48 abschreibe (vgl. Bürger-Briefe 1, 33). Gleim erzählt in dem Gedichte, der Pfarrer wolle seinen Gesang nicht leiden: 'Geht schleichend meiner Leier nach, geführt von seinem Glauben . . . und will, ihr lieben Musen, ach! mir meine Leier rauben!' Und weiter: 'dann aber wein ich, wann mein Freund, von seinem Gott verlassen, mir stolz ist, mir ein Heuchler scheint' usw. Da haben wir wenigstens den in seinem Eigenthume bedrohten, weinenden Lyriker.

VI. Die Tragoedie soll angehen. Der Lichtputzer tritt auf in Hanswursttracht (natürlich also sind Lichtputzer und Hanswurst eine Person, gegen Wilmanns S. 66), hat zwar nicht Hanswursts Kopf, aber so viel Durst wie Hanswurst. Wer ist dieser durstige College des Marktschreiers, des Giessner Schmid? Lichtputzer kann wol nur einen Mann bedeuten,

---

Recension eines englischen Romanes Frankf. Gel. Anz. (21. Jänner) 1772 S. 48. Und zwanzig Zeilen vorher auf derselben Seite von einem andern englischen Roman: 'Ein Roman, der eben nicht die reichste Einbildungskraft verräth, aber doch seinen moralischen Nutzen haben mag'. Ich kann kaum zweifeln, dass der Recensent Schlosser ist und dass er im Freundeskreise dafür geneckt wurde. Englische Dutzendwaare erfährt sonst nicht so glimpfliche Behandlung in den Frankf. Gel. Anzeigen.

Digitized by Google

der in untergeordneter Weise das vorhandene Licht zu besserem Brennen bringt*, d. h. einen theologischen Aufklärer von geringem Range. Etwa Karl Friedrich Bahrdt, seit 1771 Professor in Giessen? Wilmanns S. 65 versteht auch unter dem Hanswurst nur wieder den Christian Heinrich Schmid.

Schweinemetzger und Ochsenhändler geben sich dem angenehmen Bewusstsein hin, dass ihre Herden versorgt seien und wollen eins trinken. Etwa Schulmänner oder Professoren die sich an dem litterarischen Treiben betheiligten? Wie despectirlich Merck von den Studenten, speciell den Giessenern, redete, ist aus Dichtung und Wahrheit bekannt; auch in der ersten Rede des Würzkrämers im Pater Brey, d. h. Mercks, stehen Schweine und Studenten als unordentlich einander gleich, wenn auch der Würzkrämer nur aus dem Sinne des Paters heraus spricht. Ebenso despectirlich würde sich, falls meine Vermuthung richtig ist, hier Goethe ausdrücken. Soll ich Namen nennen, so wären es Professor Höpfner zu Giessen und Rector Wenck zu Darmstadt (Loeper zu DW. 3, 297), beide Mitarbeiter der Frankfurter Gel. Anzeigen. Wilmanns will Leuchsenring und den unbekannten orthodoxen Pfarrer (S. 60).

Der erste Act der Tragoedie wird abgespielt. Es ist der Geburtstag des Kaisers Ahasverus. Haman nähert sich ihm, möchte Empfindsamkeit und Religion ausrotten und die Welt mit Gewalt zum Unglauben bekehren, Vernunft soll alleinige Führerin sein. Aber Ahasverus geht sehr majestätisch darüber hinweg: die Vernunft habe keine Waden; was die Leute glauben scheint ihm einerlei, aber er will kein Geschrei darüber: 'Lasst sie am Sonnenlicht sich vergnügen, fleissig bei ihren Weibern liegen, damit wir tapfre (Mommsen vermuthet: 'tapfer') Kinder kriegen'. Der tolerante Kaiser soll nach Wilmanns Hr. von Laroche, der intolerante Minister

---

* Vgl. (worauf mich Moriz Heyne verweist) Jean Paul 9, 174: 'Wenn zweitens die Feder eines ausserordentlich guten Autors eine Lichtputze der Wahrheit ist' . . . Bahrdt wurde übrigens schon am 18. Januar 1772 zur Mitarbeit an den Frankf. Gel. Anz. aufgefordert (Briefe an Bahrdt 1, 168).

Digitized by Google

Merck sein (S. 51. 53). Aber er selbst berichtet uns von dem 'unversöhnlichen Hass gegen das Pfaffenthum', der sich bei Herrn von Laroche festgesetzt habe. Und woraus schliesst er auf bekehrungssüchtigen Rationalismus auf Seiten Mercks? Der ganze von Merck redigirte Jahrgang 1772 der Frankfurter Gel. Anz. legt Protest dagegen ein, und Mercks eigenen Beiträgen macht Herder das Compliment: er sei darin immer Sokrates-Addison. Die Frankf. Gel. Anz. kämpfen gerade so gegen die Hamans wie es hier Goethe thut: Ein Beispiel mag genügen. Die Schrift von C. J. Damm Vom historischen Glauben (Berlin 1772) wird angezeigt (S. 529 ff.). Damm stellt die Göttlichkeit der heiligen Schrift unter die Beurtheilung der aufmerksamen Vernunft, man könne sich nirgends der gesunden Vernunft zum Trotz auf die Bibel berufen, die gesunde Vernunft vielmehr sei der Richter über jene menschlichen Schriften. Der Recensent bemerkt, als Glaubensbekenntnis des Herrn Damm möge das gelten; aber muss denn dies Glaubensbekenntnis vor den Augen des Publicums abgelegt und mit Reformatorgeist in die Welt geschickt werden? Es wird dem Verfasser willkürliche Deutung, die den Geist des Schriftstellers hinwegspüle; es wird ihm die Zuversichtlichkeit seiner Behauptungen, die unverantwortliche Dreistigkeit und der Leichtsinn seiner Hypothesen vorgeworfen; und vor dem Richterstuhle der Vernunft des hocherleuchteten achtzehnten Jahrhunderts hat der Recensent offenbar nicht so viel Ehrfurcht wie der Verfasser. Diese Herrn 'sollten Gott auf den Knien danken, dass er das Gras hat wachsen lassen, ehe sie es wachsen gehört haben. Sie geben uns doch zu dass es wenigstens in jedem Lande nothwendige Policeianstalt sei, eine Art von öffentlichem Glaubensvortrag zu haben . . . Welchen Namen soll man diesem menschenfeindlichen Eifer geben? Sie sehen bey Brahmanen, Schumanen, Gebern und Sinesen überall die Fäden der Wahrheit durch die sonderbare Textur ihrer Religion durchziehen, und nur bei uns erkennen sie sie nicht in dem Vorhang des Allerheiligsten. Sie sagen und beweisen uns, dass dieser Baum des Erkenntnisses durch so mancherlei Jahrhunderte und Sekten und Dogmen und Concilien habe müsse verschnitten, angebunden, ausgeputzt,

Digitized by Google

gezogen, genährt und gepflegt werden, bis er in dieser Gestalt erschienen sei. Und ist er nun auf einmal zu alt, oder hat er nicht vielmehr jetzo das Alter, das er nach so vielen Veränderungen haben müsste — und sollte? . . . Wer seine Brüder liebt und den Lauf der Welt ein wenig kennt, der wird fühlen, dass man mehr zum Wohl des Ganzen beiträgt, wenn man sein eigen Feld im Frieden baut, ohne Projecte fürs allgemeine Wohl zu machen, und in allem Jahreszeit und Witterung abwartet.'

Es ist ungefähr der Ton wie Goethe in späteren Jahren das politische Treiben der Deutschen beurtheilt, und auch dafür ist die Stelle nicht ohne Interesse. Aber ich glaube mich nun berechtigt, Wilmanns' Auffassung hier gerade umzudrehen. Haman ist Herr von Laroche; Ahasverus ist Merck. Und wir wissen nun, inwiefern Goethe durch das Jahrmarktsfest 'Herrn Merck die Cour machte', wie Caroline Flachsland sich ausdrückt. Ihr Brief ist, wie gesagt, aus dem April 1773, genauer: aus dem Anfang April. Mercks Geburtstag fällt auf den elften April. So mochte Goethe sein Geburtstagsgeschenk etwas früher an den 'Kàiser Ahasverus' geschickt haben.

VII. Der Marktschreier beruft sich in längerer Rede auf die Kaiserin aller Reussen und Friedrich König von Preussen und alle Potentaten Europas, von denen er Brief und Siegel weisen könnte, und bietet dann ein Päckel Arznei aus, worin Magenpulver und Purganz, auch ein Zahnpülverlein honigsüsse und ein Ring gegen alle Flüsse. Schmids Leipziger Musenalmanach für 1772 enthält S. 104 'Knittelverse auf hundert und noch hundert Doctoren gleicher Art' die im Ton anklingen, z. B.

Du weisst wie man Klistire setzt,
Mit Schröpfen ganze Haut zerfetzt,
Wie man den vollen Wanst purgirt
Und feine seidne Pflaster schmiert,
Du weisst wie man das gute Blut
Dem Patienten nehmen thut,
Du weisst was man für Warzen braucht,
Und was für Hüneraugen taugt . . .
Was gilt, und wo bekömmt man doch
Die beste Seife für den Bart?

Digitized by Google

Die Recension der Frankf. Gel. Anz. 1772 S. 43 macht sich lustig über ein S. 69 mitgetheiltes Gedicht von Willamov 'auf das Emblem der goldnen Dose, womit Ihro Kayserliche Majestät den Dichter noch beschenken w o l l e n' (die Hervorhebung rührt vom Recensenten her) und findet es ganz und gar platt. Zur Probe wird angeführt:

Wo findt man denn in unsern Tagen
Die Pallas? . . . Ich, ich will es sagen,
Die wahre Pallas ist der Reussen Kaiserin. —

An einer andern Stelle verherrlicht Ramler Friedrich den Grossen (S. 87). Ein Epigramm (S. 102) lautet:

Auf eine hohe Frisur.
Der Alpen Spitze gleicht dein aufgethürmtes Haar;
Dein Haupt ist weiss, wie sie, und auch so unfruchtbar.

Der Recensent meint, das Epigramm sei sehr gut, und 'überall sehr applicabel'. Ueberall, das heisst: auch auf den Herausgeber des Musenalmanachs.

Nach der Rede des Marktschreiers spielt sich die kleine Scene zwischen dem Zigeunerhauptmann und dem Milchmädchen ab. Wilmanns hat in ihr Caroline Flachsland erkannt (S. 68). Aber die Scene selbst scheint er unrichtig aufzufassen. Milchmädchen ist Caroline wegen ihres Geschmackes an kraftloser Sentimentalität. Der zinnerne Ring, den ihr der Zigeunerhauptmann Herder zu kaufen bereit ist, deutet auf die Verlobung, welche so lange nicht zur Vermälung gedieh. Die Worte des Milchmädchens, das an einer Bude zu denken ist, sind ein Ausruf kritikloser Bewunderung: 'Man sieht sich an den sieben Sachen blind'. Und damit ist sie ausgezeichnet charakterisirt. Sie fällt — wenn ich mich so ausdrücken darf — auf alles herein; sogar auf einen Menschen wie Leuchsenring.

Im zweiten Acte der Tragoedie lernen wir Mardochai und Esther kennen, d. h. Leuchsenring und — Frau Merck: so müssen wir annehmen in Consequenz unserer Deutung des Ahasverus.

Franz Leuchsenring war gegen Ende Februar schon mit Merck sehr gespannt, doch ging er noch immer in sein Haus, aber nur der Frau und Kinder wegen: so meldet

Digitized by Google

Caroline Flachsland (Herders Nachl. 3, 457). Und dieselbe später: Leuchsenring könne den Merck fast nicht mehr ausstehen und würde längst mit ihm gebrochen haben, wenn ers nicht seiner Frau wegen unterliesse; Mercks Betragen im Hause gegen seine Frau habe ihm Leuchsenring unter andern auch übel genommen (ibid. 488). Die Entfremdung begann mit einem Briefe, den Leuchsenring 1772 an Merck richtete, den ihm Merck zurückschickte und den Caroline in Abschrift ihrem Herder mittheilen kann (ibid. 487). Herder aber bemerkt darüber (ibid. 490): Der Brief 'ist doch, die Sache mag zwischen beiden stehen, wie sie will, so höckerigt und nicht recht nach meinem Sinn geschrieben. Mich dünkt immer, die recht reine Wahrheit, Lauterkeit und Eifersucht für die alleinige Tugend, mit Aufopferung alles dessen, was wir sind, spreche doch nicht so .... Leuchsenring ist doch nur ein Buttervogel mit schönen Goldflügeln ... Wer mich am meisten dauert, ist Madame Merck. Es muss ein Tod im Herzen und ein Brand in den Eingeweiden sein, sich ungeliebt zu fühlen — zeitlebens ungeliebt! — und die Schritte gethan zu haben, die sie gethan hat.' Nach Allem scheint es dass sich Leuchsenring in Mercks häusliche Verhältnisse eingemischt hatte. Mit der äussersten Indiscretion vermuthlich. Aus dem Stücke gehören hierher vielleicht noch Hamans Worte im ersten Act: 'Das leidt sein Lebtag kein Prophet'.

IX. Der Schattenspielmann producirt sich. Er führt die Schöpfung vor, das Paradies und dessen Verlust, die menschliche Verderbnis bis zur Sündflut: da kommt Mercurius als Retter, 'macht ein End all dieser Noth'. Wilmanns hat gesehen dass Wielands Merkur gemeint sein muss (S. 59), zieht aber daraus nicht den einfachen Schluss dass der Schattenspielmann — Wieland sei. Er vermuthet vielmehr in ihm den mehrfach erwähnten orthodoxen Pfarrer. Aber es scheint mir ganz klar dass wir eine Parodie von Wielands Vorrede zum Merkur vor uns haben:

> **Lichter weg! mein Lämpgen nur!**
> **Nimmt sich sonst nicht aus.**

Ganz so hatte Wieland in der Vorrede nur sein Licht

Digitized by Google

leuchten lassen und insbesondere das deutsche Recensirwesen als so verkommen dargestellt, dass es schien, als ob der Merkur einem ganz chaotischen Zustande zu Hilfe kommen müsse. Ueber die Grosssprecherei im Merkur vgl. noch DjGoethe 1, 380; zur Datirung ibid. 368. 369.

Wilmanns meint (S. 58), der Schattenspielmann weise durch die stark dialektisch gefärbte Sprache, namentlich durch den häufigen Gebrauch des pleonastischen '*sie*' auf eine bestimmte Individualität. Aber Goethe hat augenscheinlich nur nachzubilden versucht, wie ein wirklicher Schattenspielmann romanischer Nationalität die deutsche Sprache radebrechte.

Das Schönbartspiel schliesst, indem Doctor, Fräulein, Gouvernante von Amtmanns Abschied nehmen. —

Ich finde die Posse ganz genial. Bei Aufführungen, die vor einigen Jahren versucht wurden, hat sie zündend gewirkt. Die jüngere Gestalt, welche man dafür wählte, hat allerdings sehr gewonnen, namentlich in der eingelegten Tragoedie. Alle übrigen Motive aber waren schon im ersten Wurfe gefunden. Die Situationen waren ohne ein erläuterndes Wort vollkommen klar. Alles bewegt und doch behaglich; durch und durch — man möchte sagen: bis in die Fingerspitzen hin — voll sprühenden Lebens: ein echtes Bild des Jahrmarkttreibens, von Anfang bis zu Ende interessant und komisch, auch wenn man von litterarisch-satirischen Beziehungen gar nichts weiss. In diesen Beziehungen aber freilich sitzt die höchste bewunderungswürdige Kraft: schlagende Charakteristik oft durch eine einzige Zeile.

Ueberblicken wir meine Deutungen, so ergibt sich ein gewisser Plan in der Aufeinanderfolge der Personen: I ist gleichsam Vorspiel um durch die Rolle des Doctors einen Mittelpunct für das Ganze zu schaffen. An ihn schliessen sich dann die einheimischen vornehmen Beschauer des Marktes, die Frankfurter Gesellschaft: Pfarrer, Gouvernante, Fräulein, Amtmann und Amtmännin. Unter den Besuchern des Marktes aber, welche da Geschäfte machen wollen, gruppiren sich am Anfang die Recensenten und Reclamemacher: Marktschreier (Christian Heinrich Schmid), Tyroler (Deinet), Bauer, Nürnberger (Weisse) und etwas später Wagenschmeermann (Schi-

Digitized by Google

rach?), symmetrisch macht Wieland mit dem Merkur den Abschluss des Ganzen. Auf die Frankfurter Gesellschaft wirken anziehend Tyrolerin und Pfefferkuchenmädchen, Frau und Fräulein von Laroche, deren Auftreten durch den Wagenschmeermann wol nur darum unterbrochen wird, damit nicht die Frauenzimmer gleich hinter einander kommen. Dann erscheint als Kontrastfigur der Zigeunerhauptmann Herder. Hierauf Jacobi und Gleim, der Spalding mitzieht. Dann die Giessener Bahrdt und Höpfner, der Wenck mitzieht, indem zugleich der Giessener Schmid wieder das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt. Wenck hat schon zu den Darmstädtern übergeleitet: wir erblicken in der Tragoedie Herrn und Frau Merck mit Leuchsenring, der seinen Gegner Laroche mitzieht, und zwischen den beiden Acten auch Caroline Flachsland, das Milchmädchen.

Demgemäss sind durch die grossen Journale lauter kleine geographisch oder sachlich einheitliche Gruppen umrahmt: Frankfurt, Darmstadt, Giessen finden sich vertreten; Coblenz ist allerdings vertheilt, man hat aber doch wol keinen Grund, für Haman nach einem Darmstädter Rationalisten zu suchen. Nach dem Eindruck, den auf Goethe sein einziges Zusammentreffen mit Leuchsenring im Herbst 1772 bei Laroches und der ganze Aufenthalt im Larocheschen Hause machte, wäre es sonderbar, wenn Laroche, der als Feind der Empfindsamkeit und fanatischer Freund der Aufklärung sich so gut zum Gegenspieler des Leuchsenring eignete, hier nicht vorkäme. Die Reihe Herder, Jacobi, Gleim, Spalding ist noch durch den geistlichen oder halbgeistlichen Charakter zusammengehalten.

Ich bemerke dass diese Beobachtungen hinterher gemacht sind, wie sie hier stehen, dass sie auf die Deutung des Einzelnen nicht den geringsten Einfluss genommen haben. Auch möchte ich ihre bestätigende Kraft nicht allzu hoch anschlagen.

Durchgängig habe ich auf die Frankf. Gel. Anz. von 1772 Rücksicht genommen. Sie sind das zuverlässigste Document für die in Goethes Kreis damals vorhandenen polemischen Tendenzen; und da mit Anfang 1773 die Betheiligung dieses Kreises an der genannten Zeitschrift aufhörte, so er-

Digitized by Google

scheinen die Epigramme des Jahrmarktes gewissermassen als Fortsetzung von Goethes Recensententhätigkeit.

Wir haben uns mit unseren Deutungen nicht ganz in Goethes persönlichem Kreise halten können, aber doch hauptsächlich. Immerhin konnte Merck an Nicolai schreiben: 'Die Pasquinaden die er (Goethe) gemacht hat, sind aus unserem Cirkel in Darmstadt, und alle Personen sind gottlob so unberühmt und unbedeutend, dass sie niemand erkennen würde' (Merck Br. 3, 107). Man muss allerdings annehmen dass Merck damit nicht strenge die Wahrheit sagt. Aber ist ihm solche Diplomatie nicht zuzutrauen, besonders Nicolai gegenüber, der vielleicht in dem Stücke als Bauer kritische Besen verkauft?

4. 8. 78.

Digitized by Google

SATYROS.

Für Goethes Satyros ist eine befriedigende Deutung bis jetzt nicht gewonnen. Weder Kaufmann noch Basedow noch Heinse noch Klinger lassen sich als Vorbilder festhalten. Aber die Meinung, eine bestimmte Person habe überhaupt nicht vorgeschwebt oder die deutschen Nachahmer Rousseaus im allgemeinen sollten getroffen werden, setzt sich in Widerspruch mit Goethes ausdrücklicher Angabe, Dichtung und Wahrheit Buch XIII (Loeper 3, 109).

Dass wir den Betheiligten und Zeitgenossen die Bescheid wissen können zunächst einmal glauben und daraufhin weiter forschen, ist doch, wie mir scheint, die erste Regel eines methodischen Verfahrens. Düntzer in seinem Aufsatz über den Satyros (Neue Goethestudien 1861, S. 33—62) hatte eigentlich alle Momente für die richtige Deutung in der Hand; die wichtigsten Thatsachen auf die ich mich stützen werde gibt er an; zu anderen weist er den Weg: so dass wir, falls ich Haltbares wirklich gewinne, in erster Linie ihm dafür verpflichtet bleiben.

Goethe redet aaO. von Leuten 'die auf ihre eigene Hand hin und wider zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluss zu gewinnen suchten'. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe er im Pater Brey, einen andern, tüchtigern und derbern, im Satyros 'wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor' dargestellt. Dass der zarte und weiche Franz Leuchsenring war, ist bekannt. Dass der tüchtigere und derbere eine bestimmte Person sein müsse, steht nach dem Zusammenhang ausser Zweifel; und dass sich Goethe hier nicht bestimmt erinnert haben sollte, ist unmöglich.

Digitized by Google

Wenn Merck von Goethes Pasquinaden an Nicolai schreibt 'sie sind aus unserm Cirkel in Darmstadt' (vorhin S. 42), so kann er nur meinen was Nicolai kennen konnte, d. h. das Jahrmarktsfest und Pater Brey. Aber dass Merck in das Geheimnis des Satyros eingeweiht war, müssen wir unbedingt annehmen. Und wenn die Herzogin Anna Amalia nach Mercks Anwesenheit bei ihr im Sommer 1779, brieflich an Merck (2, 166 vom 2. August) Herdern '*Satiros*' nennt, wenn die Göchhausen ebenfalls an Merck dieselbe Persönlichkeit als '*General — — s*' bezeichnet (1, 186 vom 22 October 1779): so sollte ich denken, wir wüssten genug*. Vgl. Düntzer S. 56 f.

Satyros empfängt Psyches gläubige Verehrung und zieht am Schlusse mit ihr ab ('Es geht doch wohl eine Jungfrau mit' sagt der Einsiedler). Aber Psyche hiess Caroline Flachsland im Freundeskreise, als Psyche hat sie Goethe besungen: Herder selbst scheint ihr den Namen beigelegt zu haben mit Rücksicht auf die Psyche in Wielands Agathon (Lebensb. 6, 131; ich zähle die sechs Bände des Lebensb. durch). Die Psyche des Satyros zeigt sich ebenso kritiklos wie die Leonore im Pater Brey, wie das Milchmädchen im Jahrmarktsfest — diese anderen Abbilder Carolinens, von der selbst Herder im J. 1772 noch zugibt dass sie vorläufig nur gutes Mädchen sei (Merck 1, 40).

Dass die Philosophie welche Satyros vorträgt, Berührungspuncte mit Herders Ältester Urkunde des Menschengeschlechtes habe, sah auch bereits Düntzer S. 56. Und gleich fällt uns Mercks Aufsatz über dasselbe Buch (Briefe 3, 110 ff. vgl. ibid. 105) ein, worin der Leser klagt, der böse Autor wolle ihm aus der Fülle seines unrecht erworbenen Mammons nicht einmal das Nothdürftige reichen, ja das geschehe auf eine ungebärdige Art und der böse Wille werde nicht einmal mit dem Mantel und Kreuz des Wohlanstandes bedeckt; der Leser habe daher keine Ursache, seine Schmach in sich zu fressen, insbesondere da ihn das laute Neigen der Freunde, Schmarotzer und bunten

* Merck an Wieland 1. August 1778 (Im neuen Reich 1877. I. S. 856): 'Ich habe noch einen schönen Brief von Mr. Satanas Herder vom Jahr 1770, worin er' usw.

Digitized by Google

Diener des reichen Mannes kränken müsse, 'die, weil sie nicht die Kiste und das Manual selbst inspicirt, das Vermögen ihres Patrons immer grösser machen, als es ist'.

'Zwar — heisst es weiter, und eine Satyrosähnliche Gestalt erhebt sich immer bestimmter vor unserem inneren Auge — dürfte der Beklagte manches zu seiner Nothdurft vorzubringen haben. Ist er ein stolzer Mann, so spricht seine Seele zu sich selber: hier steht Herkules, das Werk meiner Hände, den Blöden und Schwachen ein Aergernis, aber seines gleichen Augenweide und Wonne. Seufze Höfling, dass er nicht recht gekämmt ist, und du Siechling miss seine Lenden und Schultern nach deiner Ohnmacht. Seine Nacktheit ist euch ein ewiger Vorwurf. Gebt seinen Schenkeln, Eure Blösse zu bedecken, Beinkleider und statt einer Keule eine *Excuse* untern Arm, damit Ihr Euch trösten und sagen könnt: er ist worden wie unser einer'.

Den Ausdruck 'Siechlinge' gebraucht auch Satyros gegen Schluss des dritten Actes. Und Goethe schreibt an Herder im Sommer 1771: 'Apollo von Belvedere, warum zeigst du dich uns in Deiner Nacktheit, dass wir uns der unsrigen schämen müssen. Spanische Tracht und Schminke!' Herder selbst sagt, er brauche keinen Beinkleidmacher für seine Blösse (Merck 1, 38).

Die Art wie Goethe sich an Schönborn über Herders Werk ausspricht, stimmt ganz und gar zu dem Charakter der Poesien und Doctrinen, die er seinem Satyros in den Mund legt: 'Es ist ein so mystisch weitstralsinniges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt' usw. Eine Riesengestalt sei das Buch. Herder habe in den Tiefen seiner Empfindung alle die hohe heilige Kraft der simplen Natur aufgewühlt und führe sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem hier und da morgenfreundlich lächelnden, orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt.

Man vergleiche wie zu Anfang des dritten Actes Satyros sich selbst als Orpheus besingt:

Hast Melodie vom Himmel geführt
Und Fels und Wald und Fluss gerührt.

Digitized by Google

Aber gehen wir nun mehr ins einzelne: wobei allerdings die genaueren Kenner Herders vielleicht manches werden nachtragen können.

Zur Bezeichnung Satyros kommt Herder als Dechant, als deutscher Swift, als Satiriker, der seiner satirischen Laune jeden Augenblick die Zügel schiessen liess. Man darf auch daran erinnern dass Herders Freund und Lehrer Hamann in dem Goetheschen Kreise der sokratische Faun genannt wird (Frankf. Gel. Anz. 1772 S. 684). Die mythologische Auffassung hat dann natürlich ihre Consequenzen, die nicht alle mehr auf Herder passen werden. So die langen Ohren; denn im übrigen hat Satyros nichts Thierisches: die Bezeichnung 'Thier!' erhält er wie Mephisto (Düntzer S. 60).

Der Einsiedler, der den ersten Act mit einem Monolog eröffnet und etwas an den Pater Lorenzo in Romeo und Julie erinnert, darf mit Goethe verglichen werden: vom Wanderer, vom Pilgrim ist zum Einsiedler nicht weit, wie schon Erwin und Elmire zeigt. Er ist, wie Werther, glücklich in einfach ländlichem Dasein, freut sich über die Erzeugungskraft der Natur und weist den Philistergedanken ab, der alles Werdende nur vom Standpuncte des Nutzens für den Menschen betrachtet. Seine Eigenthümlichkeit besteht in dieser Beschränkung. Im fünften Act erfahren wir dann mehr: er durchschaut den Satyros, er hat 'tiefe Kenntnis der Natur' und ist 'der Künste voll'; wie Herder Goethen am 17. November 1772 (Merck 1, 39 vgl. 44) den 'elenden Wahrsager, Naturkenner und Zeichendeuter' nennt. Und auch wenn der Einsiedler nicht ungern stirbt —

> Ich habe schon seit manchen langen Tagen
> Nicht genossen, nur das Leben so ausgetragen —

so wissen wir dass solche Stimmungen dem Goethe der Werther-Zeit nicht fremd waren, aus dessen Herzen auch der Einsiedler spricht 'das Schicksal spielt mit unserm armen Kopf und Sinnen'. —

Satyros kommt schreiend mit verwundetem Bein; die Pflege des Einsiedlers lohnt er durch Prätention und Grobheit, Tadel von Wohnung und Kost: — Herder in seiner Krankenstube zu Strassburg. Vgl. noch Goethes Werke (Hempel) 27, 317.

Digitized by Google

Zweiter Act. Satyros erwachend, schimpfend — etwa wie Herder brieflich und gewiss auch mündlich über Strassburg den 'elendesten, wüstesten, unangenehmsten Ort den er in seinem Leben gefunden' (Lebensb. 6, 116), und über sein Krankenzimmer, die 'Tod- und Moderhöle' (ibid. 356). Speciell 'die Unzahl verfluchte Mücken' stimmt, wenn sie ihn auch, im Herbst, nur kurze Zeit gequält haben können.

Es thut dem Satyros in den Augen weh, seines Pflegers Herrgott zu sehen, er reisst ihn herunter und wirft ihn in den Giessbach — wie Herder dem jungen Goethe seine Liebhabereien, z. B. seine Freude am Ovid, an seiner Siegelsammlung, an Domenico Feti zerstörte. Starkes Selbstgefühl macht sich drastisch Luft:

> Mir geht in der Welt nichts über mich:
> Denn Gott ist Gott, und ich bin ich.

Er geht ohne Abschied fort und nimmt eine Leinwand mit, die er vorbinden will, damit die Maidels nicht so vor ihm laufen. Vgl. darüber Act IV und V.

Dritter Act. Satyros allein: 'Ich bin doch müd; 's ist höllisch schwül'. Auch nach der ersten Rede des Einsiedlers und sonst muss man voraussetzen, dass das Stück im Sommer spielt; dabei fällt es auf dass der Einsiedler sich die Fingerspitzen warm haucht (Act I gegen Ende), was dem Satyros seltsam vorkommt und ihn zu der Bemerkung veranlasst: 'Ihr seid doch auch verteufelt arm'. Wilmanns verweist mit Recht auf die alte Erzählung, die sich z. B. bei Hans Sachs Keller 9, 180 als 'Fabel von dem Waldbruder mit dem Satyrus' findet. Der Pilger haucht in seine Hände um, sie zu erwärmen, worüber sich der Satyrus heimlich wundert. Dann aber bläst der Waldbruder in den heissen Wein um ihn zu kühlen, und dass der Athem seines Mundes Entgegengesetztes vermag, gibt dem Satyrus eine so ungünstige Vorstellung von ihm, dass er ihn aus seiner Hütte verweist: dort ist nemlich der Waldbruder Gast des Satyrs, bei Goethe umgekehrt. Goethe hat das eine Motiv aus der Fabel herausgenommen und anders gewendet, an die sonst festgehaltene Jahreszeit, flüchtig arbeitend, nicht gedacht.

Digitized by Google

Zu der Stimmung im Eingang des dritten Actes liessen sich Parallelstellen aus Herders Briefen an Caroline anführen, die sie natürlich ihren Freunden nicht vorenthielt; vgl. z. B. in den Erinnerungen 1, 212, wo auch die Situation ähnlich ist: 'und warf mich unweit einiger Kuppeln romantischer schwarzer Bäume auf einen wilden Hügel, an einen Wasserfall . . . um ihn viel wildes Weidengebüsche, um mich alle wilden Blumen, die in Shakespears Feen- und Liebeliedern vorkommen — Berge, Sonne, Abend um mich!' Diesem Briefe (aus dem September 1771) liegt auch ein Lied Herders bei (Nachlass 3, 109), wie Satyros einen Sang beginnt; doch hat es keine specielle Aehnlichkeit. Der melancholische Grundton aber in dem Liede des Satyrs — bist du allein, so bist du elend trotz deiner geistigen Macht — geht durch alle Briefe Herders an seine Braut; z. B. 'Bedauern Sie mich in meiner Einsamkeit! Ich habe keinen, zu dem ich reden, dem ich mein Herz ausschütten, bei dem ich nur sein kann, wie ich will' (Erinn. 1, 213); 'es ist eine elende Welt für Menschen von Gefühl und Brust' (ibid. 1, 225). Caroline selbst betheuert (Erinn. 1, 236): 'In jedem Briefe sagte er mir dass ich das Glück seines Lebens sei — ich dürfe ihn nicht, ich solle ihn nicht verlassen: er wäre sonst allein in der Welt'. Dieselbe Stimmung ist in dem Liede Nachl. 1, 96: 'Und ich mit armem, wüstem Blick Such ich mich ringsum wieder . . . Nicht einen, keinen find ich hier' usw. Aus der siebenten Strophe will ich nicht versäumen den 'Liebethränenblick' anzumerken, der an die Decomposita im Satyros erinnert. Vgl. auch z. B. Lebensb. 6, 372 uö.

Dem flötenspielenden singenden Satyros sei aus der Ältesten Urkunde (Werke zur Religion und Theologie 6, 110) der Pan verglichen, der grosse Weltgott, der auf seiner Flöte die Harmonie der Welt spielt; heiliger Schauer, Schrecken und Ehrfurcht sind die ewigen Gefährten seines Gesangs; 'einst sang er also das Chaos in Ruhe'.

So letzt Satyros mit seinen Melodien die Natur, die ihm ringsum huldigt: 'Is ist alles dein' kann er sich sagen.

Satyros ist der ursprüngliche reine Mensch, wie ihn die Älteste Urkunde schildert, die ganze Schöpfung steht

Digitized by Google

still und wartet und trauert, dass kein Blick da ist, der sie sammle, kein Herz, das sie fühle; sie möchte genossen werden, sie sehnt das Nachbild der Gottheit, den Untergott, ihren Herscher herbei: den Menschen (5, 89). Ganz wie Satyros sagt: 'Natur ist rings so liebebang'.

Satyros legt sich selbst Adleraugen bei: 'Dein Adlerauge was ersieht's?' Caroline ruft Herdern zu (Nachl. 3, 389): 'Es kennt dich ja jedermann an Deinen Adlersfittigen, Herr Adler!' Ja sie berichtet ihm (3, 450): 'Meine Schwester hat dich zu lieb' usw. 'Nur geht es ihr wie Lavater und andern mehr: dass sie sich ein wenig vor Dir fürchtet und Deinen Adleraugen'. Vgl. schon Lebensb. 5, 28 'Adlerblick'. Dieser Schwester entspricht Arsinoe, welche mit Psyches kritikloser Bewunderung gut contrastirt.

Psyche. Welch göttlich hohes Angesicht!
Arsin. Siehst denn seine langen Ohren nicht?
Psyche. Wie glühend stark umher er schaut!
Arsin. Möcht drum nicht sein des Wunders Braut.

Während dann Psyche sich nach dem Woher, Namen und Geschlecht erkundigt und gleich bereit ist, ihm himmlische Abkunft zuzutrauen, fragt Arsinoe sehr verständig: wovon er lebe.

Satyros gibt sich als Fremdling mit unbekanntem Hintergrund, er ist weit gereist, er herscht über Wild, Vögel, Fische, Früchte; kein Mensch ist so weise und klug wie er; er kennt Kräuter und Sterne; sein Gesang dringt ins Blut, wie Weines Geist und Sonnen Glut.

Wieder gehen hier Züge Herders und des Herderschen Urmenschen durcheinander.

Als Fremdling und weit gereist kam Herder nach Darmstadt, stolz auf sein Wissen und geistiges Vermögen; übrigens 'Lebensflüchtling', seines Lebens verworrene Schattenfabel wie ein ungelöstes Rätsel betrachtend (Lebensb. 6, 16 ff.). Er lebte 'vom Leben' und 'wohnte wos ihm wohl gefiel'; mit andern Worten, er hatte wenig Geld und viel Veränderungslust: 'da ich auch weiterhin durch die Welt blos durch mich und fast ohne Geld gekommen bin . . . so habe ich immer nur mit dem Metall gespielt — so bin ich zum Theil gereist

Digitized by Google

— auf anderer Leute, wie es jetzt mir vorkommt, Beutel, wie es damals hiess, Kopf und Herz' (Erinn. 1, 222 f.); 'wenn Lebhaftigkeit Veränderlichkeit heisst, so bin ichs' (ibid. 165). Auch der Gesang geht auf Herder und die Wirkung, die Satyros gleich zu Anfang des Actes damit hervorbringt, ist historisch: nur dass es in der wahren Geschichte nicht Gesang, sondern Declamation war. 'Unvergesslich — erzählt Caroline (ibid. 155) — ist mir die Darmstädter Fasanerie, wo er in der Stille des Waldes, in der feierlichen Einsamkeit des Ortes Klopstocks* Ode *Als ich unter den Menschen noch war* — mit seiner seelenvollen Stimme aus dem Gedächtnis recitirte.' Vgl. Nachl. 3, 81; Lebensb. 6, 89.

Anderseits wenn Satyros Vater und Mutter nicht kennt ('was Vater! Mutter! weisst du woher du kommst?' sagt Prometheus), so ist er der Urmensch, der Sohn Jupiters, der Sohn der Götter (Act v), wie er sich selbst, wie das Volk ihn nennt; der mächtige Redner der nachher verkündigt: 'Selig wer fühlen kann was sei Gott sein! Mann!' Das Bewusstsein der Göttlichkeit des Menschen macht sich bei Herder stark geltend, z. B. Aelteste Urk. 5, 59 'Der hier in meinem Haupte aufgeht, der mich erleuchtet; den ich hier in meinem Herzen wärmend und schlagend fühle, ist Gott!' 5, 93 'sein (des zum Muster aufgestellten Morgenländers) einiger Trieb Gott auf der Erde zu sein;' 5, 96 der Mensch ist ein 'erdeingehüllter Gott'. Eben hieraus erklärt sich die Herschaft des Satyros über so viele Wesen: Herder wendet die Worte des achten Psalmes bedeutsam an (5, 93 f. Lebensb. 3, 452): 'Alles hast du unter seine Füsse gethan, Schaf' und Ochsen und wilde Thiere, Vögel in der Luft, Fische im Meer'. —

Arsinoe meint, Satyros müsse ihren Vater Hermes kennen lernen; sie holt ihn; Satyros und Psyche sind allein.

Das Gespräch welches folgt erinnert einerseits an die Art wie Prometheus Pandoren das Wesen des Todes deutlich zu machen sucht, anderseits an Faust und Gretchen.

---

* Sie ist nicht von Klopstock, wird ihm aber, wie mir Erich Schmidt mittheilt, auch z. B. in der Darmstädter Ausgabe S. 79 zugeschrieben.

Digitized by Google

Satyros weiss den ersten Moment des Alleinseins gut auszunutzen. Er imponirt dem Mädchen durch geistig-sinnliche Kraft und reisst sie ganz an sich.

Die Reden welche sie wechseln erscheinen mir wie eine poetische Verdichtung und Steigerung der Correspondenz zwischen Herder und seiner Braut. In diesen Briefen herscht manchmal eine etwas heisse Temperatur. Ich kann nicht wörtliche Parallelstellen anführen; die Bezeichnungen 'Engel, himmlisch', u. dgl. lassen sich wol belegen, haben jedoch wenig Werth; aber die innere Beschaffenheit, Gesinnung und Geist, ist genau verwandt. Herders nahes Verhältnis zu Carolinen, auch ihr Briefwechsel blieb lange heimlich; Carolinens Schwager, bei dem sie wohnte, erfuhr es erst im August 1772, und zwar durch einen plötzlichen Zornesausbruch der Braut (Nachl. 3, 330), so dass Herder meinte: 'Das Ding wird doch immer so ein halbes Bubenstück von Liebesintrige' (ibid. 336) .... Das erste Alleinsein im Augenblicke des Abschieds wird von Caroline in den Erinnerungen stark accentuirt (1, 157) und zittert auch in den Briefen nach. Einige Auszüge sind wol nicht zu entbehren. Erster Brief Carolinens an Herder: 'süsser, feuriger Freund' . . . 'die ganze Nacht war das feurige Bild meines süssen Freundes bei mir' (Lebensb. 6, 57. 58). Herder an sie: 'mein Abschiedskuss . . . war nur im Vorübergehen' (ibid. 59); 'ich ging wie in einem Meere von Trunkenheit von Ihnen' (67); 'noch unmittelbar im Augenblick des Abschiedes eine himmlische selige Viertelstunde, in der alle Ihre Tugenden . . . und die ganze Wonne der Wehmuth sprachen' (vgl. Psyche beim Kuss: 'Wonn und Weh'); 'Ihren Kuss und Umarmung wie das freudige Ungestüm eines Engels der Zärtlichkeit zu fühlen, und Sie so ganz, so innig, so ganz meine liebe zarte, schlanke, muntre Griechin mit Ihrem unschuldig pochenden Herzen, mit Ihren umschlingenden weissen Liebesarmen, Mund an Mund und Seele in Seele, an meine redliche Brust zu drücken' (71 f. vgl. auch das Citat S. 78); 'Sie sind noch, wie bei meinem Abschiede, oft auf meinem Schoss, in meinen Umarmungen, an meinem Herzen; ich sehe noch oft Ihr weggewandtes himmlisches Gesicht, voll der schönsten Thränen, wie es sich alsdann mit der ganzen Wonne

Digitized by Google

der Wehmuth auf einmal heiter zu mir wandte und mich, wie ein Engel Gottes, anlächelte — Ihr Zellchen, Ihr Bette habe ich nicht gesehen: Sie wissen nicht, wie gern ichs sehen wollte; wie sehr ichs mir vorgenommen, den Sonntag meines Abschiedes, als wäre es im Spasse, zu sehen' (96); 'ich war zu Ihren Füssen; ich küsste Sie ganz' (98); 'ich drücke Sie in meine Umarmung, auf meinem Schoosse, und stecke Ihnen mit dem längsten feurigsten Kusse diesen Brief in Ihren unschuldigen Busen' (103); 'bei der feierlichen, seelenvolle Stunde, da Du auf meinem Schosse sassest, empfindsames Mädchen, mich mit Thränen, mit allen Thränen Deines guten Herzens umarmtest' (165); 'ach! es war eine Zeit, da meine unschuldige tugendhafte Flachsland wie ein Engel Gottes auf meinem Schosse sass, da aus ihrer Umarmung, aus ihren Thränen, aus ihrer seufzenden Wehmuth nur die Worte sich herausbrachen: ach! Sie werden mir doch schreiben! Sie werden mich doch nicht vergessen! ach! um aller meiner Ruhe willen, die nur von Ihnen abhängt' . . . (168); 'bist Du dieselbe, die ihr Gesicht an meine Brust lehnte, die ihre Thränen und Seufzer und Ströme der himmlischen Liebe in meinen Busen goss' (174); 'o Du wirst wieder auf meinem Schosse sitzen! Ich werde noch einmal Ihr thränend Auge und Ihre sanfte Augenbraune küssen und — o himmlische Liebe! wenn ich Dich jetzt bei mir hätte!' (210).

'Er küsst sie mächtig' sagt Goethes Bühnenbemerkung im Satyros. 'Mit allen Kräften umfasse ich Sie, liebes, gütiges Mädchen!' schreibt Herder (Nachl. 3, 128). Psyche fühlt erbebend aller Seligkeit Wahntraumbild voll erfüllt: Caroline findet ihr Ideal und Traum von einer schönen männlichen Seele weit übertroffen (Nachl. 3, 143). Von Psyche glänzt, nach Satyros, Tugend, Wahrheitslicht wie aus eines Engels Angesicht: in Caroline vereinigt sich, nach Herder, Unschuld, Naivetät, Natur, Zärtlichkeit und Tugend (Lebensb. 6, 53. 59. 67). Psyche sagt 'Ich bin ein armes Mägdelein'; Caroline schreibt 'Gott dass ich ein so armes kleines Mädchen bin!' (Nachl. 3, 220; vgl. 296.) Dass bei Caroline, wie bei Psyche, ein erster starker plötzlicher Eindruck entschied, versichert sie ausdrücklich (Nachl. 3, 406). —

Digitized by Google

Satyros und Psyche werden im Kusse gestört durch Hermes und Arsinoe, welche eintreten.

Satyros zeigt sich gleich kritisch, an Hermes ist ihm nichts recht, sein weites Gewand, sein krauser Bart: diese tadelnde Laune ist vollkommen Herderisch.

Für Hermes, den Priester und Ältesten im Land habe ich keine sichere Deutung; auch ist er wenig charakterisirt. Allenfalls könnte man versuchen ihm den Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg unterzulegen. Wenn er mit Satyros die Kenntnis der Kräuter und Sterne theilt, so soll das doch nur auf gemeinsame wissenschaftliche Interessen hindeuten (vgl. über den Grafen nach dieser Richtung Erinn. 2, 23); will man die Sterne wörtlich festhalten, so wäre darauf zu verweisen dass Herder einmal von seinem astrologischen Wahne spricht (Merck 1, 39; vgl. Haym Herder 1, 36) und dass der Graf später ein Observatorium bauen liess (Erinn. 2, 111). Mit dem Hermes der Aeltesten Urkunde — er ist 'Weiser, König, Religionsstifter, Schrifterfinder, Kosmopoet usw.' (6, 140 und oft) — hat dieser wol insofern zu thun, als Herder, wenn er seine Speculationen über die Uroffenbarung darlegte, den Namen viel im Munde führen und so Anlass zu der Wahl desselben durch Goethe geben mochte.

Hermes erwidert dem spottsüchtigen Ankömmling bescheiden: 'Ihr scheint mir auch so wunderbar'. Und der fährt gleich los: es ekelt dir wol vor meinem ungekämmten Haar, meinen nackten Schultern, Brust und Lenden und meinen langen Nägeln an den Händen? Worauf Hermes 'Mir nicht'.

Die Nackheit des Urmenschen wird nachher gleich zur Sprache kommen. Halten wir uns einstweilen an das Wunderbare der Erscheinung und Tracht im allgemeinen.

Durch Sonderbarkeit des Anzugs fiel Herder schon in Strassburg Goethen auf. Auch in Bückeburg erschien seine Tracht als französischer Abbé auffallend und komisch. Er zog sich rasch an und hatte eine eigenthümliche Abneigung sich in den Spiegel zu sehen, was auf seine Toilette ungünstig einwirken mochte (Erinn. 1, 180). Ueber die geistige Sonderbarkeit seines ersten Eindrucks spricht sich Herder selbst an Merck aus: 'Ihr steht alle meiner Natur noch zu nahe, gute

Digitized by Google

Kinder! Ihr tastet noch . . . und sehet nicht. Da wird der weichen, warmen, fühlenden, freundschaftlichen Hand alles grösser, runder, colossalischer — aber auch dunkler, und ihr habt noch kein Ganzes von Anblick!' (Lebensb. 6, 116).

Es folgt die grosse Rede des Satyros durch die er immer mehr Volk anzieht und begeistert; worin er den Urzustand der Menscheit als Ideal aufstellt.

Satyros zeigt sich als mächtiger Prediger, wie sich Herder in Darmstadt gezeigt hatte. 'Am 19. August — erzählt Caroline Erinn. 1, 155 — predigte Herder in der Schlosskirche. Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört! . . . zu diesem grossen einzigen, nie empfundenen Eindruck habe ich keine Worte — ein Himmlischer, in Menschengestalt, stand er vor mir.' ('So singen Himmelsgötter nur', sagt Psyche, und 'er ist von einem Göttergeschlecht'.)

Satyros verlangt in seinem Lebensprogramm Natur und Wahrheit, woraus sich verschiedene Forderungen ergeben, die wir im einzelnen durchnehmen müssen.

Er ist für Nackheit: 'Eure Kleider die euch beschimpfen'. Vgl. Herders Aelteste Urkunde Werke zur Relig. und Theol. 7, 89: 'Und siehe da Kleider! die Hülle der Ueppigkeit, Lüsternheit, Schwäche und falschen Zier. Du Unschuld, die von keiner Sünde weiss, selige Unwissenheit, du darfst keiner Hüllen und Schminke: die Nacktheit dein Kleid, die Einfalt deine Sicherheit und Schöne' usw. (auch 7, 74. 86. 117. 141 f. und die obigen Stellen von Merck und Goethe).

Satyros rühmt die ursprüngliche Freiheit die jetzt der Sklaverei gewichen sei. Vgl. Herder aaO 7, 166 f. wo die echte Paradiesesfreiheit aus dem Munde Adams selbst ihren Preis empfängt.

Satyros will das Wohnen in Häusern wieder aufheben: 'Der Baum wird zum Zelte, zum Teppich das Gras'. Vgl. Herder 5, 92 'städtische, zum Staube gebückte Menschen'; 7, 30 f. der Urmensch wurde in einen Garten gesetzt; 'der Jüngling webte in freiem schönem Raum; unter dem weiten Himmel wölbte sich seine Stirn; auf grüner Flur sein lachendes Auge; mitten unter den Neugebornen der grossen viel-

Digitized by Google

brüstigen Mutter erwuchs er in Fülle und trank an ihren Brüsten Milch und Honig . . . welche andere Lebensart war noch für ihn? Der sklavische Ackerbau? Das Städtegefängnis? Alle Nationen in Jugend und im schönen Klima der Welt hassen es noch und leben in Kindesunschuld: der Garten Gottes ist ihnen gegeben'. Herder schildert Adam wie er seine Eva einführt ins Paradies und zu ihr spricht: 'Siehe, Freundin, alles wie schön und lieblich! Unser Bette grünet: unseres Hauses Balken sind lebende Cedern, unsere Decke grünende Cypressen; die Lilien geben Geruch, und vor unserer Thür sind allerlei edle Früchte' (7, 46). 'Feld und Hütte' stehen auf einer Linie als Folgen des Sündenfalles (7, 91 f.)

Satyros wirft seinen Hörern vor: habt 'euch in Sitten vertrauert'. Für Herder genügt es auf ein Gedicht an Merck im Lebensb. 6, 371. 374 zu verweisen: Sympathie und Freundschaftswonne 'schieden längst aus unsern seidnen Hütten, aus dem Taumel unsrer Affensitten'.

Satyros verweist sein Publikum auf die goldnen Zeiten, 'da eure Väter neugeboren vom Boden aufsprangen, in Wonnetaumel verloren Willkommelied sangen, an mitgeborner Gattin Brust, der rings aufkeimenden Natur, ohne Neid gen Himmel blickten' . . . Verwandte Herderische Elemente finden sich zusammen, wenn man etwa S. 471. 493. 509. 516 in dem Aufsatze Die Mosaische Schöpfungsgeschichte ein Lied zur Feier der Schöpfung und Sabbathstiftung (Lebensb. 3; auch hinter der Aeltesten Urkunde 7, 229 ff.) liest. Wenn Herder 'dies Poem als das urälteste Stück aus der Morgenröthe der Zeiten' verehrt, so war es geringe Uebertreibung sich den jugendlichen Menschen, Adam mit Eva, der werdenden Schöpfung gegenüber zu denken, die er dichterisch feiert. Vgl. Aelteste Urk. 5, 172; 7, 202.

Satyros wünscht ferner dass der Mensch sich als Gott fühle und der Erde geniesse, wovon z. Th. schon die Rede war. Ich führe noch an: 'Herschen, walten, leben, wirken, geniessen, Gott der Erde sein — das ist Menschen-thun und -wesen' 5, 133.

Satyros polemisirt endlich gegen das Bereiten der Speisen

Digitized by Google

und empfiehlt rohe Kastanien. Es stimmt dazu wenn er früher dem Einsiedler gegenüber die Milch rühmt die er unmittelbar von den Zitzen der wilden Ziegen saugt. Natürlich komische Verzerrung und Steigerung, aber einer Ansicht Herders: bis nach der Sündflut ist nichts Lebendiges geopfert, erst Noah verbrannte ein Thier, da er noch nichts hatte, 'nicht Gras, nicht Kraut, nicht frische Milch' (Lebensb. 3, 608). Im Garten Gottes war der Mensch angewiesen, 'sich vom Frucht- und Krautreiche zu nähren' (Aelteste Urk. 5, 133). 'Von Adams Thierspeise wissen wir nichts; das erste getödtete Leben war ohne Zweifel Opfer' (7, 142; vgl. 147. 179). Der Ackerbau, der die Feldfrucht gewinnt, ist Sklaverei nach dem Sündenfall; so scheint die Baumfrucht bevorzugt. Aber soll die reine Natur erhalten bleiben, muss sie unbereitet genossen werden. In den Ideen 2, 160 erzählt er von den Marianen: 'Die Einwohner der Inseln, die die Natur mit Früchten, insonderheit mit der wolthätigen Brodfrucht nährte und unter einem schönen Himmel mit Rinden und Zweigen kleidete, lebten ein sanftes, glückliches Leben .... das Feuer war ihnen fremde: ihr mildes Klima liess sie ohne dasselbe behaglich leben.' Hatte Herder in früherer Zeit nach diesem Vorbilde die Zustände des Paradieses erläutert? Die besondere Gunst der Kastanien muss auf einer Beziehung, die wir nicht kennen, beruhen, oder einfach auf zufälliger Wahl des Dichters, der hier ein lächerliches Symbol für die Doctrinen des Satyros brauchte. Die Nachrichten von Herders eignem Geschmack in Essen und Trinken, welche Caroline Erinn. 3, 181 mittheilt, helfen nicht weiter; aber dass er auch hierin seine Sonderbarkeiten hatte, bezeugt er selbst: 'Ganz kann ich niemals die Diät anderer Menschen annehmen' (Nachl. 3, 207)*.

* Noch etwas anderes kann zu Grunde liegen oder mitwirken. Herder verfolgte sympathisch die Idealisirung des deutschen Alterthums und das Bardenwesen, wie der Aufsatz über Ossian zeigt. Auch in der Aeltesten Urkunde tritt der Germane, wie ihn Tacitus schildert, direct neben Adam (7, 74). Vgl. Lebensb. 5, 293 Gerstenberg. Goethe, der mit dem Bardenwesen von vornherein nichts zu thun haben wollte, mochte in ähnlicher Weise spotten wie es später in (Schinks) Marionettentheater (Wien, Berlin und Weimar 1778) S. 175 f. geschah.

Digitized by Google

Zu Anfang des vierten Actes entwickelt Satyros dem Volke seine Ansicht vom Weltbeginn. Zuerst war das Unding d. h. das Chaos, woraus das Urding erquoll usw. Hier sind weniger Herderische Elemente als man erwarten möchte. Die metaphysische Wirtschaft mit dem Ding und Unding bekämpft Herder gerade, Aelteste Urk. 5. 42. 43. 49. Nur das Hervorbrechen des Lichtes hat seine Parallelen in der Aeltesten Urkunde: 'Lichtstral! ein tönender Goldklang auf der grossen Laute der Natur' 5, 103; 'welcher unsrer Alleswisser, ders begreife, wie Lichtstral Bild, Bild in der Seele, und dies Bild Idee, Gedanke, mit dem er doch so nichts gemein hat! und dieser Gedanke Licht, Heiterkeit Wärme, Thätigkeit, Entschluss, Wonnegefühl im Herzen, Strom der Göttlichkeit und Schöpferkraft durch die ganze Natur werde?' 5, 61. Vgl. Lebensb. 3, 422 ff. Dass sonst Empedokleische und Pythagoräische Anschauungen verwoben sind, hat man längst bemerkt; es ist aber auch Orpheus, wie ihn Herder Aelteste Urk. 6, 105 schildert, hinzuzunehmen, Der Sohn Jupiters kann nicht wol die Mosaische Schöpfungs-

---

Apollo hält Gericht über die verwilderten Musen; die erste setzt sich vor ihm nieder und frisst Eicheln; sie nennt sich die Bardenmuse: 'Die französischen Leckereien veracht' ich. Brod, Bier, Wein uud Fleisch sind für die Weichlinge. Die alten Deutschen assen Eicheln' . . . Das weitere ist Unfläterei. — Wilmanns verweist auf Wieland 29, 214, einen Aufsatz 'über die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken' (1770). Da heisst es: 'Rousseau lässt seinen natürlichen Menschen seine Speise unter einer Eiche suchen. Vermuthlich muss dieser Philosoph, bei aller seiner Neigung zum Cynismus, in seinem Leben keine Eicheln gegessen haben. Er würde sonst wenigstens eine kleine Anmerkung dazu gemacht haben, welche ihm Strabo und Plinius an die Hand geben konnten. Die ältesten Griechen und einige Völker, die uns der erste nennt, nährten sich auch von Eicheln. Aber es waren, wie uns eben dieser weise Schriftsteller versichert, eine sehr gute wohlschmeckende Art von Eicheln; mit einem Worte, eben diejenige, welche noch auf diesen Tag unter dem Namen Kastanien in ganz Europa — von den *arbitris lautitiarum* selbst — gegessen werden.' Hiermit wird das Richtige gefunden sein: die verbesserte Rousseausche Ansicht schreibt Goethe dem Satyros, dem Repräsentanten Herders als Anhänger Rousseaus, zu.

Digitized by Google

geschichte, sei es auch in Herderischer Verflüchtigung, vortragen.

Dass etwa Herder als Prediger sein Publikum gelegentlich durch Unverständlichkeit hinriss, haben wir keinen Grund anzunehmen; seine erhaltenen Predigten sind einfach und leichtverständlich. Jedenfalls tritt beim Satyros diese Wirkung ein: das Volk erklärt ihn zum Gott. Aber in dem Momente der höchsten Begeisterung kommt der Einsiedler und beschuldigt den Satyros des Diebstahls und der Undankbarkeit; das Volk ist ausser sich über die Lästerung; der Frevler soll geopfert werden.

Im fünften Act tauschen der Einsiedler und Eudora, die Gattin des Hermes, ihre Erfahrungen und Ansichten über Satyros aus. Der Plan den sie fassen führt in der That zur Entlarvung des falschen Propheten, der mit hochmüthigen Worten in Begleitung Psyches abzieht. Die Aehnlichkeit der Katastrophe mit der im Tartufe bemerkt man leicht.

Der Einsiedler, in sein Schicksal schon ergeben, betheuert, er werde Märtyrer 'um eines armen Lappens willen, eines Lappens, bei Gott! den ich brauchte'. Für die Unbefangenheit, mit welcher Satyros über diesen Lappen verfügte, verweise ich auf Herders obige Aeusserung über sein Spielen mit dem Gelde und auf die Erfahrung, welche Goethe in Strassburg mit ihm machte: er erborgt für den abreisenden eine Summe Geldes, Herder lässt den festgesetzten Termin verstreichen, bringt den dienstwilligen Freund in Verlegenheit und schickt dann endlich das Geld mit Spöttereien statt des Dankes oder einer Entschuldigung zurück. Nach dieser Analogie (es mochten noch andere ähnliche Fälle vorschweben) war die Erfindung berechtigt: Mahnung an eine Schuld wird durch Todesdrohung beantwortet.

Die Erfahrungen Eudoras mit Satyros sind erklärbar, wenn man annimmt dass die Satire sich erkühnt geistige Beziehungen in sinnliche umzuwandeln. 'Ich kenne nicht seit gestern das Frauenzimmer: — schreibt Herder an Caroline (Lebensb. 6, 147) — ich kenne es sogar in einigen der verwickeltsten Auftritte, in der Liebe und in allen Mannigfaltigkeiten der Ehe; ich habe mehr als eine verheiratete Freundin

Digitized by

gehabt, die mir keine Seite ihres Herzens verborgen! Er beschwört durch diese Mittheilung bei seiner 'Halbverlobten', um mit Goethe zu reden, einen Sturm der Eifersucht hervor, der nur mühsam wieder zu beschwichtigen ist. Vgl. über die Rigaer Freundin, Frau Busch, Haym Herder 1, 77. Wenn sich Herder Freunden gegenüber so unvorsichtig ausdrückte, wie im Reisejournal (Lebensb. 5, 162), so konnten böse Missverständnisse daraus entstehen: 'Nichts als menschliches Leben und Glückseligkeit ist Tugend . . . Zu viel Keuschheit, die da schwächt, ist eben sowohl Laster als zu viel Unkeuschheit . . . Gespielin meiner Liebe . . . du bist tugendhaft gewesen: zeige mir deine Tugend auf. Sie ist Null, sie ist Nichts! Sie ist ein Gewebe von Entsagungen, ein Facit von Zeros. Wer sieht sie an dir? Der, dem du zu Ehren sie dichtest? Oder du? Du würdest sie wie Alles vergessen und dich so wie zu Manchem gewöhnen. O es ist zweiseitige Schwäche von einer und der andern Seite, und wir nennen sie mit dem grossen Namen Tugend.'

In Bückeburg zog ihn die Gräfin Maria an, und es scheint dass Caroline diesmal jede Regung von Eifersucht überwand. Die Gräfin stand mit Herder in einem Briefwechsel von dem niemand, auch ihr Mann nicht, wissen sollte; Herder schickte aber solche Briefe an Caroline und rechnete, obgleich selbst indiscret, auf die Discretion seiner Braut, welche ihrerseits behauptet nur ihrer Schwester davon Mittheilung gemacht zu haben, und diese sei ganz discret; blos an Merck will sie einmal gesagt haben, dass Herder sehr viel Gutes von der Gräfin geschrieben. Wurde die Sache in Darmstadt mysteriös behandelt, so mochten die Freunde, welche Herder tadelten, dass er seine Braut so lange nicht abholte (Erinn. 1, 236 f. Nachl. 3, 300. 308 f. 381. 405. 407. 411. 432 f. 453. 463), gerade daran böse Bemerkungen knüpfen und sein Zögern mit dem Verhältnis zur Gräfin combiniren. Wenn die Frau, welche den Satyros von Psyche abzieht, Eudora heisst, so erinnert man sich unwillkürlich an die Geschenke, welche Herder von der Gräfin empfing (Erinn. 2, 65. 94; Nachl. 3, 416. 445. 451. 476; vgl. sonst Zur Relig. und Theol. 9, 179; Erinn. 1, 188 ff. Nachl. 3, 181. 200. 435 f. 474 f.). Wenn

Digitized by Google

Satyros im Heiligthum die Frau umarmen will, so vgl. man Herder über die Gräfin (Erinn. 1, 190): 'Oft mit ihr zu sprechen geht nicht an; es bleibt mir also nur übrig von der Kanzel mit ihr zu reden'. Dass die Freunde Herders 'Charakter', seine 'Moralität' angriffen, erzählt Frau Herder ausdrücklich. Sie wird vollkommen recht haben, ihn gegen solche Anschuldigungen in Schutz zu nehmen (Erinn. 1, 237): aber es handelt sich hier nicht um ein objectives Urtheil über Herder, sondern um die damalige Meinung Goethes und um die Art, wie die göttliche Frechheit seiner Jugendjahre (er selbst gebraucht den Ausdruck vom Satyros, Goethe-Jacobi S. 241) diese Meinung auszusprechen wagte. Er wird mit directem Tadel nach Herders Ankunft in Darmstadt nicht zurückgehalten haben: und die schlechte Behandlung welche der Einsiedler erfährt mag ihm selbst zu Theil geworden sein. Wenn Caroline an der citirten Stelle Herders Selbstbewusstsein und Empfindlichkeit gegen fremden Tadel zugesteht, so bezeugt sie Eigenschaften die wir an Satyros wiederfinden. Auch den 'Grossmuth-Sanftmuth-Schein' den Satyros sich gibt, glaubt man zuweilen in Herders Briefen zu entdecken: wenigstens wer angefangen hatte ihm zu misstrauen, mochte es nur für Schein nehmen, wenn er z. B. behauptete, er suche jeden Zug, der Eitelkeit und Selbstsucht heisse, in sich auszubrennen (Merck 1, 40).

Ich habe auch, um dies noch zu erwähnen, wegen Eudora auf Herders Beziehungen zu Frau Merck geachtet (z. B. Nachl. 3, 232. 248. 353; Merck 3, 18. 23), ebenso wie ich für Hermes Merck und Geh. Rath von Hesse erwog; aber die uns aufbehaltenen Nachrichten gestatten keine Anknüpfung.

Dagegen darf noch eine Stelle nicht übersehen werden, welche auf die Erhöhung des Satyros zum Gott und Herscher ein besonderes Licht werfen könnte.

Herder schreibt im Juli 1772 aus Pyrmont an Caroline (Nachl. 3, 305) über Wielands Goldnen Spiegel: 'Denken Sie, liebe Flachsland, insonderheit bei dem kleinen glücklichen Völkchen und ihrem Gesetzbuch und ihrem armen Emirsgast — und im letzten Theil bei der Erkennung des jungen Menschen, der Gott seines Volkes wird — dass ich

Digitized by Google

auch das gelesen, und und — — —' Ich enthalte mich grosser Vermuthungen darüber, was Herder mit den Gedankenstrichen sagen wollte; die Ergänzung wäre etwa nach dem Lebensb. 5, 75. 85 ff. 182 ff. zu geben. Er hatte nichts geringeres vor, als der Lykurg von Liefland zu werden; ein politisches Werk soll ihm den Weg zur Kaiserin von Russland bahnen. Er fragt schon seine Freunde, welches wol der beste persönliche Weg wäre um Katharina II. zu gewinnen . . . Genug, auch in Darmstadt interessirte man sich für den eben erschienenen politischen Lehrroman Wielands; die Frankfurter Gel. Anzeigen brachten am 27. October 1772 eine Recension (eher von Merck als von Goethe); wenn nun Caroline vorzeigte, was der Bräutigam geschrieben, so konnte ein Spötter daraus folgern: Herder wolle Gott werden. Mit dem jungen Menschen ist Prinz Tifan gemeint, der 'gleich einer zu den Menschen herabgestiegenen Gottheit' sein Volk beglückt; er ist im verborgenen aufgewachsen, mit seiner Abkunft unbekannt, und deren Eröffnung überrascht ihn schmerzlich (Wielands Werke in 36 Bänden von 1853, Bd. 8 S. 101. 119 ff.). Das kleine glückliche Völkchen stammt von den Griechen, lebt unter den Gesetzen des Psammis, betet die Grazien an, und heisst die Kinder der Natur; aber dass Herder seine Braut speciell auf den 'armen Emirsgast' aufmerksam macht, finde ich, aufrichtig gesagt, sehr unpassend: er ist ein frühgealteter Lüstling und erweist sich in der Geschichte als impotent (7, 61).

In welchem Grade Caroline geneigt war ihren Herder zu vergöttern, mag noch die Aeusserung zeigen (Nachl. 3, 407): 'Du bist Luther, das habe ich mir immer gesagt, und es freut mich, dass Dus fühlst, wenn Dus gleich nicht gestehen willst'. Herder hatte erwähnt, dass auch Luther in den misslichsten Umständen seines Lebens heiratete und fügte hinzu: 'Verzeihen Sie die Vergleichung; ich habe noch in der Welt nichts gethan, diesem grossen Mann seine Schuhriemen aufzulösen, — aber ich hoffe es zu werden' (Erinn. 1, 233). Für seine Rigaer Zeit hatte er schon früher die Bezeichnung: 'Angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten' (Erinn.

Digitized by Google

1, 164). Einer derselben leistet wirklich die Anrede: 'Mein göttlicher Herder' (Lebensb. 5, 32).

Ueber die heisse Temperatur in dem Briefwechsel zwischen Herder und Caroline habe ich bereits geredet. Herder hasst Sprödigkeit und Ziererei bei Frauenzimmern (Lebensb. 6, 194). Er begünstigt in der That bei seiner Braut gewisse die Ehe anticipirende Phantasien. Von ihren künftigen Mutterfreuden ist wiederholt die Rede. Sie hat sogar ein festes Programm dafür: lauter Buben. Einmal schreibt sie: 'Ich verstehe das Ende Ihres Briefes nicht: "Glauben Sie, meine lehrreiche Erinnerin, dass meine Liebe nie Begierde gewesen und meine Sehnsucht nichts minder als Ungestüm werden soll". Bin ich denn eine so lehrreiche Predigerin, die gegen Ungestüm und dergl. predigt? Vielleicht liebte oder liebe ich Sie zu ungestüm?' Wie derb sich Herder gelegentlich auslassen konnte mag Nachl. 3, 293 zeigen, wo er folgende Sätze unterstreicht: 'Wenn ich nichts in der Welt besitze, so ist mir die Ehrlichkeit alles, ein Weib, die ich schätze und liebe, nicht unglücklich zu machen; erste Unehrlichkeit sie in ein Bett einzuführen, das noch nicht gebettet, das von allen Seiten noch dürres Stroh ist'.

Auch solche Züge sinnlicher Natur muss man im Auge behalten um die Auffassung Herders als Satyros zu begreifen.

Zu wie viel Uebertreibung und Ungerechtigkeit sich Goethe dabei hinreissen liess, bedarf keiner Ausführung.

Aber der Scherz war zunächst wol nur für den allerengsten Kreis bestimmt: für Merck und den Verfasser. Kein Gedanke an Druckenlassen; entfernt nicht die Absicht, den Freund, dem er so viel dankte, in der Oeffentlichkeit herunterzureissen; keine Spur in allen litterarischen Klatschbriefen der Zeit, die doch vom Unglück der Jacobis wussten; durch alle älteren Correspondenzen Goethes selbst hin nur eine Erwähnung: er hatte das Stück dem Professor Böckmann in Carlsruhe geliehen, der gewiss die Beziehung nicht kannte, und fordert es am 14. November 1774 zurück (DjGoethe 3, 43). Das Geheimnis ist strenge gewahrt geblieben; vielleicht hat nicht einmal Jacobi das Modell des Satyros gekannt; Riemer ist vermuthlich von Goethe selbst auf eine falsche Spur geleitet;

Digitized by Google

wenn dieser am 30. October 1777 dem Herzog, 'Cronen und Minen' das Stück vorlas (Tageb. Keil S. 130; Düntzer im Archiv 5, 416; Vertheidigung S. 121), so konnte er die Beziehung verschweigen oder eine falsche vorgeben: nur Merck muss in Ettersburg geschwatzt haben.

Wir verstehen nun vollkommen, dass sich Goethe in Dichtung und Wahrheit nicht deutlicher ausdrücken durfte; er gibt keine eigene Charakteristik des Vorbildes, er nennt ihn nur im Gegensatze zu Leuchsenring tüchtiger und derber, was unbedingt auf Herder passt, aber ihn gar nicht eigenthümlich bezeichnet. Er rechnet ihn ferner zu den umherziehenden, die in Familien Einfluss zu gewinnen suchen: das konnte ganz im allgemeinen wol von dem jungen Herder gesagt werden, besonders wenn jemand Zweifel hegte, ob er Carolinen nicht im Stich lassen würde; aber es passt schon nicht ganz auf den Satyros selbst, dessen Ehrgeiz höher strebt, und es passt auf Herder nur insoweit er beim Satyros vorschwebte. Dass bei der Schilderung wol Unbilligkeit mit unterlaufen, gibt der Autor zu verstehen: und dies scheint wieder besser zu Herder als zu Leuchsenring zu passen.

Wer nur an das traditionelle Bild eines Satyrs denkt, wird sich schwer entschliessen, meine Vermuthung anzunehmen; aber Satyros ist bei Goethe ein Eigenname, dessen Träger uns nur aus dem Stücke selbst bekannt werden soll. Wäre nicht die schlimme Katastrophe, so würde man finden: er sei mit Liebe gezeichnet. Wirklich hat Julian Schmidt bemerkt, dass im Satyros, namentlich in seinem Liede, ein gutes Stück von Goethe selbst stecke (Preuss. Jahrb. 39, 373; vgl. schon Gesch. des geist. Lebens 2, 629; ebenso Schöll Deutsche Rundschau 12, 519). Das wird, wenn man Faust als Repräsentanten Goethes gelten lässt, am deutlichsten aus der Art wie Mephisto sein Treiben in 'Wald und Höle' verspottet:

Und Erd' und Himmel wonniglich umfassen,
Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,
Der Erde Mark mit Ahndungsdrang durchwühlen,
Alle sechs Tagewerk im Busen fühlen,
In stolzer Kraft ich weiss nicht was geniessen,
Bald liebewonniglich in alles überfliessen

Digitized by Google

Verschwunden ganz der Erdensohn,
Und dann die hohe Intuition —
Ich darf nicht sagen wie — zu schliessen.

'Alle sechs Tagewerke' d. h. die ganze Schöpfung, ohne dass man mit wohlfeilem Scharfsinn Beziehung auf Herders Aelteste Urkunde behaupten dürfte. Indem Goethe Herdern als Satyros karikirt, ist er selbst Mephisto; und bezeichnend genug wird die ganze Wendung gegen Herder von Goethe und Mephisto-Merck gemeinschaftlich vollzogen: immer hat er mit ihnen beiden zu thun, gegen beide sich zu wehren, beiden mit Spott zu vergelten.

Die Verstimmung zwischen Goethe und Herder dauerte vom Frühling 1773* bis in den Januar 1775, wo ein Brief Herders bei Goethe eintraf und wol sofort beantwortet wurde (18. Januar, DjGoethe 3, 59 f.). 'Ich hatte mich eben mit viel Lebhaftigkeit des Wesens und Unwesens unter uns erinnert, und siehe Du trittst herein und reichst mir die Hand. Da hast Du meine und lass uns ein neu Leben beginnen mit einander.' In diese Zeit des 'Unwesens' muss der Satyros fallen; nach dem Brief an Böckmann vor den Herbst 1774; nach einer eigenen späteren Angabe Goethes bestimmter ins Jahr 1773. Er schreibt, worauf schon Riemer Mittheil. 2, 598 hinwies, an Zelter (3, 87): ob er den Satyros gelesen habe? 'Er fällt mir ein, da er eben ganz gleichzeitig mit diesem Prometheus in der Erinnerung vor mir aufersteht, wie Du gleich fühlen wirst, sobald Du ihn mit Intention betrachtest. Ich enthalte mich aller Vergleichung; nur bemerke, dass auch ein wichtiger Theil des Faust in diese Zeit fällt.' Nun hatte er den Prometheus, von dem er spricht, das Fragment in zwei Acten, bereits am 12. October 1773 an Schön-

* Goethe an die Laroche 12. Mai 1773 (Goethe-Schlosser S. 141): 'Leysering [Leuchsenring] wird Ihnen wunderbare Geschichten erzählen . . . Und doch wollt ichs tragen, dass Seelen die für einander geschaffen sind, sich so selten finden und meist getrennt werden; aber dass sie in den Augenblicken der glücklichsten Vereinigung sich eben am meisten verkennen, das ist ein trauriges Räthsel.' Gehört natürlich hierher und hat mit der Klatscherei Leuchsenrings, von welcher Merck an seine Frau im Herbst 1771 schreibt (Merck 3, 22), nichts zu thun.

Digitized by Google

born vorgelesen (Redlich Zum 29. Januar 1878 S. VI); den Faust datirt er auch in einem Brief an Herder aus Rom 1. März 1788 auf 15 Jahre, d. h. auf 1773 zurück; also muss, wenn Goethes Erinnerung genau war, der Satyros gleichfalls in das J. 1773 gehören.

Wenn unter Goethes eigenen Augen und ohne Zweifel auf seine Anordnung das Stück ins Jahr 1770 gesetzt wurde (Ausg. letzter Hand 13, 75), so erklärt sich das jetzt ganz gut: es ist das Jahr in dem er Herder kennen lernte. Aber vor Herders Hochzeit (2. Mai 1773) wird es kaum begonnen sein.

Es ist gewissermassen eine Fortsetzung der verlorenen Knittelverse Goethes auf Herder, welche dieser etwa Anfang März 1773 beantwortete (Nachl. 3, 469; vgl. 1, 46 ff. 446. 462. 483. 485). Schon Anfang Februar hatte Herder an Merck dergleichen geschickt. Wir entnehmen aus Herders Erwiderung ungefähr Goethes Angriff:

Und schnell mit Spechtstriumph und List
Trat er zum Falk hinan:
'Das ist, wenn man ein Falke ist,
Ein Raubthier, guter Mann.
Was man da speculiren thut,
Ist alles wahr, ist alles gut.
Chor: Dünkt Adeler sich, Jupiter,
Wenn man kaum Falke ist.'

Der Specht ist Goethe, Herder der Falke. Goethe hatte mithin Herders Selbstgefühl und seine Speculationen verspottet. Er hatte vielleicht die Rücksichtslosigkeit gegen andere, das 'Raubthier' in Herder, gegeisselt. Alle diese Motive, sogar die Stichworte 'Adler' und 'Jupiter' finden sich im Satyros wieder.

Und gehen wir diesen Verstimmungen noch weiter nach, so stossen wir im Herbst 1772 auf einen Brief Herders an Merck, worin folgende Stellen zu theilweise wichtiger Bestätigung dienen (Merck 1, 35. 36): 'Auch können Sie denken, dass der theologische Libertin weg sei; aber dass er sich fast in einen mystischen Begeisterer darüber verwandelt, würden sie kaum ahnen. Die Seele aber bauet oder träumt sich natürlich um so lieber und glücklicher fremde

Digitized by Google

Welten, je weniger sie in der gegenwärtigen findet. Himmel und Einsiedlerzelle sind immer zusammen' . . . 'Ich bin voraus nichts als Schaum, Eitelkeit, Sprung und Laune gewesen; es ist schwer, den Capriccio mit Bockfüssen in den harmonischen Apoll zu verwandeln, oder vielleicht gar unmöglich, und mein werther Genius mag tausendfältig über mich lachen, wenn ich mit aller brausenden Hitze kalt zu werden suche und eben dadurch immer dummer handle. Nehmen Sie nicht übel, dass ich so viel von mir spreche: das Copernicanische System ist nun schon auf eine Zeit ins Ptolemäische verwandelt: der Erdkloss sieht sich selbst in der Mitte. Es ist Ihnen aber ein Wink, dass Sie mir nichts von dem allen glauben müssen, eben weil ich so davon sprechen kann.'

Wenn es nach der sonderbaren Schlusswendung den Freunden einfiel, Herder zum Satyr zu karikiren, der sich als mystischer Begeisterer aufspielt, sich zum Mittelpunct der Welt machen möchte und als neuer Tartufe eine ähnliche Entlarvung verdient: so kommt mir das sehr begreiflich vor. Wie sehr die Theorie des vorigen Jahrhunderts gewohnt war, Satire und Satyren zusammenzubringen, mag man aus Sulzer und Flögel entnehmen.

Was Merck, zugleich im Sinne Goethes, Herdern erwiderte, erschliessen wir ungefähr aus dessen Antwort (Merck 1, 39): er möchte schaudern über die Natur die in ihm supponirt und — offenbar in ungünstigster Weise — mit Swift verglichen wurde.

Herder hatte die besondere unglückliche Gabe zu verletzen im höchsten Grade. Und sind wir im Stande, eine Reihe von Kränkungen ruhig hinzunehmen, so werden sie doch selten ganz vergessen: sie sammeln sich auf, verdichten sich, je mehr neues hinzukommt, zu einem immer dunkleren Bilde der Quelle, aus der sie fliessen, die zuletzt als das Eingefleischtböse erscheint, und brechen dann wol bei geringem Anlass in plötzlicher zorniger Regung gegen den Schuldigen aus. In einer solchen Aufwallung, bekennt Goethe selbst, Herdern einen intoleranten Pfaffen gescholten zu haben (Nachl. 1, 41). In einer ähnlichen Aufwallung, die zu an-

Digitized by Google

dauernder Verstimmung wurde, hat er den Satyros geschrieben. —

Ich bin nicht sparsam gewesen mit der Anführung von Parallelstellen; ich bin weit entfernt alle für beweisend zu halten. Bei solchen Untersuchungen dürfen wir nie vergessen, dass uns aller Wahrscheinlichkeit nach die Ueberlieferung mehr vorenthält als sie gewährt. Aber sämmtliche Handlungen eines Menschen pflegen in einer gewissen Analogie zu einander zu stehen; sie haben denselben Stil. Ist einer verspottet worden, den wir ausfindig machen sollen, so gilt es für die Richtigkeit der Deutung gleich, ob wir gerade die bestimmte von dem Satiriker gekannte und verwerthete Handlungsweise zu bezeichnen wissen oder eine ganz naheverwandte, dem Wesen nach gleiche. Auch müssen wir von vornherein darauf gefasst sein, nur einzelne Züge entschiedener Uebereinstimmung zwischen Urbild und Nachbild aufweisen zu können; bei den anderen genügt die Möglichkeit der Beziehung, so dass nichts widerspreche.

Wenn ich die Aelteste Urkunde vielfach benutzte, so möchte ich doch nicht behaupten, dass der Satyros später entstanden sein müsse, also im J. 1774; ich habe auch den vierten Theil herbeiziehen müssen, der erst 1776 erschien. Die Grundgedanken des Werkes sind ziemlich alt bei Herder; der Aufsatz über die Mosaische Schöpfungsgeschichte wird im Lebensb. 3, 416 ff. wol mit Recht nach Riga gesetzt; jedenfalls meint Herder in einem Brief aus Strassburg October 1770 (Lebensb. 6, 200) die 'Hieroglyphe' 3, 477 an Merck schon früher mitgetheilt zu haben; in Strassburg ergab sich ihm die Ausdehnung auf die ägyptische Theologie. Die specifische Ansicht der Aeltesten Urkunde, die er in jenem Aufsatze noch nicht hatte, dass die Mosaische Schöpfungsgeschichte eigentlich den Sonnenaufgang schildere, wird im Satyros nirgends vorausgesetzt. Dagegen tritt ein Gedicht aus dem J. 1769, dem älteren Aufsatze conform, manchmal recht nahe an die Lehren des Satyros heran:

Singt Klageton: verloren die schöne Braut
Des Paradieses, selige Unschuld! Weint
verloren ihre holde Tochter,
süsse, gesellige, nackte Liebe!

Digitized by Google

Und stürmt in Saiten: 'Wehe der blendenden
Abgöttin! Weh ihr, Feigenverhüllte Scham!
Scheintugenden! ihr Unglücksbilder,
grausend entsetzliche Missgestalten!'

Gesichte Gottes geben ihm Aufschluss über die Urzeit: Sieben Chöre sangen ein ewiges Lied der Schöpfung

Wie Gott, als lange schaudernde kalte Nacht
auf Erd' und Meeren flutete, Er sein Licht
urplötzlich aufrief und sich Himmel
droben und unten Gebirge wölbten —

Zuletzt: 'Siehe, da stand der Mensch, ein Götterbild! und alle Wesen stimmten in hohem Accord zusammen'.

Die reine Urmenschheit, Natur und Wahrheit, hat der Schüler Rousseaus gewiss auch in Strassburg gepredigt. Und indem wir so auf das Verhältnis Herders zu Rousseau hinwiesen (Hettner 3, 3, 1, 27--30) kommt auch die Ansicht zu ihrem Recht, welche im Satyros die deutschen Nachahmer Rousseaus verspottet sehen will.

18. 3. 78.

Digitized by Google

HERDER IM FAUST.

Grimm Goethe 2, 283 vermuthet, Herder liege dem Mephisto zu Grunde. Wenn ich corrigiren darf, er habe neben Anderen Elemente zum Mephisto hergegeben, so scheint mir die Ansicht sehr überzeugend, und sie wird gestützt durch das über den Satyros Vorgetragene (vgl. besonders S. 44 Anm.): der hinkende Waldteufel erinnert schon äusserlich an Fausts teuflischen Diener. Der Ausruf 'ein Thier!' (Fragment von 1790, S. 130) findet sich ebenso auf Satyros angewandt (Schluss des fünften Actes), nur in anderer Situation. Für einen Spruch Mephistos lässt sich eine schöne Parallele Herders anführen (Fragm. S. 23):

> Ich sag es Dir: ein Kerl, der speculirt,
> Ist wie ein Thier, auf einer Heide
> Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
> Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

In den Frankfurter Gel. Anzeigen 1772 Nr. 84. 85 (20. und 23. October) recensirt Herder ein Buch von James Beattie und bemerkt unter anderem: 'Speculation als Hauptgeschäfte des Lebens — welch elendes Geschäfte! Sie gewöhnt endlich alles als Speculation anzusehen! ein Opium, was alle wahre Lebenskraft tödtet und mit süssen Träumen sättigt, aber auch wie selten mit süssen Träumen? — wie oft ist das Reich der Abstraktionen die wahre Gegend unterirdischer arsenikalischer Dünste, wo die Goldgräber (Goldgräber nach dem Wahn der Menschen) als Verdammte der Hölle umhergehen, mit blassen Wangen und früh verpestetem Odem' ... Er nennt die Speculation ferner einen Sumpf voll witziger Irrlichter, lobt seinen Autor, dass er uns auf den rechten

Digitized by Google

Weg eifere und fährt fort: 'Lass sich einige aufmachen und wandern: vielleicht finden sie das Goldland, und er sagt gar, dass wirs Alle, wenn wir nur die Augen aufthun wollen, rings um uns haben'. Die Hervorhebung dieser Worte rührt von Herder her. Man sieht deutlich, wie weit er Goethe vorgearbeitet hat, der das Bild nur ins zoologische Gebiet überträgt: wer speculirt geht wie ein Verdammter der Hölle umher, Irrlichter verlocken ihn in einen Sumpf, er thut die Augen nicht auf um zu sehen, dass das Goldland, das er sucht, rings um ihn liegt.

Andererseits habe ich schon oben darauf hingewiesen, dass die Scene zwischen Satyros und Psyche an Faust und Gretchen erinnert. Goethe hatte unmöglich an sich selbst bis 1775 erfahren können, dass er einem Mädchen im eigentlichen Sinn imponirte; aber bei Caroline Flachsland und Herder lag ihm ein solches Verhältnis vor Augen. Es mag daher auch in der Gestalt des Faust ein Element Herder stecken.

Eine dritte Auffassung Herders aus dieser Zeit liegt im Zigeunerhauptmann des Jahrmarkts vor, wie Wilmanns zeigte, woran sich der Balandrino des Pater Brey anschliesst: in demselben Sinne wurde Herdern zu Ehren Götz in der ersten Fassung Gottfried genannt (vgl. Grimm Goethe 1, 137). Wieder anders stellt sich der Abbé des Wilhelm Meister und der Humanus der Geheimnisse dar. Aber sie alle haben mit dem ersten Faust nichts zu thun.

Julian Schmidt nimmt an, dass Herder dem Erdgeiste zu Grunde liege; so ablehnend wie der Erdgeist gegen Faust habe sich Herder gegen Goethe verhalten (Preuss. Jahrb. 39, 375 f.). Für die Abweisung als solche könnte ich das Motiv persönlicher Erfahrung mit Herder wol zugeben; man dürfte nur auch die Verschiedenheit nicht übersehen: des Geistes Abwendung hat Faust verschuldet durch das Grauen das ihn beim Anblicke der 'Flammenbildung' ergriff; hierfür lässt sich in dem Verhältnis von Goethe zu Herder keine Analogie aufweisen. Vollends aber wenn Julian Schmidt den Erdgeist als den Geist der Geschichte ansieht, der eben durch Herder dem jungen Goethe machtvoll entgegentrat, so stimme

Digitized by Google

ich darüber Vischer S. 264 (vgl. Düntzer Würdigumg S. 26) bei: ich finde nichts in ihm als das physische Erdenleben, an das sich Goethe auch im Werther klammert und das ihm auch im Werther Grauen einflösst (DjGoethe 3, 292); vgl. noch in der Recension über Sulzer (DjGoethe 2, 472): 'Sind die wüthenden Stürme, Wasserfluten, Feuerregen, unterirdische Glut, und Tod in allen Elementen nicht ebenso wahre Zeugen ihres [der Natur] ewigen Lebens, als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine?'

Wenn wir uns hier somit von Herder entfernen, so können wir ihn um so bestimmter an einer anderen Stelle entdecken, in dem vorhergehenden Abschnitte des Monologs, wo Faust das Zeichen des Makrokosmos aufschlägt. Nach dem Buche des Astrologen Nostradamus erkennt er der Sterne Lauf; astronomische Vorstellungen sind es zunächst, welche das Zeichen in ihm erweckt; man muss vor allem an die Harmonie der Sphären denken, die aber erst zuletzt bestimmter anklingt. Beruhigung strömt über ihn her. 'War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb, die . . . die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen? Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!'

> Jetzt erst erkenn ich was der Weise spricht:
> 'Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
> Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
> Auf bade, Schüler, unverdrossen
> Die irdsche Brust im Morgenroth!'

Diesen Weisen hat bis jetzt noch niemand nachgewiesen (s. Düntzer 1857 S. 180; Erläut. S. 65; v. Loeper S. 20); Nostradamus kann nicht gemeint sein sollen: vielmehr macht das bei Nostradamus gefundene Zeichen den dunklen Ausspruch eines anderen Weisen klar. Dass Goethe die citirten Sätze erfunden hätte, wäre recht sonderbar; sehr verständlich klingen sie auch nicht. Düntzer meint: es könne 'das Baden der Brust im Morgenroth nur auf das in den frühesten, zur geistigen Auffassung geeignetsten Morgenstunden beginnende Betrachten sich beziehen.' Suchen wir einmal den Wortsinn zu fassen und ihn in dem Zusammenhange zu verstehen, in dem er auftritt.

Digitized by Google

Die Kräfte der Natur enthüllen sich in dem Zeichen, es muss von einem Gotte herrühren und macht den Beschauer zum Gott, weil das Geheimnis der Schöpfung vor ihm aufgedeckt liegt: das Zeichen ist Offenbarung. Jetzt erst verstehe ich den Weisen, welcher sagt: 'Es ist nicht wahr, dass die Geisterwelt verschlossen sei, es gibt eine Offenbarung; man muss ihr nur Sinn und Herz eröffnen; geh hin zur Morgenröthe, da wirst du die Offenbarung finden.'

Der Ausruf 'bade' usw. kann nur eine Hinweisung auf den Ort sein, wo sich die Geisterwelt erschliesst.

Hierdurch wird die Stelle zunächst nicht deutlicher. Was hat die Morgenröthe mit der Offenbarung zu thun? Wir müssten das Citat aufschlagen können, um hier klar zu sehen. Aber wo?

Ich glaube, in Herders Aeltester Urkunde des Menschengeschlechts. Er ist der 'Weise'.

Die Mosaische Schöpfungsgeschichte ist nach Herder ein Gemälde der Morgenröthe, Bild des werdenden Tages. 'Komm hinaus, Jüngling, aufs freie Feld und merke. Die urälteste herrlichste Offenbarung Gottes erscheint dir jeden Morgen als Thatsache, grosses Werk Gottes in der Natur' (Werke zur Relig. und Theol. 5, 101). Ein besonderes Capitel des ersten Bandes heisst 'Unterricht unter der Morgenröthe'. Die erste Offenbarung Gottes war Offenbarung in der Natur, und zwar im einfachsten schönsten Bilde, in der aufgehenden Morgenröthe; zur Fassung und Erreichung dieses Bildes aber kam eine Lehrmeisterstimme hinzu, für welche im Anfange der Zeit niemand als Gott da war. Schöpfung ist Gewühl einzelner Geschöpfe: sie gewann für den Urmenschen Einheit und Zusammenhang nur durch die aufgehende Morgenröthe, diese Lehrmethode Gottes.

Wie bezeichnend ist nun die Aufforderung zum 'baden' in der Morgenröthe.* So will Faust im Thau des Mondes

---

* Vgl. im Ausdruck den Schluss der Erörterung über den Sündenfall in Herders viertem Theil (7, 175): 'Auch meinen elenden Erdcommentar tritt zu Füssen, und schwimme selbst in den Wolkenschleier voll Morgenröthe, wo Feld beginnet und Eden schwindet.'

Digitized by Google

sich gesund baden. An Abwaschung, Reinigung ist gedacht: Bücher und Papier sind Krankheit, Schmutz; die lebendige Natur bringt Heilung, Trost und neues Lebensglück. Ganz wie uns Herder in dem angeführten Kapitel weg weist von Demonstration, Raisonnement, Abstraction und anderem Vernunftgeschäfte, wo wir tappen und leben, mit hunderttausend Schlüssen umringt, fühllos, ohne Anschaun, ohne Gott in der Welt — und uns dafür jene erste Offenbarung bewundernd begeistert anpreist. Wir sollen uns in die Urzeit der Schöpfungsreligion hinfühlen, als Adam ward: 'Es ist als ob der Allanblick und die ganze Stimme der Sphären, nach dem Sinne des Menschen gemildert, ihm Seele öffnete und Herz und Gebein erquickte' . . . 'Heil ihnen, den Kindern Gottes, den einfältigen Schülern der grossen allweiten Natur, die ihn fühlten!' . . . Jene Offenbarung ist 'erhabenste Weisheit für Unschuld, Zufriedenheit und Glückseligkeit des Menschen'.

Was der 'Weise' an die Morgenröthe anknüpft, das geht dem einsamen wahrheitsdurstigen Forscher an dem magischen Zeichen auf: es gibt eine Offenbarung, wodurch die Einheit und Ordnung der Welt kund wird, wo Gott zum Menschen, Geist zum Geiste spricht.

Die eigentliche Schilderung des Makrokosmus, welche folgt, nimmt doch recht wenig aus den kabbalistischen Anschauungen, welche Düntzer in seinem Faustcommentar (1857, S. 178 ff.) bespricht; jede bestimmtere, modernes Naturwissen absolut befremdende Anlehnung ist vermieden. Dagegen findet zum Theil wörtliche Uebereinstimmung mit der Kosmogonie des Satyros statt.

Satyros erzählt, wie nach Geburt von Hass und Liebe 'das All nun ein Ganzes war'; Faust bewundert, 'wie alles sich zum Ganzen webt'. Satyros: 'Und das Ganze klang in lebend wirkendem Ebengesang, sich thäte Kraft in Kraft verzehren, sich thäte Kraft in Kraft vermehren'; Faust: 'Eins in dem andern wirkt und lebt, wie Himmelskräfte . . . harmonisch all das All durchklingen'. Satyros: 'Und auf und ab sich rollend ging das all und ein und ewig Ding'; Faust: 'wie Himmelskräfte auf und nieder steigen . . . vom Himmel

Digitized by Google

durch die Erde dringen', wie beim Satyros die Elemente sich erschliessen 'alldurchdringend, alldurchdrungen'.

Gleich sehen wir was im Faust hinzukommt. Die absichtliche Dunkelheit der Satyros-Offenbarung verschwindet, und fassbare Bilder fürs Auge stellen sich ein: alle Einzelheiten der Welt weben sich zum Ganzen; die Himmelskräfte sind wie Engel gedacht, geflügelt, sie steigen vom Himmel zur Erde nieder, von der Erde zum Himmel auf und reichen sich goldne Eimer, ihre Flügel duften Segen, damit kommen sie vom Himmel und — durchdringen die Erde; das Bild verliert an malerischer Anschaulichkeit, man kann sich nicht Engelsgestalten denken, welche durch die Erde hindurchdringen, aber die Vorstellung des segensvollen Duftes hilft uns, die Kräfte wieder gestaltloser und flüchtiger zu denken, und bereitet so den Uebergang in das Gebiet eines andern Sinnes vor: dass eben jene Kräfte 'harmonisch all das All durchklingen'.

Weitere Deutung ist hier nicht nöthig: ich wollte nur zeigen, dass jenes Citat auf Herder zurückgehe, und das Verhältnis zum Satyros brauche ich für eine chronologische Erwägung. Ich möchte vermuthen, dass die hier behandelten Stellen im allgemeinen zu der Partie des Faust gehören, welche Goethe selbst mit dem Satyros und Prometheus in die gleiche Zeit setzt. Die Wendung Fausts vom Makroskosmus zum Erdgeist muss man wol als eine innere Entwicklung Goethes auffassen, über die ich ein andermal sprechen werde. Die Unterbrechung durch den Famulus — 'O Tod! ich kenn's . . . Dass diese Fülle der Gesichte der trockne Schleicher stören muss!' — ist aus dem beabsichtigten Mahomet übertragen (Schöll Briefe und Aufsätze S. 151. 152), der auch mit einem Monologe des Helden beginnen sollte, worin er unter Ablehnung des Gestirndienstes den einigen Gott den erschaffenden findet: da kommt seine Pflegemutter Halima, ruft seinen Namen; Mahomet spricht: 'Halima! O dass sie mich in diesen glückseligen Empfindungen stören muss.' Nachher bemerkt er: 'Ich war nicht allein. Der Herr, mein Gott, hat sich freundlichst zu mir genaht.'

Digitized by Google

An die Scene mit Wagner schliesst sich im Fragment von 1790 die Unterredung mit Mephisto, worin Faust, und zwar hier gleich zu Anfang (S. 19) sein Selbst zu dem der ganzen Menschheit erweitern will; wie Prometheus zu Merkur, dem Boten der Götter, sagt: 'Vermögt ihr mich auszudehnen, zu erweitern zu einer Welt?'

Gehören diese Scenen mit dem Satyros und Prometheus noch in das J. 1773, so ergibt sich wieder die Schwierigkeit mit Herders Aeltester Urkunde. Aber dass Goethe 1774 und 1775 intensiv am Faust gearbeitet hat, wissen wir: geht doch vermuthlich das ganze Fragment mit Ausnahme der Hexenküche (S. 63—82) und der Scene 'Wald und Höle' (S. 151—161) auf die Jahre 1773 bis 1775 zurück. Es wäre also doch sonderbar, wenn man die Annahme abweisen wollte, dass der Dichter in vorläufig fertig gestellte Scenen nachträglich hineingearbeitet habe. Hier ist es sogar möglich, dass geradezu, ohne sonstige Veränderung, die acht Zeilen 'Bin ich ein Gott?' bis 'Morgenroth' in die fertige Scene eingeschaltet wurden. Man mag, um dieser Möglichkeit einen leisen Schimmer der Wahrscheinlichkeit zu geben, noch bemerken, dass die betreffenden Verse ausser dem Citat keinen neuen Gedanken enthalten und dass der Autor, um das Citat anbringen zu können, sich wiederholen musste.

Wenn sonst der Sinn der Scene — von der trockenen Gelehrsamkeit weg zur Natur! — uns an Aeusserungen in der Aeltesten Urkunde erinnerte, so beruht das nicht auf Entlehnung, es ist vielmehr ein schönes Zeugnis für die innere Uebereinstimmung zwischen Herder und Goethe.

21. 3. 78.

Digitized by Google

DER FAUST IN PROSA.

Es sei mir gestattet zu vorderst eine Bemerkung aus der Deutschen Rundschau (Augustheft 1878 Bd. 16 S. 329) zu wiederholen:

"Die Entstehungsgeschichte des Goethischen Faust ist ein Problem, welches nach so vielen gründlichen und geistreichen Erörterungen der letzten Zeit noch immer der völligen Erledigung harrt und in gewissem Sinne nie völlig erledigt werden wird. Referent hofft nachweisen zu können, dass ein mehr oder weniger ausgeführter Entwurf in Prosa schon zur Zeit des ersten Götz im Winter 1771 auf 1772 zu Papier gebracht wurde und dann als Grundlage der Umarbeitung in Verse, etwa seit 1773 diente. Spuren davon scheinen mehrfach durch, einmal sogar noch im zweiten Theil; ein Stück daraus ist die Scene 'Trüber Tag, Feld'; und was folgt 'Nacht, offen Feld' ging ursprünglich voraus und gehörte zur selben Scene, Reden der 'Hexenzunft' sollten zur Entdeckung von Gretchens Unglück führen. Auch die Domscene ist nur in Versen geschrieben, und das Gebet zur Mater dolorosa sollte eigentlich an ihre Stelle treten."

Ich will diese Vermuthungen jetzt zu begründen versuchen, nicht ohne von neuem zu prüfen, ob sie in allen Einzelheiten bestehen können. Jede Untersuchung über Faust ist erleichtert seit Herrn von Loepers neuer Ausgabe, einstweilen nur des ersten Theiles (Berlin, Hempel 1879), worin die Reimzeilen durchgezählt sind und dadurch zum ersten Male bequemes Citiren ermöglicht wird.

In der prosaischen Scene, von der meine Betrachtung ausgeht (S. 195), sind mit Recht die Zeilen für sich gezählt.

Digitized by Google

Sie fehlt im Fragment von 1790; aber sie war nicht ungeschrieben (Loeper S. 197). Wieland bemerkte, am 12. November 1796, die interessantesten Scenen, wie z. B. die im Gefängnisse, wo Faust so wüthend werde, dass er selbst den Mephistopheles erschrecke, habe der Dichter unterdrückt (Böttiger Litt. Zustände 1, 21). Nur unsere Scene kann gemeint sein; das Gefängnis ist freilich ein Irrthum, aber ein leicht erklärlicher, da Gretchens Gefangenschaft das erste Motiv bildet. Dieselbe Scene muss Einsiedel im Auge gehabt haben bei den Worten: 'Parodirt sich drauf als Doctor Faust, dass 'm Teufel selber vor ihm graust'. Durch Einsiedels 'Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft, am 6. Januar 1776' wird die Scene hinauf gerückt unter diejenigen, welche Goethe nach Weimar mitbrachte.

Wenn Schiller am 8. Mai 1798 eine Bemerkung Goethes erwähnt, 'dass die Ausführung einiger tragischen Scenen in Prosa so gewaltsam angreifend ausgefallen' (Düntzer S. 88): so war unter diesen Scenen die gegenwärtige ohne Zweifel mit begriffen; zugleich wird der Blick auf weitere eröffnet.

Dem steht nur scheinbar Riemers Versicherung entgegen (Mitth. 1, 349): Goethe habe ihm das Stück dictirt. Wonach es jünger als 1803 sein müsste, wo Riemer Goethes Hausgenosse wurde. Aber offenbar hat er ein älteres Concept umdictirt. Wie weit er dabei Veränderungen eintreten liess, können wir nicht wissen; nur dass die Anspielung auf Valentin (Z. 46 ff.) bei dieser Gelegenheit interpolirt sei, lässt sich vermuthen.

Faust. Rette sie oder weh Dir! Den grässlichsten Fluch über Dich auf Jahrtausende!

Mephistopheles. Ich kann die Bande des Rächers nicht lösen, seine Riegel nicht öffnen. — Rette sie! — Wer wars der sie ins Verderben stürzte? Ich oder Du?

(**Faust** blickt wild umher)

Greifst Du nach dem Donner? Wohl, dass er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward! Den unschuldig entgegnenden zu zerschmettern, das ist so Tyrannenart, sich in Verlegenheiten Luft zu machen.

Faust. [Bringe mich hin! Sie soll frei sein!

Mephistopheles. Und die Gefahr, der Du Dich aussetzest? Wisse, noch liegt auf der Stadt Blutschuld von Deiner Hand. Ueber

Digitized by Google

des Erschlagenen Stätte schweben rächende Geister und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.

Faust. Noch das von Dir? Mord und Tod einer Welt über dich Ungeheuer!] Führe mich hin, [sag ich,] und befrei sie!

Mephistopheles. Ich führe Dich, und was ich thun kann, höre! . . .

Das Eingeklammerte etwa halte ich für Interpolation; die Begrenzung ergibt sich von selbst. Der Zusatz ist nicht sehr glücklich; es fehlt ihm einheitliche Haltung. Erst wird auf das weltliche Gericht hingewiesen, das seine Hand nach dem Mörder ausstreckt. Dazu treten dann, als ob es dasselbe wäre, rächende Geister. Die Bemerkung Mephistos klingt wie eine gutmüthige Warnung; Faust nimmt sie als neuen Hohn. Die 'rächenden Geister' und 'Mord und Tod einer Welt' sind ein Versuch des fast sechzigjährigen Goethe, den Jargon seiner Jugend zu sprechen. Wenn er die Absicht hatte, hier durch neuen Hohn Mephistos eine letzte Retardation und Steigerung anzubringen, so würde das bei einheitlicher Conception ganz anders geklungen haben. Etwa so, schematisch: F. Führe mich hin. M. Du hast wol Lust den Häschern einen guten Fang zu bereiten, welche auf Valentins Mörder lauern? F. Führe mich hin, sag ich.

Dass im übrigen Goethe sein altes Concept kaum vermehrt oder gemildert, höchstens durch für uns nicht nachweisbares Weglassen gekürzt hat, ergibt der ganz einheitliche Ton der Scene, ergeben auch die Andeutungen über einen sonst verlassenen Plan des Faust, welche uns darin aufbehalten, mithin aus dem ursprüuglichen Manuscripte treu herübergenommen sind.

Wenn nun die Scene der Zeit vor Weimar angehört, so werden wir von vornherein geneigt sein, die Prosa für älter zu halten, als die Stücke in Knittelversen. Aber die Epoche der Entstehung lässt sich noch genauer bestimmen.

Zwischen der ersten und zweiten Fassung des Götz liegt eine Stilveränderung Goethes; und jene Scene — steht auf Seite der ersten Fassung.

Eine durchgehende Vergleichung des Gottfried von 1771 und des Götz von 1773 habe ich angestellt, und sie ist von den Herren Dr. Sauer und Dr. Minor weiter geführt worden

Digitized by Google

auf Grund einer genauen Collation beider Fassungen. Wenn diese Arbeit erst vorliegt, wird man die prosaische Faustscene auf das genaueste darnach beurtheilen können. Fast überall sind Shakespearesche Manieren ausgemerzt, welche Goethe sich allzu bequem angeeignet hatte. Herder schrieb: Shakespeare habe ihn ganz verdorben. Goethe antwortet darauf aus Wetzlar Anfang Juli 1772 (DjGoethe 1, 310). Er hat unterdessen seinen Berlichingen noch weiter herunter gesetzt, als Herder: er müsse eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem edleren Stoff versetzt und umgegossen werden. Was war geschehen? Goethe las die Alten, Homer, Xenophon, Plato, Theokrit, Anakreon, Pindar; die Emilia Galotti war erschienen. Doch will ich nicht so nebenbei diese wichtige Wandlung erledigen. Genug, dass sie etwa mit dem Frühling eingetreten sein muss oder schon früher. Er knüpft seine griechischen Studien an die Absicht, den Sokrates zu dramatisiren; diese Absicht selbst scheint unmittelbar auf die Vollendung des Gottfried von Berlichingen zu folgen (DjGoethe 1, 303). Und gleich, als er abschloss, hatte er das Gefühl, das Stück solle nur eine Meilensäule werden, von der wegschreitend er eine weite weite Reise anzutreten hätte. Er will keine Veränderung unternehmen, bis er Herders Stimme gehört; und er weiss, 'dass alsdann radicale Wiedergeburt geschehen muss'.

Der Gottfried vom December 1771, wenn wir ihn so ungefähr datiren dürfen, strotzt von Uebertreibungen, wie sie nachher die Sprache der Räuber in eine Art classischer Vollendung brachte, nachdem der ganze Sturm und Drang dieses Blut nach Herzenslust getrunken. Charakteristisch ist z. B. wie gerne die Personen mit grossen Zahlen um sich werfen, insbesondere um ungeheuere Zeiträume anzudeuten. 'Wenn ich sie ein Jahrhundert bluten sähe, meine Rache würde nicht gesättigt,' sagt Metzler von den unglücklichen Edelleuten (42, 185). Der Wind wird aufgefordert, die Seelen der Ermordeten tausend Jahre um den Erdkreis herumzujagen (ibid. 190). Franz ist von Adelheid auf den schönsten Lohn vertröstet worden: 'Wenn sie Wort hält! — ruft er

Digitized by Google

aus — das wird ein Jahrtausend vergangener Höllenqualen in einem Augenblick aus meiner Seele verdrängen' (193). Alle solche Stellen sind im Götz von 1773 weggeschafft.

Die Faustscene bietet: 'Du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin!' (Z. 24) 'Den grässlichsten Fluch über dich auf Jahrtausende!' (Z. 36) Das entscheidet. Es ist unmöglich, dass ein Dichter der an einem Werke mit sich einig ist solche Uebertreibungen wegzuschaffen, sie an einem anderen sollte neu gemacht haben. Nur können wir bis jetzt nicht wissen, wann Goethe die Grundsätze seiner Umarbeitung feststellte. Sein allgemeines Misfallen an der früheren Manier bürgt noch nicht für die Einzelheiten der neuen.

Aber Parallelstellen treten hinzu.

Faust Z. 31: 'Grosser, herrlicher Geist . . . warum an den Schandgesellen mich schmieden'. Adelheid in einer 1773 weggefallenen Scene des fünften Aufzuges: 'Schicksal, Schicksal, warum hast du mich an einen Elenden geschmiedet?'

Faust Z. 1: 'Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen!' Z. 3: 'Bis dahin! dahin!' Z. 7: 'Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Bösen Geistern übergeben und der richtenden gefühllosen Menschheit!' Weislingen in später weggeschafften Stellen: 'Elend! Elend! Ganz allein zu sterben — von niemanden gepflegt, von niemanden beweint!' . . . 'Verlassen von aller Welt, im Elend der jämmerlichsten Krankheit, beraubt von denen, auf die ich traute — siehst du, ich bin gesunken, tief, tief.' In derselben Scene spricht Weislingen von bösen Geistern, welche ihren höllischen Muthwillen an unserem Verderben üben (die Stelle ist 1773 beibehalten), wie Faust dem Mephisto vorwirft, dass er 'sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt' Z. 33.

Das Substantiv und Adjectiv 'Elend' kommt in beiden verglichenen Scenen häufig vor.

Alles aber reicht nicht aus, um uns entschieden in die Zeit vor der Arbeit am Gottfried von Berlichingen zu verweisen. Und es wäre voreilig zu läugnen, dass die Scene nicht in Wetzlar entstanden sein könnte, wo Gotter unseren Dichter am Faust arbeitend wusste.

Digitized by Google

Bleiben wir daher, wenn eine Jahreszahl nöthig ist, mit allem Vorbehalte beim Jahre 1772 stehen. Hauptsache und sicher scheint mir, dass die Scene jener kurzen shakespearisirenden Gährungsepoche angehört, in welche Goethe zu Strassburg erst verfiel und aus der er sich zu Anfang 1772 schon wieder herauszuarbeiten begann.

Die Scene ist ein unschätzbares Document für die älteste Schicht der Goetheschen Aufzeichnungen zum Faust. Wir müssen es so vollständig als möglich ausnutzen um uns eine Vorstellung von dem ursprünglichen Plane zu bilden. Dass dieser von dem ausgeführten erheblich abwich, erkennen wir bald.

Gretchen ist im Kerker als Missethäterin eingesperrt. Vorher war sie 'erbärmlich auf der Erde lange verirrt': ein Motiv, welches jetzt ganz fallen gelassen ist.

Dieses Schicksal Gretchens hat sich vollzogen, während Faust von Mephisto 'in abgeschmackten Zerstreuungen' gewiegt wird. Ob die Walpurgisnacht damit gemeint sein könne, bleibe einstweilen dahin gestellt.

Mephisto gefiel sich früher oft, des Nachts in Hundegestalt vor Faust herzutrotten, dem harmlosen Wanderer vor die Füsse zu kollern und sich dem niederstürzenden auf die Schultern zu hängen. Folglich hatte Goethe nicht die Absicht, ihn als Hund vor Mephisto *zuerst* erscheinen zu lassen; der Pudel war nur eine gelegentliche Metamorphose, die er zum Scherz annahm. *War* er ihm so zuerst erschienen, so musste das Faust hier ebenso, ja noch eher als den gelegentlichen Scherz erwähnen.

Faust ruft einen Geist an: 'du unendlicher Geist' (Z. 12) 'grosser herrlicher Geist' (Z. 31). Dieser Geist ist ihm erschienen, er kennt sein Herz und seine Seele, er hat ihm den Mephisto beigegeben, ihn an den Schandgesellen geschmiedet (Z. 33).

Mephisto wird genannt: 'Verrätherischer, nichtswürdiger Geist' (Z. 4) 'Hund! Abscheuliches Unthier!' (Z. 12) 'Wurm' (Z. 13) 'der Verworfne' (18) 'der Schandgeselle' (33: 'Gesell' im eigentlichen Sinn, Genoss). Er wälzt die teuflischen Augen ingrimmend im Kopfe herum (6); er fletscht Faust

Digitized by Google

die gefrässigen Zähne entgegen (30). Er vermag nicht Alles: 'Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden?' (52). Er ist kein Teufel demnach, aber ein Geist, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt (33).

Faust hat sich der Geisterwelt aufgedrängt, nicht sie sich ihm (28). Er muss also den Geist beschworen haben.

Gott ist der ewig Verzeihende (22) gegenüber der richtenden gefühllosen Menschheit (8).

Gretchen ist bösen Geistern übergeben (8). Mephisto will des Thürmers Sinne umnebeln, Faust soll sich der Schlüssel bemächtigen und die Unglückliche herausführen. Mephisto wird sie auf Zauberpferden entführen (53). Dazu stimmt die letzte Scene: sie ist wahnsinnig, und der Befreiungsversuch wird gemacht nach Mephistos Programm. Herr von Loeper hat gesehen, dass der Auftritt im Mai 1789 auf Grund einer älteren prosaischen Niederschrift in die jetzige Gestalt gebracht wurde (S. XVIII). Die wesentlichen Motive dürfen für alt gehalten werden.

Wie aber verhält es sich mit dem Anfange?

Zunächst die Erscheinung des Erdgeistes muss zu dem ältesten Bestande des Faust gehören. Und dazu stimmt dass ein nothwendiger Bestandtheil der Erscheinungsscene noch jetzt reimlos prosaisch geblieben ist, wenn auch Goethe im Druck die Zeilen absetzen liess. Er fürchtete durch eine Umarbeitung in Reimverse das glänzend Naturwahre, das hier nicht entbehrt werden kann, zu verwischen.

Es wölkt sich über mir — der Mond verbirgt sein Licht — die Lampe schwindet! Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen mir um das Haupt — es weht ein Schauer vom Gewölb herab und fasst mich an! Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist! Enthülle dich!

Auf 'Geist' erfolgt dann ein Reim und damit wird in die Reimpaare wieder eingelenkt. Bis zu den ebenfalls prosaischen Worten: 'Nicht dir! Wem denn? Ich Ebenbild der Gottheit! Und nicht einmal dir!'

Aus der Stelle ergibt sich zugleich dass die erste Erscheinung des Erdgeistes nach dem Prosamanuscript wie nach der späteren Bearbeitung in Fausts Studirzimmer stattfinden sollte. Der Erdgeist kam auch in der Prosa gerufen; denn

Digitized by Google

Faust hat sich der Geisterwelt aufgedrängt, wie wir sahen. Die Erscheinung aber stand nicht folgenlos da, wie jetzt, sondern entschied über Fausts Schicksal: der Geist hat ihm den Mephisto beigegeben. Geschah dies schon bei der ersten Erscheinung oder erst später? Für das letztere lässt sich geltend machen dass der Geist Fausts Herz und seine Seele kennt: das kann sich nicht auf die erste Beschwörung beziehen, für die man ein leidenschaftliches Ringen und Anpochen an die Pforten der Geisterwelt immer wird voraussetzen müssen. Vielmehr möchte man aus der Aeusserung schliessen dass Faust nach der ersten Erscheinung, welche ebenso verlief wie in unserem jetzigen Texte, den Fehler gut zu machen suchte und darnach strebte, eine zweite Erscheinung herbeizuführen, indem er dem Erdgeiste d. h. der irdischen Natur sich ganz hingab, vielleicht die Wildnis, die Einsamkeit aufsuchte. Nicht blos dass die Erscheinung des Erdgeistes in der Prosa wichtige Folgen hatte: es wäre noch ein anderes Motiv der ersten Scene, welches jetzt beinah fallen gelassen wird, weiter geführt: die Sehnsucht 'Ach könnt' ich doch auf Berges Höh'n in deinem lieben Lichte gehn, um Bergeshöhle mit Geistern schweben, auf Wiesen in deinem Dämmer weben, von allem Wissensqualm entladen, in deinem Thau gesund mich baden!' Der Entschluss: 'Flieh! auf! hinaus ins weite Land!' Das Zauberbuch soll ihm einziges Geleite sein, die Natur ihn unterweisen wie Geist zu Geiste spricht.

Ich weiss nicht, ob ich auf diese Vermuthung gekommen wäre, wenn sie nicht einer aus anderen Gründen entstandenen Combination begegnete, welche von Goethes Arbeit am Faust im Jahre 1800 ausging. 'Ich hoffe dass bald in der grossen Lücke nur der Disputationsactus fehlen soll', schreibt er am 6. März an Schiller. Das Schema dieser Disputation findet man in den Paralipomena. Düntzer bemerkt richtig (S. 88), dass diese Disputation sich an Mephistos Erscheinung als fahrender Scholast anschliessen musste: auch ein Motiv das jetzt ohne Folge bleibt und nach früherem Plan eine Folge haben sollte. Wir dürfen vermuthen dass der Disputationsactus die Scene bilden sollte, welche sich an Mephistos Ent-

Digitized by Google

weichen über das benagte Pentagramma hin anzuschliessen hatte. Die Verkleidung als Scholast war eben für die Disputation bestimmt, in welcher Mephisto die Vortheile des vagirenden Lebens auseinander setzen und Fausts Lüsternheit nach Geistererscheinungen benutzen, ihr für die Zukunft Befriedigung in Aussicht stellen sollte. Darauf konnte dann sofort folgen dass Mephisto sich in Fausts Studirstube noch einmal präsentirte und dass irgendwie eingeleitet wurde, was im Fragment nach der grossen Lücke stand: 'Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, will ich in meinem innern Selbst geniessen'. Beiläufig, zwei im Fragmente reimlose Verse.

Schwerlich aber ist diese Erfindung ursprünglich. Und wir können, glaub ich, noch erkennen woraus sie zunächst entstand. Der zweite Theil enthält im ersten Act eine merkwürdige Andeutung: 'Musst ich nicht' — sagt Faust —

> Musst ich nicht mit der Welt verkehren?
> Das Leere lernen, Leeres lehren?
> Sprach ich vernünftig wie ichs angeschaut,
> Erklang der Widerspruch gedoppelt laut;
> Musst ich sogar vor widerwärtgen Streichen
> Zur Einsamkeit, zur Wildernis entweichen;
> Und um nicht ganz versäumt, allein zu leben,
> Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.

Die Stelle enthält wie die erörterte Prosascene Voraussetzungen, welche sonst verlassen sind. Die gebrauchten Worte gehören einer Zeit an, in welcher Mephisto schon entschieden als Teufel gedacht war. Das Motiv dass Faust sich in der Wildnis befinde, lebt in der Scene 'Wald und Höhle' fort. Aber in dieser Wildnis sollte der Teufel erst als Versucher zu ihm treten. Und was ihn dahin getrieben hatte, waren widerwärtige Universitätsstreiche: er hat seine höheren Einsichten kühn vorgetragen und darüber Verfolgung erdulden müssen. Ich meine dass hierfür eine Disputationsscene entscheidend war, in welcher Faust, durch die Erscheinung des Erdgeistes kühn gemacht, zu weit heraus ging und vielleicht selbst dem todten Facultätswissen die unmittelbare Unterweisung der Natur und der Geister entgegenhielt. Hartnäckiger Widerstand konnte ihn dazu fortreissen, seine

Digitized by

eigene Erfahrung zu enthüllen: dann war er als Zauberer erkannt, Lebensgefahr drohte, und Flucht wurde nothwendig.

Eine solche Entwickelung kann man nun sehr wol in den prosaischen Faust zurückversetzen. In der Einsamkeit drängt er den Erdgeist zu neuer Erscheinung. Diese vollzog sich wol nicht, sondern Mephisto kam als Abgesandter des Geistes, aber als Retter, vielleicht vom Selbstmord: 'Und wär' ich nicht, so wärst Du schon von diesem Erdball abspaziert' (Erster Theil Z. 2914 'Wald und Höhle').

Um für den Anfang abzuschliessen: Goethes prosaischer Faust ist die Mittelstufe zwischen dem Puppenspiel und dem Fragment. Folglich kam auch im prosaischen Faust vor, worin Puppenspiel und Fragment übereinstimmen. Folglich wurde auch der prosaische Faust mit einem Monologe eröffnet, ungefähr desselben Inhaltes wie der jetzt vorliegende*.

Daraus ergibt sich weiter, dass die ganze erste Scene des Fragmentes vor dem Auftreten Wagners ohne wesentliche neue Motive aus einer älteren Prosafassung in Verse gebracht ist.

Für den weiteren Gang der Prosa vermuthen wir: Disputation; Flucht; Einsamkeit; Mephisto erscheint als Diener des Erdgeistes.

Man darf daran erinnern, dass auch im Strassburger und in Geisselbrechts Puppenspiel die Beschwörung, welche den Mephisto herbeiruft, im Walde stattfindet, und ebenso beim Maler Müller.

Mephisto bewog natürlich in der Prosa den Faust, die Einsamkeit zu verlassen; und der Hauptinhalt dessen, was folgte, war: Gretchen.

Daraus sind uns wichtige prosaische Stücke, gegenwärtig in abgesetzten Zeilen gedruckt, erhalten. Das erste in der ersten Gartenscene.

Margarethe fährt fort.

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht — (Das letzte Blatt ausrupfend mit holder Freude) Er liebt mich!

---

* Doch dürfte diese Art zu schliessen nicht überall angewendet werden. Goethe konnte Motive des Puppenspieles, die er zuerst fallen liess, dann wieder aufnehmen. So müssen wir uns lediglich bescheiden,

Digitized by Google

Faust.

Ja, mein Kind! Lass dieses Blumenwort Dir Götterausspruch sein. Er liebt Dich! Verstehst Du, was das heisst? Er liebt Dich! (Er fasst ihre beiden Hände.)

Margarethe.

Mich überläuft's!

Faust.

O schaudre nicht! Lass diesen Blick, lass diesen Händedruck Dir sagen, was unaussprechlich ist: sich hinzugeben ganz und eine Wonne zu fühlen, die ewig sein muss! Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung sein. Nein, kein Ende! Kein Ende!

Das zweite Stück steht in der Katechisationsscene, Fausts berühmte Rede 'Der Allumfasser, der Allerhalter, fasst und erhält er nicht dich, mich, sich selbst? Wölbt sich der Himmel nicht da droben? Liegt die Erde nicht hier unten fest? Und steigen freundlich blickend ewige Sterne nicht herauf?' Goethe hat aber hier wol kleine Veränderungen angebracht; 'dir' dreimal in gleichen Abständen vor starker Interpunction (Z. 3090. 3092. 3094), mehr geregelter Rhythmus und einmal mitten darin ein Reimpaar ('ist : bist' 3095 f.) werden nicht zufällig sein. Der Schluss der Rede ist dann wieder durch Reime mit dem folgenden verknüpft. So wie vor den angeführten Worten 'Der Allumfasser' Reime hineingearbeitet sind. Aber die Zeile 'Ich glaub' ihn' ist doch ohne Reim geblieben.

Das dritte Stück ist die Domscene. Abgesehen von dem lateinischen Liede, lauter Prosa. Die Worte 'Gesang mein Herz im tiefsten löste' scheinen sich über das andere zu erheben und könnten ein Zusatz sein oder eine Veränderung enthalten. Aber wer will das wissen. Genug dass weder Reim noch entschiedener Rhythmus hier eintritt. Der böse Geist wie Gretchen reden Prosa.

Unter Gretchens Herzen regt sichs quillend. Es ergibt sich ferner, dass ihre Mutter durch sie 'zur langen, langen Pein hinüber schlief'. Wie die Annäherung Fausts sich vollzog, wissen wir nicht. Das Blumenorakel weist auf Scenerie

---

nicht zu wissen, ob auch in der Prosa Wagner auftrat, nachdem der Erdgeist verschwunden. Für die erste Scene aber müsste man annehmen, wenn jener Schluss nicht gelten sollte, dass Goethe das Puppenspiel erst verändert hätte und dann wieder dazu zurückgekehrt wäre

Digitized by Google

im Freien. wie das Fragment sie bietet. Aehnlich wie im Fragment muss Faust ihr einen Schlaftrunk für die Mutter gegeben haben, welcher deren Tod wird. Wodurch? 'Drei Tropfen nur in ihren Trank' verordnet Faust: hat sie es überhört und zu viel hinein gegossen? Hat sonst böser Zufall oder der Teufel sein Spiel gehabt? Die Kerkerscene bestätigt, was hier allerdings wenig in Betracht kommt: 'Meine Mutter hab ich umgebracht' (Z. 4149).

Nach der Ohnmacht im Dom verlässt Gretchen die Stadt, um der Schande zu entgehen: so dürfen wir nach dem, was die Scene 'Trüber Tag, Feld' uns lehrte, weiter vermuthen. Sie irrt umher, tödtet im Wahnsinn ihr Kind, wird gefangen und in den Kerker gebracht. Unterdessen wurde Faust von Mephisto in Zerstreuungen umhergeschleppt, die er 'abgeschmackt' nennt. Er erfährt Gretchens Schicksal, eilt hin, will sie befreien: aber ihr eigener Wahn hält sie fest, die Zeit verrinnt, Faust muss fort und sie im Elend verlassen.

Wie erfährt er Gretchens Schicksal?

Die Frage ist sehr schwer zu beantworten, eine Vermuthung aber will ich nicht zurückhalten, oder vielmehr die Vermuthung begründen, welche ich doch einmal in der oben ausgezogenen Notiz der Rundschau nicht zurückgehalten habe. Ich stelle folgende Erwägungen an.

Erstens. Es konnte nicht Goethes Absicht gewesen sein, die Frage überhaupt im Unklaren zu lassen. Im Anfange der prosaischen Scene, von der wir ausgingen, hat Faust das Schreckliche soeben erfahren, er redet unter dem ersten Eindrucke: folglich muss die Entdeckung vor den Augen des Zuschauers stattgefunden haben, folglich fehlt der Beginn dieses Auftrittes, wir besitzen nur ein Fragment, nur die zweite Hälfte der Scene.

Zweitens. Zu der Zeit, wo Goethe die Walpurgisnacht ausarbeitete, war es seine Absicht, wie die Paralipomena erweisen, das Unglück Gretchens auf dem Brocken zu Tage zu bringen. Die entscheidenden Worte sind: 'Nackt das Idol. Die Hände auf dem Rücken . . . Der Kopf fällt ab . . . Geschwätz von Kielkröpfen. Dadurch Faust erfährt.' Kielkröpfe sind Wechselbälge, Teufelskinder.

Digitized by Google

Drittens. Die Scene 'Nacht, offen Feld', in welcher Faust und Mephisto auf schwarzen Pferden daherbrausen und eine Hexenzunft um den Rabenstein beschäftigt erblicken, hat, wo sie jetzt steht, etwas sonderbares. Sie gibt freilich ein grandioses Bild; aber man sieht ihren Zweck nicht ein. Faust und der Zuschauer erfahren daraus nichts was sie nicht schon wüssten; die Beziehung auf Gretchen ist leicht zu errathen. Das Motiv des Dialoges scheint zu sein: Faust wünscht zu erfahren, was die Hexen treiben; Mephisto aber drängt ihn vorüber. Es ist ebenso auffallend, dass Mephisto hier mehr Eile haben sollte als Faust, wie es auffallend wäre, dass Faust nicht von selbst sofort an Gretchen denken sollte. Müssen wir aber die kleine Scene hier ausscheiden, so könnte sie sehr wol den eigentlichen Anfang der vorgehenden gebildet haben, und die Scenerie 'Nacht, offen Feld' wäre auf diese mitzubeziehen. Mephisto will den Faust vorbeidrängen; aber — so hätte die Fortsetzung lauten müssen — Faust lässt sich nicht vorbeidrängen, er tritt näher und erfährt aus Reden oder Gesängen der Hexen, in welcher Lage sich Gretchen befindet und was ihr droht. Die Hexen entfliehen, Faust stellt den Mephisto zur Rede: hier setzt die prosaische Scene ein.

Die Combination wäre unmöglich, wenn der Dialog am Rabenstein wirklich Verse zeigte. Aber die Reime fehlen; Rhythmus und innere Form sind auch mit Prosa verträglich. Also vielleicht ein neues wörtlich erhaltenes Stück des prosaischen Faust. Solches Eingreifen der Hexen wäre zugleich ein shakespearisirender Zug.

Ueber die abgeschmackten Zerstreuungen, von denen Faust in seinen heftigen Vorwürfen gegen Mephisto spricht, lässt sich nur sagen, dass sie wol schon ursprünglich mit dem Hexen- und Zauberwesen zusammenhingen. In einer Prosascene des zweiten Theiles, zu deren Erörterung wir gleich übergehen, wird von Meerkatzen geredet, wodurch wir uns an die Hexenküche erinnert finden. Denkbar aber wären auch Abenteuer im Stil von Auerbachs Keller.

Nachdem Gretchens Befreiung mislungen, muss für Faust nach dem ursprünglichen Plane eine Zeit bitterer Reue gefolgt sein. Der Zustand, in welchem sich Goethe nach seiner

Digitized by Google

Untreue an Friederike befand, hätte sich darin gespiegelt. Dafür gibt es freilich keinen äusseren Anhaltspunct.

Natürlich kämpft Mephisto gegen die reuige Einsamkeit (hier Hexenküche? Vergessenheitstrank?); es gelingt ihm, Faust an den Hof des Kaisers mitzunehmen. Und hier greifen Fragmente der Paralipomena ein.

Am Hofe des Kaisers.

Theater.

(Der Acteur, der den König spielt,* scheint matt geworden zu sein.)

Mephistopheles. Brav, alter Fortinbras. alter Kauz! Dir ist übel zu Muthe, ich bedaure Dich von Herzen. Nimm Dich zusammen. Noch ein paar Worte. Wir hören so bald keinen König wieder reden.

Kanzler. Dafür haben wir das Glück, die weisen Sprüche Ihro Majestät des Kaisers desto öfter zu vernehmen.

Mephistopheles. Das ist was ganz anders. Ew. Excellenz brauchen nicht zu protestiren. Was wir anderen Hexenmeister sagen ist ganz unpräjudicirlich

Faust. Still! still! er regt sich wieder.

Acteur. Fahr hin, Du alter Schwan! fahr hin! Gesegnet seist Du für Deinen letzten Gesang und alles, was Du gutes gesagt hast. Das Uebel, was Du thun musstest, ist klein — — — — —

Marschall. Redet nicht so laut. Der Kaiser schläft, Ihro Majestät scheinen nicht wol.

Mephistopheles Ihro Majestät haben zu befehlen, ob wir aufhören sollen. Die Geister haben ohnedies nichts weiter zu sagen.

Faust. Was siehst Du Dich um?

Mephistopheles. Wo nur die Meerkatzen stecken mögen? Ich höre sie immer reden.

Das Fragment bietet mir bis jetzt unüberwindliche Schwierigkeiten. Düntzer (S. 417) meint, Fortinbras bedeute in Mephistos Mund ironisch einen guten, edlen und tapferen König; und mit den Worten 'fahr hin, Du alter Schwan' soll der hinsterbende König sich selbst anreden, usw.

Mir liegt daran, wenigstens eins festzuhalten, was kaum zweifelhaft sein kann. Auf diese Scene hat eingewirkt einerseits die Geistererscheinung des Puppenspiels, andererseits das Theater im Theater des Hamlet; ihr entspricht im jetzt

---

* 'Der (Schauspieler, der) den König spielt, soll mir willkommen sein; seine Majestät soll Tribut von mir erhalten' Hamlet II, 2 nach Eschenburg.

Digitized by Google

vorliegenden zweiten Theile die Erscheinung Helenas. Der 'alte Fortinbras' ist gewissermassen an die Stelle des im Puppenspiel erscheinenden Alexander des Grossen getreten (Creizenach 84. 154). Die Acteurs sind Geister, welche Faust und Mephisto citirten. Ihr Spiel scheint wie im Hamlet eine kritische Beziehung auf den zuschauenden Regenten, hier auf den Kaiser, zu haben. Und zwar richtet sich die Kritik gegen üble That bei weisen Worten.

Weiter muss Shakespeares Sturm verglichen werden, worin wirklich Geister, welche mythologische Figuren vorstellen, ein Schauspiel vor dem jungen Paare aufführen (IV. 1). Wie in dem Goetheschen Fragmente tritt einmal eine Pause ein und die Zuschauer unterreden sich während derselben. Prospero aber ruft ihnen zu, wie hier Faust: 'Still, Lieber! ... Es gibt noch was zu thun. St! und seid stumm, sonst ist der Zauber hin.' Hier wie dort scheint das Schauspiel dann unterbrochen zu werden.

Prospero hat auch sonst Aehnlichkeit mit Faust. Wie Prospero die Zauberei abschwört (V. 1), so möchte Faust gegen Ende des zweiten Theiles Magie von seinem Pfad entfernen, die Zaubersprüche ganz und gar verlernen. Und der Mephisto des prosaischen Faust, der Diener des Erdgeistes, wäre, ohne seine Schadenfreude, ganz wol dem Ariel an die Seite zu stellen; die Schadenfreude allerdings hat er mit dem späteren Teufel Mephisto gemein.

Das zweite und dritte Fragment dürfte sich an das erste nahe anschliessen. Die Annahme ist kaum zu umgehen, dass die Gefangenen des zweiten Fragmentes mit den Geistern, die im ersten spielen und die im dritten verschwinden, identisch seien.

Es ist, wie ich schon sagte, ein — — — — —

Bischof. Es sind heidnische Gesinnungen, ich habe dergleichen im Marc-Aurel gefunden Es sind die heidnischen Tugenden.

Mephistopheles. Und das sind glänzende Laster, und billig, dass die Gefangenen deshalb sämmtlich verdammt werden.

Kaiser. Ich finde es hart; was sagt ihr, Bischof?

Bischof. Ohne den Ausspruch unserer allweisen Kirche zu umgehen, sollte ich glauben, dass gleich — — —

Mephistopheles. Vergeben! Heidnische Tugenden? Ich

Digitized by Google

hätte sie gern gestraft gehabt; wenn's aber nicht anders ist, so wollen wir sie vergeben. — Du bist fürs erste absolvirt und wieder im Recht — —

(Sie verschwinden ohne Gestank.)

Marschall. Riecht ihr was?

Bischof. Ich nicht.

Mephistopheles. Diese Art Geister stinken nicht, meine Herren.

Gibt man die vorgeschlagene Identificirung zu, so repräsentiren die Geister Gestalten aus der alten Welt. Und die Bezeichnung Fortinbras mag von Goethe appellativisch als der Armstarke, der Starkarmige genommen sein.* Diese Geister haben wol im Verfolge des Theaters Gesinnungen geäussert, an denen der christliche Hof Anstoss nahm; sie sind gefangen gesetzt worden, und man beräth, was ihnen geschehen soll. Mephisto, der über sie Macht hat und diese Macht scheinbar im Sinne des Kaisers und der Kirche übt, weiss die Debatte schlau zur Freisprechung zu wenden. Er entlässt die Geister, indem er jedem eine kleine Rede hält, wovon nur der Anfang erhalten. Sie verschwinden.

Faust ist bei der Berathung nicht gegenwärtig oder betheiligt sich nicht daran.

Wir sehen, dass Goethes Faust, wie er ihm zuerst vorschwebte, nach dem Tode Gretchens eine Wendung zur Kritik des öffentlichen Zustandes in Staat und Kirche nehmen sollte. Herr von Loeper erinnert mit Recht an die Gespräche der bischöflichen Tafel zu Bamberg im Götz. Diese polemischen Elemente haben übrigens nachgewirkt und sind im ersten und vierten Acte des jetzigen zweiten Theiles noch vorhanden. . . .

---

* Ich will doch eine Vermuthung nicht verschweigen, welche mir ein Freund mittheilt. Er fragt, ob nicht vielleicht 'Portebras' zu lesen sei, mit Rücksicht auf Lessings Dramaturgie 4. Stück: 'Weg also mit diesen unbedeutenden Portebras.' Vgl. Lichtenberg 3, 222 (Göttingen 1844). Das Wort müsste dann auch persönlich gebraucht worden sein (wofür uns leider keine Belege zu Gebote stehen), etwa für Coulissenreisser, wie denn das bei Goethe folgende 'Kauz' und desgleichen das Fem. 'Kauzin' speciell im Sinne von Possenreisser und herumziehende Schauspielerin nachgewiesen ist. DWb. 5, 368. 372.

Digitized by Google

Weiter gelangt unsere Reconstruction für jetzt nicht. Gott ist der ewig Verzeihende, Mephisto ist kein Teufel: von einer Verdammung Fausts am Schlusse kann also nicht die Rede sein. Aber wie sein Ende gedacht war in diesem ersten Stadium des Faustentwurfes, das wissen wir nicht. Goethe selbst war darüber wol nicht im unklaren, wenn ihm auch nach dem Brief an Wilhelm v. Humboldt vom 17. März 1842 (S. 302) vor mehr als sechzig Jahren (d. h. vor dem J. 1772) die vorderen Partien des Faust mehr im einzelnen bestimmt vorschwebten als die hinteren.

Aber dass ich es nur gestehe: einem Kunstwerke gegenüber lässt sich der Drang, es als ein Ganzes zu begreifen, nicht unterdrücken. Und so ziehe ich in meiner Phantasie die begonnenen Linien doch bis ans Ende, ohne dass ich meine Leser auffordern will, mir darin zu folgen. Wenn Götz als ein Märtyrer des Rechtes und der Freiheit stirbt, konnte nicht Faust endigen als ein Märtyrer der Wissenschaft, der höheren Einsicht, welche mit der Kirche in Conflict geräth? Konnte nicht die Selbstaufopferung im Dienste der Wahrheit als eine Sühne der Schuld an Gretchen gelten? In den Strassburger Ephemerides beschäftigt sich Goethe mit Giordano Bruno, der wirklich als ein Märtyrer seiner Philosophie gefallen (Schöll 101); er vergleicht den Mendelssohnischen und Platonischen Phädon (ibid. 89); und nach dem Götz will er den Sokrates behandeln. Die hier versuchte Reconstruction aber hat in der Disputation, in der Katechisation und zuletzt in den Fragmenten vom Kaiserhofe Elemente aufgezeigt, welche zu dem Gedanken einer Opposition gegen die offizielle Religion in Beziehung gesetzt werden können.

Der ersten reinen Wirkung des Erdgeistes auf Faust ist dieser nicht gewachsen. Er muss geläutert werden. Mephisto regt das niedrig Irdische, das gemein Natürliche bei ihm an, verwickelt ihn in Schuld. Aber er wagt es für die Ueberzeugung, die er Gretchen gegenüber aussprach, für die Ueberzeugung von einem unerforschlichen Allgott zu kämpfen, gegen die kirchliche Lehre zu kämpfen, um kämpfend zu unterliegen, im Unterliegen aber sich einer besseren Zukunft

Digitized by Google

zu getrösten, die er mit heraufführen helfen. Und dieser Kampf ist seine Erlösung.

Jedermann sieht, wie nahe nun erst Götz, Faust und Egmont (vgl. Anz. f. deutsches Alterth. 1, 207) an einander rücken würden. Aber ich finde keinen Anhalt, um diese Fortsetzung, welche ich dem ältesten Goetheschen Faust zu geben mich gedrungen fühle, fester zu begründen und den Nachweis zu führen, dass ursprünglich auf Faust selber angewendet werden sollte, was er in späteren Reimen zu Wagner sagt:

> Die wenigen, die was davon erkannt,
> Die thöricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
> Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
> Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

2. 2. 79.

DER ERSTE THEIL DES FAUST.

Das Fragment von 1790 umfasst bekanntlich folgende Scenen, wenn ich Scene nenne, was ohne Ortswechsel hinter einander gespielt wird.

I a (S. 3) Fausts Monolog, Erscheinung des Erdgeistes. I b (S. 13) Faust und Wagner.

II a (S. 19) Faust, Mephistopheles. Von den Worten an: 'Was der ganzen Menschheit zugetheilt ist' (S. 25). II b (Z. 1416) Mephistopheles und der Schüler.

III (S. 39) Auerbachs Keller.

IV (S. 63) Hexenküche.

V (S. 83) Strasse. Faust, Margarethe vorübergehend.

VI (S. 88) Margarethens Zimmer. Faust und Mephisto kommen; erstrer will allein gelassen werden; Mephisto bringt das Kästchen. Margarethe singt den 'König in Tule' und findet das Kästchen.

VII (S. 97) 'Spatziergang'. Faust, Mephisto: 'Den Schmuck für Gretchen angeschafft, den hat ein Pfaff' hinweggerafft'.

VIII (S. 101) 'Der Nachbarin Haus'. Margarethe bringt das zweite Kästchen. Mephisto führt sich ein.

IX (S. 114) Strasse. Faust, Mephisto: 'In kurzer Zeit ist Gretchen euer'.

X (S. 118) Garten. Faust und Margarethe, Mephisto und Marthe.

XI (S. 130) 'Ein Gartenhäuschen'. Margarethe und Faust, durch Mephisto gestört.

XII (S. 133) 'Gretchens Stube'. Gretchen am Spinnrade.

XIII (S. 136) 'Marthens Garten'. Faust wird von Mar-

Digitized by Google

garethe katechisirt. Verabredung für die Nacht. Mephisto hat spionirt.

XIV (S. 146) 'Am Brunnen'. Gretchen und Lieschen. Gretchen nach Hause gehend.

XV (S. 151) 'Wald und Höhle'. Faust allein. Faust und Mephisto.

XVI (S. 161) 'Zwinger'. Gretchen vor der Mater dolorosa.

XVII (S. 164) 'Dom'. Gretchen, der böse Geist. Gesang.

Aus dieser Reihe von siebzehn Scenen sind zunächst als die jüngsten nach Italien gehörigen Bestandtheile auszuscheiden IV und XV. Den Rest von fünfzehn Scenen muss Goethe schon nach Weimar mitgebracht haben. Scene XVII erkannten wir als einen stehen gebliebenen Theil des ältesten prosaischen Faust. Wie viele von den übrigen Scenen erst in Prosa existirten und dann versificirt wurden, wie viele dagegen von vornherein in Knittelversen abgefasst waren, können wir nicht wissen; nur dass für Ia, X, XIII eine ältere prosaische Form wahrscheinlich ist.

Ich habe schon oben S. 76 angedeutet, dass ich XVI nur für eine Variante von XVII halte. Ich meine: als Goethe XVI verfasste hatte er nicht die Absicht, das Stück neben XVII stehen zu lassen, sondern er wollte XVII dadurch ersetzen. Beidemal dasselbe Motiv: Gretchen betend, von ihren Gedanken gefoltert. In der älteren Fassung mehr dramatisch-furchtbar, in der jüngeren mehr lyrisch-tröstlich ausgeführt. Dort mit starken äussern Mitteln, hier mit discreten innern. Wir sehen zugleich, wie stark die Umgestaltungen des prosaischen Faust zuweilen sein konnten, welche bei der Versification eintraten. Alle aber werden im Sinne der Idealisirung stattfinden.

Was nun die übrigen vierzehn Scenen betrifft, so müssen sie in ihrer gereimten Gestalt vor Goethes Weggang von Frankfurt und nach Anfang 1773 fallen. Denn um die Jahreswende 1772 auf 1773 begegnen bei Goethe die ersten Knittelverse (DjG. 1, 341). Auf 1773 führt auch die Gleichzeitigkeit mit dem Prometheus (an Zelter 3, 87) und wenn Goethe am 1. März 1788 für den Faust fünfzehn Jahre zurückrechnet (Ital. Reise, Hempel 24, 480). Vgl. S. 64 f.

Digitized by Google

Scene III ist wahrscheinlich im September 1775 entstanden nach dem Brief aus Offenbach 17. September 1775 (DjG. 3, 107): 'Ich machte eine Scene an meinem Faust' . . . 'Mir wars in all dem wie einer Ratte die Gift gefressen hat' usw.

Scene XII war vor der Schweizerreise schon vorhanden, da Leopold Stolberg sie 1775 nachahmte (Anzeiger für deutsches Alterthum 2, 284).

Sonst lässt sich äusserlich nichts feststellen, nur dass im Jahre 1775 nicht mehr sehr viel entstanden sein wird, da Jacobi im Fragment so wenig neues fand. Er rechnet am 12. April 1791 sechzehn Jahre zurück. Also hat ihm Goethe im Januar oder Februar 1775, wo ihn Jacobi besuchte, das meiste vorgelesen.

Heinrich Leopold Wagner kam zur Zeit der Herbstmesse 1774 nach Frankfurt (Erich Schmidt, zweite Ausg. 16); und die Mittheilung des Faust an ihn muss vor dem April 1775 (ibid. 39) stattgefunden haben. Das was er in der Kindermörderin entlehnte, gibt ein vollgiltiges Zeugnis für die Existenz der betreffenden Goetheschen Scenen, aber gar nicht für ihre Existenz in Versen. Dennoch lohnt es darauf zu achten (vgl. ibid. 79).

Nur innerhalb der Scenen, die von Gretchen handeln, haben wir ihn zu suchen, also in V—XVII. Aber in V—XII finden wir ihn nicht; die Anknüpfung des Verhältnisses ist ganz anders, nur dass der Intrigant Hasenpoth als der Verführer und Helfershelfer erscheint und den grosssinnigen Wallungen des Schuldigen ebenso spöttisch gegenüber steht wie Mephisto. Die Kupplerin Marthe erinnert nur entfernt an das Bordell, ihr Name findet sich allerdings als Frau Marthan bei der Katastrophe wieder. Aber zu XIII vergleicht sich der Schlaftrunk, den auch bei Wagner die Mutter bekommt, während die Unschuld fällt. Zu XIV: Lissel heisst das Dienstmädchen bei Humbrechts; auch dort ist von einer anderen Gefallenen die Rede, und das wirkt auf Eva zurück. Zu XVI: Eva voll Jammer in ihrer Kammer; doch ist die Aehnlichkeit zu vag um den Schluss zu gestatten, dass Wagner die Scene gekannt haben müsse. Zu XVII: Eva wird in der Kirche ohnmächtig, als die Verordnungen über Kindesmord

Digitized by Google

von der Kanzel verlesen werden; ihre Mutter stirbt vor Gram. Ausserdem aber: Eva erklärt ihrem Verführer was sie thun würde, wenn er sie im Stiche liesse: 'Die grauenvollste Wildnis würde ich aufsuchen, von allem was menschliches Ansehen hat entfernt, mich im dicksten Gesträuch vor mir selbst verbergen' usw. In der That läuft sie fort, da sie sich verrathen glaubt. Bei der Wäscherin Frau Marthan weilt sie unerkannt; da bringt sie ihr Kind zur Welt; da tödtet sie es im Wahnsinn. Ein Lied das sie singt, steht in entschiedener Verwandtschaft mit dem grausigen Liede Gretchens im Kerker. Wir erinnern uns dass Gretchen im prosaischen Faust von der Heimat verirrt gedacht war, und der übrige Verlauf stimmt gleichfalls. Ob im prosaischen Entwurf Frau Marthe auch so spät erst als Vertraute eintreten sollte, können wir nicht wissen. Jedenfalls, wenn sie anfangs die Vermittlerin spielte, so wäre sie dann wol Gretchens erste Zuflucht gewesen. Andrerseits deuten wol die Liebesscenen im Freien (oben S. 85 f.) auch schon für die Prosa auf den Garten der Nachbarin.

Fausts Geliebte heisst im Text immer Gretchen, auch Gretelchen (Z 2517) oder, des Auftactes wegen, Margretlein (Z. 2471). Aber bei Angabe der sprechenden Personen gebraucht Goethe V—XI und XIII Margarethe, XII, XIV, XVI Gretchen, letzteres ebenso in der prosaischen Scene XVII. Dergleichen, weil es unwillkürlich zu sein pflegt, verräth zwei verschiedene Ansätze. Und darauf möchte ich um so mehr Gewicht legen, als ein durchgreifender innerer Unterschied zwischen jenen Scenengruppen vorhanden ist. Die Gretchen-Scenen haben einen entschieden tragischen Charakter, die Margarethen-Scenen sind eher heiter zu nennen. Und beide Reihen lösen sich nicht etwa dem Verlaufe der Begebenheiten gemäss ab, sondern sie greifen in einander. Was Wagner benutzt, liegt innerhalb der Gretchen-Reihe, bei XIII konnte die Prosa noch eintreten. Die Folgerung, dass die Gretchen-Scenen früher in Reimen niedergeschrieben seien, als die übrigen, wagt man doch nicht mit Vertrauen daraus zu ziehen.

Man sollte denken dass die Metrik Anhaltspuncte für

Digitized by Google

die Altersbestimmung ergeben müsste. Wenn die Behandlung des Knittelverses bei Goethe sich auf eine bestimmte und erkennbare Weise entwickelt, so müssten sich die Verschiedenheiten auch am Faust aufweisen lassen. Ich habe mir Tabellen entworfen, aus denen ich den metrischen Charakter jeder Zeile leicht ersehen und daher den metrischen Charakter jeder Scene ohne Mühe überblicken kann. Es ergeben sich in der That Unterschiede; aber ich möchte ihre nähere Darlegung noch zurückhalten. Sehr schlagend sind die Folgerungen auch hier nicht. Mit der verhältnismässig späten Scene III vergleichen sich durch Seltenheit zweisilbiger Senkung Ib, IX, X. Mit Ia vergleichen sich durch ausgeprägtes Streben nach paarigem Reime IIb, XI, XIV. Aber bei so kurzen Stücken wie XIV oder vollends XI will das wenig besagen.

Den Hiatus habe ich schon bei einer anderen Gelegenheit erwogen (Comment. philol. in hon. Theod. Mommseni S. 225). Er findet sich in Ia, IIa, IIb, (III), VI, (X), XIII. Die eingeklammerten Fälle sind leicht, in XIII scheint die Prosa durch. Im übrigen dürfte man höchstens geltend machen, dass sich Ia und IIb wieder gruppiren.

Ueberhaupt also, hier weiter vordringen zu wollen, scheint vergeblich. Die geringen Anhaltspuncte, die wir erwogen, würden etwa auf folgende Ordnung führen: Ia, IIb, XIV; IIa? XII, XVI; V, VI, VII, VIII, XIII; Ib, III, IX, X, XI. Das heisst: a) Monolog mit Erdgeist; Schülerscene; Gretchen und Lieschen am Brunnen (Hiatus, Streben nach paarigem Reime) — b) Faust und Mephisto (der späteren Vertragscene angehörig, vgl. Prometheus DjG. 3, 449 'Vermögt ihr mich auszudehnen, zu erweitern zu einer Welt?'); Gretchen am Spinnrad und vor der Mater dolorosa, letztere beide Scenen rein lyrisch — c) Fausts und Gretchens erste Begegnung, bis zu Mephistos Besuch bei Frau Marthe; Katechisation (älteste Margarethen-Scenen, der König von Thule schon im Sommer 1774 vor Jacobi declamirt) — d) Faust und Wagner; Auerbachs Keller; Faust vor und in der Begegnung mit Gretchen in Marthens Garten (einsilbige Senkung).

So unsicher das Fundament ist, auf dem wir bauen,

Digitized by Google

wir müssen unsere Gedanken zu Ende denken. Die Gruppen a b gehören näher zusammen, und ebenso c d. Zu c wird neu angesetzt und die Namensform Margarethe gebraucht. Gruppe a b ist pessimistisch gefärbt, c d optimistisch. In a b wird die Kleinheit des Menschen demonstrirt, der sich bläht, sich den Geistern gleich dünkt und am Ende doch bleibt was er ist. In c d heisst 'schönstes Glück' und 'Fülle der Gesichte' (Z. 166, 167) was noch eben wie Vernichtung empfunden wurde. Dort sehen wir das schwermüthige, sehnsüchtige, unglückliche Gretchen; hier ist sie naiv, liebend, beglückt. Dort war Faust nur der vergeblich Strebende, der düstere Gelehrte; hier wird er erst als Liebhaber gezeigt oder in belehrender Conversation mit seinem Famulus. Dort ist Mephisto ganz Teufel, hier ein vergnüglicher Hexenmeister und Humorist. Nur dort finden wir seelenmalende Monologe, sonst blos Dialoge; hier stellen sich dafür Auftritte zu dreien, vieren und eine Ensemblescene ein. Dort fehlt alle Localfarbe, hier tritt gelegentlich der Charakter des sechszehnten Jahrhunderts bestimmter hervor.

Was liegt zwischen den beiden Gruppen? Ich denke, die Vollendung des Werther und vielleicht Studium des Spinoza.

Die Paralipomena, in denen Mephisto theils zu Faust theils zu sich selbst redet, zeigen den Mephisto der zweiten Gruppe: 'Wenn du von aussen ausgestattet bist' . . . 'Seht mir nur ab, wie man vor Leute tritt' . . . 'Der junge Herr ist freilich schwer zu führen' . . . Alle drei Fragmente zeigen nicht blos den lustigen Teufel, sondern auch streng einsilbige Senkung, und das dritte ist überdies aus Hanswursts Hochzeit (1775) hervorgegangen.

Indem ich nun von den unsicheren Unterscheidungen absehe, versuche ich die Geschichte des ersten Faust in grossen Zügen zu entwerfen.

1) Der prosaische Faust (1772).

Die Jahreszahl mit der obigen Einschränkung zu nehmen. Erhalten sind daraus, wie gezeigt, Stücke in I (Z. 115—123, 161—164) X (Z. 2827—2838) XIII (Z. 3078 ff.). Dann

Digitized by Google

Scene XVII (Z. 3419—3477). Die Scenen 'Trüber Tag, Feld' und 'Nacht, offen Feld' (Z. 4042 — 4047) in umgekehrter Ordnung. Vom zweiten Theil die Fragmente in den Paralipomena.

Mephisto ist Diener des Erdgeistes, dem Faust von diesem beigegeben. Das Ganze shakespearisirend zu denken in der Erfindung (Hexen, Geister, Ophelia-Gretchen, Schauspiel im Schauspiel) und im Ton — nach Art des Gottfried von Berlichingen.

2) Die ältesten gereimten Scenen (1773—1775).

Scene I—III, V—XIV, XVI. Mephisto ist Teufel. Z. 2764 sagt Gretchen: 'Mein Bruder ist Soldat'. Die Einführung Valentins war also beabsichtigt. Gretchen ist dagegen keine Muttermörderin; diese Schuld drückt sie nicht in XIV und XVI.

Für den zweiten Theil war die Einführung Helenas beabsichtigt. Aus Goethes Brief an Knebel vom 14. November 1827 ergibt sich, dass die Conception der Helena älter als 1776 ist (Düntzer S. 78). Wilhelm von Humboldt gegenüber bezeichnet er sie als eine seiner ältesten Conceptionen.* Dass dazu Stellen aufgeschrieben waren und das Auftreten ähnlich herbeigeführt werden sollte, wie jetzt, zeigt die oben S. 84 angeführte Stelle, die für den ersten Theil noch die Voraussetzung macht, Faust sei vor widerwärtigen Streichen in die Wildnis, die Einsamkeit entwichen. Die Erscheinung Helenas trat, wie schon bemerkt, an die Stelle jener anderen Geister, welche dem Kaiser ein Schauspiel aufführen.

Ueber das Nähere lässt sich nur aus den sonstigen Tendenzen Goethes zu jener Zeit eine zweifelnde Vermuthung wagen. Im jetzigen dritten Acte des zweiten Theiles wird Helena entrückt, das Körperliche verschwindet, Kleid und Schleier bleiben Faust in den Armen. Phorkyas mahnt ihn, das Kleid nicht loszulassen, woran schon Dämonen zupfen: 'Halte fest!

* Goethe-Humboldt S. 279. Die angebliche Vorlesung der Helena vom 23. und 24. März 1780 dagegen sollte man nicht mehr citiren. Es war eine Aufführung der Elena von Hasse (Keil 1, 216.)

Digitized by Google

Die Göttin ist's nicht mehr, die du verlorst,
Doch göttlich ist's. Bediene dich der hohen,
Unschätzbarn Gunst und hebe dich empor!
Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Am Aether hin, so lange du dauern kannst.'

Die Gewande Helenas lösen sich in der That in Wolken auf, umgeben Faust und heben ihn in die Höhe. Aus einer Wolke tritt dann zu Anfang des vierten Actes Faust im Hochgebirge hervor. Aber war das Alles, wozu Helenas Kleider dienen sollten? Für solche Zwecke hatte Phorkyas-Mephisto sonst einen Zaubermantel bereit. Das Hinwegtragen über das Gemeine muss ursprünglich so verstanden sein, wie wir es zunächst auffassen würden bei unbefangenem Lesen: nicht körperlich, sondern sittlich. Und darauf gründe ich meine Vermuthung.

Der Faust dieser poetischen Bearbeitung ist des Prometheus Zwillingsbruder. Prometheus aber ist Künstler. Sollte es auch Faust werden? Sollte künstlerisches Schaffen für ihn Sühne und Erlösung sein? Das Verhältnis des Faust zur Helena wäre dann ganz nahe zu vergleichen mit dem Verhältnis des Künstlers im Erdenwallen zur Venus Urania. Wir wissen jetzt durch Herrn v. Loeper (Briefe Goethes an Sophie von Laroche und Bettina Brentano, Berlin 1879, S. 57) dass Goethe schon am 18. Juli 1774 dem Erdenwallen 'des Künstlers Vergötterung' beigesellen wollte. Auf das Erdenwallen hat Rousseaus Pygmalion eingewirkt, dessen Motiv bekanntlich die Belebung einer Statue ist. Die entrückte und wiederkehrende, den sehnsüchtigen Verlassenen verjüngende und mit sich ins Jenseits erhebende Frau kehrt auch in der Pandora wieder. Helenas Gewand erinnert mich an der Dichtung Schleier. Wir dürfen nicht annehmen dass Goethe zwei Theile des Faust schon damals beabsichtigte. Alles aber musste innerhalb eines einzigen Dramas sich rascher abspielen. Daher mochte etwa Faust die zur Lust des Kaisers beschworene Helena anrufen, festzuhalten suchen: aber sie entschwand, liess blos ihr Kleid zurück? Faust sucht die Verlorene im Bilde herzustellen? Die Kunst bewährt sich wie die Poesie in der Pandora nach dem Schema:

Digitized by Google

'Vergangnes in ein Bild verwandeln. Poetische Reue. Gerechtigkeit.' Jedenfalls wäre Faust dann zuletzt ein Schaffender, wie jetzt im fünften Acte des zweiten Theiles; und schon zu jener Zeit kann eine Art Apotheose beabsichtigt gewesen sein.

Zweifelnd werfe ich noch die Frage auf, ob das Motiv der Bibelübersetzung vielleicht alt ist. Es steht auch ohne Folge da. Polemik gegen die Kirche fehlt in der zweiten Phase nicht. Die Erfindung zweier Kästchen hat nur den Zweck, Mephistos Rede über den Pfaffen anzubringen.

Ausserdem sei erwähnt, dass Düntzer (S. 207) Kuno Fischer (Goethes Faust, Stuttgart 1878, S. 216) und Herr von Loeper (S. XVII) die Scene vor dem Thore auf die Frankfurter Zeit zurück datiren wollen. Von Gewicht ist allerdings eine Briefstelle vom 3. August 1775 (DjG. 3, 95): 'Ich sass eine Viertelstunde in Gedanken und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseliges Schicksal das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punct, fassend, festklammernd, oder Schweifen gegen alle vier Winde. — Selig seid ihr verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagwerks göttergleich sich freuen.' Und er beschreibt weiter die Aussicht auf den Main, auf Bergen, auf 'das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Turn.' Er schreibt aus Offenbach. Da haben wir Goethe-Faust ausserhalb Frankfurts, sich selbst vergleichend mit Spaziergängern, welche ihn als eine ideale Gesellschaft umgeben, Goethe-Faust mit den zwei Seelen, von denen die eine mit klammernden Organen (762) an die Welt sich hält, die andere wegstrebt zu neuem buntem Leben und auf einem Zaubermantel in fremde Länder fliegen will. Vgl. weiter die von Düntzer S. 215 f. Anm. angeführten Parallelstellen.

Stellen, welche die übereinstimmenden Motive enthielten, müssen wol damals aufgezeichnet sein. Aber vollendet wurde die Scene nicht; und dass bereits Mephistos Erscheinen als Pudel beschlossen war, kann niemand behaupten. Die Scene konnte sehr wol als eine charakterisirende gedacht sein,

Digitized by Google

welche in Fausts Vergangenheit einführen und als Contrast zwischen anderen von mehr düsterer Färbung wohlthätig wirken sollte.

Auf ein weiteres nach Frankfurt gehöriges gereimtes Stück des Faust werden wir in der nächsten Phase stossen.

3) In und nach Italien (1788 und 1789).

Die 'Hexenscene' des Faust d. h. die Scene in der Hexenküche, IV, verfasste Goethe im Garten Borghese zu Rom (Eckermann 10. April 1829). An Herder aber schreibt er am Sonnabend 1. März 1788: 'Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor fünfzehn Jahren ausschreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wiedergefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet; ich habe schon eine neue Scene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchere, so dächt' ich, sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden.'

Sind wir nicht zu kühn, wenn wir hoffen, diese Scene dennoch herauszufinden? Denn die Hexenküche ist es schwerlich: sollte sie Goethe im Februar im Garten Borghese geschrieben haben? Auch ist eine Scene im Faust vorhanden, welche hier entschieden den nächsten Anspruch machen darf, weil man darin ganz deutlich sieht, wie der Dichter aus dem Stil der Iphigenie in den des Faust zurückstrebt, ohne dass es ihm gleich völlig gelingt. Diese muss die erste sein, die er in Italien dichtete: die Hexenküche dagegen ist ganz einheitlich gerathen. Ich meine 'Wald und Höhle' Sc. XV. Dass mindestens der Monolog Fausts, mit welchem sie eröffnet wird, nicht vor Italien entstanden sein kann, sah schon Düntzer (S. 311, vgl. Julian Schmidt Preuss. Jahrb. 39, 376): die fünffüssigen reimlosen Iamben sind ein unwidersprechliches Argument. Aber man muss die ganze Scene mit einer kleinen Ausnahme demselben Urtheil unterwerfen; sie würde daher, wenn meine Vermuthung richtig ist, der letzten Februarwoche

Digitized by Google

des J. 1788 angehören, während die Hexenküche in den März oder April (in der Nacht auf den 23. April reiste Goethe ab) des genannten Jahres fiele.

Goethe teuschte sich, wenn er den Faden wiedergefunden zu haben glaubte; unsere Scene gerade beweist das Gegentheil. Sie kann nirgends eine recht passende Stelle finden. Im Fragmente steht sie nach der Brunnenscene vor der Anbetung der Mater dolorosa. Aber da passt sie nicht hin. Faust hat sich in die Einsamkeit zurückgezogen und ist glücklich da; Mephisto erregt in ihm die Begierde nach Gretchens Leib. Das kann doch nur in der Absicht geschehen, dass Faust das Mädchen verführen soll. Sie ist aber schon verführt, und die Sache hat nicht die geringsten Folgen.

Goethe hat die Scene daher später umgestellt: zwischen XI und XII. Nun stimmt wenigstens dass sie noch nicht verführt ist. Aber Faust sollte sie nach der ersten innigen Begegnung gleich verlassen haben? Doch das könnte eben Kampf sein gegen seine Begierde. Aber Mephisto schildert die Sehnsüchtige, und so finden wir sie denn in der nächsten Scene. Das ist schon an sich verwunderlich: die Dinge sollen im Drama entweder erzählt oder dargestellt werden, aber nicht beides. Ueberdies setzt Gretchens Sehnsucht in XII nicht Fausts Abwesenheit voraus; und bei der Begegnung in XIII ist keine Rede vom Wiedersehen. Also wenn auch im ganzen durch die Umstellung eine richtigere Folge bewirkt wurde, so bleiben doch Incongruenzen zurück.

Bei der Ausarbeitung hat als Quelle gedient eine Scene, welche Goethe zu verwerfen und an ihrer Stelle durch eine andere zu ersetzen entschlossen gewesen sein muss, die prosaische Scene 'Trüber Tag, Feld'. Diese verhält sich dazu gerade, wie XVII zu XVI.

Die Hauptmotive kehren wieder: Faust und Mephisto entzweit über Gretchen; Faust wüthend über Mephisto; Contrast ihrer Empfindung, Mephistos kalte Ironie über das Schicksal des Mädchens; dieses selbst friedlos und in Qual gedacht.

Im Einzelnen vergleiche man Prosa 31 -- 34: 'Grosser, herrlicher Geist, der Du mir zu erscheinen würdigtest, der

Digitized by Google

Du mein Herz kennest und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt?' Und XV Z. 2861 ff, 2884 ff:

Erhabner Geist, Du gabst mir, gabst mir Alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet,
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft sie zu fühlen, zu geniessen. . . .
O, dass dem Menschen nichts Vollkommnes wird,
Empfind ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich kalt und frech
Mich vor mir selbst erniedrigt und zu nichts
Mit einem Worthauch Deine Gaben wandelt.

Der ganze herrliche Monolog, der ein so tiefes Naturgefühl athmet, ist aus jener Stelle entstanden, ist nur eine Ausführung derselben. Wobei allerdings das Motiv einsamer Ruhe in der Natur schon in der ersten Phase des Faust gegeben sein mochte; Faust ist auch hier noch der Flüchtling, der Unbehauste (2992 vgl. oben S. 85).

Es vergleicht sich ferner Prosa 25: 'Nun sind wir schon wieder an der Grenze unseres Witzes, da wo euch Menschen der Sinn überschnappt.' Poesie 3010. 3012 f.:

Wies wieder siedet, wieder glüht! . . .
Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht,
Stellt er sich gleich das Ende vor. —

Nun aber ein Weiteres. Auf den Monolog Fausts in fünffüssigen reimlosen Iamben folgt der Dialog mit Mephisto in Knittelversen. Diese sind streng iambisch, niemals zweisilbige Senkung (einmal im Auftact versetzte Betonung 2931) — mit Ausnahme von 2951—2969, wo man Trochäen und zweisilbige Senkungen gehäuft und einen Hiatus (2957 'Das arme affenjunge Blut') findet. Es kommt dazu dass Z. 2970 f. 'Verruchter! Hebe Dich von hinnen Und nenne nicht das schöne Weib!' jetzt etwas sonderbares haben: das soll doch offenbar eine Unterbrechung auf erste Erwähnung hin sein; dazwischen aber gab Mephisto eine lange Schilderung von Gretchens Sehnsucht — man staunt dass ihn Faust erst jetzt schweigen heisst. Scheidet man die genannten Verse aus,

Digitized by Google

so ist Alles in Ordnung. Man bemerkt auch leicht dass sie dem Tone nach herausfallen; es sind viel mehr realistische Elemente darin, als sonst in der vorliegenden Scene aufgewendet werden.

Offenbar sind diese Verse älter, viel älter. Ich meine, sie lagen Goethe schon vor als er Gretchens Monolog am Spinnrad dichtete, sie lagen ihm wieder vor als er Z. 2947 bis 2949 dichtete und er wollte sie schliesslich bei der Zusammenstellung des Fragmentes nicht verwerfen, schob sie hier ein, wo sie wie eine nähere effectvolle Ausführung dastehen.

Schon als er Gretchen am Spinnrad dichtete, muss er entschlossen gewesen sein, die Verse zu verwerfen und überhaupt das Motiv fallen zu lassen, dass Faust während seines Liebewerbens noch einmal in die Wälder entflieht. Das heisst: die Verse müssen bald nach ihrer Entstehung dem Untergange geweiht worden sein. Denn ich weiss sie blos der obigen Gruppe 2) b) zuzutheilen: das Streben nach paarigen Reimen ist ganz aufgegeben. Der Mephisto von Sc. IIa ist der nächste Verwandte des Redners, welchem die besprochenen Verse in den Mund gelegt werden. Ich wiederhole übrigens noch einmal dass ich auf jene Gruppirung vorläufig kein Gewicht lege, dass ich nur den Versuch derselben möglichst consequent zu Ende führe.

Mephisto erschien in den erst verworfenen Versen als Intrigant, Verführer, eine Figur, wie sie im bürgerlichen Trauerspiel ihr Wesen zu treiben pflegte (Sauer QF. 30, 42 f. 98 ff.). Goethe wollte sich von dieser Maschinerie befreien, in Italien war sie ihm vielleicht wieder willkommen als ein Mittel zur Entlastung des Helden, zur Abschwächung der Schuld — oder vielleicht nahm er ohne weitere Reflexion das in seinen Papieren vorgefundene Motiv, er hatte vergessen dass es nicht mehr gelten sollte.

Wenn Mephisto dem Genossen vorhält (2914)

> Und wär' ich nicht, so wärst Du schon
> Von diesem Erdball abspaziert —

so wurde die Stelle schon oben S. 85 vermuthungsweise benutzt. Man kann sie kaum anders auffassen, denn als

Digitized by Google

Anspielung auf einen von Mephisto gehinderten Selbstmordversuch. Auch das Motiv, welches Goethe in der vierten Phase des Faust, freilich anders, ausführte, müsste er demnach schon in seinen Papieren angedeutet gefunden haben. Und in der That, zu welcher Epoche seines Lebens könnten wir es natürlicher in Beziehung setzen, als zur Wertherzeit? 'Der Faust entstand mit meinem Werther,' sagt Goethe zu Eckermann am 10. Februar 1829. Aber Spuren des Werther findet er schon in Briefen an Horn aus dem J. 1770 (Eckermann 11. April 1829).

Was nun die zweite italienische Scene, die Hexenküche, betrifft, so congruirt auch sie nicht völlig mit dem was ihr vorhergeht. 'Wir sehn die kleine, dann die grosse Welt,' erklärt Mephisto. 'Allein mit meinem langen Bart fehlt mir die leichte Lebensart,' erwidert Faust. Darauf versetzt Mephisto: 'So bald Du Dir vertraust, so bald weist Du zu leben.' Da ist nicht die Rede davon, dass er verjüngt werden müsse. Dies aber erscheint als Programm der Sc. IV: die Hexe soll ihm dreissig Jahre vom Leibe schaffen. So wäre Faust mindestens fünfzigjährig, wo nicht älter zu denken, was kaum die ursprüngliche Absicht gewesen sein kann. Auch will Mephisto dem Faust ein Schätzchen ausspüren (2090 vgl. 2246 f.), man muss an Gretchen denken, diese aber sieht Faust und liebt sie ganz ohne Mephistos Zuthun.

Dass Goethe das Material zu der Scene vielleicht aus den 'abgeschmackten Zerstreuungen' des prosaischen Faust entnahm, woraus andrerseits die Walpurgisnacht entstand, wurde bereits bemerkt. Auch hier kehrt das Wort 'abgeschmackt' im selben Sinne zweimal in Fausts Munde wieder (2032. 2179).

Der Zweck der Scene ist neu. Auch sie dient zu schärferer Motivirung, gründlicherer Vorbereitung und zur Entlastung des Helden; sie liefert eine symbolische Vorbereitung für Fausts gesammtes Liebesleben. Das Frauenbild im Spiegel ist wieder ein Motiv, jetzt ohne Folge, das bei seiner Erfindung nicht folgenlos gedacht gewesen sein kann; und da auf Gretchen entschieden nicht gedeutet sein soll, so hätte Faust wol Helena als jenes Bild erkennen

Digitized by Google

müssen, das ihn im Spiegel so sehr entzückte. Die Beziehung ist jetzt wol noch vorhanden, aber anders gewendet:

> Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte,
> In Zauberspiegelung beglückte,
> War nur ein Schaumbild solcher Schöne!

Fausts Verjüngung, der bald mit innigem Ergetzen empfinden soll, wie sich Cupido regt und hin und wieder springt, hat wol noch einen weiteren Grund in Goethes eigenen italienischen Erlebnissen, für welche die römischen Elegien immer als Beweismaterial dienen dürfen, wenn sie auch nicht in Italien entstanden. Auch die Ablehnung der nordischen Phantome von Seiten Fausts kommt aus Goethes eigner Seele.

Goethe spricht nun aber ferner davon dass er in jener inhaltsreichen Februarwoche den 'Plan zu Faust' gemacht habe. Was er in diesen Plan jetzt neu aufnahm, lässt sich nur zum geringsten Theil erkennen. Manches was in dem vierten Entwicklungsstadium des Faust hervortritt und ausgeführt wird, mag jetzt entworfen oder geahnt sein. Manches was sich während der Weimarer Zeit dem Faust entgegenbildete, mag er jetzt als brauchbares günstiges Element erkannt, erfasst und eingereiht haben. So die Walpurgisnacht, deren Idee man schwerlich für älter halten darf als Goethes Bekanntschaft mit dem Harz (1777). Die Worte in der Hexenscene 2235 'So darfst Du mirs nur auf Walpurgis sagen' sind gewiss in der Absicht geschrieben, die Walpurgisnacht im Stücke folgen zu lassen; vielleicht sollte dann auch die Hexe sich mit einem Anliegen bei Mephisto wirklich präsentiren.

Ein Stück der Paralipomena dürfen wir vielleicht hierher rechnen, welches Moritz kannte; woraus allerdings nur folgt, dass es nicht jünger ist als Januar 1789 (Düntzer S. 386).

Mephisto schlägt vor einem Kreuze die Augen nieder: 'Ich weiss es wol, es ist ein Vorurtheil; allein genug, mir ist's einmal zuwider.' Die Worte sind nicht so merkwürdig als die Scenerie: 'Landstrasse. Ein Kreuz am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloss, in der Ferne ein Bauer-

Digitized by Google

hüttchen'. Ich finde die decorativen Elemente des fünften Actes vom zweiten Theile wieder: die Kapelle, in welcher Philemon und Baucis zu Fausts Aerger 'läuten, knieen, beten'; Fausts Palast; die Hütte der beiden Alten. Natürlich wagt man nichts weiter darauf zu bauen; die Aehnlichkeit nicht zu bemerken aber wäre stumpfsinnig.

Dass sich in einem weiteren Stücke derselben Scene Mephisto seines Geschlechtes schämt, stimmt zu der Hexenscene, wo er sich den Namen Satan verbittet Z. 2150.

Für fünf andere Fragmente der Paralipomena habe ich eine unsichere Combination vorzulegen, der ich gleichwol nicht zu entgehen weiss. Drei sind überschrieben 'Walpurgisnacht. Harzgebirg 'und zwei 'Faust, Mephistopheles'. Jene beginnen mit den Worten Fausts:

Wie man nach Norden weiter kommt,
Da nehmen Russ und Hexen zu.

In diesen spricht Mephistopheles:

Dem Russ und Hexen zu entgehen,
Muss unser Wimpel südwärts wehen;
Doch dort bequeme dich zu wohnen
Bei Pfaffen und bei Scorpionen.

Und Faust, wie es scheint, sagt:

Warmes Lüftchen, weh heran,
Wehe uns entgegen,
Denn du hast uns wohlgethan
Auf den Jugendwegen.

Im dritten Fragment scheint gegen Basedow polemisirt zu werden, er ist als Rattenfänger von Hameln eingeführt und Patron von zwölf Philanthropinen. Basedow starb 1790, seine Stelle als Curator des Dessauer Philanthropins legte er schon 1778 nieder, arbeitete aber noch 1781 als Schriftsteller für das Institut: allzu lange nach dieser Zeit hätte die Polemik keinen Sinn. Doch ist das gewiss kein entscheidendes Argument. Eher mag die Feindseligkeit gegen den Norden als solches gelten; doch wäre diese nach Italien ebenso am Platze, wie in Italien. Nur scheinen Absichten durchzublicken, welche von der vierten Phase verhältnismässig weit abliegen und einem vorübergehenden Durchgangsstadium angehören müssen, wenn ich die Stellen richtig verstehe.

Digitized by Google

Die Gesellen kommen auf ihrer Reise nach dem Harz aus Süddeutschland, das ist wol klar. Pfaffen und Scorpionen aber sind nicht in Süddeutschland, sondern in Italien. Von der Walpurgisnacht weg begeben sich Faust und Mephisto nach Italien. Das warme Lüftchen hat Faust wolgethan auf seinen Jugendwegen: hat er auf einer italienischen Universität studirt wie Olearius? Das hätte dann in dem Rückblick auf seine Jugendgeschichte (jetzt Z. 648 ff. 671 ff.) erwähnt werden müssen. Wenn er aber vom Blocksberg sich nach Italien begibt, geht er zum Herzog von Parma, wie im Puppenspiel? Sollte ein italienischer Hof an die Stelle des kaiserlichen treten? Und war die Walpurgisnacht in die Zeit nach Gretchens Tode versetzt (vgl. oben S. 89 Vergessenheitstrank)?

Der Rückblick auf die Jugendzeit findet jetzt während des Spazierganges statt, dessen Anlage vielleicht noch in die Frankfurter Zeit gehört (oben S. 102). Das darin vorkommende Lied 'Der Schäfer putzte sich zum Tanz' wird schon im Wilhelm Meister (1795) erwähnt. —

'Faust will ich als Fragment geben', schreibt Goethe an den Herzog 5. Juli 1789 und am 5. November desselben Jahres meldet er: 'Faust ist fragmentirt, das heisst in seiner Art für diesmal abgethan.' Das Fragment erschien zu Ostern 1790.

4) Mit Schillers Antheil (1797—1801).

Die Chronologie der Entstehung Goethescher Schriften weiss schon zum J. 1796 zu melden: 'Auch am Faust einiges gethan'. Vielleicht die Scene mit dem Baccalaureus aus dem zweiten Theil. Darüber vgl. Düntzer S. 83 f.

An Schiller schreibt Goethe 22. Juni 1797, er habe sich entschlossen an seinen Faust zu gehen. Das was gedruckt ist, löst er wieder auf und disponirt es mit dem was sonst schon fertig oder erfunden ist in grosse Massen. Am 5. Juli 1797 ist der Faust zwar wieder zurückgelegt, aber das Ganze als Schema und Uebersicht sehr umständlich durchgeführt (vgl. Brief vom 1. Juli 1797).

Dass ihn in der Zeit des Zusammenwirkens mit Schiller

Digitized by Google

insbesondere auch die Helena stark beschäftigte, ist bekannt. Ich verweise für alles Nähere auf Düntzer und v. Loeper, und will nur zu errathen suchen, wie sich etwa der Faust als Ganzes damals vor Goethe darstellte.

Zueignung. Die schwankenden Gestalten steigen aus Dunst und Nebel um ihn auf. Vgl. wie er an Schiller schreibt: 'Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht'. Gleich einer halbverklungenen Sage kommt erste Lieb und Freundschaft mit herauf (vgl. 3527 ff.): das Frankfurter Gretchen und Friederike, Behrisch und Merck.

Vorspiel auf dem Theater. Als 'Dichter' redet Goethe ganz persönlich. Die Forderung des Directors sucht er schliesslich zu erfüllen und commandirt die Poesie.

Prolog im Himmel. Der Herr geht die Wette mit Mephistopheles ein. Natürlich muss sie Gott gewinnen. Aber es handelt sich nur um das irdische Leben Fausts, nicht um eine Seele, welche für die Hölle zu gewinnen wäre. Mephisto sagt, mit den Todten habe er sich niemals gern befangen. Mephisto ist der Schalk unter den Geistern die verneinen. Er wird dem Menschen als Geselle beigegeben, der reizt und wirkt und muss als Teufel schaffen (101).

In der Lücke. Zwischen Fragm. I und II. An die Unterredung mit Wagner schliesst sich der Selbstmordversuch; dann Spaziergang; Faust als Bibelübersetzer mit dem Pudel, dessen Verwandlung in einen fahrenden Scholasten. Er ist ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft (982); er ist der Geist der stets verneint (984). Ganz wie im Prolog, dieselbe erhaben optimistische Auffassung des Bösen. Nun will aber Mephisto fort, man begreift nicht recht, warum. Behaglich denkt Faust an einen Pact (1060); Mephisto aber entflieht.

Disputation (s. Paralipomena). Der Scholast taucht wieder auf in einer Disputation, an welcher Faust und Wagner betheiligt sind, rühmt das Vagiren und die daraus entstehende Erfahrung, die Kenntnisse die dem Schulweisen fehlen. Faust fragt nach dem schaffenden Spiegel. Mephisto macht ihm ein Compliment dafür, dass er überhaupt davon wisse, die

Digitized by Google

Antwort aber verspricht er auf ein ander Mal, ganz wie er beim ersten Auftreten sich nicht festhalten lässt.

Vertrag. Damals noch unausgeführt: vermuthlich war Goethe mit sich selbst nicht einig, wie er ihn herbeiführen, und worauf er gestellt werden sollte. Dieser Mephisto macht auf das Drüben (1304) keine Ansprüche (Prol. 76 ff. vgl. 73 ff.); er würde auch den Pact nicht vorschlagen, wonach Faust selber sich begierig zeigte. Hier also blieb noch eine Lücke; der Anfang von Sc. II des Fragmentes war nicht festgestellt. Wenn Göethe am 6. Mürz 1800 hoffte, in der grossen Lücke solle bald nur der Disputationsactus fehlen, so hat ihn diese Hoffnung eben getcuscht und er unterschätzte die Schwierigkeit.

Es folgte Sc. III—XI des Fragments, Auerbachs Keller, Hexenküche, Gretchen bis zum Kuss im Gartenhäuschen; XV 'Wald und Höhle'; XII—XIV, XVI Gretchen bis zum Gebete vor der Mater dolorosa. Hierauf

Valentins Tod, wodurch, was sehr nöthig war, XVI und XVII von einander getrennt werden. Freilich hängen wieder Incongruenzen daran: wenn Gretchen so öffentlich beschämt war, so würde sie dann nicht im Dome friedlich unter den anderen knien. Vom Tode der Mutter, von Gretchens Schuld daran ist nicht die Rede.

Aber Scene XVII wird interpolirt Z. 3432 'Auf deiner Schwelle wessen Blut?'

Walpurgisnacht. Harzgebirg. Gegend von Schierke und Elend. Faust will auf den Brocken, wohin die Menge zum Satan strömt; er meint, dort müsse sich manches Räthsel lösen. Mephisto aber isolirt sich mit ihm und sucht eine kleinere Welt auf, sie tanzen mit den Hexen. Da erblickt Faust das Idol, welches dem 'guten Gretchen gleicht' (3831), schon ahnt er in grausenhafter Vorstellung ihr Schicksal. Aber Mephisto weiss ihn noch einmal abzuziehen, führt ihn ein Hügelchen hinan, von wo sie dem Intermezzo zusehen. (Dass die Scene bei 3851 abbreche, nehme ich nicht an.)

Harzgebirg, höhere Region (Gipfel des Brockens) s. Paralipomena. Nach dem Intermezzo willfahrt Mephisto

Digitized by Google

Faustens früherem Wunsche und führt ihn nach oben. Sie gelangen zunächst in einsam öde Gegenden. Trompetenstösse, Blitz und Donner von oben kündigen ein Ausserordentliches an — dem Ohre zuerst. Dann, indem sie höher klimmen, gewahrt das Auge Feuersäulen, Rauchqualm und daraus hervorragend einen mächtigen Felsen, wie es scheint. Es ergibt sich beim Näherkommen, dass es Satan ist, umgeben von einer grossen Versammlung. Nun rächt sich die Versäumnis, ihr langes Verweilen in der Tiefe. sie haben Mühe durchzudringen ('Versäumnis. Mittel durchzudringen. Schaden. Geschrei. Lied'), erlangen es aber doch und stehen nun im nächsten Kreise mit anderen, welche charakterisirt werden; man kann es vor Hitze kaum aushalten. Satan hält eine groteske Rede voll Unfläterei, Mephisto tröstet ein junges Mädchen, welches weint, weil sie nichts davon verstehe. Nach der Rede stellt der Ceremonienmeister Satans ihm einzelne Theilnehmer der Versammlung vor und colossale Schmeicheleien lohnt der Teufel durch Belehnung mit Millionen Seelen. Da tritt Mitternacht ein: 'Versinken der Erscheinung. Vulcan. Unordentliches Auseinanderströmen, -brechen und stürmen.' Die Erscheinung des Teufels versinkt, ein Vulkan entsteht an der Stelle wo er thronte, und die ganze Versammlung zerstiebt.

Ein anderer Theil des Brockens. Tiefere Region. Hochgerichtserscheinung. (S. Paralipomena.) Auch Faust und Mephisto haben den Gipfel des Brockens verlassen und den Rückweg angetreten. Da kommen sie in ein gewaltiges Gedränge, um sich zu retten, ersteigen sie einen Baum. Da erscheint wieder jenes nackte Idol, worin Faust Gretchens Gestalt zu erkennen glaubte. Es hat die Hände auf dem Rücken, wie zur Hinrichtung bereitet. Nach einem schauerlichen Gesang von Blut fällt der Kopf ab (Mephisto hat so etwas schon früher vorausgesehen, 3850). Aus dem Geschwätz von Kielkröpfen erfährt Faust endlich die volle Wahrheit über Gretchens Lage.

Gleich musste nun Faust verlangen, zu Gretchen gebracht zu werden, um sie zu befreien (wie in der Prosascene).

Digitized by Google

Kerkerscene.

Das folgende bezeichne ich nur in Bausch und Bogen, ohne überall feststellen zu wollen, wie viel ausgeführt, wie viel nur schematisirt war.

Faust, Ariel, Geisterkreis. Sonnenaufgang im Gebirge, wobei Eindrücke vom Vierwaldstätter See verwerthet (Eckermann, dritte Aufl. 3, 117).

Faust und Mephisto am Kaiserhofe. Faust hat dem Kaiser versprochen, ihm Paris und Helena zu zeigen. Die Erscheinung wird für ihn selbst verhängnisvoll.

Mephisto, Wagner, Baccalaureus. Letzterer mit Bezug auf Fichte in Jena (trotz Eckerm. 2, 103). Die fünfzig Jahre, welche Goethe am 6. December 1829 zurückrechnet (Eckerm. ibid.), sind eine ungenaue runde Zahl. Sie beziehen sich auf den ganzen zweiten Theil und werden ebenso am 1. December 1831 in einem Brief an Wilhelm von Humboldt gebraucht (S. 295). Goethe mag sich diese Datirung im J. 1824 bei der Wiederaufnahme der Arbeit am Faust angewöhnt haben.

Classische Walpurgisnacht mit einer Scene: Faust bei Proserpina ('ausführliches Schema' Eckerm. 1, 201). Das Wesen Mephistos, wie es die Sphinx definirt, stimmt zum Prolog:

> Dem frommen Manne nöthig wie dem bösen,
> Dem ein Plastron, ascetisch zu rapiren,
> Kumpan dem andern, Tolles zu vollführen,
> Und beides nur, um Zeus zu amüsiren.

Helena (mit anderem Schluss, Eckerm. 1, 250 f.).

Faust in politischem Treiben (s. Paralipomena). Mephisto zu Faust: 'Pfui! Schäme Dich, dass Du nach Ruhm verlangst'. Die Nichtigkeit des Ruhmes zu beweisen, beruft er sich auf Semiramis, die gleich nach ihrem Tode mit Scharteken tausendfach beworfen werde, d. h. auf Katharina die Zweite, gestorben 17. November 1796. Aber auch die Revolution spielt herein. Gegen Mephistos Rath will Faust sich in ihre Bewegung mischen. Er meint:

> Die Menschheit hat ein fein Gehör,
> Ein reines Wort erreget schöne Thaten;
> Der Mensch fühlt sein Bedürfnis nur zu sehr
> Und lässt sich gern im Ernste rathen.

Digitized by Google

Mit dieser Aussicht trenn ich mich von Dir,
Bin bald und triumphirend wieder hier.

Natürlich sollte Mephisto Recht behalten. Faust kam 'matt und lahm' zurück und sah ein, was Goethe stets behauptet, dass nichts fromme, als unverdrossene Thätigkeit im eigenen engen Kreise. Die Form der Einkleidung denk ich mir mit der jetzigen verwandt. Gegen den Kaiser, denselben welcher Paris und Helena sehen wollte, ist eine Empörung ausgebrochen, das Volk schreit nach Freiheit und Gleichheit. Faust denkt sie mit friedlichen Mitteln, durch Gewalt der Rede, der Wahrheit zu beschwichtigen. Vergeblich. Der Zauber muss helfen. Faust wird zum Lohne belehnt. (Mit dem alten Schema — aus dieser Zeit, nehme ich an — war Goethe nicht zufrieden und schrieb ein neues nieder: Eckerm. 2, 178 vom 13. Februar 1831).

Faust thätig schaffend. Als Herrscher. Philemon, Baucis, der Wanderer (vgl. Eckermann 2. Mai 1831: 'Die Intention auch dieser Scene ist über dreissig Jahre alt').

Vor dem Palast (s. Paralipomena). Faust ist todt. Mephisto:

So ruhe denn an deiner Stätte!
Sie weihen das Paradebette,
Und, eh das Seelchen sich entrafft,
Sich einen neuen Körper schafft,
Verkünd ich oben die gewonn'ne Wette.
Nun freu ich mich aufs grosse Fest,
Wie sich der Herr vernehmen lässt.

Mephisto also meint, die Wette gewonnen zu haben. Aber irgendwie muss ihm klar gemacht werden, dass er sich teuscht, dass Faust zwar irrte (Prol. 75), aber sich nicht verirrte, dass ihn Mephisto nicht auf seinen Weg gebracht (Prol. 72. 84), dass er des rechten Weges sich bewusst geblieben ist (Prol. 87). Und als Mephisto vollends die Annäherung des Reichsverwesers, Christi, spürt, da gibt er jeden Versuch zu remonstriren auf und ergreift die Flucht:

Nein! Diesmal gilt kein Weilen und kein Bleiben:
Der Reichsverweser herrscht vom Thron,
Ihn und die Seinen kenn ich schon,
Sie wissen mich, wie ich die Ratten zu vertreiben.

Digitized by Google

5) Abschluss (1806).

'Den ersten Theil des Faust abgeschlossen' meldet die Chronologie zum J. 1806. Und die Tag- und Jahreshefte zum selben Jahre: 'Faust in seiner jetzigen Gestalt fragmentarisch behandelt'. Er erschien nach Ostern 1808.

Fragmentarisch behandelt, was heisst das? Das Werk war kein Ganzes, aber es sollte als solches gelten; der Plan war nicht ausgeführt, aber er sollte als ausgeführt angesehen werden. Goethe entschloss sich auf die Ausführung des Disputationsactus zu verzichten und die Walpurgisnacht mit dem Intermezzo abzubrechen. Er entschloss sich die prosaische Scene 'Trüber Tag, Feld' mit einer auf Valentins Tod bezüglichen Interpolation unverändert beizubehalten und das Treiben der Hexenzunft am Rabenstein wild phantastisch abgerissen als ein Erlebnis auf dem Wege zu Gretchens Kerker hinzustellen.

Er musste aber ausserdem die Lücke ausfüllen, in welcher Faust und Mephisto sich verbinden, und er that es aus der trüben Stimmung jener bitteren Zeit nach Schillers Tod und nach der Schlacht bei Jena. Er nahm zugleich eine radicale Aenderung seiner lange festgehaltenen Grundauffassung vor, gab dem Bösen eine Macht, die er ihm früher nicht zugestand, und führte den Stoff auf den Standpunct des sechzehnten Jahrhunderts und des Puppenspieles zurück: Mephisto nähert sich als Versucher dem verzweifelnden Faust, es handelt sich um dessen Seele und um künftige Höllenqualen; hier dient der Teufel ihm, im Jenseits muss er sich zum Dienst bequemen. Die Tradition ist stärker als der moderne Dichter, sogar das Ceremoniell der blutigen Unterschrift wird uns nicht erlassen. Infolge dessen musste nachher der Schluss des zweiten Theiles geändert werden; die Wette des Prologs verliert alle Bedeutung; ein anderes traditionelles Sagenelement, der Kampf der Engel und Teufel um die entweichende Seele, muss die Entscheidung herbeiführen. Auch finden genaue Beziehungen auf die Vertragsscene statt. Faust erinnert sich dass er mit Frevelwort sich und die Welt verflucht. Er sagt zu einem Augenblicke,

Digitized by Google

dessen Vorgefühl ihn ergreift: 'Verweile doch! Du bist so schön!' Und Mephisto will den blutbeschriebenen Titel zeigen.

Jetzt erst passt, was Goethe zu Sulpiz Boisserée am 3. August 1815 sagt (1, 255): Faust mache dem Teufel im Anfang eine Bedingung, woraus Alles folge; das Ende sei fertig und sehr gut und grandios gerathen, aus der besten Zeit. In der That wird Eckermann gegenüber stets nur von dem Anfange des fünften Actes (Offene Gegend; Im Gärtchen, Palast, Tiefe Nacht) geredet; der Schluss gilt als vollendet. Aber gleich erhebt sich eine Einwendung: wird Goethe die Jahre um 1806 die beste Zeit nennen? Es ist freilich die Zeit der Wahlverwandtschaften und der Pandora; aber für Goethe selbst nicht zu vergleichen mit der Epoche Schillers. Und doch wieder, da dieser Epoche der Prolog unzweifelhaft angehört und wir Fragmente eines entsprechenden Schlusses finden, so kann der veränderte Schluss nicht wol derselben Epoche angehören. Es kommt noch ein anderes hinzu: die Helena ist in der vierten Phase ausgebildet. Und wenn Kuno Fischer mit Recht auf die Widersprüche zwischen der eigentlichen Vertragsscene und dem was sich unmittelbar anschliesst, Sc. IIa des Fragmentes, aufmerksam macht (Goethes Faust, Stuttgart 1878, S. 172), wenn er ferner darauf hinweist dass Faust in der Hexenküche wie Gretchen gegenüber keineswegs der rastlose ist, den kein schöner Augenblick befriedigt: so gilt dasselbe von der Helena-Episode, nicht Faust stürmt weiter, er möchte verweilen, das Schicksal versagt. Es bleibt daher wol nichts übrig als einen ungenauen Ausdruck Goethes oder eine Ungenauigkeit des Berichterstatters anzunehmen: 'wie aus der besten Zeit'; dagegen wäre nichts einzuwenden.

Demgemäss nehme ich an, dass der Schluss des zweiten Theiles nach Z. 1176—1415 des ersten Theiles entstanden sei. Es liegt eine tröstliche Wendung der Stimmung in jenem Schlusse, wie in der Conception der Wiederkunft Pandorens*. Und neben die Büsserinnen und ihre Gesänge

* Man darf selbst geltend machen 'mit abgewendetem Blick' in der Pandora (Hempel 10, 371) neben 'Wasserstrom, der abestürzt' in

stellt man leicht im Geiste die Ottilie der Wahlverwandtschaften. Die sämmtlichen Figuren der letzten Scene sind überhaupt einer Zeit besonders gemäss, in welcher der Calderon-Cultus blühte, in welcher Goethe selbst ein christliches Martyrium auf dem Hintergrunde germanischer Vorzeit behandeln wollte ('Trauerspiel in der Christenheit'), in welcher Goethe mit Zacharias Werner verkehrte und seine Stücke aufführen liess. 'An dem Stil der Pandora — sagt Julian Schmidt Preuss. Jahrb. 39, 389 — kann man fast mit Zuversicht ermessen was vom zweiten Theil des Faust in diese Periode gehört.'

Dass nun aber die genannten Verse des ersten Theiles nicht aus der vierten Phase des Faust stammen, dafür sprechen neben den äussern, die ich geltend machte, noch die stärksten inneren Gründe. Was Goethe während des Zusammenwirkens mit Schiller in die 'grosse Lücke' zwischen Sc. I und II hinein dichtete, Selbstmordgelüste, Spaziergang, Bibelübersetzung, Mephistos erstes Auftreten, ist ganz aus einem Gusse. Ergreifend schön und wahr, voll milder Poesie der rettende Gesang, das Wiederaufleben, der neue Lebensentschluss und Lebensmuth, das Geniessen des Ostertages trotz dem herben Rückblick auf die Zeit der Pest. Breit und voll umrauscht ihn der Strom des Lebens, weltweite Sehnsucht erfasst ihn

der letzten Scene des Faust (Hempel 13, 236). Dieses 'abe' ist nicht das mhd. *abe*, sondern das schweizerische *abe* (s. z B. Hunziker Aargauisches Wb. Sailer Basler Mundart s. v.) für *abhin*. Ebenso gebraucht es Schiller 2, 144, 22 in den Räubern. Aber Goethe gestattet sich die Form vermuthlich auf die Autorität des mhd. *abe* hin, das er im Nibelungenliede fand. Und so wäre denn auch hierdurch auf die bestimmte Zeit nach dem Abschlusse des ersten Theiles gedeutet. Dem Nibelungenlied wandte sich Goethe im letzten Viertel des J. 1807 zu. — Einen wenig bekannten Beleg für Goethes frühere Beschäftigung mit dem Minnesange gewährt eine Erzählung Böttigers (Raumers hist. Taschenb. 10, 392): Goethe citirt am 8. October 1791 an Wielands Tische 'das Lied des Königs Wenzel von Böhmen' aus der Bodmerischen Sammlung. Bei Grosse Goethe und das deutsche Alterthum (Dramburg 1875) finde ich das Zeugnis nicht erwähnt, dagegen wird S. 27 ganz richtig mit Herrn v. Loeper (Hempel 11, 315) das Wort 'Kemenate' in dem Maskenzuge russischer Nationen zum 16. Febr. 1810 auf Goethes altdeutsche Studien zurückgeführt.

Digitized by Google

und Trieb zur Thätigkeit, angewandt auf das würdigste Object. Selbst in dem Entschluss zu sterben waltet eine hohe mitreissende Freudigkeit. Ueber die Enge des Momentes hinaus erheben wir uns zu breiten Umblicken und hohen Betrachtungen. In das Schwüle, Dumpfe, Schreckliche sind befreiend-erhellende Elemente gemischt; und so bleibt es; glückverkümmernder Trübsinn entweicht; die Sehnsucht ist nicht schmerzlich, sondern herzerweiternd; und welche Erquickung bringt Faust mit nach Hause! Wie behaglich selbst ist seine Unterredung mit dem Teufel!

Welcher andere Ton aber setzt mit Z. 1176 ein. Verdriesslich gleich die ersten Worte, kein Schatten von Streben, von Thätigkeit, vergessen die Bibelübersetzung, wie es scheint; Alles pessimistische Negation. Faust ist jetzt ganz mit seinem Weh beschäftigt, ganz eingesponnen in sich selbst, und er findet furchtbare Accente, um das Uebel in der Welt als das Unausweichliche hinzustellen: 'Entbehren sollst du! Sollst entbehren! Das ist der ewige Gesang, der jedem an die Ohren klingt, den unser ganzes Leben lang uns heiser jede Stunde singt' usw. Entsetzliche Flüche stösst er aus, Schönheit, Ruhm, Reichthum, Liebe, Hoffnung, Glaube, Geduld, sie alle sind ihm Illusionen. Was er wünscht, ist das Stachelnde, Spornende, das wie eine Geisel treibt zur Rastlosigkeit: Speise die nicht sättigt, ein Spiel bei dem man nie gewinnt, eine Frucht die fault, eh man sie bricht usw.

Und was liegt zwischen dieser und der vorigen Scene? Im Faust nichts; in Goethes Leben viel. Seltsam steht mitten zwischen den pessimistischen Ergüssen ein Wort wie aus den Wahlverwandtschaften:

Beglückt wer Treue rein im Busen trägt,
Kein Opfer wird ihn je gereuen! —

Wenn ich einen scharfen Gegensatz zwischen der vierten und fünften Phase des Faust empfinde, so ist doch zu sagen dass beide gemeinsam die vielfältige Verwendung der Musik auszeichnet, welche Goethe offenbar als Milderung und Idealisirung verwendet. 'Es sind Dinge darin — schreibt der Dichter an Zelter, 7. Mai 1807 — die Ihnen auch von musikalischer Seite interessant sein werden.'

Digitized by Google

So weit wollte ich die Entstehungsgeschichte des Faust verfolgen. Dass eine sechste beinah siebenjährige Phase (1824—1831) die Vollendung des zweiten Theiles herbeiführte, ist bekannt genug.

Wenn Goethe in dieser späten Zeit einmal behauptet, er habe den Faust im zwanzigsten Jahre concipirt, so ist wenigstens richtig, dass ihm in seinem zwanzigsten Jahre schon die Gestalt des gespenstischen Doctors nahe getreten war. Söller in den Mitschuldigen von 1769 (DjG. 1, 208) sagt:

> Es wird mir siedend heis. So war's dem Docktor Faust
> Nicht halb zu Muth, nicht halb war's so Richard dem Dritten.

Und die Erlebnisse, welche Goethe für den Faust verwerthete, mögen wol noch früher begonnen haben. Ich denke an das Frankfurter 'Gretchen' welches doch wol mit der 'W.' (DjG. 1, 19) identisch ist. Der Brief den Erich Schmidt oben S. 3 ff. behandelt, klingt dem Motive nach in Auerbachs Keller herein 1755: 'Sie hat mich angeführt, Dir wird sie's auch so machen'. Dass in dieser Scene Merck-Goethesche Erlebnisse verwerthet seien, wollte Wieland wissen (Böttiger Litt. Zust. 1, 21). Dass der Gegensatz gegen todte Gelehrsamkeit, gegen das Facultätswissen, aus Goethes eigener Studienzeit stammt, bezweifelt niemand. Wir dürfen weiter bei dem Disputationsactus an Goethes eigene Promotionserfahrungen in Strassburg denken. Neben dem Frankfurter 'Gretchen' lässt sich Friederike aus den Anhaltspuncten, welche uns Goethes Gedichte und Selbstbiographie gewähren, als ein Modell, ja als das Hauptmodell zu Fausts Gretchen wahrscheinlich machen. Auf ein anderes beiläufiges Motiv sei hier noch aufmerksam gemacht: Goethe erzählt im zwölften Buch von Dichtung und Wahrheit von einem 'liebevollen Genius' der ihn heimlich umschwebte, von einer zarten liebenswürdigen Frau die ihn liebte ohne dass er es wusste. 'Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode erfuhr ich das geheime himmlische Lieben auf eine Weise, die mich erschüttern musste; aber ich war schuldlos und konnte ein schuldloses Wesen rein und redlich betrauern, und um so schöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo

Digitized by Google

ich ganz ohne Leidenschaft mir und meinen geistigen Neigungen zu leben das Glück hatte'. Ich meine, diese Epoche muss Goethes Aufenthalt in Italien sein. Er fühlte sich schuldlos, sagt er hier, aber er war erschüttert. Gab er sich nicht wenigstens Schuld, dass er die Neigung, die ihm entgegengebracht wurde, nicht merkte und durch unbefangene Liebenswürdigkeit fortwährend nährte? Empfand er sich nicht 'halb schuldig, halb unschuldig'? Mich dünkt, hier war Stoff zur Mignon. Hier war ferner Stoff zu Nausikaa und Ulysses. Hier war endlich — immer in derselben Zeit — ein neuer Anlass zu dem Bild in Sc. xv Z. 2992, dem Wassersturze, der das Hüttchen auf dem kleinen Alpenfelde zerstört. Goethe ist der Unbehauste, der fremden Frieden untergräbt. Indem wir solchen Spuren nachgehen, wandeln wir nur die Wege, auf die uns Goethe selber weist, wenn ihm erste Lieb und Freundschaft mit den Gestalten des grossen Gedichtes heraufsteigen. Konnte ihn die Figur der heilgen Ottilie, welche Unglück über nahverwandte Menschen bringt, aus seinem Elsässer Aufenthalt bis in die Zeit der Wahlverwandtschaften verfolgen; so darf auch 'die arme Friederike' (DjG. 1, 385) noch so lange nachwirkend gedacht werden, als in Goethes Dichtungen ähnliche Gebilde auftauchen.

9. 2. 79.

Digitized by Google

KILIAN BRUSTFLECK.

I.

Köhler hat im zwanzigsten Bande der Zeitschrift für Deutsches Alterthum (S. 119 ff.) Goethes 'mikrokosmisches Drama' Hanswursts Hochzeit — wozu eine Stelle in Dichtung und Wahrheit Aufforderung und Anhalt bot — auf ein älteres Puppenspiel Harlekins Hochzeit zurückgeführt. Die Person des Kilian Brustfleck, des Vormundes, konnte indessen aus jenem Büchlein nicht abgeleitet werden. Aber es scheint klar, dass wir es auch in dieser Rolle mit einer bereits feststehenden, typisch gewordenen Gestalt zu thun haben, deren Besonderheiten als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, wenn Goethe ihn sagen lässt (DjGoethe 3, 495):

> Doch eins liegt mir in allen Gliedern
> Dass ich — es ist ein altes Weh —
> Nicht gar fest auf meinen Füssen steh',
> Immer besorgt, der möge mich prellen
> Der habe Lust mir ein Bein zu stellen
> Und so mit all dem politischen Sinn
> Doch immer Kilian Brustfleck bin.

Köhler hat nun auf ein kleines, zeitlich, wie es scheint, nicht genauer zu fixirendes, Volksbuch aufmerksam gemacht, in welchem unter der Ueberschrift 'Kilian Brustflecks lustige Scherzspiele' eine Anzahl von Gesellschaftsspielen zusammengestellt sind. Er hat die Vermuthung geäussert, Goethe habe diesem Volksbüchlein den Namen Kilians entlehnt, wenn derselbe nicht etwa sonst noch vorkommen sollte. —

Schon das Typische in der Figur des Brustfleck zeigt, dass Goethe doch wol einer andern Vorlage folgte, mehr

Digitized by Google

einer Quelle entnahm, als allein den Namen. Und allerdings kommt derselbe denn auch sonst noch vor und zwar an keiner seltsameren Stelle, als in einer Marginal-Resolution König Friedrich des Zweiten.

In den kurzen Antworten und Bescheiden, wie sie der König jahraus jahrein auf tausend Wünsche der Eitelkeit, Begehrlichkeit und jeder Art von menschlicher Schwäche zu ertheilen hatte, entfaltet sich der ganze Sarkasmus seiner eigenartigen Natur. Wie er das ganze Verfahren von seinem Vater her beibehalten hatte, so gemahnen — mehr als man bei dem so ganz französisch gebildeten König von vornherein vorauszusetzen geneigt ist — diese kurzen, schlagenden und oft genug recht derb hineinschlagenden Bemerkungen Friedrich des Zweiten an die derbe, volksmässig-ursprüngliche Denk- und Ausdrucksweise Friedrich Wilhelm des Ersten. Sprichwörtliche Redewendung, derber Witz, volksmässige Gestalten treten hier in hohem Maasse zu Tage.

Auf das Gesuch eines früheren dänischen Officiers Kiliani um Aufnahme in den Preussischen Militärdienst, rescribirt der König, eigenhändig, folgendes (Preuss Urkundenbuch zu der Lebensgeschichte Friedrichs des Grossen 2, 233):

ich Kene Kein Kilian als
Kilian Brustfleck und der Schikt
Sich nicht in der Armée.

Wir sehen somit, dass unser Schluss auf eine allgemeinere Verbreitung jener Figur völlig berechtigt ist, wir sehen ferner, dass auch der König einen Zug dieser typischen Figur mittheilt, und zwar einen solchen, der mit der oben angeführten Charakteristik Goethes völlig vereinbar ist. Wenn Kilian Brustfleck 'nicht gar fest auf seinen Füssen steht', wenn Hanswurst an ihm 'sein fahles Wesen, schwankende Positur, sein Tripplen und Krabblen und Schneidernatur' verspottet (DjGoethe 3, 499), ja dann schickt er sich wahrlich nicht 'in der Armée'.

Friedrichs Bemerkung ist im Jahre 1775 geschrieben, also ziemlich gleichzeitig mit dem Goetheschen Werkchen; gerade damals also scheint sich die Figur einer grösseren

Digitized by Google

Beliebtheit und einer über Nord- und Süddeutschland sich erstreckenden Popularität erfreut zu haben. Wegen der festen Ausprägung so charakteristischer Züge wird man wol an eine litterarische Fixirung der Gestalt denken müssen, vielleicht gelingt es noch, derselben weiter auf die Spur zu kommen. — Auf jeden Fall ist die kleine Stelle auch für Friedrich wichtig, sie zeigt, dass er dem Leben seines Volkes nicht so fern stand, als gemeinhin angenommen wird. In der vielfach behandelten Frage über des Königs Stellung zur deutschen Litteratur sind durchaus nicht alle für dies Verhältnis in Betracht kommende Momente berücksichtigt worden. Und so muss es eigenthümlich berühren, Friedrich hier zur Erklärung einer Hanswurstiade Goethes beitragen zu sehen, über dessen Götz er fünf Jahre später die bekannten Worte schrieb: 'Voilà un Götz de Berlichingen qui paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes' (Oeuvres 7, 109).

Berlin 4. 3. 78. MAX POSNER.

II.

Kilian Brustfleck kommt schon im siebzehnten Jahrhundert vor, und zwar als Bezeichnung für einen Schauspieler, einen 'Hofcomödianten oder agirenden Bauren' J. V. Petzold, der die typische Rolle eines dummen, 'verwirrten' Dorftölpels inne hatte. Näheres beweist der Titel eines auf Bettelei hinauslaufenden Lobgedichtes vom J. 1694: 'Frühlings-Streuszlein oder Mayenblumen, welche bei der Grossen Pyramis und unvergleichlichen Ehrn-Seule Denen Hoch-Edelgebornen Fürsichtig und Hochweisen HERREN Herren Burgermeistern und gesambten Rath Des H. Röm. Reichs-Stadt Nürnberg etc. zu gnädigstem Angedencken Auf dero Hohen Gnad-Altar zu heiligen verehrt und in tiefster Demuth als schuldigster Unterthänigkeit übergeben von dem so gewandten und bekandten Fürstl. Eggenbergischen Hof-Comödianten

Digitized by Google

oder agirenden Bauren, sonsten Johann Valentin Petzold, auch Kilian Brustfleck genandt. Nachdem ers bey theurer Zeit in Armuth, aus dem Thætalischen Irr-Garten seines verwirrten Bauren-Verstands gesamblet, und HeraVs gegeb'n In DIeseM Iahr, VVIe's nageLneVV gedrVCkket VVar — 2 Bl. 4° o. O. (jedenfalls Nürnberg).

Inhaltlich durchaus elend und uninteressant. Liefert auch nichts weiter zur Charakteristik des armseligen Reimers. Ein gröstentheils in Alexandrinern abgefasster Lobspruch auf Nürnberg (die 'reiche Adlerbraut'), sogar auf seine Apotheken (Guldne Kugel, Kandl, Paradeisz). Schluss:

Gib Himmel! dasz geschicht, und eine Gnad mich mach Neu.
Denen Lilien-Hahnen, und Mondes-Hunden, zu Hohn und Trutz,
Find letzlich dieses Cabbala bei Eurer Gnaden-Rath sichren Schutz.

Die darauf folgende 'Cabbalistische Litter-Rechnung' bedeutet:

Gib Gott denen Adlers-Federn all hie Gnaden.
Das Sie Mogen All Ihren Feinden Schaden.

Wirklich sehr 'Thätalisch'.

Strassburg 16. 5. 78.

Erich Schmidt.

Digitized by Google

ZUR STELLA.

Goethes Stella enthält die meisten traditionellen Motive des bürgerlichen Trauerspiels. Die verlassene Geliebte, welche ihrem treulosen Geliebten nachreist, scheint seit Lessings Miss Sara Sampson zum bürgerlichen Trauerspiel unentbehrlich. Weisses Amalia folgt ihrem Geliebten in Männerkleidern, um ihn aus den Armen ihrer Nebenbuhlerin zu retten, falls diese seiner unwürdig sei. Sie findet sie würdig und entsagt. Die Lösung des Conflictes hat sich Weisse leicht gemacht. Ein älterer Freund und Begleiter, der Vertraute Amaliens, ein Nothnagel des Dichters, an dem alles aufgehängt wird, was der Zuschauer zu wissen braucht, tritt am Schlusse als Erlöser auf, indem er Amalien heimführt. Dies die erste Lösung des Stella-Conflictes.

Das Motiv der nachreisenden Geliebten war leicht zu einer tragischen Situation zu verwenden. Nur ein Schritt war zu thun: die nachreisende Geliebte weiss wol ihren Geliebten an einem bestimmten Orte, aber nichts von seiner Treulosigkeit. Sie erfährt diese erst nach ihrer Ankunft, also im Rahmen des Stückes, auf der Scene. Diesen Schritt, den Goethes 'Stella' voraussetzt, hat nicht Goethe, sondern Weisse gethan. Zwei Jahre nach der Amalia, im Jahre 1768, versuchte sich Weisse an einer neuen Lösung des Stella-Conflictes. 'Grossmuth für Grossmuth' erschien in der zweiten Auflage des dritten Bandes 'Beytrag zum deutschen Theater' 1768. Goethe kannte das Stück. Nach seiner Rückkehr aus Leipzig, am 24. November 1768, schreibt er an Oeser (DjGoethe 1, 37): 'Meine Gedanken über Weissens Grossmuth für Grossmuth sind zwar zum Erzählen ganz erträglich,

Digitized by Google

zum Schreiben noch lange nicht ordentlich, nicht richtig genug.' Die Lösung des Conflikte kommt in diesem 'Lustspiele' der Stella schon näher. Die neue Geliebte entsagt und Freundschaft verbindet alle drei Personen unter einander. Die Worte Treuwerths mögen Goethe auf seine Lösung gebracht haben: 'Grossmüthige Seele! Wie glücklich! Wie unglücklich zugleich! Zwei Herzen besitzen zu können, wovon jedes eine Welt werth ist und nur eines geben zu können! — — Aber Constantia und Sie sollen es getheilt besitzen. Sie ist viel zu grossmüthig, als dass sie mir zumuthen sollte, eine Person zu vergessen, die meine erste Liebe besass.'

Goethe vertieft die Situation noch einmal. Nicht nur dass Cäcilie von der Untreue ihres Geliebten nichts weiss, sie weiss auch von seinem Aufenthalte an dem Orte ihrer Ankunft nichts. Goethe verbindet eine der wirksamsten Erkennungsscenen die ihre Kraft seitdem hundertmal erprobt hat, mit diesem Motive des bürgerlichen Trauerspiels. So entwickelt sich aus dem Motive der Sara durch Weisses Stücke hindurch das Motiv der Stella.

In Weisses 'Grossmuth für Grossmuth' ist Karoline von ihrem Geliebten Treuwerth durch ihren Vater getrennt worden. Der tyrannische Vater, der seine Tochter zu verhasster Heirat zwingen will, ist ein Typus des bürgerlichen Stücks. Weisse hat in diesem Sinne aus Shakespeares Capulet in Romeo und Julie Kapital geschlagen. Goethe versöhnt auch hier; im Hintergrunde des Verhältnisses zwischen Fernando und Stella steht ein gütiger Onkel; und was Fernando von Cäcilien treibt, ist ein ritterliches Motiv, dem bürgerlichen Trauerspiel gerade entgegengesetzt. Treuwerth hält Amalia für todt. Er findet in Danzig eine reiche Kaufmannswittwe, deren Geschäft er zu führen auf sich nimmt. Er gewinnt ihre Liebe und macht eben Anstalten zur Vermälung, als Karoline erscheint, und die alte Liebe aufs neue bei ihm entzündet. Constantia, die Wittwe, entsagt.

Die Situation während der Handlung des Stücks ist unverkennbar dieselbe, wie in Goethes Stella. Die Voraussetzungen freilich sind sehr verschieden. Treuwerth ist ein junger Kaufmann, Frau Solms (Constantia) eine Kaufmannswittwe, Ka-

Digitized by Google

roline Tochter eines Kaufmanns; — alles hausbackene bürgerliche Motive, welche der engliche Zuname Karolinens (Seyton) nicht aus der deutschen Kleinstädtersphäre herausrückt. Englischen Namen muss nun einmal wenigstens eine Person des bürgerlichen Lustspiels haben. Goethe bringt uns in eine freiere Sphäre chevaleresker und seraphischer Empfindungen. Auch Cäcilie, welche noch am meisten Maass zu halten weiss, setzt die Erscheinung des Werther voraus.

Die Charaktere der beiden Frauen in Weisses und Goethes Stücke kreuzen sich gegenseitig. Der Situation nach entspricht Karoline Seyton der Frau Sommer in der Stella; sie ist die ältere, verlassene Geliebte. Frau Solms in Weisses Stück ist in Stellas Lage, als die spätere, noch besitzende Geliebte.

Aber die Charaktere sind bei Goethe richtiger in die entgegengesetzte Situation gesetzt. Frau Solms ist Wittwe, zwar eine jugendliche Wittwe, aber Karoline gegenüber hat sie die Mühseligkeiten des Lebens in ihrer ersten Ehe kennen gelernt. Als der Conflikt an sie herantritt, fasst sie sich schnell. Sogleich in ihrem ersten Selbstgespräche räsonnirt ihr Verstand über Zulässigkeit und Unzulässigkeit ihrer Ehe mit Treuwerth. Sobald sie sich aber überzeugt hat, dass Treuwerth Karoline noch liebt, ist sie zur Entsagung bereit. Cäcilie in der Stella ist nicht blos Wittwe, sie ist auch Mutter. Wo der Himmel Elend und Verwirrung über seine Kinder geschickt hat, ist sie es zuerst, welche zum Himmel um Stärkung fleht; durch sie wird der Knoten löslich, der erst nur zerreissbar scheint. Ihr Verstand bringt im entscheidenden Momente den ähnlichen Fall des Grafen von Gleichen mit kluger Berechnung zur Erzählung. Sie erkennt, wie sehr Fernando Stella noch immer liebt, wie ihn nur die Pflicht von ihr abrufe, und sie wirft Fernando mit der Frage zu Boden: 'Nicht wahr, Du liebst sie, Fernando?'

Constantia ist ganz das Vorbild der Cäcilie in der Stella. Hier hat Goethe aus seiner Quelle am meisten entlehnen können. Cäcilie steht den bürgerlichen Empfindungen noch immer am nächsten. Karoline hat wie Stella Jugend, Reichthum und Schönheit. Sie kann nur ohne Ueberlegung

Digitized by Google

ihrem Naturell folgen; sie ist heftig. Alles aber, was über die Schablone des bürgerlichen Stückes hinausgeht, musste Goethe aus eigenem hinzuthun. Bei Fernando war es ihm noch leichter, aus dem eigenen hinzuzugeben; und hier steht es auch mit der Quelle am trostlosesten. Etwa ein Werner, wie in Wilhelm Meister, ein Philister, der als 'gute Partie' von zwei Frauen in die Mitte genommen ist, hätte ohne weitere Hinzuthat in Goethes Händen daraus werden können. Den einen bürgerlich-sittlichen Zug hat Goethe freilich beibehalten: dass Fernando wie Treuwerth, als sie ihre ersten Geliebten wiederfinden, gegen den Willen ihres Herzens, an der Pflicht, der geschlossenen Verbindung oder Verbindlichkeit festhalten; und erst durch die Grossmuth ihrer Liebe wiedergeschenkt werden.

Grossmuth für Grossmuth ist ja auch in der Stella das Sujet. Wenn auch das Prahlen mit sittlichen Vorzügen und Doctrinen mehr zurücktritt; wenn auch, was in Weisses Stück bürgerliche Moral heisst, in der Stella als höherer, edlerer Zug des Herzens erscheint. Stella klagt sich an, sobald sie von der Heirat ihres Geliebten erfährt, Cäciliens Leben vergiftet, ihr alles geraubt zu haben; und Cäcilie übt Grossmuth, indem sie auf den alleinigen Besitz Fernandos, der sich ihr selbst wieder zugesprochen hat, verzichtet.

Uebereinstimmungen im äusseren Gang der Handlung finden sich wenige. In beiden Stücken wird die frühere Geliebte, die während der Abwesenheit des Geliebten auftritt, von der neuen Geliebten in deren Hause festgehalten. Karoline bei Weisse ist nach der Sitte des bürgerlichen Stückes im Gasthofe abgestiegen; Goethes Stella spielt im ersten Akt im Posthause. Karoline wie Cäcilie wollen fliehen, sobald sie von der neuen Verbindung des Geliebten erfahren; sie fürchten, das Glück des Geliebten zu stören, die alte Flamme in seinem Herzen wieder zu entzünden. Karoline erfährt von ihrer Nebenbuhlerin die neue Verbindlichkeit ihre Geliebten; ähnlich wie Cäcilie von Stella das Bildnis ihres Mannes in die Hand bekommt. Frau Solms erzählt dem Treuwerth die Geschichte seiner ersten Liebe unter dem Vorwand, dass

Digitized by Google

sie ihr geträumt habe; so auch muss Fernando in der Stella von Cäcilien die Geschichte der seinigen hören. Wie Fernando muss es Treuwerth beklagen, seine erste Geliebte nur wieder gefunden zu haben, um sie auf immer zu verlieren.

28. 8. 78.

Jacob Minor.

XIII. Die Nominalsuffixe a und â in den germanischen Sprachen. Von Heinrich Zimmer. Eine von der philosophischen Facultät der Universität Strassburg gekrönte Preisschrift M. 7. —

XIV. Der Marner. Herausgegeben von Philipp Strauch. M. 4. —

XV. Ueber den Mönch von Heilsbronn. Von Albrecht Wagner. M. 2. —

XVI. King Horn. Untersuchungen zur mittelenglischen Sprach- und Litteraturgeschichte von Theodor Wissmann. M. 3. —

XVII. Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Litteratur von Ludwg Hirzel M. 1. —

XVIII. Flandrijs. Fragmente eines mittelniederländischen Rittergedichtes. Zum ersten Male herausgegeben von Johannes Franck. M. 4. —

XIX. Eilhart von Oberge. Zum ersten Male herausgegeben von Franz Lichtenstein M. 14. —

XX. Englische Alexius-Legenden aus dem XIV. und XV. Jahrh. Herausgegeben von J. Schipper. I: Version 1. M. 2. 50

XXI. Die Anfänge des Prosaromans in Deutschland und Jörg Wickram von Colmar. Eine Kritik von Wilhelm Scherer. M. 2. 50

XXII. Ludwig Philipp Hahn. Ein Beitrag zur Charakteristik der Sturm und Drangzeit von Richard Maria Werner. M. 3. —

XXIII. Leibniz und Schottelius. Die Unvorgreiflichen Gedanken. Untersucht und herausgegeben von August Schmarsow. M. 2. —

XXIV. Die Handschriften und Quellen Willirams, von Josef Seemüller. M. 2. 50

XXV. Kleinere lateinische Denkmäler der Thiersage aus dem XII. bis XIV. Jahrh. Herausgegeben von E. Voigt. M. 4. 50

XXVI. Die Offenbarungen der Adelheid Langmann herausgegeben von Philipp Strauch. M. 4. —

XXVII. Ueber einige Fälle des Conjunctivs im Mittelhochdeutschen. Ein Beitrag zur Syntax des zusammengesetzten Satzes. Von Lud. Bock. M 1. 50.

XXVIII. Willirams deutsche Paraphrase des hohen Liedes Mit Einleitung und Glossar herausgegeben von Joseph Seemüller. M. 3. —

XXIX. Die Quellen von Notkers Psalmen. Zusammengestellt von Ernst Henrici M. 8. —

XXX. Joachim Wilhelm von Brawe. Der Schüler Lessings Von August Sauer. M. 3. —

XXXI. Nibelungenstudien von Rudolf Henning. (Unter der Presse.)

XXXII. Beiträge zur Geschichte der Germanischen Conjugation. Von Friedrich Kluge. M. 4. —

XXXIII. Wolframs Lieder und Wörter für Freude und Leid. Von Ludwig Bock.

XXXIV. Aus Goethes Frühzeit. Bruchstücke eines Commentars zum jungen Goethe. Von W. Scherer.

XXXV. Wigamur. Eine litterarhistorische Untersuchung von Gregor Sarrazin.

Im gleichen Verlag erschien:

Notkers Psalmen nach der Wiener Handschrift herausgegeben von Richard Heinzel und Wilh. Scherer 8. LII u. 327 S. 1878. M. 8. —

Soeben wurde ausgegeben und steht auf Verlangen gratis zu Diensten:

Nachträge und Berichtigungen zu Eilhart von Oberge. Herausgegeben von Franz Lichtenstein. 4 S. 8.

Digitized by Google

stehung der großen Dichtungen mittheilten und sie lieber an die Kunstwerke selbst heranführten, um den Blick für deren Schönheit zu schärfen. Nicht auf das Wissen kommt es an, sondern auf den Geschmack und auf die Fähigkeit zu genießen!

Alles dies aber gilt für den Faust nicht. Um Goethe's Faust zu verstehen, d. h. zu würdigen und ihm gerecht zu werden und in den vom Dichter gewollten Zusammenhang einzudringen, ist es wirklich nothwendig Einiges zu wissen, was uns die Dichtung selbst nicht sagt. Wir müssen wissen, daß an dem Werke sechzig Jahre lang mit vielen Unterbrechungen gearbeitet und in Folge dessen die letzte innere Einheit und äußere Vollendung nicht erreicht wurde. Wir müssen wissen, daß die Pläne des Dichters schwankten und wechselten und ihre Spuren in dem Werke zurückließen. Wir müssen wissen, daß ganze Scenen fehlen, welche beabsichtigt waren, nicht ausgeführt wurden und für den Zusammenhang wichtig gewesen wären. Hier kann die Wissenschaft helfen, ja hier muß sie helfen und eine unbefangene Kritik befördern.

Auf die fehlenden Scenen und auf die wechselnden Pläne habe ich mein Augenmerk nun hauptsächlich gerichtet, und, indem ich sie erwäge, suche ich zur Einheit des Kunstwerkes vorzudringen, welche Goethe zwar vorschwebte, die er bei der Ausführung aber nicht völlig erreichte. Nie ist ihm diese Einheit deutlicher gewesen, nie hat er den Plan mit größerer Klarheit vor sich gesehen, als in den gesegneten Jahren, in denen ihm Schiller's lebendiger Antheil zur Seite stand und ihn Schiller's eigenes Denken und Dichten belebte, spornte und förderte: das sind für den Faust die Jahre 1797 bis 1801.

Damals hat er das Vorspiel auf dem Theater und den Prolog im Himmel gedichtet. Damals hat er den Anfang der Handlung, den Monolog Faust's, die Erscheinung des Erdgeistes und das Gespräch mit Wagner in die Osternacht verlegt, seinem Helden den Giftbecher in die Hand gegeben und ihn durch die heiligen Gesänge im Leben zurückgehalten. Die Auferstehung des Herrn wird für Faust ein Symbol eigener Auferstehung. Eine hohe Freudigkeit ergreift ihn, der Ostersonntag findet ihn geneigt, den beginnenden Frühling zu genießen. Die Sehnsucht ins Weite, die ihn erfaßt, weissagt noch nichts Uebles und sie weicht stiller Sammlung, da er in sein Studirzimmer zurückkehrt. Die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt sich in ihm; er hält Einkehr bei sich selbst und, indem er das Evangelium Johannis aufschlägt und es zu übersetzen sucht, wird ihm klar: das Erste und das Höchste ist die That. Der Pudel, der ihn stört, den er beschwört, der sich als Mephisto entpuppt, macht ihm Vergnügen und in behaglichster Laune meint er, es ließe sich ein Pact mit ihm schließen. Der Teufel aber kann diese lebensfreudige, selbstherrliche Stimmung des Mannes, den er verführen will, nicht brauchen. Er entflieht, um eine bessere Gelegenheit abzuwarten, in der Faust die Bedingungen nicht selbst dictiren, sondern sich dictiren lassen würde.

Und so finden wir Faust in der That in der nächsten Scene. Der Optimismus, der seit der Osternacht ihn belebte, ist wieder geschwunden und hat neuem Pessimismus Platz gemacht; und in solcher Stimmung schließt er den Vertrag. Was liegt zwischen den beiden Scenen? Nichts. Was erklärt den Umschlag? Nichts. Hier ist eine Lücke; hier ist ein Fehler des Dramas, so wie es uns vorliegt.

Aber wir erfahren aus Goethe's hinterlassenen Papieren, so weit sie bekannt sind, und aus den Briefen Goethe's an Schiller, daß zwischen den beiden Scenen ein feierlicher Universitätsactus, eine Disputation beabsichtigt war, welche nicht nur das Universitätstreiben, die ganze bisherige Lebenssphäre Faust's näher charakterisiren, sondern auch den Umschlag in Faust's Stimmung motiviren konnte. Dieser Disputationsactus leistete aber noch etwas anderes, wie wir aus der erhaltenen Planskizze entnehmen. Mephisto trat darin wie in der Beschwörungsscene als fahrender Scholasticus auf und dem Faust als Opponent entgegen. Mephisto pries das unstäte Leben. Faust lobte die Selbsterkenntnis, zu der es keiner Welterfahrung bedürfe. Mephisto wußte aber, wie es scheint, doch die Neugierde Faust's zu erregen: und zwar ist es ein Zauberspiegel, auf den die Unterredung führt und der vermuthlich ein wichtiger Hebel werden sollte.

Mephisto erregt die Neugierde, ohne sie zu befriedigen. Faust, enttäuscht, von Neuem in einem Wunsch betrogen, sieht den fahrenden Scholasten ungern abermals verschwinden. Und diese Enttäuschung mag den Umschwung seiner Stimmung erklären. Aber Mephisto kommt wieder, bereit den Doctor in die Welt zu führen und mit dessen eigenem Drang in die Ferne verbündet. Indessen wurde diese Scene nicht ausgeführt, wie sie beabsichtigt war. Die Art, wie Faust seinen Vertrag mit Mephisto abschließt, steht in unlösbarem Widerspruche mit dem Prolog im Himmel. Während es im Prolog keine Hölle, keinen künftigen Strafort der Bösen gibt, während der Teufel nur diesseits den Menschen erniedrigen möchte und auf das Jenseits keine Ansprüche macht, ist der Vertrag gerade auf die Annahme einer Hölle gebaut und setzt ein Jenseits voraus, in welchem der Mensch dem Teufel unterworfen sein könnte. Der Vertrag scheint im letzten Augenblick vor dem Abschlusse des ersten Theiles so gestaltet worden zu sein, wie er thatsächlich vorliegt, und hat auch auf den Schluß des zweiten Theiles eingewirkt. Wir besitzen aber Fragmente eines älteren Schlusses, die mit dem Prologe vollkommen übereinstimmen.

Hätte Goethe den Disputationsactus ausgeführt und tauchte in dem gelehrten Kampfgespräch der Zauberspiegel auf, der Faust's Neugierde erregt: so stand Goethe vor einem großen Zusammenhang und hatte von hier aus die Möglichkeit in der Hand, ein Motiv auszubeuten, welches auf weite Strecken hin dem Faust eine sehr willkommene Einheit gegeben haben würde.

Wie wenn Mephistopheles Faust's Neugierde nach dem Zauberspiegel benutzte, um ihn fortzulocken? Wie wenn dieser Zauberspiegel eben derjenige wäre, den Faust in der Hexenküche erblickte und in dem ihn der Anblick weiblicher Schönheit entzückte? Wie wenn die Frauengestalt, die ihn hier blendete, eine gewisse Aehnlichkeit mit Gretchen, aber eine noch größere mit Helena aufwies, so daß Gretchen eine Art Vorbereitung auf Helena und die dämonische Gewalt, mit der im zweiten Theile das Bild Helena's auf Faust wirkt, schon im ersten Theil und schon in der Hexenküche begründet wäre?

Der Gedanke ist so einleuchtend und drängt sich mit solcher Nothwendigkeit auf, drängt sich aus den von Goethe hinterlassenen Materialien auf, daß wir die Vermuthung nicht abwehren können, Goethe habe wirklich einmal daran gedacht

Digitized by Google

einen so großartigen Zusammenhang herzustellen und dergestalt alle Hauptmotive des Faust mit einander näher zu verketten.

Die Gretchen-Tragödie selbst ist ziemlich vollständig ausgeführt und über die kleinen Widersprüche im Einzelnen sieht man gern hinweg. Aber auch hier fehlen ganz wichtige Scenen. Wir wissen nicht, wie Faust Gretchen's Schicksal erfährt; und die Walpurgisnacht ist unvollständig. Sie sollte ursprünglich drei Scenen enthalten: in der ersten den Aufstieg zum Brocken; in der zweiten die Erlebnisse Faust's auf dem Gipfel des Brockens; in der dritten den Abstieg vom Brocken. Nur die erste ist ausgeführt; die zweite und dritte fehlt. In der zweiten sollte Satan selbst mit seinem Hofstaat auftreten. In der dritten sollte Faust Gretchen's Schicksal erfahren: die gespenstische Gestalt, welche dem guten Gretchen gleicht und in der ersten dieser Scenen Faust sofort wunderbar ergreift, sollte wieder auftreten; ihr Kopf sollte abfallen, und das Geschwätz kleiner Berggeister sollte Gretchen's Unglück enthüllen und so den Faust zu thätiger Hilfe entflammen.

Aber nicht bloß für den Aufschluß über Gretchen war die Fortsetzung der Walpurgisnacht nothwendig. Die ganze Bedeutung der Harz- und Brockenscenen wäre erst aus der weiteren Entwicklung klar geworden.

Die Idee des Goethe'schen Faust oder die Moral, wenn man so will — denn der Faust hat eine Moral, wie eine Fabel — ist in den Worten des Prologes ausgesprochen:

> Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Dieser Satz bewährt sich an allen großen Wendepunkten des Stückes. Mephisto möchte den Faust herabziehen, er möchte ihn ins Gemeine verstricken und ihn Staub fressen machen: Faust aber hat einen Zug zum Guten und Edlen, der sich nie ganz unterdrücken läßt — und Mephisto muß ihm widerwillig dienen, er muß das Gute schaffen, obgleich er das Böse will. In Auerbach's Keller, in der Hexenküche, da ist dem Mephisto wohl, während Faust sich angewidert fühlt. An Gretchen will Mephisto nicht heran: er empfindet den Zauber der Heiligkeit und seine Ohnmacht gegenüber der Unschuld und Einfalt des Herzens. Aber er *muß* als gehorsamer Diener; und alsbald zeigt sich Faust selbst geheiligt, indem er Gretchen's Zimmer betritt und ihn die reine Lebensluft des guten Kindes umweht. Indessen ist Mephisto hier mit einem starken Trieb in Faust's eigener Brust verbündet, Faust verfällt der Sünde und die Aufregungen der Walpurgisnacht sollen Reue und Gewissen in ihm ersticken. Gerade dort aber weckt ihn eine vorbedeutungsvolle Erscheinung aus seinem Sündenschlaf, und vergeblich sucht ihn Mephisto zu zerstreuen und ihm alle düsteren Ahnungen auszureden.

Dasselbe Verhältniß nun waltet auch bei den anderen Erlebnissen der Walpurgisnacht ob. Faust strebt nach der Höhe, Mephisto will ihn in der Tiefe halten. Faust möchte den Gipfel des Brockens erklimmen, Mephisto will ihn unten durch einen Hexentanz bethören. Faust meint, dort oben müsse sich es Räthsel lösen; mitten im Wirbel fratzenhafter Gestalten, die ihn umist sein edler Erkenntnißtrieb rege: Mephisto möchte denselben in leeren

Vergnügungen ersticken. Aber auch hier muß Mephisto als gehorsamer Diener zuletzt dem Befehle des Herrn willfahren und ihn zur Höhe geleiten. Sollte dort wirklich Faust's Erkenntnißtrieb Befriedigung finden? Sollte sich ihm wirklich manches Räthsel lösen?

Ich antworte unbedingt mit Ja. Faust sollte den Satan von Angesicht zu Angesicht erblicken. Mephisto ist keiner von den Großen unter den Geistern, die verneinen: Faust aber sollte dem Größten einmal gegenüber stehen; das Reich des Bösen sollte sich mit seinem Oberhaupte vor ihm offenbaren und er sollte — dessen völlige Nichtigkeit erkennen. Goethe wollte für die Schilderung des Satans und seiner Getreuen eine ganz aristophanisch-groteske Phantasie aufbieten und mit der höchsten Derbheit und Kühnheit die absurdesten und lächerlichsten Situationen ausmalen. Wie der Prolog im Himmel das Reich Gottes als ein Reich der Liebe darstellte, so sollte sich hier ein alberner Despotismus blähen; colossale Schmeicheleien sind der höllischen Majestät erwünscht; ein gänzlich hohles Gebäude wird mit allem Apparate despotischer Herrlichkeit ausgestattet; und um Mitternacht versinkt es, wie eine Seifenblase zerplatzt.

Der erhabene Optimismus der Goethe'schen Weltanschauung sollte sich hier wie im Prologe bewähren. Das Böse ist nur lächerlich, es ist nicht gefährlich. Das Böse hat keine reale Macht; es ist nur ein Reizmittel zum Guten. Diese Erkenntnisse sollten Faust auf dem Gipfel des Brockens nahe treten. Das Räthsel des Bösen sollte ihm dort gelöst werden. Und wenn wir solche Vermuthungen auch nur aus Trümmern ablesen, die Wirkungen der Brockenfahrt liegen klar vor: seit den Erlebnissen der Walpurgisnacht ist Faust ein besserer Mensch.

Ein Schauer faßt ihn, da er vor Gretchen's Kerker steht. Das Mitleid wird in ihm gewaltig und er scheut sich den Jammer zu sehen, aber die Pflicht zu retten, wo er so viel verschuldet, überwiegt seine Furcht vor dem Schmerze. Und wenn er auch vor dem thränenerzwingenden Anblicke der Geliebten nicht zweifeln kann, daß das Böse den Menschen herniederzuziehen im Stande ist, so erfährt er doch auch hier zuletzt nur die Wahrheit, daß ein guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist. Durch alle Schauer des Wahnsinns bricht in Gretchens umnachteter Seele das Licht des Gewissens. Sie lechzt halb unbewußt nach der Strafe; denn die Strafe, der Tod ist ihr Sühne. Und eine Stimme von oben bestätigt: sie ist gerettet!

Ruft Mephisto, indem er mit Faust verschwindet: „Her zu mir!" so scheint er zu sagen: „Ist auch diese mir entzogen, sollst doch Du mir nicht entgehen". Gretchens Stimme aber ertönt mit Sehnsuchtslauten: „Heinrich! Heinrich!" Die Gerettete möchte den Geliebten an sich ziehen und auch ihn der Rettung theilhaft machen.

Wird es ihr gelingen oder wird Mephisto ihn erniedrigen?

Das ist die Frage, die der zweite Theil beantwortet. Gretchen kommt nicht etwa als ein liebevoller schützender und warnender Genius, ein wandelnder Geist, wie sie wohl romantische Dramatiker auftreten ließen, zur Erde zurü[illegible] kann für den Geliebten nur im Jenseits beten. Aber die abgeschiedenen werden allerdings zu Faust's Gunsten erregt und eine Gestalt des gri[illegible]

Digitized by Google

Alterthums scheint seine Führung zum Rechten und Guten und dergestalt seine Rettung zu übernehmen.

Ich meine Helena.

Als Goethe im Herbst 1800 die Partieen des Faust, in denen Helena auftritt, und insbesondere den dritten Act des zweiten Theiles in Angriff nahm, der ihr ganz gewidmet ist, da nannte er in einem Brief an Schiller diesen Act einen Gipfel, von dem aus sich erst die rechte Aussicht über das Ganze zeigen werde. Und Schiller erwiderte: dieser Gipfel, wie Sie ihn selbst nennen, muß von allen Punkten des Ganzen gesehen werden und nach allen hinsehen.

Ist dies jetzt der Fall?

Nein! Wir stoßen auch hier wieder auf eine Lücke und auf eine Veränderung des Planes.

Meine Leser erinnern sich, wie Helena im ersten Acte des zweiten Theiles zuerst erscheint. Faust und Mephistopheles sind am Hofe des Kaisers; sie haben ihm aus Geldverlegenheiten geholfen, indem sie das Papiergeld erfanden. Sie sollen ihn jetzt amüsiren. Er verlangt die Helena zu sehen, und Faust fühlt sich verpflichtet, seinem Wunsche zu willfahren. Wieder aber stößt er auf die Opposition Mephisto's: in der Region des Heidenthums hat der nordische Teufel keine Macht; er weiß aber doch schließlich Rath, wenn auch Faust selbst dabei das Beste thun muß. Faust steigt zu den Müttern hinab, er bringt den zauberhaften Dreifuß mit, dessen Schale die Weihrauchdüfte entsendet, aus denen Paris und Helena hervortreten. Faust selbst aber wird von dem Anblicke der Helena tief ergriffen. Sein ganzes Wesen ist verwandelt. Jetzt erst scheint die Welt ihm wünschenswerth, gegründet, dauerhaft. „Verschwinde mir des Lebens Athemkraft" — so ruft er der Erscheinung zu —

Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte,
In Zauberspiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild solcher Schöne! —
Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

Eine unsinnige Eifersucht auf den begünstigten Paris erfaßt ihn. Er will ihm die Geliebte entreißen und sie an sich raffen, indem er sagt:

„Wer sie erkennt, der darf sie nicht entbehren."

Da erfolgt eine Explosion. Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf. Mephisto nimmt den Doctor auf die Schulter und kehrt mit ihm in sein altes Studirzimmer zurück, wo wir ihn am Anfange des zweiten Actes vorfinden. Faust bleibt bewußtlos. Mephisto weiß nicht zu helfen. Aber der frühreife Homunculus, den Wagner soeben auf künstlichem Wege hergestellt hat, erräth Faust's Traumgedanken, die ganz auf Helena gerichtet sind. Er gibt den Rath, ihn nach Griechenland zu bringen, wo eben classische Walpurgisnacht sei.

eschieht's. Und in der That hat Faust kaum classischen Boden berührt, : sofort erwacht und die Frage thut: „Wo ist sie?" Er irrt unter den schen Gespenstern umher und fragt: „Hat eins der Euren Helena gesehn?" ird an Chiron den Centauren verwiesen. Dieser hält ihn für wahnsinnig

und nimmt ihn auf seinem Rücken zu der Seherin Manto mit, auf daß sie ihn heile. Sie aber erklärt: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt!" und stellt ihm Erfüllung seiner Wünsche in Aussicht:

Tritt ein, Verwegner, sollst dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verbotnem Gruß.
Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt,
Benutz' es besser, frisch! beherzt!

Hier verlieren wir Faust aus den Augen, um ihn erst als angeblichen Beschützer der auf die Oberwelt zurückgekehrten Helena wieder zu begrüßen. Der weitere Verlauf der classischen Walpurgisnacht aber zeigt uns, wie Homunculus seinen Tod in den Wellen findet und wie Mephisto sich durch seine Verwandlung in eine Phorkyas erst unter den classischen Gespensterwesen, die ihm sehr unheimlich vorkommen, eine anständige Existenz gründet.

Faust also ist unterdessen in der Unterwelt bei Persephoneia; und sein Streben muß erfolgreich gewesen sein: denn am Anfang des dritten Actes ist Helena in Sparta und Alles für ihre Begegnung mit Faust vorbereitet.

Aber kann ein unbefangener Leser oder Zuschauer den Anfang des dritten Actes lesen oder sehen, ohne auf das Wunderlichste berührt zu werden? Wie geht denn das zu? Sind wir plötzlich ins homerische Zeitalter versetzt? Helena glaubt soeben von Troja zurückzukehren! Sie glaubt mit Menelas über das Meer geschifft zu sein! Sie glaubt, vorausgeschickt, einen Auftrag des Menelas erfüllen zu müssen! Wie ist denn das möglich!

Wenn irgendwo, so haben wir hier wieder eine Lücke zu constatiren. Der Dichter kann nicht ursprünglich die Absicht gehabt haben, uns ein so verwunderſames Factum ohne Erklärung vorzuführen. Wir müßten vorbereitet sein auf das Ueberseltsame. Wir müßten wissen, wie es zusammenhängt.

Wirklich erfahren wir durch Goethe selbst, daß vor dem dritten Act und vermuthlich am Ende des zweiten eine Scene fehlt. Wir sollten zu Faust zurückkehren, wir sollten mit ihm die Unterwelt betreten und ihn am Throne Persephoneia's erscheinen sehen. „Faust's Rede an die Proserpina," sagte Goethe zu Eckermann, „Faust's Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daß sie die Helena herausgibt; was muß das nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst zu Thränen davon gerührt wird!"

War aber eine solche Verhandlung zwischen Faust und Persephoneia beabsichtigt, gelang es dem deutschen, hier ganz heroisch gewordenen Gelehrten, die Göttin der Unterwelt zu rühren: so lag es in der Natur der Sache, in dem Wesen des hier gebrauchten poetischen Motives, daß die Gewährung der Bitte an eine Bedingung geknüpft wurde, wie bei Orpheus, der seine Eurydice erfleht. Dem Orpheus wird die Bedingung auferlegt, sich nicht umzusehen. Welche Bedingung sollte wohl dem Faust gemacht werden?

Wir können es nur vermuthen, so weit das Stück uns selbst darauf hinweist. Aber an einem solchen Hinweise fehlt es nicht.

Da Helena vor dem Palaste des Menelas in Sparta auftritt, hat sie vergessen, daß sie aus dem Hades kommt; sie hat vergessen, daß sie schon einmal

gestorben ist; sie hat zunächst Alles vergessen, was zwischen dem Augenblick ihres Auftretens und dem Ende des trojanischen Krieges liegt. Ihre sonstigen Erinnerungen sind verschwunden; aber sie sind nicht ganz verschwunden, sie sind nur von einem Schleier bedeckt — und dieser Schleier kann gelüftet werden. Ja, Mephisto-Phorkyas macht sich das boshafte Vergnügen, ihn wirklich etwas zu lüften. Schon da zwischen Mephisto und den aus dem Hades mit emporgestiegenen Begleiterinnen der Helena wüste Scheltreden fallen und Mephisto den letzteren zu verstehen gibt, daß sie eigentlich Gespenster seien und in den Orcus gehören, da fühlt sich Helena selbst zum Orcus gerissen und sie hat einen Augenblick halber Besinnung:

Ist's wohl Gedächtniß? War es Wahn, der mich ergreift?
War ich das Alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?

Da ruft Mephisto — für das Publicum zugleich exponirend — ihre frühesten Erinnerungen wach. Der ganze Umriß ihres Lebens wird vor ihr lebendig. Zuletzt aber verwirrt Mephisto absichtlich ihre Gedanken, und da er sie an Achilles erinnert, der sich aus dem Schattenreiche herauf mit ihr verbunden habe, da fällt sie, überwältigt, in Ohnmacht.

Hiernach zweifle ich nicht: die Bedingung war: Helena durfte nicht zur Klarheit darüber kommen, daß sie eigentlich todt sei und nur als Gespenst auf der Oberwelt verweile. Ihr Gedächtniß ist verdunkelt und es darf nicht erhellt werden. Persephoneia hätte etwa zu dem Flehenden gesprochen: „Dein Wunsch sei dir gewährt — allein ein Schattenbild des Lebens nur kehrt Helenen zurück. Daß sie gestorben, daß in meinem Reich sie schon geweilt, soll sie vergessen und Alles sei aus dem Gedächtniß ihr verlöscht, was seit dem Falle Troja's sich begeben. Doch merke wohl! Wird die Erinnerung ihr geweckt, kehrt je das Bild des eigenen Todes ihr mit Klarheit wieder, weiß sie, daß sie mein war und dem Orcus schon verfallen: so schwindet ihr des Lebens Schein und zu den Schatten kehret sie zurück."

Habe ich bis hierher Recht, hängt Helena's Leben davon ab, daß sie sich ihres eigenen Todes nicht erinnert: so folgt aber noch ein Anderes. Die poetische Logik verlangt, daß die Bedingung eintrifft, welche gestellt ist, daß Helena, *wenn* sie dem Faust wieder entrissen wird, ihm *durch Verletzung der gestellten Bedingung* entrissen wird.

Das ist in dem Stücke, wie es vorliegt, nicht der Fall. Helena stirbt nicht durch Aufwachen der Erinnerung, sondern ihr und Faust's Sohn Euphorion sinkt zerschmettert zu ihren Füßen und zieht die Mutter nach. Wir werden daher mit Nothwendigkeit zu der Annahme gedrängt, daß der dritte Act, die eigentliche Helena-Tragödie, ehemals einen anderen Schluß bekommen sollte. Diese Annahme ist aber auch aus anderen Gründen nothwendig.

Goethe schrieb an Schiller in dem vorhin benutzten Briefe: „Die Hauptmomente des Plans sind in Ordnung." Zu den Hauptmomenten gehörte doch gewiß das Ende. Goethe mußte damals wissen, wie er die auf die Oberwelt beschworene Helena wieder in die Unterwelt zurückbefördern wollte. Der Brief ist vom 23. September 1800. Damals konnte der Tod Euphorion's unmöglich

selbst hinwegträgt; und es muß die specielle Richtung auf schaffende, der Menschheit nützliche Thätigkeit angenommen haben. Das Alles aber durfte uns nicht zu errathen bleiben; es mußte uns vor Augen gestellt werden; wir mußten mit erleben, wie Faust durch Helena höher gehoben und auf den Weg des Heils geleitet wurde.

Ich stelle also zweitens fest: das Leben Faust's mit Helena wäre nach Goethe's Plan von 1800 so ausgeführt worden, daß der weitere Verlauf des Stückes, Faust's Lust nach nutzbarer Thätigkeit, die Befriedigung dieses Verlangens und das Ausharren in dem begonnenen Werke bis zum Tode hier seine sittliche Quelle gefunden, in der Berührung mit höchsten Erscheinungen des griechischen Uralterthums seinen Ursprung genommen hätte.

Drittens. Der dritte Act des zweiten Faust war vollständig auf eine Tragödie antiken Stiles angelegt. Er beginnt auch so, endigt aber als Oper. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört der Abfassung von 1800 nur dasjenige an, was den strengen griechischen Formen getreu bleibt, d. h. der Anfang bis zum Auftreten des Faust. Faust redet in anderen Versen, als bis dahin gebraucht waren, und er bringt den Thurmwächter mit, der in Reimen spricht. Alles, was daran hängt, daß Helena den Reim bemerkt und Unterricht in der modernen Metrik nimmt, kann nicht ursprünglich sein. Alle Gespenster der classischen Walpurgisnacht sprechen in Reimen; innerhalb des dritten Actes aber redet selbst Mephisto griechische Versmaße. So weit diese Versmaße reichen, so weit reicht die Helena von 1800.

Viertens. Die so gefundenen ältesten Theile zeigen, daß die ganze Tragödie auf den Gegensatz zwischen Helena und Mephisto gebaut war. Nach Goethe's um diese Zeit feststehender, in Hermann und Dorothea, der Pandora, den Wahlverwandtschaften bewährter Methode wird ein solcher Gegensatz durchgeführt und als Haupthebel der Handlung benutzt. Das zu thun, muß auch hier Goethe's Absicht gewesen sein. Mephisto konnte nicht ursprünglich als Hüter und vorsorglicher Wächter von Faust's und Helena's arkadischem Liebesglück gedacht sein, wie er jetzt dasteht. Der ganze Verlauf des Stückes mußte den Gegensatz festhalten, der hier eben so entscheidend ist, wie der Gegensatz zwischen Gretchen und Mephisto im ersten Theil. Er mußte nur noch schärfer herausgearbeitet und noch tiefer genommen werden, wie es im Anfange des dritten Actes thatsächlich geschieht.

So weit etwa können wir mit wissenschaftlichen Argumenten gelangen. Aber weiter nicht. Suchen wir den Plan von 1800 noch vollständiger, mit noch mehr Detail wieder herzustellen, so begeben wir uns auf das Gebiet des reinen Rathens.

Dennoch liegt es auch im Interesse der Wissenschaft, hier noch einen Schritt ins Ungewisse zu versuchen und sich die Möglichkeit einer Fortsetzung jener Anfänge von 1800 im Sinne der wissenschaftlich festgestellten Gesichtspunkte bis ins Einzelne vorzustellen, weil so eine Art Probe auf die Richtigkeit unserer Argumentation gemacht wird. Denn die Unmöglichkeit, sich das ganze Stück auf diesem Wege im Detail vorzustellen, wäre ein Beweis gegen die

igkeit unserer Annahmen.

Helena hat, wie sie glaubt, von Menelas den Auftrag erhalten, ein Opfer vorzubereiten; aber was zu opfern sei, hat er nicht angegeben. Die schlimme Ahnung, welche dies erweckt, wird von Mephisto in der Maske einer alten Dienerin bestätigt: Helena selbst ist das Opfer. Aber Mephisto, indem er die Fürstin und ihre Begleiterinnen schadenfroh ängstigt, eröffnet zugleich eine Aussicht auf Rettung: im Gebirge sei nordisches Kriegsvolk angesiedelt unter einem wohlgestalten, verständigen Führer; der werde Schutz gewähren. Helena ergreift, obgleich zögernd, diesen Ausweg. Nebel umgeben sie und ihre Begleiterinnen, und sie werden in die Mitte der gothischen Burg entrückt, welche Faust mit gespenstischen Scharen bewohnt. Hier mußte nun die erste Begrüßung erfolgen und zwar in anderer Form, als sie jetzt geschieht. Durch den achtungsvollen Empfang mußte bald die Leidenschaft durchbrechen und Helena, wenn auch abwehrend und voll Hoheit, doch ihre rasch entfachte Sympathie nicht verbergen. Eine Liebesscene ist im besten Gange; zwischen den Begleitern Faust's und den Begleiterinnen Helena's mögen sich Annäherungen vollziehen. Da tritt Mephisto als störendes Element herein, ungefähr wie es jetzt auch geschieht, und droht mit der nahenden Gefahr.

Faust weist ihn zurück, und die Worte, die er in dem uns vorliegenden Texte spricht, verrathen sich durch das griechische Versmaß als ein Bestandtheil der Dichtung von 1800:

Verwegne Störung! Widerwärtig bringt sie ein,
Auch nicht in Gefahren mag ich sinnlos Ungestüme.
Den schönsten Boten Unglücksbotschaft häßlicht ihn;
Du Häßlichste gar, nur schlimme Botschaft bringst du gern.
Doch diesmal soll dir's nicht gerathen, leeres Hauchs
Erschüttere du die Lüfte. Hier ist nicht Gefahr,
Und selbst Gefahr erschiene nur als eitles Dräun.

Aber Mephisto ist nicht der Mann, der sich ohne Weiteres abweisen läßt. Im Stile dieser Tragödie mußte ein Scheltdialog zwischen Faust und Mephisto folgen, welcher die tiefsten Dinge zur Sprache brachte, Anspielungen auf Mephisto's Wesen, auf die Zauberei, die hier geübt wurde, auf die eingebildete und nur vorgespiegelte Gefahr einer Opferung durch Menelas. Mephisto mußte schließlich von Faust vertrieben werden; aber Helena hat aus dem vorigen Dialoge schon Allerlei geahnt, viele Fragen sind für sie aufgeworfen: einerseits die nach Mephisto's Wesen, andererseits die nach ihrer eigenen Existenz auf der Oberwelt.

Nehmen wir an, daß etwa Faust im äußersten Unwillen und von Mephisto aufs Aeußerste in die Enge getrieben, sich durch das Zeichen des Kreuzes geholfen und den Dämon gebannt habe. So hatte Helena, sobald sie mit Faust wieder allein ist, gar viel zu fragen — und es konnte nicht anders sein: Faust mußte ihr einen Blick in die christliche Religion eröffnen; er mußte ihr ein Bekenntniß ablegen, wie es einst Gretchen hervorgelockt hatte; er mußte ihr von Gott und vom Teufel, vielleicht auch von dem Gekreuzigten sprechen. Sie mochte mit analogen Vorstellungen des Heidenthums antworten, durch Erinnerung sich die fremden Erscheinungen zurecht legen. Die Bilder antiken Heroenthums konnten vor ihr aufsteigen und dem Evangelium der That begegnen, welches Faust ei

in der Bibel zu finden glaubte. Aber zugleich mußte sich ihr immer klarer und klarer die Vorstellung einer neuen Welt enthüllen, in welcher das Heidenthum nur noch ein gespenstisches Dasein fristet, sofern es nicht die Phantasie strebender Männer befeuert. Ich könnte mir denken, daß der Höhepunkt dieser Motivenreihe erstiegen ward, indem die Gestalt der schmerzensreichen Mutter des Heilands unter dem Kreuze, zu welcher im ersten Theile Gretchen betet, auch hier erschien und durch Mitleid das Gefühl der Mutter in Helena zum Durchbruch brachte. Schon war früher im Vorbeigehen Hermione erwähnt worden, ihre Tochter und die des Menelas. Jetzt mochte auch Euphorion noch auftauchen, nach der griechischen Sage der Sohn der Helena und des Achill. Mit diesen Kindern wohnte etwa Helena in der Unterwelt zusammen. In der Erinnerung an sie wird ihr klar, daß auch sie eigentlich dem Orcus angehört. Die Mutterliebe zieht sie hinab.

Jedermann sieht, was mir vorschwebt, wenn ich meinem verwegenen Entwurfe diese bestimmte Gestalt gebe. Ich füge den Euphorion schon in den Plan von 1800 ein, aber noch den Euphorion des griechischen Mythus, nicht den neuen Euphorion Goethe'scher Fabrik, und denke mir den Schluß dem späteren ähnlich, so daß die Verwandlung des älteren Planes in den jüngern begreiflich und leicht erklärlich wird. Aber irgend eine Garantie für den ersteren und für die Wahrheit unserer Reconstruction gewinnen wir dadurch mit nichten. Ich betone noch einmal, daß es sich um ein reines Phantasiegebilde handelt.

Aber wir dürfen es noch einen Augenblick fortsetzen. Die scheidende Helena, die sich in den Hades zurückgezogen fühlt, durfte nicht ohne Vermächtniß scheiden von dem nordischen Freund. Ich denke mir eine Abschiedsrede, in der sie das antike Heroen-Ideal noch einmal vor ihm entfaltet und ihn auf schaffende, nützende Thätigkeit zum Besten der Menschheit weist. Ein Herakles, ein Theseus mögen ihr vorschweben, wie sie Ungeheuer erlegen, Räuber tödten und Sümpfe austrocknen. Von Achill mag sie reden, wie Athene in Goethe's „Achilleis" von ihm redet; sie mag beklagen, daß es dem edlen Jüngling nicht beschieden war, sich zum Manne zu bilden, und sie mag den Wunsch und die Mahnung an den Zurückbleibenden daran knüpfen: „Mögest du erreichen, was ihm vom Schicksal versagt ward; herrlich stehst du vor mir und ein Krieger wie er; möge dir des Lebens Vollendung zu Theil werden. Denn —

ein fürstlicher Mann ist so nöthig auf Erden,
Daß die jüngere Wuth, des wilden Zerstörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als schaffender, endlich beweise,
Der die Ordnung bestimmt, nach welcher sich Tausende richten.
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem stürmenden Ares,
Dem die Schlacht nur genügt, die männertödtende! Nein, er
Gleicht dem Kroniden selbst, von dem ausgehet die Wohlfahrt.
Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie; fernem Gestade
Führt er den Ueberfluß der Bürger zu; Küsten und Syrten
Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig."

Diese Worte der Athene würden in Helena's Munde Faust's neues Lebensprogramm enthalten, das ihm die Kraft gibt, den schnellen Verlust der Geliebten

Digitized by Google

zu ertragen, und in dessen Verwirklichung Mephisto und die Geister zu seinen Werkzeugen herabsinken, obschon auch als solche noch unbequem und stets zu schaden bereit. Helena ist stärker als Mephisto. Was Gretchen nicht vermochte, gelingt der Heroine. Faust steigt immer höher; er macht sich immer freier von dem Einflusse des Teufels, und dieser verliert die Wette, die er mit Gott einging. Es ist ihm nicht gelungen, den Faust von seinem Urquell abzuziehen; und die Worte des Herrn bleiben in Kraft:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Aber wenn die Berührung mit der Antike den Faust im edelsten Sinne vollkommen heroisch macht, so habe ich doch schon gesagt, daß dieser Heroismus bei ihm nicht unvorbereitet ist. Wenn er im vierten Acte des zweiten Theiles dem versuchenden Mephisto erwidert: „Die That ist Alles, nichts der Ruhm" — wenn er bald nachher den Ausspruch thut: „Genießen macht gemein" — wenn er im fünften Act als der Weisheit letzten Schluß verkündigt: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß": — so haben wir uns doch auch an den Faust des ersten Theils schon erinnert, der in einer weihevollen Stunde zu der Einsicht kommt: „Im Anfang war die That".

Indessen ist es damit nicht genug. Das Motiv zeigt sich noch tiefer begründet und geht noch weiter zurück. Es erklingt schon in der Osternacht.

Wie Faust das Leben verlassen will und wie die Kirchengesänge ihn im Leben zurückhalten, das prägt sich tief ein, und eine rührende Gewalt geht von der Scene aus. Aber auf den Inhalt der heiligen Lieder pflegt man nicht zu achten; man nimmt sie als Thatsache hin, und so wirken sie auch auf Faust. Er ist an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt; das kindliche Gefühl in ihm wird angeregt; die Spiele der Jugend, die Feier des Frühlings kommt ihm in den Sinn, alte Andacht und altes Glück. Der Inhalt der Gesänge ist für die psychologische Wirkung in der That gleichgültig. Sie gelten für altüberliefert und würden mit jedem Inhalte dasselbe wirken können. Aber es sind in Wahrheit nicht altüberlieferte Lieder; sondern Goethe hat sie unter Anknüpfung an solche mit selbständigem Inhalt ausgestattet, und nähere Betrachtung offenbart ihre tiefe Symbolik und ihre bedeutungsvolle Stellung im Drama.

Sie feiern die Auferstehung, indem sie ihr einen paraboliſchen Sinn unterlegen und eine Anwendung auf den Menschen überhaupt davon machen. Christus, der im Grabe liegt, mit Tüchern und Binden umwunden, wird mit dem Menschen verglichen, den die verderblichen, schleichenden, erblichen Mängel der Erde bedrücken. Aber das Erdendasein ist nur Prüfung, und es gibt eine Auferstehung, es gibt eine Erlösung daraus — nicht nur im Tode, sondern im Diesseits noch. Die Erlösung heißt: thätige Liebe.

Wenn die Jünger dem auferstandenen Meister sehnsüchtig nachblicken, so sehen sie das Erdendasein so düster und hoffnungslos an, wie Faust, da er sich tödten wollte:

Ach! an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da.

Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wir beweinen,
Meister, dein Glück.

Der Meister ist glücklich, denn er ist in Werdelust schaffender Freude nah. Da aber weisen die Engel die Klage der Jünger zurück:

Christ ist erstanden,
Aus der Verwesung Schoß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Mit anderen Worten: klagt nicht um den verlornen Meister, denn er ist nicht verloren. Beneidet nicht sein Glück, denn es ist euch eben so wie ihm gewährt. Schaffensfreude, die er als Gott genießt, ihr könnt sie auch als Menschen empfinden durch thätige Liebe: erweiset Gutes eurem Nebenmenschen, reicht ihm das Leibes- und Seelenbrot, macht ihn glücklich, indem ihr das Evangelium der Liebe verkündet: so seid ihr glücklich, wie es der Meister ist, ihr wirkt in seinem Sinn, und er ist euch nicht verloren.

So, müssen wir hoffen, wird auch Faust künftig das Leben auffassen. Die Botschaft, die ihn im Leben hält, wird auch ihrem Inhalte nach nicht an ihm verloren sein. Er wird leben, um thätig zu sein und zum Besten der Menschheit zu wirken. Das Evangelium, das ihn dem Leben wiedergewinnt, ist das Evangelium der Humanität, der werkthätigen Liebe.

Zu diesem kehrt er zurück nach weiten Umwegen. Dieses zu verwirklichen sehen wir ihn entschlossen, nachdem seine ungestüme Kraft zur Reife gediehen. Ein Streben voll Ernst und Mühe ist es, was ihn erlöst. Von Liebe tönen die Gesänge, unter denen sein unsterbliches Theil sich von Erdenbanden löst. Auch er feiert eine Auferstehung; und die Liebe zieht ihn nach oben. „Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen.“ Er wird aufgenommen in die Schar der echten Göttersöhne, welche Gott anschauen dürfen, indem sie nach der Lehre des Spinoza den Wechsel der Welt unter dem Bilde der Ewigkeit betrachten und dafür hinwiederum hoffen dürfen, daß auch Gott sie mit den Armen der Liebe umfasse. Denn das ist der Sinn der Worte, mit denen der Herr selbst seine Reden im Prologe beschließt:

Doch ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Digitized by Google

Mittheilungen aus Goethe's Tagebüchern in den zwanziger Tagen des Juni 1797. Schiller in seiner Antwort vom 23. Juni 1797 theilt seine Ansicht über die Idee in den Worten mit: „Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen." Goethe erwidert: „Wir werden wohl in der Ansicht des Werkes nicht variiren." In Wahrheit aber variiren sie doch. Schiller redet von einem verunglückten Bestreben, das Göttliche und Physische im Menschen zu vereinigen; d. h. er hält die Ansicht des Mephisto vom Menschen (Prolog Zeile 39 bis 50) für die Idee des Werkes und hat eine tragische Lösung im Auge. Goethe aber spricht durch den Mund des Herrn; er kommt der Meinung Schiller's entgegen mit den Worten: „Es irrt der Mensch so lang' er strebt"; und so ist ja auch Faust noch im letzten Acte des zweiten Theiles nicht ganz frei von egoistischem Begehren und wird dadurch mitschuldig an dem Tode des alten Paares. Goethe geht jedoch über diese irdische Unvollkommenheit hinweg mit dem Satze, der mir und nicht mir zuerst als die eigentliche Idee des Werkes erscheint: wenn der Mensch auch irrt, der gute Mensch bleibt sich des rechten Weges wohlbewußt.

Digitized by Google

Digitized by Google

GOETHE UND SPINOZA. 1783—86.

VON

BERNHARD SUPHAN.

Digitized by Google

Als Goethe in hohem Alter sich veranlafst fand, über seinen Bildungsgang Aufschlüsse zu geben, nannte er drei „Abgeschiedene", welche die stärkste Wirkung auf ihn gethan: Shakespeare, Spinoza und Linné.[1]) Hätte man ihn nach den Nächstberechtigten gefragt, so würde er als Dichter sich ohne Zweifel zu Homer bekannt haben, als Naturforscher vielleicht zu Buffon; neben Spinoza hätte er in gleichem Sinne schwerlich einen Zweiten gestellt. Bako, selbst Leibniz und Kant stehen ihm ferner, wirken nur in einzelnen Perioden; Spinoza, hören wir ihn sagen,[2]) hat zuerst grofsen und immer bleibenden Einflufs auf ihn geübt; Spinoza ist der Philosoph, dem er „zumeist vertraut,"[3]) der einzige, dem gegenüber er sich als Schüler und, soweit das bei seiner Denkart überhaupt möglich, als Anhänger betrachtet[4]). Je älter er wird, desto mehr wird es ihm zur Natur, die Dinge mit den Augen Spinozas zu sehen. „Als ethisch-ästhetischer Mathematiker[5]) mufs ich in meinen hohen Jahren immer auf die letzten Formeln hindringen, durch welche ganz allein mir die Welt noch faſslich und erträglich wird." (An Sulpiz Boisserée 3. Nov. 1826.) Spinozas „Ethik" ist ihm jetzt ein Asyl, in welches er sich, um schmerzlichem Verdrusse zu entkommen, rettet; auf seinen Reisen führt er sie wie ein Brevier bei sich[6]). So besteht denn zuletzt eine Art

[1]) Briefwechsel mit Zelter 2,334 (Ende 1816). Geschichte meines botanischen Studiums; Werke (Stuttgart, Cotta 1869) 6,20 b.

[2]) Sulpiz Boisserée (Stuttgart 1862) 1,286. Eckermann, Gespräche mit Goethe 2,292; vgl. 1,216 („Lessing, Winckelmann, Kant").

[3]) Gedichte 3,269. (Die Gedichte, Dichtung und Wahrheit und die Italienische Reise citiere ich nach der Hempelschen Ausgabe).

[4]) Dichtung und Wahrheit 3,168 (Buch 14).

[5]) Die Beziehung auf Spinoza wird klar durch die Stelle 1,254: „Spinoza hat die Mathematik in die Ethik gebracht, so ich in die Farbenlehre" u. s. w.

[6]) Annalen 1811. WW. 4,780 a. Sulpiz Boisserée a. a. O.

Digitized by Google

Seelenbund zwischen ihm und dem einsamen Denker, und dies Gefühl eines innigen geistigen Zusammenhangs hat besonders in der letzten und umfänglichsten Erklärung, die uns Göthe über sein Verhältnis zu Spinoza hinterlassen hat, einen starken Ausdruck gefunden: ich meine den Eingang des vierten Teils der Selbstbiographie.

Die wissenschaftliche Behandlung des Kapitels „Goethe und Spinoza" hat denn auch ersichtlich lange Zeit unter dem Einflusse dieser biographischen Bekenntnisse gestanden; so Danzels inhaltreiche Monographie (1843), die den Spinozismus als Grundlage der gesamten geistigen Wirksamkeit Goethes darzustellen versucht. Wie weit sich Goethe, in der Beobachtung zumal geschichtlichen und organischen Werdens, von der Philosophie Spinozas entfernt, ist erst durch die neuere Forschung nachdrücklich hervorgehoben, die seinen „poetischen" Spinozismus von dem ursprünglichen System wohl zu unterscheiden weifs.[7]) Auch hierbei jedoch wird jenes Verhältnis gewöhnlich als ein gegebenes, fertiges genommen und die allmähliche Entwicklung nur nebenher berührt. Und doch ist auf dem heutigen Standpunkte eine genetische Betrachtung kaum zu entbehren. Seit wann ist Spinoza in den Gesichtskreis Goethes eingetreten? Wann ist die nähere Bekanntschaft erfolgt und unter welchen Umständen? Durch wen vermittelt? Man wird auf die Besonderheiten von Goethes Spinoza-Auffassung hingeleitet, indem man diesen Fragen nachgeht, und doch sind sie selbst dem schlichten historischen Gehalt nach nicht so auskömmlich erledigt, wie es manchem scheinen mag. So hat sich Hettner in seiner Litteraturgeschichte[8]) einen Goethe zurecht gedacht, der um 1780 im Stande gewesen, Herder für die Philosophie des Spinoza zu gewinnen — eine völlige Verkennung des Sachverhalts. Vor dem Jahre 1784 kann von wirklicher Spinozakenntnis bei Goethe nicht die Rede sein.

Die Epoche der ersten näheren Bekanntschaft, der ersten eigentlich so zu nennenden Spinozastudien fällt in die Jahre 83–86. Auf diese Zeit beziehen sich die folgenden Nachweisungen, die sich nur als Beiträge zur Feststellung des Geschichtlichen geben. Es ist auf diesem Gebiete die erste Strecke, die der historischen Forschung durchgehends sichern Boden darbietet.

---

[7]) K. Heyder, Ueber das Verhältnis Goethes zu Spinoza. Zeitschrift für die gesamte lutherische Theologie und Kirche 1866 S. 261–283. E. Caro, La philosophie de Goethe, Paris 1866. Chap. II. (p. 34–66) V. p. 131 ss. Sehr schön p. 60: S'il relève dans une certaine mesure de Spinoza, c'est par l'inspiration plutôt que par le système. Il est de sa famille bien plus que de son école.

[8]) Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts III, 1, 73. 223. (1872).

Digitized by Google

1. Der Streit über Lessings Spinozismus.

Der letzte Spinozabericht Goethes — Dichtung und Wahrheit Buch 16 — hat etwas Zeitloses, Allgemeines. Es scheint, der Erzähler will, seiner auf das Symbolische gerichteten Absicht gemäfs, die Grundzüge seines Verhältnisses zu dem „eigenen" Denker überhaupt darlegen, indem er an den Zustand einer einzelnen verwichenen Periode anknüpft. „Ich hatte lange nicht an Spinoza gedacht, und nun ward ich durch Widerrede zu ihm getrieben." Das trifft genau ebenso ein im Jahre 1783 und noch einmal 1811.[9]) Ein „Büchlein", dessen „Autor" gegen Spinozas Lehre ankämpft, giebt in allen drei Fällen den Antrieb zur Befreundung: 1811 Friedrich Jacobi's, wie Goethe sagt, ungöttliches Buch „von den göttlichen Dingen", 1783 und 84 desselben Freundes handschriftliche Aufsätze, die sich dann zu dem Buche „Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn" zusammenschlossen.[10]) Wir denken bei den Namen: Jacobi, Goethe zumeist an jenen frühesten Verkehr auf der Rheinreise im Sommer 74, wo sie „schwelgend in der Fülle des Hin- und Widergebens" sich über die höchsten Seelenforderungen zu verständigen gestrebt hatten. „Er, der in philosophischem Denken, selbst in Betrachtung des Spinoza, mir weit vorgeschritten war, suchte mein dunkles Bestreben zu leiten und aufzuklären." (Dichtung und Wahrheit 3, 169). Aber fördersamer wurden für Goethes Spinozakenntnis, durch den Beitritt eines dritten Mannes zumal, die Verhandlungen, welche im November 83 ihren Anfang nahmen: sie führen, ganz

---

[9]) 1783 und 1811 noch wörtlicher als 1774. Das Büchlein, das Goethe 1774 gelesen haben will, beschreibt von Loeper in der zugehörigen Anmerkung: Dichtung und Wahrh. 4,133 fg. Nicht der Autor desselben (Colerus) kämpft gegen Spinoza (er ist im Gegenteil der treueste, der anerkannt unparteilichste Gewährsmann), sondern der deutsche Uebersetzer in seinen bösartigen Anmerkungen. Das schlimm beleumdete Titelkupfer (es ist in der That keine „Fratze") fand Goethe, doch ohne die vielberufene Unterschrift, wieder vor der zweiten Auflage von Jacobi's Briefen an Mendelssohn (1789), und auch hierbei konnten ihm, da Jacobi den Spinoza als Atheisten verschrie, „die Gegner einfallen, die irgend Jemand, dem sie mifswollen, zuvörderst entstellen und dann als ein Ungeheuer bekämpfen".

[10]) Goethes Verhältnis zu Jacobi, besonders in der Zeit des Spinoza streits, hat A. Schöll in einem Exkurs zu den „Briefen und Aufsätzen von Goethe" 1846 (S. 193—229) dargestellt. Vortrefflich ist hier die spekulative Seite der Frage erörtert; das im Folgenden benutzte historische Material war Schöll noch nicht zugänglich, nicht einmal der Briefwechsel mit Jacobi, der im gleichen Jahre erschien.

Digitized by Google

anders als die früheren, zu Widerrede, endigen mit Mishelligkeit und Entfremdung.

Jacobi's Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza" ist im September 1785 erschienen. Ihre Wirkung vergleicht Goethe mit einer Explosion: sie deckte, sagt er, die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer auf, Verhältnisse, die, ihnen selber unbewufst, in einer sonst höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten.[11]) Ahnungslos hatte er selber das Zündkraut zu dieser Explosion bereitet: durch den Monolog des Prometheus („Bedecke deinen Himmel, Zeus") war — wie wenigstens Jacobi es darstellte — Lessing veranlafst worden, sich über seine spinozistische Sinnesart zu erklären.[12]) Jacobi war indiskret genug gewesen, das Gedicht als historischen Beleg zu veröffentlichen, und hatte es den Lesern nicht schwer gemacht, den Verfasser zu erraten. So kam denn gleich beim Ausbruch der litterarischen Fehde Goethe „mit Lessing auf Einen Scheiterhaufen zu sitzen"[13]). Er war ein abgesagter Feind litterarischer Händel, er sprach, in späteren Jahren wenigstens, von Jacobi's „unglücklicher" Entdeckung. So erwähnt er auch in seinen biographischen Denkwürdigkeiten nie etwas Weiteres, als dafs er von aufsen her, wider seinen Willen, in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Annalen von 1783—86 übergehen die wichtige Thatsache, deren Bedeutung Goethe am wenigsten unterschätzen konnte, dafs Spinoza in dieser Zeit erst zum wahren Element innerer Bildung für ihn geworden. Vielleicht hat dabei, aufser der Unlieb-

[11]) Dichtung und Wahrheit 3,182. Vgl. Briefwechsel mit Zelter 2,116.

[12]) Ueber d. Lehre des Sp. S. 11 fg. Höchst fraglich ist es, ob Lessing durch den Prometheusmonolog allein so geraden Wegs auf das Spinozathema hätte gebracht werden können (Hamann, der den Spinoza sehr gut kannte, äufserte gegen Jacobi sogleich den stärksten Zweifel); schliefslich kommt es denn auch heraus, dafs Lessing anderweitig auf den Gegenstand des Gesprächs vorbereitet worden. Gildemeister, Hamann 6, 158. „Bei aller Schönheit des Gedichtes kann ich die Anwendung nicht finden, die Lessing davon gemacht. Die ‚erste Hand', welche Lessing urgierte, war vermutlich Aeschylus" (nicht Spinoza). Jacobi, Wider Mendelssohns Beschuldigungen S. 50 (still berichtigend): „Lessing forderte den Prometheus mir noch einmal ab, lobte und bewunderte den ächten Geist des Altertums, nach Form und Inhalt, darin von neuem." Lessing an Jacobi 13. Juli 1780: „Unsere Gespräche würden sich zwar wohl von selbst gefunden haben, aber es war doch gut, mir einen Fingerzeig zu geben, von wannen wir am besten ausgehen könnten". (Lessings Briefe hg. von C. Redlich S. 816). Von dem Spinozismus im Prometheus ist seit Danzel und Caro (S. 220 fgg.) überall die Rede; auf Lessings Ansehen sollte man sich aber dabei nicht so zuversichtlich berufen.

[13]) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 88. Briefe an Frau von Stein 3, 183.

Digitized by Google

samkeit des nächsten Anlasses, auch schon die Rücksicht auf das biographische Hauptwerk mitgesprochen.

Goethe ist, wie wir seit Veröffentlichung der Briefwechsel mit Jacobi und Herder wissen, nebst Herder einer der Wenigen[14]) gewesen, denen der Einblick in die Akten gestattet war, als die Angelegenheit noch vertraulich zwischen den beiden Nächstbeteiligten verhandelt wurde. Er hat die Urkunden einzeln und bald nachdem sie verfafst waren, kennen gelernt, hat in stetem Verkehr mit Herder die Eindrücke, die er von hier empfing, verarbeitet und ist zunächst, um über die Streitsache ein eigenes Urteil zu gewinnen, zu einem anhaltenden und eingehenden Studium der „Ethik" übergegangen. Ueber zwei Jahre lang erhält der metaphysische Streit den Briefwechsel der Freunde in Atem, im Herbst 84 kommt Jacobi zum Besuche nach Weimar (18.—29. Sept.) und man sucht mündlich ein Einverständnis über die schwebenden Fragen zu erzielen. Noch jenseits der Alpen wird Goethe von den letzten Ausläufern des Streites heimgesucht.

Das Spinozabüchlein vom Jahre 85 ist seinem gröfsten Teile nach eine gedruckte Sammlung der Akten; nur ein wichtiges (Mendelssohnsches) Stück ist anderwärts etwas später veröffentlicht.[15]) Den ersten Teil (S. 1—45) bildet der Bericht über die Gespräche, welche Jacobi mit Lessing ein halbes Jahr vor dessen Tode in Wolfenbüttel und bei Gleim in Halberstadt über den Spinozismus geführt hatte; Jacobi gab diesen Bericht mit dem Anspruch auf urkundliche Treue als Beitrag zu Lessings Charakteristik, die Mendelssohn zu schreiben beabsichtigte. Der zweite Teil (S. 56—113) ist ein französisch geschriebener Essay über die Hauptsätze der spinozischen Philosophie. Hauptergebnis und Grundgedanke: die Gründe, welche Spinoza gegen den Verstand und die Persönlichkeit der ersten Ursache, gegen den freien Willen und die Endursachen vorbringt, lassen sich mit Hülfe reiner Metaphysik nicht aus dem Wege räumen. Das Stück, betitelt Lettre à Mr. Hemsterhuis — denn es ist entworfen als Zuschrift an Franz Hemsterhuis, den platonischen Philosophen, Freund Jacobis und der Fürstin Gallitzin[16]) — ist an Mendelssohn gesandt am 5. Sept.

[14]) Auch Lavater, Hamann und Claudius sind, jedoch erst später, ins Geheimnis gezogen worden.

[15]) Die „Erinnerungen an Herrn Jacobi" (Mendelssohns Zweifel und Einwendungen gegen den ersten Teil). Zuerst gedruckt in Mendelssohns Streitschrift An die Freunde Lessings 1786 S. 36—56, darauf auch in der 2. Ausgabe von Jacobis Spinozabuch 1789 S. 78—96. Die „Erinnerungen" wurden den Weimarern im September zugestellt.

[16]) Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde. 1880. Kapitel II.

Digitized by Google

84, den Weimarer Freunden während der Spinoza-Konferenzen vorgelegt. Eine umfassende Uebersicht des ganzen Lehrgebäudes in einer von der Anordnung der Ethik unabhängigen Folge von Paragraphen giebt der dritte Teil (S. 117—157); er läuft aus (S. 161—166) in den Gedanken, dafs der Glaube allein den Ausweg öffne aus den Widersprüchen, in welche die Philosophie den Geist verwickle. (Ging Ende April 85 gleichzeitig nach Berlin und Weimar.) Jener Schlufsgedanke erhält in dem gleich für den Druck niedergeschriebenen letzten Stücke des Buches eine emphatische Ausführung. Sechs Thesen gehen voran, die den Inhalt des Ganzen zusammenfassen. Die erste: Spinozismus ist Atheismus; die letzte: Das Element aller menschlichen Erkenntnis und Wirksamkeit ist Glaube.

Es ist Jacobi mit seinen Spinozagesprächen, den gesprochenen wie den geschriebenen, wunderlich ergangen. Er reist zu Lessing, um von ihm Hülfe gegen den Spinoza zu erhalten, und mufs von ihm hören: „Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es giebt keine andre Philosophie als die Philosophie des Spinoza." Nun macht er die (nach seiner Meinung) unanfechtbare Folgerichtigkeit dieses Systems zu einem Argument gegen die rein auf den Verstand gestellte Spekulation überhaupt. („Ich helfe mir, sagt er zu Lessing, durch einen Salto mortale aus der Sache.") Lessing findet das nicht übel — „wenn ichs nur nicht nachzumachen brauche". Bei Herder hofft Jacobi Zustimmung zu seinem „Kopfüber" zu finden, wohl auch bei Goethe, der doch in der Zeit ihres ersten Ideenaustausches auch darin sein Gesinnungsgenosse gewesen war, dafs er „mehr vom Gefühl der Wahrheit hielt, als von ihrer Demonstration"[17]) — und nun geschieht es, dafs sich Goethe und Herder mit einem wahren Enthusiasmus zu Lessing gesellen.

„Wir haben uns mit dir und Lessing unterhalten" — meldet ihm Goethe „in Eile" am 30. Dezember 83, also etwa einen Monat nach dem Empfang des Heftes — „Herder wird dir geschrieben haben. Er ist diesen Sachen auf dem Grunde. Wir haben jetzt sehr gute Abende zusammen." Herder hatte nicht geschrieben. Sie hielten beide mit ihrer Meinung zurück, aus gutem Grunde. Wir besitzen die Zeilen, mit denen Goethe, Mitte Dezember etwa, das Manuskript an Herder übersendet[18]): „Ich schicke dir den Jakobischen Brief zurück. Lafs mich doch sehn was du ihm schreibst und lafs uns

[17]) Worte aus Kestners für die Kenntnis des jungen Goethe unschätzbaren Aufzeichnungen (1772): Goethe und Werther (1854) S. 37; vgl. S. 40. 78 und Goethes Brief an Betty Jacobi im Jungen Goethe 3, 7.

[18]) Der Originalbrief, der mir vorliegt, ist nicht datiert. Caroline Herder hat vermutungsweise oben in die Ecke geschrieben „1784 oder 85". Hier-

Digitized by Google

darüber sprechen. Der gute Fritz ist glücklicher andrer Leute Meynungen als seine eigne anschaulich zu machen. Die Stellen, wo er seinen Salto mortale produzirt, sind nichts weniger als einleuchtend, und die erste die ich angestrichen habe mir ganz undeutlich und schwankend.[19]) Lessing erscheint als eine köstliche Figur."

Lessing eine köstliche Figur! Auch Herder urteilte: „Lessing ist so dargestellt, dafs ich ihn reden sehe und höre"[20]) — und Herder kannte seinen Lessing aus persönlichem Verkehr. Die klare, innerlich gefestigte, vor keiner Folgerung zurückschreckende Denkart; derHumor, in dem sich bei allem Ernst der Gedanken die Freiheit des Gemüts behauptet; die leise Ironie in der Behandlung des Gegners — das alles mufste auf die beiden wie mit dem Reize persönlicher Gegenwart wirken. Aber Goethes kurzes Wort will mehr aussprechen, als ein ästhetisches Gefallen. „Köstlich" ist eins seiner Stimmungsworte; er benennt damit, was seinen vollkommenen Beifall hat[21]). Herder ist redseliger, auch gegen Jacobi, nachdem er sich einmal entschlossen hat, seine Meinung unverholen zu sagen. „Besinnen Sie sich auf mehreres, was Lessing gesagt hat" — bittet er wiederholt in seiner ersten Erwiderung (6. Februar 84) — „Sie geben den geheimsten Lieblingsideen meiner Seele damit eine Leckerspeise". Lessing hatte sich zu Spinoza bekannt mit den Worten: „*Ἓν καὶ πᾶν*! ich weifs nichts anders", und in Gleims Gartenhaus hatte er das *Ἓν καὶ πᾶν* als Denkspruch mit seinem Namen hinterlassen. „Siebenmal hätte ich gern mein *Ἓν καὶ πᾶν* darunter gesetzt", schreibt Herder, „nachdem ich so unerwartet an Lessing einen Glaubensgenossen meines philo-

---

nach hat Düntzer irrig als Zeit den Juni 1785 angenommen und den Brief an falscher Stelle eingereiht: Aus Herders Nachlafs 1, 84. Er gehört hinter Nr. 31.

[19]) Es sind zwei Stellen, wo Jacobi die Notwendigkeit, etwas aufser und vor der Erfahrung liegendes („Offenbarung") als Principium der Erkenntnis anzunehmen, erweisen will: S. 18—19. 29—32. Die erstere widersetzt sich der Vorstellung, die Goethe später so lieb hatte „dafs unbewufst wir stets das beste leisten" (Gedichte 3, 269). Was ihm damals besonders undeutlich gewesen, kann ich nicht erraten. Herder erhebt gegen Jacobis Meinung Einsprache gleich in seinem ersten Briefe: „Wenn man keinen salto mortale zu thun nötig hat, warum braucht man ihn zu thun? Und gewifs, wir dürfens (d. h. brauchen es) nicht: denn wir sind in der Schöpfung auf ebnem Boden." (Aus Herders Nachlafs 2, 254). Ganz in Goethes Sinn: vgl. Ital. Reise S. 419 (23. Okt. 87). Mit dem Worte salto mortale spielt Goethe im Briefe vom 13. Dez. 86 (Ital. Reise S. 137).

[20]) Aus Herders Nachlafs 2, 256. Aus den Briefen S. 251 fgg. sind die Stellen entnommen, die ich im folgenden ohne Einzelverweisung benutze.

[21]) „Den compte rendu des Herrn v. Necker hab' ich erhalten. Es ist eine köstliche Schrift." An Frau von Stein 31. März 81 (2, 57).

Digitized by Google

sophischen Credo gefunden[22]. Im Ernst, seitdem ich in der Philosophie geräumt habe, bin ich immer und jedesmal neu die Wahrheit des Lessingschen Satzes inne geworden, dafs eigentlich nur die spinozistische Philosophie mit ihr selbst ganz eins sei".

Goethe hat zu Lessing mit Achtung, mit Verehrung aufgeblickt. Es gab damals nach Lessings Tode nur noch zwei Männer in Deutschland, deren geistige Bedeutung ihm imponierte: Friedrich der Grofse und Hamann. Von Kant nahm er noch keine Notiz, mit Herder stand er Schulter an Schulter. „Wir verlieren viel an ihm, mehr als wir glauben", schreibt er an seine vertrauteste Freundin im ersten Schmerze über Lessings Hinscheiden (20. Februar 81)[23] — in aller Schlichtheit ein grofses Wort. Er stellt sich den Geschiedenen vor unter dem Bilde Nathans[24]), und nun tritt er auch als Dichter das Vermächtnis Nathan-Lessings an: die Idee der „Geheimnisse" (1784), des „wunderbaren Liedes" von der Entwicklung der Menschheit auf ihrem Gange zum Ewigen hin, liegt in der „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780) gegeben; in dem Humanus der „Geheimnisse" sollte auch Lessings verklärter Geist fortleben.

Und nun stelle man sich vor, wie das, was der verehrte Mann gleichsam als ein Wiederkommender redete, in Goethes Seele wirken mufste. Goethes Prometheus hat ihm sein *Ἓν καὶ πᾶν* entlockt. „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weifs ich keinen andern als Spinoza. — Ich begehre keinen freien Willen . . worein der helle, reine Kopf des Spinoza sich doch auch zu finden wufste. Es gehört zu den menschlichen Vorurteilen, dafs wir den Gedanken als das erste und vornehmste betrachten, und aus ihm alles herleiten wollen, da doch alles, mit samt den Vorstellungen, von höheren Prinzipien abhängt. — Spinoza war fern, unsere elende Art, nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben, und den Gedanken obenan zu setzen. — Nach was für Vorstellungen nehmen Sie (Jacobi) denn Ihre persönliche extramundane Gottheit an? Etwa nach den

---

[22]) Ebenso begeistert schreibt er an Gleim (17. Febr. 86): „Ich bin ein Spinozist, trotz Lessing, und habe mich kindisch gefreut, meinen Bruder im Geist so unvermutet hier zu finden. O dafs ich bei Ihnen gewesen wäre, da er Sie zum letztenmal besuchte, und er alle die Blasphemieen sprach! Gott hab' ihn selig, den guten, braven Theologen; wenn ich Gelegenheit wüfste, sendete ich ihm den philosophischen und theologischen Doktorhut nach." Von und an Herder 1, 116.

[23]) Briefe an Frau von Stein 2, 28. Die Nachricht traf ihn, als er sich mit dem Plane trug, Lessing zu besuchen.

[24]) Briefwechsel mit Jacobi S. 83.

Digitized by Google

Vorstellungen des Leibniz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst Spinozist".[25])

Für Lessing ist Spinoza der Philosoph κατ' ἐξοχήν; für Goethe, wenigstens den jungen Goethe, den Dichter des Prometheus und Faust, war er einer der vielen weisen Männer, die man schätzen sollte als Vermittler göttlicher Wahrheiten, denen man als Bruder sich hingeben, aber eben so füglich mit dem Werte des eignen „Gefühls" sich entgegenstellen mochte: „das Ganze ging in deinen Kopf so wenig als in meinen!"[26]) Wog jetzt irgend ein Wort Lessings schwer bei Goethe, so war es ein solches, das von dem Geheimnis seines philosophisch-religiösen Denkens Kunde gab. An Lessings entschiedenem Zeugnis für Spinoza mufs sich das alte mehr auf Empfindung und Ahnung beruhende Zutrauen gestärkt haben, von dem Goethe in Dichtung und Wahrheit erzählt. Hatte doch selbst Jacobi gern zugestanden: „Eine solche Ruhe des Geistes, einen solchen Himmel im Verstande, wie sich dieser helle reine Kopf geschaffen hatte, mögen wenige gekostet haben".

„Nur wenige Menschen giebt es, die, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im ganzen resignieren". (Dicht. u. Wahrh. 4, 7) Lessing erklärt seine Generalresignation mit dem einfachsten Worte. Längst war Goethe auf eine solche Gesinnung innerlich zubereitet. In einem biographischen Fragmente[27]) erzählt er, wie ihn früh die Vorstellung von der Bedingtheit des Willens durchdrungen habe. „Je freier und ungebundener ich lebte, wurde ich doch sehr bald gewahr, dass uns die Umgebungen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, immer beschränken, und ich fiel daher auf den Gedenken, es sei das Beste, uns wenigstens innerlich zu beschränken." Von der prätendierten Freiheit unseres Wollens, die mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstofse, redet in der That schon die Abhandlung über Shakespeare, die Goethe bald nach der Rückkehr aus Strafsburg (zum 14. Oktober 1771) niederschrieb[28]). Seine Philosophie gründete sich auf Erfahrung, damals[29]) und so immer fort. Aber alle Resignationen seiner Jugend, was wollen sie bedeuten gegen den Zwang und die Enge des Zustandes, in welchem wir ihn jetzt gegen das Ende der Weimarer „zehn Jahre" finden!

[25]) Vergl. den letzten Spinozabericht in Dichtung und Wahrheit 4, 7.

[26]) An Lavater und Pfenninger 26. April 1774. (Der junge Goethe 3, 14.) Zur Erläuterung dient der Brief an Lavater vom 22. Juni 81 (bei Hegner, Lavater), besonders die Stelle: „die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben" u. s. w.

[27]) W. W. 4, 843b.

[28]) Der junge Goethe 2, 42.

[29]) Goethes Briefe an Leipziger Freunde S. 279.

Digitized by Google

„Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,
Mufs fähig sein, viel zu entbehren.“

(Ilmenau, 3. September 83.)

Goethe besafs diese Fähigkeit[30]), er hatte die „Einschränkung“ manches Mal als Gunst eines tiefen Schicksals gesegnet. Aber jetzt ist er genötigt, auf sein besseres Selbst zu verzichten und auf sein „schönstes Glück, die Kunst“. Er seufzt: „Ich bin ein armer Sklave der Pflicht, mit der mich das Schicksal vermählt hat .... Ich lebe im Scheiden und Entbehren“[31]). Er leidet, wie nur die Wenigen wissen, denen er sich vertraut, in seinem innersten Gemüte. Es ist eine Lage, ganz dazu angethan, die Macht der Umgebungen zu empfinden und zugleich das Tröstliche des Wortes: „Ich begehre keinen freien Willen“. Goethes Gedanken richten sich nach dieser Seite, wenn er an seine nächste Freundin schreibt: „Wie eingeschränkt ist der Mensch, bald an Verstand, bald an Kraft, bald an Gewalt, bald an Willen“[32]). Und nun redet auch das Gedicht, in dem er seine tiefsten Gedanken niederlegen will, von den Hemmnissen, die der vorwärts in die Weite dringenden Kraft der Strom der Welt entgegensetze, und wie er den Strebenden mit sich fortreifse —

In diesem innern Sturm und äufsern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Ein schwer verstanden Wort — es ist dem Dichter eben damals in seiner ganzen Schwere aufgegangen: die wahre Selbstüberwindung ist Resignation in Spinozas Sinne[33]).

„Wenn sich Lessing eine persönliche Gottheit vorstellen wollte“, berichtet Jacobi, „so dachte er sie als die Seele des Alls, und das Ganze nach der Analogie eines organischen Körpers“. Gewifs kein echter Spinozismus[34]); aber eine pantheistische Vorstellung, in welcher

---

[30]) Tagebuch, 13. Mai 1780: „Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen, und kann herrschen.“

[31]) Briefwechsel mit F. Jacobi S. 62. 67. 68. 74. Vergl. Ital. Reise S. 48 (22. Sept. 86).

[32]) Briefe an Frau von Stein 3, 52 (9. Juni 84); vergl. S. 75.

[33]) Ethic. P. IV. Propos. XLVII. Schol. Quo itaque magis ex ductu rationis vivere conamur, eo magis a spe minus pendere et metu nosmet liberare et fortunae, quantum possumus, imperare conamur.

[34]) Herder erklärt sich, von spinozistischem Standpunkt aus, gegen das Bild der Weltseele: Gott (1787) S. 174—180, und schon in der ersten Erwiderung an Jacobi; a. a. O. S. 255.

Digitized by Google

sich auch Goethe am meisten heimisch fühlte, seitdem er über Gott und Natur zu spekulieren begonnen hatte. „Separatim de Deo, et natura rerum disserere difficile et periculosum est, eodem modo quam si de corpore et anima sejunctim cogitamus. Animam nonnisi mediante corpore, Deum nonnisi perspecta natura cognoscimus; hinc absurdum mihi videtur, eos absurditatis accusare, qui ratiocinatione maxime philosophica Deum cum mundo conjunxere." Die Zeilen stehen in einem Straſsburger Arbeitshefte Goethes („Ephemerides"); an einer andern Stelle desselben lesen wir ein paar Sätze aus Giordano Bruno Della causa, principio ed uno, aus Bayle ausgeschrieben und gegen Bayle's Zweifel und Einwände verteidigt[35]). So viel sieht man: von Spinoza geht Goethes Pantheismus nicht aus; schlieſst doch der kleine lateinisch verfaſste Aufsatz mit einem starken Ausfall auf den Spinozismus und die teterrimi errores desselben[36]). „Gott und Natur", „Gott und seine Natur" gebraucht Goethe immerfort wie ein *ἓν διὰ δυοῖν*; er will sie nicht getrennt denken, und so faſst er auch beide Vorstellungen gern in dem einen Worte Natur zusammen. aber sie sind ihm doch nichts weniger als identisch, und Spinozas „aeternum et infinitum ens, quod Deum seu naturam appellamus" würde er, wenigstens 1783, nur mit Vorbehalt unterschrieben haben. Wie weit er davon noch entfernt war, sehen wir aus dem köstlichen Prosa-Hymnus, den er andachtsvoll an die Natur, wie an ein persönliches Wesen richtet (1782)[37]). Er sagt es selbst in der etwas kühlen Erklärung, die er vier Jahr vor seinem Tode über das Stück abgiebt: „Man sieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist. Ich

---

[35]) Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766–86. Herausgegeben von A. Schöll 1846. S. 103 fg. 101 fg.

[36]) Goethe kannte den Spinoza damals nur aus gegnerischen Schriften. Vielleicht hat er sich aus dem Traktat des Pierre Poiret Fundamenta atheismi eversa, sive specimen absurditatis atheismi Spinozani (1685) belehrt; schon der Titel konnte ihn in der damals landläufigen Vorstellung von Spinoza bestärken. (Eine Notiz über Poiret haben die Ephemerides a. a. O. S. 98.) Gottsched rühmt sich in seinem deutschen Bayle, dass er in sieben Programmen „gewiesen, welch ein schlechter Held Sp. im Erklären und Beweisen ist". (IV, 279.) „Reden die Leute doch immer von Spinoza wie von einem toten Hunde". Lessing zu Jacobi S. 27.

[37]) Tiefurter Journal 1782 St. 32. Dafs sich sehr vernehmliche Anklänge an Shaftesbury's Naturhymnus in dem rhapsodisch-dithyrambischen Aufsatze finden, habe ich in den Anmerkungen zu Herder Band 22 S. 350 nachgewiesen. Hettner (III, 1, 221) wittert auch hier wie überall, wo sich nur ein pantheistisches Lüftchen regt, Spinoza.

Digitized by Google

möchte die Stufe damaliger Einsicht einen Komparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äufsern gedrängt ist"[38]). Ausdrücklich also faſst er, indem er anscheinend den „Aufsatz" erst um 1785 entstanden denkt, die ganze Periode, in welcher wir jetzt sein Verhältnis zu Spinoza betrachten, als eine Stufe der Vorbereitung, des Durchgangs, auf welcher pantheistische und theistische Vorstellungen noch durchschlungen und in einander verwoben sind, jene aber allmählich zur Herrschaft gelangen.

2. Goethes Spinozastudien. 1784—86.

„Goethe hat, seit Du weg bist, den Spinoza gelesen, und es ist mir ein grofser Probierstein, dafs er ihn ganz so verstanden, wie ich ihn verstehe. Du mufst auch zu uns herüber." Herder an Jacobi 20. Dez. 84. „Du scheinst uns auch Lust und Liebe zur Metaphysik zurückgelassen zu haben" — hat Goethe dem „alten Metaphysicus" schon am 3. Dez. gemeldet. „Zwar werde ich für meine Person wohl balde zur Dichtkunst zurückkehren." Er dauert länger aus, als er zur Zeit versprechen will. „Ich übe mich an Spinoza", schreibt er wieder an Jacobi am 12. Januar 85, „ich lese und lese ihn wieder und erwarte mit Verlangen, bis der Streit über seinen Leichnam losbrechen wird."

Wir können diese Lectüre eine Zeit lang in der Korrespondenz Schritt für Schritt verfolgen. Den 11. Nov. an Knebel: „Ich lese mit der Frau von Stein die Ethik des Spinoza. Ich fühle mich ihm sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist als der meinige"[39]). Den 9. Nov. an Frau von Stein: „Diesen Abend bin ich bei Dir, und wir lesen in denen Geheimnissen fort, die mit Deinem Gemüt so viele Verwandtschaft haben"[40]). Den 18. aus Jena an dieselbe: „Ich bringe den Spinoza lateinisch mit, wo alles viel deutlicher

[38]) W. W. 6, 613b.

[39]) Der gute Knebel konnte sich dabei nur wenig denken. Er lernte den Spinoza erst durch Jacobis Schrift und durch Herders „Gott" kennen, hat ihn auch nachmals nicht gelesen. (Von und an Herder 3,26). Die Sache lag, wie Goethe sagt (Briefw. mit Jacobi S. 102), völlig aufser dem Gesichtskreise der Meisten. „Wie wenige lesen Spinozas dunkle Schriften!" heifst es gleich im Eingange der angeführten Schrift Herders.

[40]) Nur Spinozas Ethik kann gemeint sein. Von den „Schätzen seiner Geheimnifsvollen Weisheit" ist in der aus Dichtung und Wahrheit bekannten Streitschrift (pag. 61) die Rede. Vielleicht kannte Goethe auch dem Titel nach Francisci Cuperi Arcana Atheismi revelata. 1676. Arcana aeternitatis hat Cardanus, mit dem er sich 1777 und 78 gern beschäftigt, sein Hauptwerk betitelt. Näher liegt es, das Wort aus Goethes eigenster Sinnesweise zu erklären. Nur dem „Weisen" sind die Tiefen des geistigen

Digitized by Google

und schöner ist. Morgen Abend komme ich wieder, und wir setzen unser Leben fort.“ Bisher haben sie ihn also wohl in der deutschen Uebersetzung, die Herder besafs[41]), gelesen. Auch das Jenaer Exemplar war nur entliehen. Zu einem eigenen verhilft Herder. Am ersten Weihnachtstage, dem Geburtstage der Frau von Stein, sendet er es an die Freundin mit folgender Widmung (ich teile sie hier zuerst aus den Papieren mit):

Deinem und unserm Freund sollt heut den heilgen Spinoza
als ein Freundesgeschenk bringen der heilige Christ.
Doch wie kämen der heilige Christ und Spinoza zusammen?
welche vertrauliche Hand knüpfte die beiden in Eins?
Schülerin des Spinoza und Schwester des heiligen Christes[42])
Dein geweiheter Tag knüpfet am besten das Band.
Reich ihm seinen Weisen, den Du gefällig ihm machtest
und Spinoza sei euch immer der heilige Christ.

Ein Nachklang dieser Zeilen ist gleich in Goethes nächstem Briefe an die Freundin zu vernehmen. „Gestern Abend war ich nur wider Willen fleifsig und las noch zuletzt in unserm Heiligen und dachte an Dich.“ (27. Dezember). Und auch das letzte Wort des Epigramms hat sich Goethe in seiner Weise zugeeignet, indem er auf Jacobis erste These entgegnet: „Wenn ihn andere Atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum et christianissimum nennen und preisen.“ (9. Juni 85).

Das Zutrauen zu dem tiefen und reinen Geiste steigert sich zu andächtiger Hingabe. Unverkennbar ist es, dafs Herder dabei den Ton angiebt als ein wahrer Hierophant der kleinen Spinozagemeinde, in deren „Geheimnisse“ er auch seine Frau einweiht. Er gerät in

---

Lebens und der Natur erschlossen; der Menge bleiben sie ein Geheimnis. Westöstlicher Divan I, 18. Vgl. an Knebel 15. Dez. 84. „Den Unzulänglichen verschmäht die Natur, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergiebt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse.“ (Eckermann 2, 69. 65). So ist ja auch der Titel des tiefsinnigen epischen Gedichts, des Fragments von 1784/85 gemeint. „Was Gott und die Welt und der Mensch sei, bleibt geheim!“ ist seine letzte, an den Erfahrungen des Spinozastreits gereifte Meinung im 66. der Venetianischen Epigramme (Gedichte 2, 149).

[42]) Schwester Christi ist sie als rechtgläubige Christin. Goethe nimmt auf ihren kirchlichen Sinn zarte Rücksicht; „Dein Heide“ nennt er sich bisweilen in den Briefen. Von Herders Predigten war Frau von Stein eine der fleifsigsten Hörerinnen.

[41]) Vgl. Aus dem Herderschen Hause. Aufzeichnungen von Joh. Georg Müller, hg. von Jak. Baechtold. Berlin (Weidmann) 1881. S. 56. Herder empfiehlt diese Uebersetzung (Baruch von Spinoza Sittenlehre. Frankfurt und Leipzig 1744) in einem Briefe an Gleim (1775). Von und an Herder 1,36.

Digitized by Google

Begeisterung, wenn er an Spinoza denkt. „Mir gehet das Herz auf, wenn ich von dieser leider nur zu erhabenen Philosophie einen Laut höre, mich macht sie sehr glücklich; könnte ich nur meinen innersten Sinn aufschliefsen, sie ganz und unverrückt zu genieſsen.“ Herder hat zuerst vom heiligen, ja „göttlichen“ Spinoza gesprochen, und zwar nicht erst im Streite für ihn gegen Jacobi[43]). In seiner Schrift „Vom Erkennen und Empfinden“ (1778, verfafst 1774), die ganz auf spinozistischen Ideen ruht, heifst es S. 51: „Je tiefer, reiner und göttlicher unser Erkennen ist, desto reiner, göttlicher und allgemeiner ist auch unser Wirken, mithin desto freier unsere Freiheit. Die Liebe ist die höchste Vernunft, wie das reinste, göttlichste Wollen; wollen wir dieses nicht dem heiligen Johannes, so mögen wirs dem ohne Zweifel noch göttlichern Spinoza glauben, dessen Philosophie und Moral sich ganz um diese Achse beweget.“

Doch greift dies schon einer weiterhin anzustellenden Betrachtung vor; zunächst gilt es, die angeführten Stellen blofs in Hinsicht auf Goethes Herantreten an die Lehre des Spinoza zu prüfen, und da zeigt sich bei unbefangener Beobachtung manches, was sich mit der herkömmlichen Ansicht nicht reimen will. Erstlich: Goethe hat sich zu der Lectüre nicht leicht verstanden. Sodann: er verrät nicht das Mindeste von früherer Bekanntschaft. Es scheint geboten, diese Thatsachen einigermafsen ins Licht zu stellen.

Zehn bis elf Monate verstreichen seit Mitteilung der Spinoza-gespräche, ehe Goethe damit beginnt, die Ethik zu lesen. Seine sämtlichen Briefe an Jacobi bis zu dieser Zeit enthalten über den streitigen Gegenstand nichts, als zwei knapp berichtende Notizen (die erstere oben S. 8 angeführt). Jacobis Erscheinen in Weimar nötigt endlich zu näherem Eingehen. Die mündlichen Verhandlungen bringen kein Einverständnis zu Wege, jeder der beiden Haupt-streiter behält seine Meinung. Goethe hat an diesen Diskussionen nur untergeordneten Anteil. Erinnerungen aus dieser Zeit, wie der Zusammenhang zeigt, oder doch vorwiegend aus dieser Zeit sind es, wenn er aus Rom, 23. Okt. 87, an Herder schreibt: „Ich habe immer mit stillem Lächeln zugesehen, wenn sie mich in metaphysischen Gesprächen nicht für voll ansahen“ (ursprünglich hiefs es gewifs

[43]) 20. Dez. 84. Aus Herders Nachlafs 2,261. Jacobi selbst (Wider Mendelssohns Beschuldigungen 1786) versteigt sich zu der Apostrophe: „Sei mir gesegnet, grofser, ja heiliger Benedictus! Wie du auch über die Natur des höchsten Wesens philosophieren und in Worten dich verirren mochtest: seine Wahrheit war in deiner Seele“ u. s. w. In Herders Sinn hat dann Schleiermacher die Apotheose des „heiligen, verkannten Spinoza“ erneuert (Reden über die Religion II. WW. zur Theol. 1,190).

Digitized by Google

„Ihr", von Herder und Jacobi gesagt); „da ich aber ein Künstler bin, so kann mir's gleich sein."[44]) Nun aber findet er sich durch die Sachlage und wohl auch persönlich im Namen der Freundschaft angetrieben, sich ein eigenes Urteil zu bilden und Stellung zu nehmen. Er geht mit Zögern heran. „Du scheinst uns auch Lust zur Metaphysik zurückgelassen zu haben." Zunächst liegt ihm jetzt das zweite Stück der Akten vor, der Aufsatz, in welchem sich die Philosophie des Spinoza an der des jüngeren Hemsterhuis messen soll. Hatte doch Lessing von der neuesten Schrift desselben (Aristée ou de la Divinité. 1779), von der er ganz bezaubert war, geurteilt, es wäre der offenbare Spinozismus, und in einer so schönen exoterischen Hülle, dafs selbst diese Hülle zur Entwicklung und Erläuterung der innerlichen Lehre wieder beitrüge[45]). Goethe kannte von ihm bisher wenigstens die Lettre sur les désirs, die Herder, längst ein eifriger Verehrer des ihm verwandten Autors, 1781 in Wielands Zeitschrift deutsch gegeben und mit einer eigenen Abhandlung begleitet hatte[46]). Nun aber beginnt er, wenige Wochen nach Jacobis Abreise, sich in Hemsterhuis einzulesen — Frau von Stein nimmt auch an dieser Lectüre Teil[47]) — und findet Geschmack an seiner Philosophie, die ihn, wie es scheint, eben durch ihre schöne Hülle gewonnen hat. Und jetzt wird ihm, wieder unter Teilnahme seiner „Seelenführerin" (es freut ihn, dies Wort von Hemsterhuis zu lernen) auch die esoterische Lehre der Ethik „gefallig".

---

[44]) Ital. Reise S. 419.

[45]) Jacobi, Ueber die Lehre des Spinoza S. 38 fg. „In dem Briefe sur l'homme", setzt Lessing hinzu, „hinkt es noch ein wenig, und es ist möglich, dafs Hemsterhuis damals (1772) seinen Spinozismus noch nicht völlig selbst erkannte".

[46]) Teutscher Merkur 1781. IV, 99—119. Ueber das Verlangen. Mit einer Vorerinnerung (S. 97—99) und Schlufsbemerkung (119—122). S. 211—235: Liebe und Selbstheit. Ein Nachtrag zum Briefe des Herrn Hemsterhuis. (Nachher in den Zerstreuten Blättern I, 309—334.) Goethe sandte noch vor dem Erscheinen des Merkurheftes die Druckbogen an Frau von Stein. (Briefe 2,129). In Herders Nachlafs befindet sich handschriftlich auch noch die Uebersetzung der gröfseren Lettre sur l'homme et ses rapports, die Herder schon 1773, also bald nach dem Erscheinen des Originals gemacht hat. Es ist ein sauber geschriebenes Heft (35 Blätter gr. 4) zur Mitteilung an Freunde eingerichtet. „Ich liebe den Mann, schreibt Herder in dieser Zeit, als ob es mein coaevus in der Akademie der Geister vor meiner irdischen Geburt gewesen wäre." Von und an Herder 2,42.

[47]) Briefwechsel mit Jacobi S. 80. 83. Briefe an Frau von Stein 3,115. 116. (4. und 9. Nov.)

Digitized by Google

Er tritt zu Spinoza wie zu einem Unbekannten. Herder weifs es nicht anders, als dafs er ihn jetzt zum ersten Male liest. Alle Aeufserungen Goethes hören sich an, als ob sie Eindrücke einer ersten Lectüre wiedergeben, so das kurze Wort an Knebel. Bedeutsam aber ist besonders, was er am 19. Dezember an Frau von Stein schreibt. „Es ist mir lange nicht in einem Dezember so wohl gewesen. Meine neue Vorstellungsart trägt nicht wenig dazu bei." Was ist es für eine Vorstellungsart, die Goethe sich eben jetzt zu eigen gemacht hat? Die Antwort finden wir in einem späteren Briefe an Jacobi[48]). „Ich gestehe, heifst es da, dafs ich, ohne Spinozas Vorstellungsart von Natur selbst zu haben, doch, wenn die Rede wäre, ein Buch anzugeben, das unter allen, die ich kenne, am meisten mit der meinigen übereinkommt, die Ethik nennen müsse." Es ist die von Spinoza gepriesene Betrachtung der Dinge „in der Form der Ewigkeit" (sub specie aeternitatis). „De natura rationis est, res ut necessarias et non ut contingentes contemplari. Sed haec rerum necessitas est ipsa Dei aeternae naturae necessitas[49])". In diese Vorstellungsweise, die in dem Folgerechten, Willkürlosen, Notwendigen das Göttliche selbst anerkennt, lebt sich Goethe mehr und mehr ein[50]). Sie beherrscht seine Naturbeobachtung, sie durchdringt sein künstlerisches Schaffen. Man hat gefragt[51]), wie seine Künstlernatur sich habe mit Spinoza befreunden können, dem der Gedanke des Ideals fehle. Nach Goethes Auffassung fehlt er ihm nicht: sein Ideal ist nichts anders, als die eine, notwendige Form, und eben jetzt beginnt er, seine „alten Sachen" diesem Ideal anzunähern, indem er ihnen alles Zufällige, Gelegentliche, Willkürliche abstreift.[52]) Am entschiedensten sprechen seine Briefe aus Italien diese Vorstellung aus. „Diese hohen Kunstwerke", sagt er z. B. von den besten griechischen Statuen, „sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden: alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist Notwendigkeit, da ist Gott." (6. Sept. 87)[53]).

[48]) Briefwechsel mit Fr. Jacobi S. 94.

[49]) Eth. II Propos. 44. Coroll. 2; vgl. I Defin. VIII.

[50]) „Auch Spinoza verehrte eine Vorsehung — schreibt Jacobi, Wider Mendelssohns Beschuldigungen S. 76 fg. — ob sie ihm gleich nichts anderes war, als jene Ordnung selbst der Natur, die aus ihren ewigen Gesetzen notwendig entspringt." Goethe an Jacobi 5. Mai 86 mit Bezug auf diese Stelle: „Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten."

[51]) Heyder a. a. O. S. 270.

[52]) An der letzten Redaktion lyrischer Gedichte habe ich dies als das Wesentliche nachgewiesen in meiner kleinen Schrift „Goethische Gedichte in ältester Gestalt." 1876.

[53]) Ital. Reise S. 396; zu vgl. der Brief vom 13. Dez. 86. (S. 137), auch 29. Sept. 86 (S. 59): „das Volk, ein notwendiges, unwillkürliches Dasein."

Digitized by Google

Der zu solcher Betrachtungsweise durchgedrungene genieſst die animi acquiescentia; ja in ihr und durch sie versichert sich der Geist seiner Ewigkeit. Certi sumus, mentem aeternam esse, quatenus res sub aeternitatis specie concipit[54]). Goethe erinnert sich des Wortes noch nach Jahren in der „ewigen Stadt." Aus Rom schreibt er am 23. August 87: „Die Gestalt dieser Welt vergeht; ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so, nach der Lehre des ††† meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen"[55]). Es lag, ihm selbst vielleicht unbewuſst, in seinem sittlichen Dasein eine Kraft, die „neue Vorstellungsart", die ihn über das Willkürliche des eigenen Zustandes zu erheben so wohl angethan war, in sich aufzunehmen: eine Gefaſstheit (Wieland nennt es σωφροσύνη) und Ruhe, von der seine nächsten Freunde nicht anders als mit stiller Bewunderung reden[56]). Er brachte den Geheimnissen seines Philosophen — gewiſs noch in höherem Grade als seine Seelenführerin — ein verwandtes Gemüt entgegen, konnte sich ihm sehr nahe fühlen, mochte er ihn gleich nicht in seiner ganzen Tiefe ergründen. Er selbst bezeichnet in den Jahren der Spinozalectüre den Zustand seines Innern gern mit den schlichten Worten: „ich bin stille", wählt als Motto den Spruch: „Wenn du stille bist, wird dir geholfen"[57]): animi acquiescentia scheint ihm das höchste Gut.

Ueberhaupt ist es vorwiegend der ethische, psychologische Gehalt, der ihn bei der Lektüre des Spinozischen Hauptwerkes festhält; ganz

[54]) Eth. V. Propos. 31 Schol. Vielleicht schwebte auch De intellectus emendatione I, 110 vor. Doch bezieht sich Goethe in dieser ganzen Zeit niemals auf eine andere Schrift als die Ethik.

[55]) Ital. Reise S. 385. Die drei Kreuze (wie sie der Gläubige vor dem Atheisten schlägt) zur Persifflage Jacobis. Diese Vermutung Düntzers (Erklärungen S. 846) ist um so ansprechender, da sich kurz vorher ein „Pik auf den Propheten" (Lavater) verrät, mit dem Jacobi jetzt in Goethes und Herders Augen solidarisch war. (vgl. die Aeuſserungen Goethes S. 415. 419). Zum Gedanken vgl. unter den Zahmen Xenien den Spruch: „Nichts vom Vergänglichen, wie's auch geschah! Uns zu verewigen sind wir ja da." (Ged. 2,346).

[56]) Wieland an Merck in Mercks Briefw. I, 301. II, 72. Herder an Jacobi 2. Nov. 84: „Goethe lebt, wie er gelebt hat. Er hat uns neulich einen neuen, sehr schönen Band von seinem Wilhelm Meister und ein andermal den Anfang einer neuen, sehr vortrefflichen Arbeit vorgelesen. Die Arbeiten und die Stunden sind wohl die einzigen, die den trefflichen Menschen ihm selbst zurückgeben; wiewohl er auch in der kleinsten und sogar gehässigsten anderweiten Beschäftigung mit einer ganzen Ruhe wohnet, als ob sie die einzige und eigenste für ihn wäre."

[57]) Briefwechsel mit Knebel 1, 61. 69. Briefwechsel mit Jacobi S. 96. 106. Briefe an Frau von Stein 3,153. Das Motto aus Jesaias (30,15) wählt Goethe wieder nach der Rückkehr aus Italien; vgl. Herders Reise nach Italien S. 6.

Digitized by Google

fern liegt es ihm, es auf seine metaphysischen Grundlagen hin zu prüfen. Niemals hat er, wie er unumwunden erklärt (an Jacobi, 9. Juni 85), die Schriften Spinozas in einer Folge gelesen, niemals hat ihm das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden. „Aber wenn ich hineinsehe, glaube ich ihn zu verstehen, das heifst, er ist mir nie mit sich selbst im Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handelnsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen". Und allerdings mufste mancher Satz der Ethik sich ihm darstellen wie ein Gesetz, das ihm die eigene Natur diktierte. „In ordinandis nostris cogitationibus et imaginibus semper attendendum est ad illa, quae in unaquaque re bona sunt, ut sic semper ex laetitiae affectu ad agendum determinemur" — eine Maxime wie diese[58]), und ihr entsprechend die Mifsbilligung aller blofs leidenden Zustände, Verdrossenheit, Selbstvorwurf, Reue, entsprach völlig seiner nur im Positiven befriedigten, thätig-freudigen Sinnesart[59]). Was er in der Ethik liest, setzt er zu seinen eigenen Neigungen, Pflichten, Beschäftigungen in Bezug, ja er scheint nur bei solchem zu verweilen, dem er Bezüge auf das eigene Gemütsleben abgewinnen kann. Verstimmt von der Lektüre der Streitschrift Mendelssohns („An die Freunde Lessings"), die er nicht im Stande ist auszulesen, schlägt er den Spinoza auf und studiert von seinem Lieblingssatze an (V. Propos. 19) ‚qui Deum amat, conari non potest, ut Deus ipsum contra amet' einige Blätter mit der gröfsten Erbauung zum Abendsegen. Indem er es Herder meldet (20. Febr. 86), übersetzt er das Gelesene gleich ins Menschliche: „Aus allem diesem folget, dafs ich auch das Testament Johannis aber und abermal empfehle, dessen Innhalt Mosen und die Propheten, Evangelisten und Apostel begreift: ‚Kindlein liebt euch'. Und so auch mich"[60]).

---

[58]) Eth. V. Propos. 10 Schol.

[59]) Vergl. Heyder a. a. O. 274 fgg. Für meinen Zweck genügt eine Andeutung; doch möchte ich wenigstens auf einige recht bezeichnende Aeufserungen aus der Periode, die uns hier näher angeht, verweisen: Ital. Reise S. 132 (Schlufs des Briefes vom 23. Nov. 86). Briefe an Frau von Stein 3, 177 (wie er die Herderin von ihren selbstquälerischen Anwandlungen kuriert). Aus der späteren Zeit ist höchst bedeutsam, was der Kanzler von Müller aus einem Gespräche mit Goethe aufgezeichnet hat. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller S. 50: „Da kam er auf eine förmliche Theorie der Unzufriedenheit" u. ff. Vgl. Gedichte 2,339 Z. 11 fg.

[60]) Nach dem Manuskript. Der ungenaue Druck (Aus Herders Nachlafs 1, 88) läfst den Sinn nicht völlig erkennen. Interessant ist einmal, wie Goethe hier von Spinoza auf Lessing kommt (vergl. Lessings Schriften 10, 39 Lachm.), und ferner, wie er — ganz ähnlich der Darstellung in Dichtung und Wahrheit 3, 168, Buch 14 — dem Satze eine praktische Folgerung anschliefst, welche er nach seinem eigentlichen Sinne kaum zuläfst.

Digitized by Google

Mit Frau von Stein diskutiert er über die Zweckursachen (causae finales). Der Verstand kann dieselben, wie ihnen Spinoza bewiesen hat, nicht anerkennen; aber er giebt der Freundin gern zu, dafs sie „dem Gemüte zu denken durchaus nötig sind"[61]). Auf seine liebsten Beschäftigungen weifs er es zu deuten, dafs nach Spinoza die scientia intuitiva den Gipfel der Erkenntnis bildet. Hatte er schon vorher gegen Lavaters Offenbarungsdurst sein Bekenntnis gestellt: „Ich bin auch aus der Wahrheit, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne", so erbaut es ihn jetzt, an Spinoza selbst einen Bundesgenossen zu haben. „Wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben — entgegnet er Jacobi — so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der scientia intuitiva spricht und sagt: hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum: so geben mir diese wenigen Worte Mut, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen, und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen werde und was mir zugeschnitten ist". Es ist über Spinoza für jetzt sein letztes Wort an Jacobi (5. Mai 86); ein Wort, das er nach einem Vierteljahrhundert wieder aufnimmt, um seinen Standpunkt gegen ihn zu behaupten. Das Schauen freilich, in welchem er sein Glück findet, ist nicht schlechthin gleich der intuitiven scientia seines Philosophen, der weit davon entfernt ist, auf absolute Erkenntnis Verzicht zu leisten; es ist das Beobachten des echten Naturforschers, dessen ganze Seele im Auge ist, ein Beobachten mit reinen, aufgeschlossenen Sinnen.

Also auch in seinen Naturstudien findet sich Goethe von Spinoza bekräftigt. Wunderbar genug. Kaum läfst sich ein gröfserer Gegensatz vorstellen, als diese beiden Geister in ihrem Verhältnis zur Natur. Goethe im Innersten ergriffen, gezogen von dem „Reize ihrer Geheimnisse"[62]): auf und unter Bergen ist er auf ihrer Spur, sucht das Göttliche in herbis et lapidibus: in aller Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, allem Spiel der Gestaltung und Umgestaltung belauscht er sie

---

[61]) Briefe an Frau von Stein 3, 190 (25. Sept. 85). An Zelter schreibt Goethe 1831 (5, 381): „So hatte mich Spinoza schon früher (vor Kant) in dem Hafs gegen die absurden Endursachen geglaubiget". Scherzweise spricht sich die Uebereinstimmung mit Spinoza in dem Urteil aus: „Die causa finalis der Welt- und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst". An Frau v. Stein 3. März 85 (3, 145; vergl. 2, 76. 127. Ital. Reise S. 462. 365.

[62]) Eth. II Propos. 40. Schol. 2.

[63]) Abhandlung über den Granit (1784) zu Anfang. Die Natur. WW. 6, 571a.

Digitized by Google

und freut sich der Treue seines Auges, alles Einzelne zu sehen und abzulesen, wie es ist[64]) — Spinoza, gegen das Leben der Natur gleichgültig, ein freiwilliger Gefangener in seiner engen Studierzelle, Schöpfer einer Gedankenwelt, in welcher das Einzelding, seinem Wesen und Werden nach, nur schattenhaft, als ein Schein der Imagination existiert. Ueber diesen ungeheuren Abstand sieht Goethe hinweg, er will, oder richtiger gesagt, kann ihn nicht wahrnehmen. Es scheine nur so, erklärt er, als ob vor Spinozas Blicke alle Einzeldinge verschwänden; in Wirklichkeit könne niemand mehr zur nähern und tiefern Betrachtung derselben aufmuntern, als er[65]). Vorausgesetzt, dafs der Schüler Spinozas in sich selber den Antrieb dazu so unwiderstehlich verspürt, wie Goethe, und was er seiner Natur zufolge nicht entbehren kann, in jenen hineinlegt, hineinliest. Auch Herder hat sich einen Spinoza gedichtet, in dessen Seele „ein hohes Ideal der Naturkenntnis gewesen"[66]); in diesem einen Punkte hat offenbar Goethe seine Auffassung geleitet. War etwa die Wahlverwandtschaft, die zwischen Spinoza und Goethes Naturforschung so wunderbar waltet, auch durch Erfahrungen des Gemütslebens bedingt, wenigstens vorbereitet? Friedensluft, sagt Goethe, wehte ihm aus den Schriften Spinozas entgegen. Auch im Umgang mit der Natur sucht er den Frieden. „Sie ist weise und still". „Die stille, reine, immer wiederkehrende Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Not, ihre moralischen, noch mehr physischen Uebel". (An Lavater, Frühjahr 1781[67]). Jene Verwandtschaft aber wirkt weiter; Goethe führt den spinozistischen Grundgedanken in seine Naturbetrachtung ein. Er glaubt die Urform entdeckt zu haben, die, so zu sagen, allen modis des Pflanzenwesens zu Grunde liegt, und nennt das: er sei auf ein ἓν καὶ πᾶν in der Botanik gekommen[68]).

---

[64]) Briefwechsel mit Jacobi S. 87. Ital. Reise S. 123 (Rom, 10. Nov. 86).

[65]) Briefwechsel mit Jacobi S. 86. Offenbar legte Goethe Eth. V. Propos. 24 (Quo magis res singulares intelligimus, eo magis Deum intelligimus) zu seinen Gunsten aus. Die gleiche „aufmunternde" Wirkung wie die Ethik übt auf ihn Herders Spinozabuch „Gott". (Ital. Reise S. 395. Rom, 6. September 87).

[66]) Gott 1787. S. 35. Die Stelle im Tractatus de Intellectus emendatione (II, 14), auf welche sich Herder zu stützen scheint (vergl. S. 32), weist doch mit ihrem ‚tantum de natura intelligere, quantum sufficit' etc. den Naturwissenschaften eine dienende Stellung in beschränktem Umfange an.

[67]) Briefe an Lavater S. 123.

[68]) Rom, 6. Sept. 87. Ital. Reise S. 395. Vergl. S. 406 und Briefe an Frau von Stein 3, 295 (9. Juli 86).

Digitized by Google

3. Herder und Goethe.

„Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze Verachtung aller Spekulation und Untersuchung, mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne, kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als dafs man sich in leeren Demonstrationen verfinge"[69]). Schiller hatte sich kaum drei Wochen in Weimar umgesehen, als er das schrieb. Er hatte sich mit Herder mehrmals begegnet, Knebel, der in Goethes Gartenhaus wohnte, einen Besuch gemacht. Möglich, dafs Wieland, der auf die „Linneaner" niemals gut zu sprechen war[70]), einige Winke gegeben; das Ganze ist doch ein kleines Meisterstück von Beobachtung und Charakteristik.

Attachement an die Natur, Mifstrauen und Abneigung gegen das abstrakte Denken, sie gehören bei Goethe aufs engste zusammen. „Ich komme mir vor wie Antäus, der sich immer neu gestärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit seiner Mutter Erde in Berührung bringt" — „ich, der Todfeind von leeren Wortschällen"[71]); so schildert er selbst sich zu der Zeit, wo Schiller aus der Physiognomie seiner Freunde und Gesellen Züge von seiner Eigenart herauszulesen sucht.

Das abstrakte Denken hat bei Goethe nie hoch im Preise gestanden. „Ein Kerl, der spekuliert. . ." das Mephistophelische Wort ist in Aller Munde. In der jugendfrischen Zeit, aus der es stammt, konnte es dem Dichter ängstig und unbehaglich zu Mut werden, wenn er sich im Traume in eine Gesellschaft versetzt sah, die der leidige Teufel auf die noch leidigere Philosophei zu diskurieren bringt und in ihren Schlingen verwickelt[72]). Im Grunde ist er bis in sein hohes Alter

---

[69]) Schillers Briefwechsel mit Körner 1,133 (12. August 87); vgl. Körners Antwort S. 143.

[70]) Höchst ergötzlich ist, wie er sich gelegentlich gegen Merck, der auch zur „Sekte" gehörte, über das Modestudium ausläfst. Mercks Briefw. 1, 443 fg. (März 85). Und doch auch er, dem „Madre Natura den Sinn dafür versagt hat", redet mitunter, als ob Goethe ihn inspirierte. „Mich freut herzlich, dafs Du, lieber Bruder, in dem Forschen nach den geheimen Magnalibus Naturae Ruhe für Deine Seele findest." a. a. O. S. 496 (Dez. 86).

[71]) Ital. Reise S. 99. 56. Venetianische Epigramme 78 (Ged. 2, 151): „Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!"

[72]) Goethe und Werther S. 121.

Digitized by Google

dieser Stimmung treu geblieben. „Mein Kind, ich hab' es klug gemacht, ich habe nie über das Denken gedacht." Auf metaphysische Vorstellungsart hat er niemals Anspruch gemacht[73]), er findet sie eng und einseitig. Bei den mannigfaltigen Richtungen seines Wesens kann er nicht an einer Denkweise genug haben. „Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, dafs die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen"[74]). Er hält dies Jacobi entgegen, der sich der „göttlichen Dinge" mit seiner Philosophie versichern wollte. „Die Spekulation, die metaphysische" — so erklärt er sich noch deutlicher — „ist Jacobis Unglück geworden. Ihm haben die Naturwissenschaften gemangelt, und mit dem Bifschen Moral allein läfst sich doch keine grofse Weltansicht fassen"[75]). Es sind Aeufserungen aus viel späterer Zeit, die ich anführe; aber sie könnten eben so wohl aus der Zeit der Spinozahändel herrühren, und Gleiches hat Goethe schon damals gesagt[76]). „Dich hat Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl in's Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit es mir im Anschauen seiner Werke wohl werde" u. s. f. (An Jacobi 5. Mai 86). Und ohne Frage hat der Verlauf dieser Händel, das fruchtlose Hin und Wider der philosophischen Erörterungen, bei denen man sich über Worte stritt, die jeder in einem eigenen Sinne nahm, viel dazu beigetragen, ihn in seiner antimetaphysischen Stimmung zu bestärken. „Dafs Niemand den Andern versteht, dafs Keiner bei denselben Worten dasselbe was der Andere denkt",[77]) das hat er, wenn Jacobi und Herder über Substanz und Realität, Dasein und Denken verhandelten, reichlich bestätigt gefunden.

Vielleicht erklärt es sich so auch am einfachsten, weshalb Goethe erst nach längerem Zögern sich zum Studium des Spinoza verstanden. Es mufste ihm widerstreben, auf Jacobis Spuren darüber nachzugrübeln, wie Spinoza über die „letzten Gründe" gedacht[78]). Er möchte „gerne schweigen, wenn von einem höchsten Wesen die Rede ist, das er nur in und aus den rebus singularibus erkennt." Das Ganze des Systems zu überschauen, zu prüfen, erlaubt ihm seine unphilosophische Vorstellungsart nicht — erklärt er ausdrücklich —

[73]) Briefwechsel mit Jacobi S. 86. Auch das „speculative Zeitalter" findet ihn spröde gegen „die arme Göttin" (Methaphysik). Briefwechsel zw. Schiller und Goethe 1,181. 3. Ausg.

[74]) Briefwechsel mit Jacobi S. 261. Eckermann, Gespr. mit Goethe 2, 296.

[75]) Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller S. 98.

[76]) Ital. Reise S. 415. 419 (Rom 23. Okt. 87).

[77]) Dichtung und Wahrheit 4,7 (Eth. II Propos. 47 Schol.)

[78]) Es war ihm, dem eigenen religiösen Bedürfnis gegenüber, überhaupt gleichgültig, wie ein Philosoph, und wäre es Lukrez oder selbst Spinoza gewesen, über die „letzten Gründe" dachte. Eine höchst bedeut-

Digitized by Google

und eben so wenig seine „Lebensart“[79]: er meint, dafs er, von Geschäften hin und her gezogen, überhaupt selten dazu komme, ein wissenschaftliches Buch in einer Folge und zu Ende zu lesen. So ist es ihm bisher sogar mit Linné's Philosophia botanica ergangen, der er die bedeutendsten Anregungen verdankt. Erst jetzt, zu derselben Zeit also, wie die Ethik, hat er sie im eigentlichen Sinne studiert (November 1785)[80]. Alle Verehrung vor Spinoza hält ihn nicht ab, von den „abstrusen Allgemeinheiten“ desselben zu reden, in die er nur ängstlich sich geflüchtet habe[81]), und so hätte er für sein Teil wohl auch bei ihm die metaphysische Spekulation an ihrem Orte gelassen. Nirgends giebt er ein wörtliches Citat aus dem ersten Buche der Ethik, soweit es die spekulativen Grundlagen des Systems enthält; aber in dem Anhange dieses Buches, der aus dem Gesichtspunkte der Grundlehre von der einen, unendlichen Substanz einen weiten Ausblick über die wichtigsten ethischen und religiösen Probleme eröffnet, hat er sich bereits bei seiner frühesten Berührung mit dem Philosophen heimisch gemacht; aus diesem Anhange läfst er einige Sätze in den schon oben angeführten Brief an Lavater und Pfenniger einfliefsen[82]). Nur auf das zudringlichste Mahnen Jacobis versteht er sich einmal dazu — es ist ein halbes Jahr und länger, seit er die Ethik gelesen und wieder gelesen — über den Grundgedanken Spinozas sich mit einem kurzen Worte zu erklären[83]). „Du erkennst die höchste Realität an, welche der Grund des ganzen Spinozismus ist, worauf alles übrige ruht, woraus alles übrige fliefst. Er beweist

same und, wie mir scheint, bis jetzt nicht beachtete Erklärung darüber steht in den Unterhaltungen mit von Müller S. 39. „Man spüre durch das ganze Lehrgedicht (De Rerum Natura) einen finstern, ingrimmigen Geist wandeln, der sich durchaus über die Erbärmlichkeit seiner Zeitgenossen erheben wolle. So sei es immer gewesen, auch bei Spinoza und andern Ketzern. Wären die Menschen en masse nicht so erbärmlich, so hätten die Philosophen nicht nötig, im Gegensatz so absurd zu sein.“ Das alte e nihilo nihil fit (Lucret. 1,155) sei der Geist des Spinozismus, sagt Jacobi im Lessinggespräche S. 14.

[79]) Briefwechsel mit Jacobi S. 86.

[80]) Briefe an Frau von Stein 3, 200. 201 (8. und 9. Nov. 85). Er nimmt die Phil. bot. mit nach Ilmenau, — „kein ander Buch. Es ist das die beste Art, ein Buch gewifs zu lesen, die ich öfter praktizieren mufs, besonders da ich nicht leicht ein Buch auslese.“ S. 210. „Wer doch nur einen aparten Kopf für die Wissenschaften hätte!“ Caro weist nach (La Phil. de Goethe p. 108), dafs die Idee der Metamorphose (die eben in dieser Zeit bei Goethe auftaucht) durch die Philosophia botanica angeregt ist.

[81]) Ital. Reise S. 89 (12. Okt. 86).

[82]) Tom. I, 221 in der Tauchnitz-Ausgabe.

[83]) Briefwechsel mit Jacobi S. 85.

Digitized by Google

nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott. Und wenn ihn andere deshalb Atheum schelten" . . . es ist die schon oben (S. 173) angeführte Doxologie. Spinoza beweist das Dasein Gottes nicht? Wozu wäre dann die elfte Proposition des ersten Buchs (Deus sive substantia constans infinitis attributis . . . necessario existit) mit ihrer dreifachen Demonstration? Entweder übersieht Goethe das für den Zusammenhang des Systems so wichtige Glied, oder er ist der Meinung, es sei nicht wichtig, sei ein dem Grundgedanken gegenüber entbehrliches Beiwerk. Ich glaube das Letztere. Das Dasein ist sich selber Beweis: das ist Goethes wie Herders[84]) Meinung. Es ist Goethes Meinung, weil es Herders Meinung ist.

„Ich enthalte mich alles Urteils, doch bekenne ich, dafs ich mit Herdern in diesen Materien sehr einverstanden bin", schreibt Goethe den 12. Januar 85 an Jacobi und besiegelt damit Herders frühere Mitteilung an denselben: „Goethe hat den Spinoza ganz so verstanden, wie ich ihn verstehe." Ob das übrigens ein „grofser Probierstein" für die Richtigkeit seiner Auffassung gewesen, durfte Jacobi billig bezweifeln. Denn Goethe hatte sich in diese Auffassung hineingedacht, ehe er selbst sich an Spinoza übte, und von den ersten Stadien der Verhandlung an lebt er der Ueberzeugung: „Herder ist diesen Sachen auf dem Grunde". Er hat die Briefe gelesen, in denen Herder Spinozas Lehre, wie er sie verstand, gegen Jacobi entwickelte; aus diesen Briefen und im Verkehr mit Herder hat er sich über die Principien dieser Philosophie unterrichtet. „Lafs mich doch sehen, was Du ihm (Jacobi) schreibst, und lafs uns darüber sprechen." Es waren bis zum Dezember 84 zwei längere Kundgebungen dieser Art (Traktate eher, als Briefe zu nennen) von Herders Seite erfolgt. Von dem älteren Schreiben (6. Februar 84) ist, wenn wir zuverlässig berichtet sind, eine Kopie aufgefunden, die sich Goethe eigenhändig angefertigt hat. (Vor elf Jahren als Goethisches Anekdoton veröffentlicht; das Original war schon 1857 in der Briefsammlung „Aus Herders Nachlafs" gedruckt.)[85]). Immer giebt Goethe sein Urteil im Anschlufs an Herder ab, dem er in metaphysicis willig den ersten Spruch überläfst. Die wenigen zuvor angeführten Sätze spekulativen Inhalts begleitet er mit den Worten: „Heute mahne ich Herdern und hoffe, der solls besser machen." An Herder sendet er den Brief, zu dem er bereits vor vierzehn Tagen die Feder angesetzt, zur Kenntnisnahme; dazu die Zeilen: „Hier, l(ieber) Alter einen Brief der mir

---

[84]) Aus Herders Nahlafs 2, 263. Herder, Gott S. 44.

[85]) Das nähere in meinem Aufsatze „Ein vermeintlicher Brief Goethes." Zeitschrift für deutsche Philologie 2,478 fgg. (1870).

Digitized by Google

saurer geworden als lange einer! Auch das Mahneschreiben Jakobi das diesen Funken aus meiner harten und verstockten Natur herausgeschlagen. Thue nun das beste, sende, schreibe und befriedige."[86]) Wie leibhaft steht er in so wenigen Strichen vor uns! Der Freund der Natur, der auf Felsen herumsteigt und fleifsig am Gestein hämmert; der Dichter, dem sich die nächste Umgebung zu einem Bilde des innern Wesens unwillkürlich gestaltet — es wird ihm unbehaglich in metaphysischer Zimmerluft, es hält ihn, wenn er schreiben will, immer etwas „beim Aermel" — „Ich wenigstens erkläre mich höchst ungern über eine solche Materie schriftlich, ja es ist mir beinahe unmöglich."

Jene wenigen oben mitgeteilten Sätze, ein karges Opfer an die ungeliebte Göttin, sind zudem nichts weiter, als eine Abkürzung dessen, was Herder jetzt schon zum zweiten Male geschrieben hatte. Herder ist geschult im philosophischen Denken, ihm läuft die Feder leicht bei derlei Materien, die Terminologie des Spinoza macht ihm keine Schwierigkeit. Man vergleiche beispielsweise das entsprechende Stück in seinem Briefe vom 20. Dezember 84.

„Spinozas einzige Substanz ist das ens realissimum, in dem sich alles, was Wahrheit, inniges Leben und Dasein ist, intus und radicaliter vereinigt, ja durch welches es nur gedacht werden kann, und es werden in allen Erscheinungen einzelner Dinge, als Modifikationen des höchsten unendlichen innigen Daseins, diese Attribute nur denkbar, sofern jene seiner Natur sind und der einzig Daseiende bleibend in ihnen wohnet. Mache mir also nicht das Wesen zum abstrakten Begriff, das allein nur da ist. — — Machst du mir diesen innigsten, höchsten, alles in eins fassenden Begriff zum leeren Namen, so bist du ein Atheus, und nicht Spinoza".

Die Uebereinstimmung ist gar nicht zu verkennen, verrät sie sich doch sogar noch in der charakteristischen Schlufsapostrophe. So liegt denn der Gedanke nahe genug, dafs Goethe die Gesichtspunkte, welche ihm das Ganze des Spinozischen Systems überschaulich machten, von Herder angenommen hat. In ihrer Idee von Gott und Welt fühlten sie sich beide am Ende der Weimarer „zehn Jahre" aufs engste verwandt. „Wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten" — schreibt Goethe im Mai 87 an Herder — „als es möglich ist, ohne eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten"[87]). Auf spinozistischer Grundlage beruht diese Sinnesgemeinschaft, und Herder hat das

---

[86]) Aus Herders Nachlafs 1,85 (oben genau nach dem Msk.). Briefe an Frau von Stein 3,165.

[87]) Ital. Reise S. 306 fg. (17. Mai 87).

Digitized by Google

Wesentlichste dazu gethan, theoretisch die gemeinsame Grundlage zu bereiten, festzustellen.

Es war, wenn es sich um objektiv richtige Auffassung handelte, nicht eben vorteilhaft, gerade von Herder in die Philosophie Spinozas eingeführt zu werden. Herder besafs die Fähigkeit, sich in eine fremde Gedankenwelt zu versetzen, in einer einzigen und eigentümlichen Weise. Ihm war es eine Lust, „in der Seele jedes Schriftstellers auf einige Zeit, wie in seinem Hause zu wohnen". Dies Gleichnis, das er selbst gebraucht[88]), ist für ihn charakteristisch. Wie alle dichterischen Uebersetzungen Herders, bemerkt der Schriftsteller, der sich vielleicht am schönsten in ihn eingelebt hat, Jean Paul[89]) — nur Metempsychosen seines Geistes sind, so assimilierte er jede fremde Meinung, die er annahm, zu seiner. An philosophischen Systemen hat Herder diese seine „Uebersetzungskunst" mit besonderer Virtuosität geübt. Auf wörtliche Treue kommt es ihm dabei nicht an. Im fremden Hause waltet er gern mit aller Freiheit des Bauherrn und Besitzers; er bildet die Gedanken des Originals nach seinem Sinne schöpferisch weiter. So hat er sich auch in Spinozas System eingewohnt; er hat hineinhinzugedacht, was ihm für seine Idee von Gott und Welt unentbehrlich war.

Nicht als Neuling in der Philosophie, erzählt er uns, ist er zu Spinoza gekommen, sondern nachdem er aufser den alten Philosophen (besonders Plato ist gemeint) die Schriften von Baumgarten, Leibniz, Shaftesbury und Berkeley nicht blofs gelesen, sondern wirklich studiert hatte[90]). Es war in der Zeit, wo er, mit der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts" und den „Erläuterungen zum Neuen Testament" beschäftigt, in den religionsphilosophischen Vorstellungen des Morgenlands und der verwandten griechischen Schulen lebte. Seiner Betrachtungsweise ist es eigentümlich, jede Erscheinung mit und aus dem Gleichartigen, mit und aus ihren geschichtlichen Voraussetzungen zu begreifen. So stellt er sich nun auch zu Spinoza. „Die Samenkörner seiner Lehre, findet er, liegen in den ältesten aller aufgeklärten Nationen beinahe reiner, als bei ihm selber; er ist nur der erste, der

[88]) Werke 22, 12. 338.

[89]) Aus Herders Nachlafs 1, 290.

[90]) Gott, S. 46. Die Geschichte dieser Studien sehe man bei Haym, Herder 1, 635 fgg. 673 fgg. Schon in Riga ist Herder auf Spinoza aufmerksam. In einem skizzierten Aufsatze, „Grundsätze der Philosophie" (Herders Lebensbild II, 469—76) finden wir folgende Sätze: „Spinoza glaubte, dafs Alles in Gott existiere. Er nahm nur einen Mittelpunkt an, den nannte er Gott und Welt. Man kann ihn also mit eben solchem Rechte Idealis als Atheist nennen: das letzte ist er nicht gewesen". Haym bezweifelt (wohl mit Recht) eine direkte Bekanntschaft mit Spinoza vor 1774.

Digitized by Google

sie nach unserer Weise in ein System kombinierte, wobei er das Unglück hatte, gerade die spitzesten Seiten und Winkel herauszukehren. Er hat sich ganz nach Descartes gebildet und hat unentwickelte Begriffe in alle dem, wo ihm Descartes noch zu nahe stand"[91]). Er entwirft während dieser ersten Studien oder bald danach den Plan zu einer kleinen Schrift „Spinoza, Shaftesbury, Leibniz", einen Plan, den er sofort wieder aufnimmt, wie Jacobi ihn zu erneuter Beschäftigung mit Spinoza anregt[92]).

Shaftesbury's an den Pantheismus streifende Naturandacht hat auf Herders Gottesidee tief eingewirkt[93]). Leibniz sein philosophisches Denken in den Grundzügen und für immer bestimmt. Der englische Philosoph soll nach Herder die Spinozisch-Leibnizische Philosophie im schönsten und erlesensten Auszuge vorgetragen haben; ehe er an der Quelle gekostet hatte, wufste er keinen würdigeren, „prächtigeren" Namen für Gott, als Shaftesbury's grofsen Weltgeist[94]). Diese Idee und die Leibnizische Vorstellung von der Urkraft der primitiven Monade, der ursprünglichen einfachen Substanz brachte er mit, als er sich in die Ethik einlas; sie war seinem Sinne zu tief eingeprägt, als dafs er sie nicht auch bei Spinoza hätte finden sollen. Was ihr entgegenstand, räumte er aus dem Wege als harten, unvollkommnen, anstöfsigen Ausdruck, als Cartesischen Irrtum. Auf diese Weise gelingt es ihm, den abstrakten Begriff des Daseins zu hypostasieren als Inbegriff allwirksamer Kraft, der höchsten Weisheit, Güte und Schönheit. Dafs der Natur Gottes weder Verstand noch Wille zukomme, kann nach seiner Meinung Spinoza unmöglich gewollt haben. Er widersetzt sich dem klaren Wortlaut des Philosophen, auf den Jacobi sich beruft. „Der reelle Grund alles Denkens ist in Gott, und ihm auf die höchste Weise eigen; nur keine Vorstellungsweise irgend eines Individuum. Alle Vorstellungsarten aller Dinge sind Schatten gegen die Urkraft des Denkens in Gott, so dafs funditus und radicaliter Er

---

[91]) Aus Herders Nachlafs 2, 252. 275. Gott, S. 56.

[92]) Aus Herders Nachlafs 2, 253. 278. Gott, Vorrede S. III fg.

[93]) Ich verweise auf meine Anmerkung in der Ausgabe von Herders Werken 12, 430 zu 10, 232 und die Uebersetzung des Naturhymnus aus den Moralists im Band 27, 397—406. 418. Herders Lebensbild I, 2, 298.

[94]) Mercks Briefwechsel 2, 9. Herder empfiehlt den Shaftesbury zur Einführung in die Lehre des Spinoza: Von und an Herder 1, 36 (1775. Aus Herders Nachlafs 2, 449. 450 (1798). In den Briefen über das Studium der Theologie (1781) hat er neben Shaftesbury sogar „auf den sogenannten Atheisten Spinoza" hingewiesen (Werke 10, 298[6]); in der zweiten Ausgabe aber (1786) ist Spinozas Name getilgt: das hatte Jacobi mit seinem „Geschrei", Spinozismus sei Atheismus, durchgesetzt (Aus Herders Nachl. 2, 278). Vergl. Georg Müllers oben angeführte Tagebuch-Aufzeichnungen S. 56. 57.

Digitized by Google

allein denkt"[95]). Spinoza habe, dem Cartesischen Dualismus von Geist und Materie zu entweichen, vergebens nach einem Mittelbegriff gesucht; Herder glaubt, im Anschluſs an Leibnizens Monadologie, in den „substanziellen Kräften" einen Mittelbegriff gefunden zu haben, durch dessen Einfügung Spinozas System erst eine schöne Einheit gewinne. Jede substanzielle Kraft ist ein Ausdruck der höchsten Macht, Weisheit und Güte, jede eine „Offenbarung" der Gottheit[96]). Kurz, so entschieden Herder sich gegen die Idee eines persönlichen Gottes verwahrt, seine Deutung des Spinoza wird doch durchaus von theistischer Vorstellungsweise bedingt und getragen. Seine Lehre ist mit dem „geläuterten Pantheismus", den Mendelssohn als Lessings Credo ansprach, nahe verwandt, und mit vollem Recht sprach Kant[97]) von einem „Synkretismus des Spinozismus mit dem Theismus", als sie in der kleinen Schrift „Gott" 1787[98]) an die Oeffentlichkeit trat.

„Ein Büchlein voll würdiger Gottesgedanken" nennt Goethe diese Schrift, die ihm in Rom an seinem Geburtstage, wieder „als ein Freundesgeschenk" zukommt; ihr Erscheinen war ihm geheimnisvoll angekündigt worden. In mehreren Briefen[99]) an Herder und Frau von Stein bezeugte er sein Einverständnis mit dem Inhalte, und die Redaction, nach der diese Briefe in der Italienischen Reise gedruckt sind, hat ihnen, wenn sie auch manches Persönliche beseitigt hat, nichts von dem Tone freudiger Zustimmung genommen. „Ich danke herzlich, daſs eine Säule gesetzt ist, von welcher an wir nun unsere Schritte zählen können"[100]). Wenn er nun diesen Dank einleitet mit der Betrachtung: „Wie schön ist es zu säen, damit geerntet werde", wenn er verspricht, bei wiederholter Lectüre Anmerkungen zu machen, welche Anlaſs zu künftigen Unterredungen geben könnten, so läſst er damit durchblicken, daſs er sich zu diesen Gott-Gesprächen in näherer Beziehung wuſste. In der spät verfaſsten geschichtlichen Bei-

---

[95]) Aus Herders Nachlaſs 2, 274. Gott, S. 96 fg.

[96]) Gott, S. 61 fg. 205 fg.

[97]) Jacobi, Ueber die Lehre des Spinoza. 2. Ausg. (1789) S. 338 fg. Jacobis Werke 3, 523.

[98]) Die Citate beziehen sich sämtlich auf diese erste Ausgabe. Die zweite „verkürzte und vermehrte", an vielen Stellen umgearbeitete Ausgabe vom Jahre 1800 kommt für die vorliegende Untersuchung nicht in Betracht.

[99]) 28. August (zwei Briefe zusammengeschoben), 1. 6. September, 5. 8. 23. Oktober 87. Ital. Reise S. 386 fg. 393. 395. 414 fg. 417. 419 fg. Herder war, wie Sophie von Schardt an Frau von Stein schreibt, über Goethes Zustimmung „ganz glücklich". Düntzer, Zwei Bekehrte S. 338.

[100]) Das gleiche vielsagende Bild schon in einem viel älteren Briefe an Herder. Damals gebrauchte es Goethe, der „Wanderer" von seinem Gottfried von Berlichingen. Aus Herders Nachlaſs 1, 34.

Digitized by Google

gabe, dem Oktober-Bericht, ist das Verhältnis klarer angedeutet. „Mich versetzte diese Mitteilung in jene Zeiten, wo ich an der Seite des trefflichen Freundes über diese Angelegenheiten mich mündlich zu unterhalten oft veranlafst war" (S. 406). Er ist nach wenigen Stunden mit dem Büchlein vertraut, in dessen Gedankengänge sich doch Schiller, bei seiner unbestreitbar gröfseren Anlage zur Spekulation, nicht leicht finden konnte[101]): was es enthielt, waren in der That Erträgnisse einer auch von ihm gepflegten Aussaat, Resultate, die er mit Herder in gemeinschaftlichem Sinnen und Schauen gefunden hatte. Die eigentümliche Verbindung der Spekulation mit der Naturbetrachtung, welche den Charakter der kleinen Schrift ausmacht, war in dem persönlichen Verhältnis beider Freunde gegeben. Herder vertrat das Sinnen[102]), Goethe das Schauen. „Ich fühlte mich" — erzählt Goethe in Erinnerung an diese Zeit ihrer schönen geistigen Gemeinschaft — „zu sinnlichen Betrachtungen der Natur geneigter als Herder, der immer schnell am Ziele sein wollte und die Idee ergriff, wo ich kaum noch einigermafsen mit der Anschauung zu Stande war, wiewohl wir gerade durch diese wechselseitige Aufregung uns gegenseitig förderten"[103]). Herder empfand dankbar, was Goethe zur Ergänzung seines Wesens beitrug. Er hat niemals von ihm mit so schöner Bewunderung gesprochen, wie in diesen Jahren[104]). „Goethe (schreibt er im Juni 86) ist in seiner Naturforschung der freieste, gründlichste, reichste Geist, den ich als Beobachter kennen gelernt habe, ein wahres exemplar humanae naturae in diesem Fache, dessen Umgang mein Trost ist, und dessen Gespräche jedesmal meine Seele erweitern"[105]). Wenn also in den Gesprächen des „Gott" das Verdienst des „be-

[101]) Schillers Briefwechsel mit Körner 1, 127 fg. Körner liest den Gott auf Schillers Wunsch, auch für ihn ist es eine mühsame Lectüre. Um dem Freunde das Verständnis zu erleichtern, giebt er ihm S. 144–148 eine Analyse des Inhalts, die er mit vortrefflichen kritischen Bemerkungen begleitet.

[102]) Ital. Reise S. 415 (5. Okt. 87) „Fahre du fort, lieber Bruder, zu sinnen, zu finden, zu dichten" u. s. w. Herder legt sich in den Gesprächen den Namen Theophron, der über Gott sinnende, bei.

[103]) Joh. Falk, Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt S. 36. Goethe an Knebel Januar 85 (Briefwechsel 1, 59): „In den andern Teilen der Naturlehre (die Mineralogie ausgenommen, für welche Herder wenig Interesse hatte, vergl. Ital. Reise S. 16) treibe ich mich mit Herdern durch Disputieren immer weiter".

[104]) Schillers Briefw. mit Körner 1, 136. Von und an Herder 1, 129 („Er ist ein Mann, in allem Betracht").

[105]) Von und an Herder 2, 203 (exemplar hum. naturae aus Eth. IV. Praefat. Tom. I, 331 Tauchn.). Alle Bewunderung hielt ihn doch nicht ab, gelegentlich einmal den Freund an seinen poetischen Beruf zu mahnen (Ital. Reise S. 16. 143; vergl. Venetian. Epigr. 78, Gedichte 2, 151).

Digitized by Google

scheidenen" Naturforschers so hoch erhoben, wenn die Philosophie darauf angewiesen wird, der Naturwissenschaft zu folgen, eine „Nachphysik" zu sein, wenn der Trieb nach Erkenntnis des göttlichen Wesens die Richtung nimmt, „Regeln der Haushaltung Gottes in der Welt, ausdrückende Symbole seiner Wirklichkeit, Macht, Weisheit, Güte zu suchen, Naturgesetze der göttlichen Notwendigkeit aufzustellen"[106]), so ist ja klar, wie das ganz im Zuge Goethischer Sinnesweise liegt, und man versteht, wie sich Goethe für einen solchen Begriff von Gott und Welt erwärmen, wie er das Aechte, Grofse, Innerliche desselben aus innigster Ueberzeugung preisen konnte[107]). Ist doch der über Gott „sinnende" Genosse nichts weniger als ein Freund der metaphysischen Grübelei; er ist ihr eben so wenig zugethan als Goethe, und hatte wenigstens hierin nicht nötig, sich nach diesem zu „modeln"[108]).

Herders kleine Schrift gewinnt in diesem Betracht eine historische Wichtigkeit: sie kann uns im grofsen und ganzen auch für Goethes damaliges Verhältnis zu Spinoza als Beleg dienen. Auf Einzelheiten der Lehre geht Goethe selten ein; aber wo es geschieht, erkennen wir, dafs er sich Herders Auffassung in den Grundzügen angeeignet hat.

Nach Spinoza ist Gott ein vollkommner intellectus; Herder legt ihm, wie wir sahen, das subjektiv vollkommenste Denken bei. Nicht anders Goethe. „Es ist ganz natürlich", schreibt er 1788 an Herder, „dafs du dich (bei Betrachtung der römischen Kunstwerke) gleichsam ausschliefslich an die Statuen hältst. Sie sind uns ja allein von den bessern Zeiten der Kunst übrig. Bei Gemälden mufs man schon, wie Spinozas Gott zum Irrtum, noch etwas hinzudenken, anstatt dafs jene uns mit einem vollkommnen Begriff schon entgegen kommen". Nur von Herders Standpunkt aus bekommt das sonderbare Gleichnis[109]) einen rechten Sinn: Gott ist von allem die causa adaequata; er integriert durch sein vollkommnes unser unvollkommnes Denken und macht dadurch, was in uns Irrtum (idea inadaequata) ist, für sich zur Wahrheit, zu einem vollkommnen Begriff (idea adaequata). So müssen

[106]) Gott S. 59. 78. 123. 179 fg. Fünftes Gespräch (S. 184 fgg.).

[107]) Ital. Reise S. 419 (23. Okt. 87).

[108]) Herders Abneigung gegen die Metaphysik tritt besonders seit 1781 d. i. seit dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft hervor. Absprechend äufsert er sich z. B. in den Gesprächen über die Seelenwanderung (Teutscher Merkur 1782 I, 42, Zerstreute Blätter 1, 256): „metaphysisch d. i. viel und nichts sagend . . . enges metaphysisches Gespräch". Sein Spekulationshafs (wie Körner sagt) im „Gott" ist in specie Hafs gegen die Kantische Philosophie. Vgl. Herders Werke, Bd. 21 Einleitung S. VIII fg.

[109]) Aus Herders Nachlafs 1, 101. Vielleicht hat eine Reminiscenz an Eth. II. Propos. 43 Schol. die Anregung gegeben.

Digitized by Google

wir zu Gemälden, was ihnen als bloſsen Darstellungen auf der Fläche an Wesenhaftem abgeht, hinzudenken, um sie für uns zu der vollkommnen Erscheinung plastischer Kunstwerke zu ergänzen. An Herders Deutung zu zweifeln hatte Goethe um so weniger Veranlassung, da sie mit seiner eigenen Gottesidee harmonierte. Auch er hatte das höchste Wesen, indem er es als „Natur" erscheinend dachte, als denkendes Subjekt dargestellt. „Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann"[110]).

Auch damit, wie Herder in freiester Weise das System Spinozas durch Einführung der „substanziellen Kräfte" erweiterte, ist Goethe, wie es scheint, einverstanden gewesen — erweiterte es sich doch eben hierdurch erst recht zur Naturphilosophie. Herder will nichts wissen von bloſs zwei Attributen der Substanz (Denken und Ausdehnung), sondern dafür setzen, „daſs sich die Gottheit in unendlichen Kräften auf unendliche Weisen offenbare. . . . Jede dieser substanziellen Kräfte wirkt organisch, und jede macht uns Eigenschaften einer unendlichen Gottheit kenntlich"[111]). Es bezieht sich auf diese Erörterungen — in deren Verfolg sich Herder gegen die Leibnizische Vorstellung von „Fulgurationen" Gottes[112]) erklärt — wenn Goethe den ersten den „Gott" betreffenden Brief mit den Sätzen schlieſst: „In der Naturgeschichte bring' ich Dir Sachen mit, die Du nicht erwartest. Ich glaube dem Wie der Organisation sehr nahe zu rücken. Du sollst diese Manifestationen (nicht Fulgurationen) unseres Gottes mit Freuden beschauen"[113]). Den Forscher, der Gesetze der Organisation auffinde, hatte der Theophron der Gott-Gespräche (S. 124) gepriesen als Beförderer der schönsten Gottesverehrung.

Lohnend wäre es, jenen naturphilosophischen Ideen, die Herder im fünften Gespräche als „Naturgesetze der göttlichen Notwendigkeit" entwickelt, auch bei Goethe nachzuspüren — in den beiden „Metamorphosen", in den Gedichten, die er „zu Ehren der hohen natura naturans" verfaſst[114]). „Alle Kräfte der Natur wirken organisch —

---

[110]) Werke 6, 571 a.

[111]) Gott, S. 61 fg. 205 fg.

[112]) Gott, S. 172 (mit Bezug auf Jacobi, Spinoza S. 22). Leibniz bedient sich des Ausdrucks in der Lettre à Montmort, 1715. Erdm. p. 725.

[113]) Ital. Reise S. 388 (vergl. 406). Vielleicht deutet die Parenthese an, daſs Goethe früher selbst an jener Vorstellung von Fulgurationen (wie einst in Straſsburg am systema emanativum) Gefallen gefunden. Seine Natur — „spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor". (Werke 6, 571 b).

[114]) Auch die von Riemer gesammelten „Aphorismen" (hinter den

Digitized by Google

Kein Tod ist in der Schöpfung, sondern Verwandlung — Keine Ruhe ist in der Schöpfung" u. s. w., wie stimmt das Alles mit Goethes poetischer und wissenschaftlicher Naturbetrachtung zusammen. Indessen würde diese Untersuchung räumlich wie zeitlich über die Grenzen, die ich mir gesteckt habe, hinausführen. Ich schliefse also und gestatte mir nur noch einen Blick auf die Zeit, die der betrachteten Periode voraufgeht.

Wer irgend einmal eine längere Folge von Goethes Briefen durchgelesen hat, ist mit seiner Eigenheit bekannt, von der Lektüre, wenigstens jeder bedeutenden, die er treibt, gleichsam Rechenschaft zu geben. Auch in seinem Tagebuche macht er sich darüber Notizen. Wir können es verfolgen, wie ihn Aristoteles, Plato, Cardanus, wie ihn Linné und Buffon beschäftigt[115]). In der neun- bis zehnjährigen Zwischenzeit nach der ersten Lektüre nennt er den Spinoza nicht ein einziges Mal. Er ist ihm ganz in die Ferne gerückt. „Nur wie auf den Raub", heifst es in der Selbstbiographie, habe er ihn 1774 kennen gelernt. Das hat sich im Laufe der hier geführten Untersuchung buchstäblich bestätigt. Nur eine allgemeine, doch immerhin tiefe und starke Erinnerung an die sittlich-gemütlichen Wirkungen jener frühesten Lektüre scheint sich erhalten zu haben. Die Eindrücke auf Sinnes- und Handelnsweise erneuern sich bei der näheren Bekanntschaft mit dem „trefflichen Manne" — nur in der Art der Einwirkung, in dem Prozefs der Aneignung zeigt sich eine Verschiedenheit: vormals waren es Gegensätze, die sich suchten und ausglichen, jetzt scheint sich das Verwandte mit dem Verwandten zusammenzuschliefsen zu tieferer, dauernder sittlicher Festigung. „Wer hat es nicht erfahren" — sagt Goethe in der Italienischen Reise[116]) — „dafs die flüchtige Lesung eines Buchs, das ihn unwider-

---

„Briefen von und an Goethe". 1846. S. 280 fgg.) ergeben manche interessante Parallele.

[115]) Ich führe nur einige charakteristische Beispiele an (andere sind in der Abhandlung selbst vorgekommen). „Setzte mich an mein Küchenfeuer und las den Cardan wieder einmal mit vieler Freude und Rührung." 8. Sept. 78. (Briefe an Frau von Stein 1,182). Das Tagebuch verzeichnet Lektüre des Cardanus am 27. 28. 30. Juli 77. 22. April 78. „Mit Mühe habe ich mich vom Aristoteles losgerissen." 10. Okt. 82. (Br. an Frau von Stein 2,253). „Seit einigen Tagen habe ich gleichsam zum erstenmal im Plato gelesen und zwar das Gastmahl, Phädrus und die Apologie. Wie sonderbar mir dieser fürtreffliche Mann vorkommt, möcht' ich Dir erzählen." 1. Februar 1793. (Briefw. mit Jacobi S. 145). Buffon (Epoques de la Nature). 7. 18. April 1880. (Briefe an Frau v. Stein 1,296. Mercks Briefw. 1,229).

[116]) S. 177. Neapel den 1. März 87.

Digitized by Google

stehlich fortriſs, auf sein ganzes Leben den gröſsten Einfluſs hatte und schon die Wirkung entschied, zu der Wiederlesen und ernstliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzuthun konnte. So ging es mir einst mit Sakontala; und geht es uns mit bedeutenden Menschen nicht gleicherweise?“ Die Sätze stehen in einem Briefe vom Jahre 1787 (1. März). Sakontala ist in Deutschland erst 1791 bekannt geworden. Vielleicht ist die Stelle doch nicht, wie man anzunehmen sich genötigt glaubt, aus einem viel späteren Briefe hierher gekommen. Ich möchte die Vermutung aussprechen, daſs Goethe (mit Abkürzung des Namens) geschrieben hat[117]): „So ging es mir einst mit Spinoza.“

[117]) In Goethes Briefen geben uns die nicht ausgeschriebenen Personennamen manchmal zu raten. An Jacobi 12. Jan. 85: „Danke der Fürstin [Gallitzin] für die H. Schriften. Hier kommt Alexis.“ Also „Hemsterhuisischen Schriften.“ An Frau von Stein 6. April 85: „Eins aber muſs ich thun, damit ich nicht zu weit von der wahren Gestalt eines L. zurückbleibe.“ Wer gemeint ist, weiſs man bis jetzt nicht anzugeben. Wenn in der oben angeführten Stelle der Name mit den beiden Anfangsbuchstaben gegeben war, so lag die Verwechslung mit Sak. sehr nahe; denn in Goethes Sp und ſp (er schreibt in dieser Verbindung den zweiten Buchstaben stets groſs: ſprechen, Spinoza) ist der zweite Konsonant von einem k oft gar nicht zu unterscheiden. Die angegebene Schreibung des Namens Spinoza z. B. in dem oben S. 18 Anmerk. 60 angeführten Briefe vom 20. Febr. 86.

Digitized by Google

QUELLENSTUDIEN

ZU

GÖTHES GÖTZ VON BERLICHINGEN

VON

W. WILMANNS.

Separatabdruck
aus der Festschrift zur dritten Säcularfeier des Berlinischen Gymnasiums
zum grauen Kloster.

BERLIN,
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1874.

Digitized by Google

QUELLENSTUDIEN

ZU

GÖTHES GÖTZ VON BERLICHINGEN

VON

W. WILMANNS.

Separatabdruck
aus der Festschrift des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster.

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.

1874.

Digitized by Google

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Bekanntlich fand Göthe Anlass und reichen Stoff zu seinem Drama Götz von Berlichingen in der Autobiographie des Ritters, die ihm, zufällig wie es scheint, bei seinen rechtsgeschichtlichen Studien in die Hand gekommen war. Diese Lebensbeschreibung ergriff ihn im Innersten; die Gestalt des rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit erregte, wie er selbst sagt, seinen tiefsten Antheil; und so reifte, gezeitigt durch das Studium der Shakespeareschen Historien, in ihm der Entschluss die Geschichte zu dramatisiren.

Aber wenn auch die Biographie im wesentlichen den Stoff bot und einen frischen, lebendigen Blick in das Leben der Zeit gewährte, und wenn es auch andrerseits dem phantasievollen und schmiegsamen Geiste des Dichters leichter sein mag als einem andern, aus unvollständigen und einseitigen Angaben ein lebensvolles und lebenswahres Bild zu gestalten, so fühlte Göthe doch das Bedürfnis, seine Anschauungen von dem Zeitalter, das er in seinem Werke zu neuem Leben erwecken wollte, aus andern Quellen zu bereichern und zu berichtigen. Was er selbst von diesen Studien erwähnt, beschränkt sich auf eine kurze Notiz in Dichtung und Wahrheit. »Der Gedanke, sagt er, den Götz von Berlichingen in seiner Zeitumgebung zu dramatisiren, war mir höchlich lieb und werth. Ich las die Hauptschriftsteller fleifsig: dem Werke de pace publica von Datt widmete ich alle Aufmerksamkeit; ich hatte es emsig durchstudirt, und mir jene seltsamen Einzelheiten möglichst veranschaulicht.«

Ob für das eingehende Studium des umfangreichen Dattschen Werkes sich bestimmte Spuren in Göthes Drama nachweisen lassen, ist mir einigermafsen zweifelhaft; vielleicht ist es nicht ganz ohne Einfluss auf die anziehende Gestalt von Götzens Buben Georg geblieben. Göthe ist wohl nicht von ungefähr darauf gekommen, dem

Digitized by Google

Knaben den Namen Georg, und damit den heiligen Georg, den tapfern Vorstreiter und Schutzherren ritterlicher Kämpfer, zum Patron zu geben. Nachdrücklich hebt er gleich im ersten Act diese Beziehung hervor, wo der Bruder Martin das Bild des Heiligen dem Knaben zum Abschied schenkt: »Da hast du ihn. Folge seinem Beispiel, sei brav und fürchte Gott!« Der Heilige wurde, namentlich seit den Kreuzzügen, im Abend- und Morgenlande hoch verehrt; schon im vierzehnten Jahrhundert bestand in Schwaben ein Ritterbund, der sich nach ihm benannte, und 1503 stiftete der Kaiser Max die teurlich löblich Sanct Georgen Gesellschafft zum Kampf wider die Türken. Ueber diese Stiftung Maximilians, so wie über die älteren Orden des heiligen Georgs hat Datt in seinem Buche sehr ausführlich gehandelt; möglich, dass die Erfindung des Dichters dadurch angeregt wurde. — Was Göthe sonst noch gelesen, hat er nicht näher bezeichnet; den Freunden seiner Werke bleibt es also vorbehalten seinen Quellen nachzuspüren und zu bestimmen, welches die fleifsig gelesenen Hauptschriftsteller sind, auf die er in Dichtung und Wahrheit sich bezieht. Einen von ihnen wird man auf den folgenden Blättern kennen lernen.

Göthe erzählt, gesetzte Männer hätten ihn wegen seines Götz getadelt, weil er das Faustrecht mit zu günstigen Farben dargestellt habe; ja es sei ihm die Absicht untergelegt worden, jene unregelmäfsigen Zeiten wieder einzuführen. Niemand wird heut zu Tage noch in diese Anklagen einstimmen. Freilich hat Göthe den Zauber eines Lebens, dem die staatlichen Einrichtungen weitere Schranken zur Entfaltung einer ganzen männlichen Persönlichkeit liefsen, lebhaft empfunden und so dargestellt, dass auch der Leser von dieser Empfindung ergriffen wird; aber der Wunsch oder gar die Absicht auf Kosten der staatlichen Ordnung dem Individuum eine solche Stellung der Unabhängigkeit wieder zu verschaffen, tritt nirgends hervor. Götz ist ein Mann, der einer sich abschliefsenden Epoche angehört, und ist als solcher vom Dichter dargestellt. Götz stirbt nicht im Kampfe für eine Idee, der Nachwelt die Fortsetzung dieses Kampfes überlassend, sondern er stirbt mit seinen Idealen; er mag nicht mehr leben, weil er seine Zeit überlebt hat. Wenn die neuen Verhältnisse, gegen die Götz vergebens sich sträubt, in ungünstigem Lichte dargestellt werden, wenn die Keime segensreicher Entwicklung, die in ihnen lagen, nicht hervortreten, so würde solche Einseitigkeit dem Historiker zum Tadel gereichen; für den Dichter war sie eine Nothwendigkeit, er konnte nicht anders, ohne die Einheit des dramatischen Interesses aufzugeben.

Digitized by Google

Vor allem musste Göthe die rechtlichen Verhältnisse so darstellen, dass Götz uns nicht als Raubritter und Friedensbrecher erscheint, sondern als der wohlmeinende Selbsthelfer, als der er dem Dichter aus der Lebensbeschreibung entgegen getreten war. Diesem Zweck dient vorzugsweise die Scene, in welcher Olearius dem Bischof von Bamberg die Vortheile des römischen Rechts und seine missgünstige Aufnahme von Seiten des Pöbels darstellt, und dann die Schlussscene des zweiten Acts, in der zwei Bauern nach langem fruchtlosen Processiren ihren Streit friedlich durch eine Hochzeit beilegen. — Den Olearius hat man zwar als ehrenwerthen Gast am bischöflichen Hofe und als eine würdige Erscheinung gepriesen, den Process der Bauern als ein Bild aus dem Rechtsleben des achtzehnten Jahrhunderts angesehen, das der Dichter eingelegt habe, um hinter der Maske der Vergangenheit den eigenen Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten, auch vermuthet, dass es dem jungen Göthe hierbei wohl Vergnügen gemacht habe, seine in Strafsburg erworbenen Kenntnisse der deutschen Rechtsgeschichte zur Geltung zu bringen — ob man den Dichter und sein Werk schlimmer missdeuten kann, darf man bezweifeln. Wenn auch Göthe in dem Namen des Assessors Sapupi auf einen bestechlichen Beamten seiner Zeit anspielt, und wenn er auch Frankfurt als Heimatsort des Olearius erwähnen mag, weil er selbst dort zu Hause war, so liegt doch der Grund für die Erfindung und Aufnahme beider Scenen augenscheinlich im Stücke selbst, nicht in kindischer Selbstgefälligkeit des gelehrten jungen Dichters, und nicht in den Zeitumständen, unter denen er lebte. Er wollte und musste zeigen, wie überaus ungenügend die Rechtspflege war und in wie schlimmen Händen sie sich befand, um Götzens Verfahren ins rechte Licht zu stellen; darum führt er uns den pedantischen Buchgelehrten und schmarotzenden Schmeichler Olearius, darum den schleppenden Rechtsgang und die betrügerische Geldgier Sapupis vor. Nicht Götz und seine Genossen, sondern die Juristen erscheinen uns so als Räuber; wir begreifen, mit welcher Indignation Selbitz, als er von der schändlichen Behandlung der Bauern hört, ausrufen kann: »Götz! Wir sind Räuber.«

Ebenso wie Göthe in seinem Drama, hat seiner Zeit und zu wiederholten Malen Ulrich von Hutten die Juristen charakterisirt; den Gegensatz zwischen dem freien Ritter, der von seinen Gegnern und Neidern als Räuber verschrieen wird, und dem römischen Juristen, der unter dem Deckmantel der Rechtspflege mit wahrem Räubersinn das Volk ausbeutet, diesen Gegensatz hat Hutten mit

Digitized by Google

aller Schärfe in seinen »neuen, sehr ergötzlichen Dialogen« hervorgekehrt, und zwar in dem letzten der vier Dialoge, welcher den Titel »die Räuber« führt.[1])

Hutten und ein Kaufmann aus dem Hause der Fugger sind in heftigem Wortwechsel begriffen. Der Kaufmann hat Hutten und alle seine Standesgenossen ohne Unterschied als Wegelagerer und Räuber bezeichnet, Hutten droht ihn zu tödten, wenn er seine Aeufserung nicht zurück nähme. Vermittelnd tritt Franz von Sickingen dazwischen. Er beruhigt die Streitenden, weist den gegen die Ritter erhobenen Vorwurf zurück und zeigt im Gespräch, wer die eigentlichen Räuber in Deutschland seien. Als die am wenigsten schädlichen erscheinen ihm die sogenannten Strafsenräuber, die die Wege verlegen und in Wald und Feld auf Beute ausgehen; viel ärger und unangefochten treiben es drei andere Klassen: die Kaufleute, die Schreiber und Juristen, und vor allen die Geistlichen.

Die Züge, mit denen Hutten die Juristen und ihr Verfahren charakterisirt, hat Göthe geschickt in sein dramatisches Zeitgemälde verwebt und in der Figur des Olearius individualisirt. — Olearius ist gastlich an der Tafel des Bischofs aufgenommen. Das erste Wort, das wir aus seinem Munde vernehmen, ist ein plumpes Compliment für den Adel: »so fleifsig wie ein Deutscher von Adel,« soll Sprichwort auf der Akademie in Bologna sein. Die Aeufserung erweckt das Staunen des Abts und entlockt Liebetraut eine spöttische Bemerkung, deren Stachel aber Olearius noch nicht zu empfinden scheint. In einem Tone, der aufs glücklichste das eitle Selbstbewusstsein des gelehrten Doctors und die verbindliche Höflichkeit des unselbständigen Höflings vereint, betheiligt er sich weiter an der Unterhaltung und belehrt Bischof und Abt über die Bedeutung und den hohen Werth seiner Wissenschaft. Das corpus juris gilt ihm als ein Buch aller Bücher, eine Sammlung aller Gesetze; bei jedem Fall sei der Urtheilspruch bereit, und was ja noch abgängig oder dunkel wäre, ersetzten die Glossen, womit die gelehrtesten Männer das vortreffliche Werk geschmückt hätten. Ein Reich, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde, müsste ohne Frage in sicherster Ruhe und Frieden leben. Aber leider wollte der Pöbel nichts davon wissen, sie hielten die Juristen so arg als Verwirrer des Staates und Beutelschneider, ihn selbst hätte

---

[1]) Ulrichi de Hutten equitis Germani opera coll. Münch. Berol. 1824. IV, 157—230. Auf diese Ausgabe beziehen sich die Citate. Die Uebersetzung lehnt sich an: Gespräche von Ulrich von Hutten, übersetzt und erläutert von D. F. Strauſs. Leipzig 1860.

Digitized by Google

man in Frankfurt fast gesteinigt. Das Volk wolle nach altem Herkommen und wenigen Statuten von seinen Schöppen gerichtet sein, und doch sei diese Weise augenscheinlich nicht ausreichend.

Das genaue Gegenbild zu der lockenden Darstellung des Olearius haben wir in Huttens Gespräch. Auch dort ist von dem Verhältnis des Adels zur Wissenschaft die Rede, aber im Sinne Liebetrauts. Der Kaufmann erinnert sich einst von dem Lehrer Huttens selbst gehört zu haben, dass der deutsche Adel hauptsächlich an zwei Fehlern leide, an Hochmuth und Unwissenheit (181). — Das Ansehen der Juristen und Schreiber bei den Fürsten erkennen auch Hutten und Sickingen an; aber während Olearius sich dessen freut, und hofft, dass Maximilian nächstens wieder einige Doctores zu seinen Räthen ernennen werde, klagen jene über diese Zeichen des Verfalls. Kaum werde noch irgendwo eine Versammlung gehalten oder eine Verhandlung vorgenommen, wo man nicht einen von diesen aufgeblasenen Rubrikenmenschen mitbringe, der dann obenan sitzen dürfe, während viel gelehrtere und bessere Männer tief unten Platz nehmen müssten. Ein solches Gefolge hielten jetzt die Grofsen allenthalben und führten es mit sich; die Höfe der Fürsten, aus denen sie den Adel verdrängt hätten, hielten sie allein besetzt (194). Schreiber und Rechtsgelehrte seien überall und raubten an allen Orten: an den Höfen der Fürsten wie in den Räthen und Gerichten der Städte, in öffentlichen Versammlungen wie bei Privatberathungen, im Feld und zu Hause, im Krieg und im Frieden. Den Max hätten sie ganz und gar beherrscht und den gutherzigen Herrn gemissbraucht, wie sie wollten (186). — Von der Gelehrsamkeit, auf die Olearius stolz ist, will Hutten nichts wissen; er sieht die gelehrten Juristen mit den Augen Liebetrauts, der dem Olearius grade ins Gesicht sagt, dass bei einer näheren Bekanntschaft den Herren der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegschwinde, den eine neblichte Ferne um sie herum lüge, und dann seien sie ganz kleine Stümpfchen Unschlitt. Hutten erklärt, die Juristen machten durch den finstern Ernst ihrer Mienen sich eher gefürchtet als ehrwürdig, und durch ihre erheuchelte Würde — denn die Würde des Charakters fehle ihnen — hätten sie schon erreicht, dass alle Welt auf sie achtet. Sie trügen die Miene der Philosophen, da sie doch nicht besser als Kuppler seien (195). Gelehrsamkeit fehle ihnen ganz; und darum seien sie noch schlimmer als die Schreiber, weil sie, so ungelehrt sie auch seien, doch für gelehrt gelten und sich dafür ausgeben und auf die seichteste Wissenschaft von allen sich unerträglich viel einbilden. Wenn einmal die Fürsten

Digitized by Google

erkennen würden, welche Possen sie in den Schein des Ernstes kleideten, werde es um die ganze Bartholistenschule geschehen sein (190). Die Bücher, Casus und Glossen, auf die Olearius sich viel zu gute thut, imponiren ihm wenig. »Als ich einer von den Beisitzern zu Worms war, erzählt Franz von Sickingen (192), da sah ich, wie sie alle weile das Recht suchten, es aber niemals fanden; bei den unbedeutendsten Dingen machten sie ohne Noth die gröfsten Schwierigkeiten und schwitzten darüber unter Bergen von Büchern, manchmal ganze Tage und Nächte. Aus ihren Büchern nehmen sie die Mittel, womit sie die besten unter den Richtern bezaubern und verblenden. Wenn sie von ihnen, mit ihren Rechtsfällen gerüstet, in die Versammlungen der Menschen heraustreten, meinen sie wie mit dem Schilde der Pallas bewehrt, gegen den Widersacher kämpfen zu können. Kämpfen heifst ihnen aber die Gesetze nach ihrem Belieben zu gebrauchen wissen.« — Von der Erwartung, dass durch die neue Rechtspflege Friede und Ruhe über Deutschland kommen werde, ist Hutten weit entfernt. »Welcher gemeine Friede, ruft er aus (193), welche Einhelligkeit der Gemüther würde allenthalben herrschen, wenn die Rechtsgelehrten nicht die besten Gesetze aufs ungerechteste verdrehen und mit ihrer boshaften Weisheit den Dingen bald diesen bald jenen Schein geben dürften.« Er lobt die Sachsen, so arge Trinker sie auch seien, da sie zwar nicht ohne Gesetze leben, aber ohne Rechtsgelehrte ihre Angelegenheiten in bester Ordnung verwalten, und sich von der gräulichen und ansteckenden Pest frei gehalten haben (191). Sehnsüchtig blickt er in die Zeiten seiner Voreltern zurück, da jene Doctorlein noch unbekannt gewesen. Jetzt seien sie mit ihren rothen Hütchen eingedrungen, um ganz Deutschland wie ein Hagelwetter zu verwüsten (192). Aber bald, hofft er, werde die Zeit der Rache kommen. Denn viel besser war seiner Ansicht nach Deutschland regiert, so lange das Recht auf den Waffen beruhte, als jetzt, wo die Anweisung die gute Sache mit Gewalt zu unterdrücken, aus Büchern geschöpft werde (193); er würde es zufrieden sein, wenn eines Tages alle Rechtsbücher verbrannt und die Juristen in Platos Republik oder nach Utopien verbannt würden. —

So findet alles einzelne, was Olearius über das römische Recht und seine Einführung in Deutschland vorbringt, seinen Widerhall in Huttens Räubern; vielleicht aber geht die Beziehung noch über die Einzelheiten hinaus, vielleicht bestimmte eine Stelle des Dialogs sogar die Anlage der Scene.

Leben und Interesse gewinnt dieselbe vorzugsweise dadurch,

Digitized by Google

dass dem gelehrten Höfling Olearius, der witzige Hofnarr Liebetraut gegenüber gestellt ist, der mit wohlgezieltem Spott seinen Nebenbuhler lächerlich zu machen weifs. Diese Gegenüberstellung finden wir vorbereitet bei Hutten. »Bist du nicht auch der Meinung, fragt er seinen Freund (190), dass für die Fürsten jene Possenreifser und Schalksnarren noch nützlicher seien als das heillose Schreibervolk?« »Ja, ich glaube es, antwortet Sickingen, vornehmlich deswegen, weil sie doch bisweilen rücksichtslos die Wahrheit sagen, während jene aufs schimpflichste schmeicheln, sobald sie Gewinn dabei sehen.« —

Die Schlussscene des zweiten Actes dient dazu, dem Zuschauer an einem bestimmten Falle zu zeigen, wie wenig die wirkliche Handhabung des Rechtes dem entspreche, was Olearius in Aussicht gestellt hatte. Die Scene fördert nicht die Handlung, aber sie ist doch in eine doppelte sehr glückliche Beziehung zu ihr gesetzt. Wie die beiden Bauern ihren Streit schliefslich ohne fremde Hülfe beigelegt haben, und den Frieden durch ein Ehebündnis sichern, so hatte auch Götz versucht sich mit Weislingen auszusöhnen, und gehofft, Weislingens Verlobung mit Maria werde den Freundschaftsbund besiegeln. Die Hochzeitscene bildet ein heiteres Pendant zu dem tragischen Inhalt der ersten beiden Acte und lässt uns noch einmal in einem Momente die ganze Wirkung derselben empfinden. Andrerseits ist die Scene bedeutsam für die folgende. Gerade an dieser Stelle, wo Götz sich anschickt eigenmächtig die Nürnberger zu strafen, wollte Göthe kräftig auf die Mangelhaftigkeit der Rechtspflege hinweisen. Wo es unmöglich ist auf dem Wege des Friedens Recht zu erlangen, kann man Niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn er es mit Gewalt nimmt. Der Ungerechtigkeit und Verlogenheit, der Habsucht und Hartherzigkeit der Juristen gegenüber, erscheint Götzens Handlungsweise gerechtfertigt als eine Art Nothwehr.

An die acht Jahre haben die beiden Bauern um ein Stück Acker processirt. Viel Mühe und, was schmerzlicher war, viel Geld hat es gekostet, ehe es gelang den Perücken ein Urtheil vom Herzen zu reifsen. Ja ein und derselbe Richter, der verfluchte schwarze Italiäner Sapupi, hat sich von beiden Parteien bestechen lassen. Von dem einen Bauern liefs er sich die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Processes mit fünfzehn Gulden bezahlen, vom andern verlangte er gar zwanzig, und erst als er sah, wie dem vor Wehmuth schier das Herz brechen wollte — denn er hatte keinen rothen Heller Reisegeld im Sack — warf er ihm zwei davon zurück

Digitized by Google

und schickte ihn fort. Schliefslich erfolgte eine Entscheidung, mit der Niemand geholfen war, denn der eine schien darnach ebenso viel Recht zu haben als der andere.

Die entsprechenden Züge finden wir wieder in lebhaften Farben dargestellt in Huttens Dialog. Die Klugheit der Rechtsgelehrten, sagt er (194), kommt darauf hinaus, den schlichten Mann zu umgehen und durch schlaue Auslegung den Sinn der Gesetze zu verkehren. Die Meister des Betrugs gelten bald als die tüchtigsten. — Von Tag zu Tag setzen sie den Preis für ihre Mühwaltung höher und habsüchtiger an, so dass es unter dem Volke bereits sprichwörtlich heifst, sie seien zum Geldnehmen geboren (195). Sie rathen zur Fortsetzung der Processe, und durch die Hoffnung, die sie zu erregen wissen, dass der obsiegen werde, dem sie sich verkauft haben, ködern sie ihre unglücklichen Clienten. Sehen sie diese einmal niedergeschlagen, so sprechen sie ihnen alsbald prahlerisch Muth ein, versichern, sie können aus Recht Unrecht machen und verstehen es ebenso auch der schlechtesten Sache den Anschein der ehrlichsten zu geben. Und das alles thun sie um ihre Processe in die Länge zu ziehen. — Hutten erzählt, er selbst habe in Frankfurt einen solchen alten Rabulisten gesehen, der einmal seinem Clienten erklärt habe, er könne zwar nicht versprechen obzusiegen, aber er verspreche, was den Gegner zu Grunde richten werde, eine Verschleppung des Processes bis in das zehnte Jahr (196). Da die Fürsten die Juristen begünstigten, sei die Unterdrückung des Volkes unausbleiblich. Hätten doch manche, die sich von ihnen verstrickt sahen, indem sie Tag und Nacht über ihre Händel grübelten, sich bis zum Wahnsinn bekümmert, andere aus Lebensüberdruss Hand an sich selbst gelegt (195).

Der Fall, dass ein und derselbe Richter von beiden Parteien Geld erpresst habe, wird bei Hutten nicht erwähnt; aber auch hier kann Göthes Erfindung durch jenen angeregt sein. Hutten sagt nämlich an einer Stelle, unablässig rufe er seinen Standesgenossen zu: »Sehet ihr nicht, ihr Unglücklichen, sehet ihr nicht, dass die, welche ihr zu Rathe zieht, für Geld auch euern Gegnern rathen würden?« —

Wie nun die Darstellung der Rechtsverhältnisse in Göthes Götz augenscheinlich unter dem Einfluss von Huttens Dialog steht, so erkennt man auch in der Darstellung anderer Zeitumstände Huttens Auffassung wieder.

Der Kaiser Max erscheint bei Göthe bekanntlich nicht als die frische ritterliche Gestalt, als die er im Andenken des Volkes lebendig blieb, sondern als ein Mann, der durch viele misslungene Unter-

Digitized by Google

nehmungen gebrochen, in grämlicher Stimmung in die Vergangenheit und Zukunft blickt. Weislingen erklärt ihn nur für den Schatten eines Kaisers, und Adelheid wartet schon auf den Nachfolger, von dem sie sich majestätischere Gesinnungen verspricht (IV, 4). Aber auch Götz, obgleich er ihm mit treuer Liebe und Anhänglichkeit zugethan ist, klagt über ihn. »Und mit unserm Kaiser, sagt er von den Fürsten (I, 3), spielen sie auf eine unanständige Art. Er meints gut und möchte gern bessern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint so und so. Und weil der Herr geschwind etwas begreift und nur reden darf um tausend Hände in Bewegung zu setzen, so denkt er, es wäre auch alles so geschwind und leicht ausgeführt. Nun ergehen Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergessen.« — Diese Darstellung des Kaisers, die durch die Anlage des Dramas bedingt ist, fand Göthe vorbereitet in Huttens Schriften, der an verschiedenen Stellen, und ohne Götzens Sympathie zu theilen, seiner Unzufriedenheit mit Maximilians Regiment Ausdruck gibt. Was Götz den Fürsten Schuld gibt, schreibt Hutten in den Räubern (186) des Kaisers Räthen und Schreibern zu: »Die Schreiber regierten uns den Maximilian ganz und galten bei ihm allein etwas und missbrauchten den schlichten Fürsten nach ihrem Willen. Was sie von ihm umsonst erhielten, verkauften sie andern für Geld, und während Max ihrer unverschämten Begehrlichkeit Genüge that, sah er es mit an, dass Belagerungen aufgehoben, Schlachten vermieden oder schlecht geschlagen wurden, die Heere aus einander liefen, die Bundesgenossen ohne Hülfe blieben und Städte verloren gingen.« Auch Hutten verspricht sich unter Karl bessere Zeiten, obschon er bisher mehr Anlass zu Befürchtungen als zu Hoffnungen gab. —

Die höhere Geistlichkeit führt uns Göthe in zwei Figuren vor, in dem Abt von Fulda und dem Bischof von Bamberg. Der eine ist ein ganz ungebildeter Mensch, dessen Leben in rein sinnlichen, fast möchte man sagen thierischen Genüssen aufgeht, der andere hat eine feinere Bildung und höhere Interessen, nur geht ihm alles ab, was man von einem Geistlichen erwarten sollte. Ihm ist sein Bisthum vor allem ein Fürstenthum; seine Thätigkeit ist auf die Erweiterung seiner Macht gerichtet und Genuss und Erholung findet er in sehr weltlichen Dingen, einem glänzenden mit allem Luxus ausgestatteten Hofe und im Verkehr mit schönen Frauen.

Huttens Schriften bieten natürlich in überreicher Fülle den Stoff zu solchen Schilderungen; es kehren aber derartige Klagen über die Geistlichkeit auch bei andern so häufig wieder, und sind bis in unsere Zeit so beliebte Gemeinplätze geblieben, dass es ge-

Digitized by Google

wagt erscheinen muss, die Göthischen Charaktere zu den Streitschriften Huttens oder gar zu einer bestimmten Stelle in diesen Streitschriften in Beziehung zu setzen. Und doch findet sich in ihnen eine Aeufserung — nicht in den Räubern, sondern im neuen Karsthans (5, 462) — die zu sehr an Göthes Bischof erinnert, als dass man nicht eine directe Einwirkung annehmen möchte. »Die gröfsten und öbersten, heifst es dort, pflegen ihres Amtes am mindesten; sonder entschlagen sich des so gar, dafs es jetzt für ein Schand geacht wird, sollt ein Bischof predigen; zu voran in Teutschland, da sie alle fürstlichen Stand führen; und Reitten ist ihr Arbeit, uf den Gejägd umziehen, oder aber Krieg führen, und im Harnisch reiten. Aber ihr Ruh ist: mit schönen Frauen sich belustigen, Panket und Tänz halten, ins Bad gehn, im Brett spielen« u. s. w. Wenn aus der ganzen Stelle uns ein treues Conterfei des Bischofs von Bamberg entgegentritt, so scheint der letzte Zug auf einen directen Zusammenhang zwischen Hutten und Göthe zu führen.

Sicherer sind die Beziehungen in der Auffassung und Darstellung des Ritterstandes, selbst in der Charakteristik Götzens von Berlichingen. Wie Götz Weislingen gegenüber geltend macht, dass der freie Ritter ebenso frei und edel geboren sei als einer in Deutschland, nur abhänge von Gott, seinem Kaiser und sich selbst, so betont auch Hutten diese unabhängige Stellung. Als der Kaufmann verlangt (165), dass die Ritter sich den Fürsten unterordnen und ihnen die Leitung der Dinge überlassen, erklärt Franz: »Wir sträuben uns nicht, ihnen den Vorrang einzuräumen und können ihnen bereitwillig dienen, als frei, dann nämlich, wenn wir uns von selbst irgend wem verpflichtet haben; sonst aber erkennen wir als Herren nur den Kaiser an.« Und auch die Anerkennung des Kaisers ist nicht unbedingt. »Den Kaiser, sagt Sickingen an derselben Stelle, nennen wir den Beschützer der öffentlichen Freiheit, darum dass, wenn er uns mit Unrecht unterdrückte, oder gegen Recht und Billigkeit zwänge, wir erklärten, dass man selbst ihm nicht gehorchen müsse.« Das ist die Stellung, die auch Götz zu behaupten sucht. In jener Scene am Ende des dritten Actes, wo er kurz vor der Uebergabe der Burg und dem Wendepunkt seines Lebens, die Seinen um sich sammelt, um mit ihnen die letzte Flasche Wein zu theilen, bringt er das erste Glas dem Wohle des Kaisers.

Götz. Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Götz. Das soll unser vorletztes Wort sein, wenn wir sterben! . . Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie

Digitized by Google

der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, was soll unser letztes Wort sein?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Alle. Es lebe die Freiheit!

An dieser Stelle, wo Götzens Gedanken und Sprache einen Schwung nehmen, der seiner schlichten Weise sonst nicht eigen ist, hat Göthe seinem Helden eine Devise Ulrichs von Hutten in den Mund gelegt. Das vive libertas, in Ulrichs Munde berechtigter als in Götzens, steht neben dem häufig wiederholten jacta est alea unter der Vorrede einer Huttenschen Schrift aus dem Jahre 1520 (3, 561), und Huttens Bild auf dem Titel jener vier Dialoge führt die Umschrift: Ulr. ab Hutten Germ. libert. propugnat.

Was das Verhältnis der Ritter zu den Fürsten betrifft, so klingen die Ansichten, die im Drama wider einander streiten, auch im Dialog wieder. Da der Kaufmann gehört hat, der Kaiser habe geschworen, den Wegelagerern ein Ende zu machen, Deutschland zu beruhigen und alle Räuber auf einen Schlag zu beseitigen, hat er zugleich Anlass genommen, den Ritterstand aufs ärgste zu schmähen und als Räuber Deutschlands gradezu Deutschlands Ritter zu bezeichnen (161). Er bestreitet den Rittern das Fehderecht, und verlangt, dass sie nur auf Geheifs der Fürsten die Waffen ergreifen (162). So meint auch Weislingen und seine Partei, dass die Befestigung der Fürstenmacht den Frieden bringe; die Schuld an den ewigen Unruhen und dem verderblichen Zwist, der namentlich Franken und Schwaben noch verwüstet, tragen nach ihrer Ansicht allein die Ritter. Der Kaiser soll mit Gewalt sie und mit ihnen den Geist der Empörung unterdrücken. — Umgekehrt sieht Götz in der Habgier der Fürsten, die nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben, die Quelle des Uebels. Er nimmt für den freien Ritter das Fehderecht in Anspruch, damit er sich seiner Haut wehre und in seinem ererbten Recht und Besitz erhalte. Seine Anschauungen theilt Hutten. Als der Kaufmann verlangt, dass die Ritter das Geheifs der Fürsten erwarten sollen, um die Waffen zu erheben, wendet er ein: »Wenn sie es nun niemals heifsen, wie sie es selten jetzt thun — denn wie heute die Fürsten in Deutschland sind, sehen wir, dass sie meistens nur ihren Privatvortheil im Auge haben, und um die gemeine Wohlfahrt sich selten kümmern — wirst du dann gestatten, auch ohne ihren Befehl für Recht und Billigkeit zu kämpfen?«

Die Hauptthätigkeit des Ritters bilden Jagd und Krieg. »Unsere Erholung ist die Jagd, sagt Sickingen (187), die selbst gar viel Ar-

Digitized by Google

beit in sich begreift; zudem betreiben wir das Kriegswesen, gewiss die edelste Beschäftigung, die wie keine andere zur Erhaltung des Guts und der Würde aller insgemein nützlich und nothwendig ist; denn sie dient zum Schutze der Unschuld und zur Abwehr des Unrechts. So malt sich auch Götz sein Leben aus, wenn er von den benachbarten Fürsten unbehelligt, rein den Zweck seines Daseins erfüllen könnte. »Wollte Gott, es gäbe keine unruhigen Köpfe in ganz Deutschland! Wir würden noch immer genug zu thun finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen säubern, wollten unserem ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Walde holen und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern wie Cherubim mit flammenden Schwertern vor die Grenze des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen, lagern und zugleich unsers theuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wäre ein Leben, Georg, wenn man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit daransetzte!«

An dem Privatleben der Ritter lobt Hutten, gegenüber der Weichlichkeit und Schlemmerei der Städter, Einfachheit und Mäfsigkeit. Von der Trunksucht zwar kann er den Adel nicht ganz freisprechen; doch sei dieser Fehler nicht allgemein. »Fast durchweg dagegen, fährt er zum Kaufmann gewandt fort, findet sich bei uns eine gewisse ländliche und ungepflegte Nachlässigkeit, die du wild nennst und uncivilisirt. Gewiss leben wir einfacher als ihr, und mehr nach alter Sitte, auch mäfsiger, nüchterner, wie ich glaube, und strenger. Dann ist Grofsmuth unsere Sache und wir verachten das Geld; ihr seid all zu sehr auf Gewinn erpicht. Aufserdem fürchten wir uns mehr vor Unehre, fliehen was schändlich ist, und schämen uns der Schmach. Auch herrscht unter uns biedere Offenherzigkeit, während ihr einander selbst gegenseitig jeden Trug und jede List zutraut. Und wie? bethätigen wir nicht die schönste aller Tugenden, die Tapferkeit? hegen die Gerechtigkeit? beschützen die Unschuld?« Das sind alle die Eigenschaften, die uns so wohl thun, sobald uns der Dichter in den häuslichen Kreis auf Jaxthausen und in Götzens Freundschaft versetzt. — Aber auch die Fehler, die der Kaufmann am Adel rügt, Unwissenheit und Stolz, sind in Göthes Drama nicht verschwiegen. Die Unwissenheit ist schon vorhin erwähnt; hinsichtlich des Stolzes äufsert der Kaufmann (182): »Ich habe Leute eures Standes gesehen, die einen wie über eine Ehrenkränkung zur Rechenschaft zogen, wenn man ihnen einen zu geringen Titel gegeben hatte. Andere zwingen uns, ihnen Ehre zu erweisen, ohne Recht und Verdienst, als dass sie von sol-

Digitized by Google

chem Geschlechte sind. Von einem weifs man sogar, dass er einer ehrsamen Stadt Fehde ansagte, weil er in ihr, seinem Vorgeben nach, nicht ehrenvoll genug behandelt worden war. Aus einem so nichtigen Grunde erfolgte alsbald jämmerliche Plünderung, ja Mord und Brand. Auch fehlte es nicht an Freunden und Verwandten, die, wie in einem höchst ehrenhaften Handel, jenen Krieger nach Kräften unterstützten. Und als gälte es einen Krieg für Vaterland, Glauben und Gesetz, so wüthete man.« Das mahnt an Sickingens Verhalten während Götzens Gefangenschaft und an die Worte, mit denen die Wache seine Ankunft meldet: »Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und lässt euch sagen, er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig geworden sei. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und sie der Plünderung preisgeben.« — Deutlich scheint ein Zug adelicher Eitelkeit aus dem Dialog in das Drama hinüber genommen. Liebetraut erwidert das Compliment der Adelheid, er sei geschickt die Lücken der Geschichtsbücher auszufüllen, mit der sarkastischen Bemerkung: »Die Lücken unserer Geschlechtsregister, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienste unserer Vorfahren mit ihren Porträts zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unserer Zimmer und unseres Charakters zu tapeziren, da wäre was zu verdienen.« Der Kaufmann bemerkt an der angeführten Stelle (181): »Nirgends fast finden sich Leute, die ihren Adel in Worten mehr zur Schau tragen, während sie ihn in Werken so wenig beweisen. Daher sind eure Häuser stets voll von Ahnenbildern, und alle Wände, wohin ihr kommt, schreibt ihr voll; dass ihr aber etwas rechtes zu lernen suchtet, das nehme ich nicht wahr.« —

Dass Göthe Huttens Dialog die Räuber wirklich gekannt und seinen Inhalt sich zu eigen gemacht hatte, dürfte nach dem vorstehenden nicht leicht jemand bezweifeln. Freilich sind viele der angeführten Gedanken und Anschauungen wenig individualisirt, manche kehren häufig, bei Hutten und sonst, wieder, so dass, wer nur den einzelnen Punkt ins Auge fasst, die Nothwendigkeit der Beziehung würde leugnen müssen; beweisend aber scheint, dass alle diese Züge — und unter ihnen doch auch sehr bestimmt ausgeprägte — sich in Huttens Dialog auf wenigen Seiten dicht nebeneinander finden; an ein zufälliges Zusammentreffen darf man da wohl nicht mehr denken. Hutten war einer jener Hauptschriftsteller, die Göthes Phantasie befruchteten, während er sich mit seinem Drama trug. Die Gedanken, die sich in dem grofsen Kampfe für die deutsche Freiheit und Selbständigkeit aus der glühenden

Digitized by Google

Empfindung des Ritters herausgearbeitet hatten, flossen in die Seele des Dichters hinüber und gewannen in seinem Werke neues Leben[1]).

Göthes Beschäftigung mit Hutten erklärt nun vielleicht auch einen Punkt im Drama, der zwar für das Verständnis der Dichtung gleichgültig, und unerheblich für die Einsicht in das dichterische Schaffen ist, der aber doch vielleicht einiges Interesse hat. Ich meine den Namen von Götzens Gegner, Weislingen. — Es ist bekannt, dass Weislingen ganz eine Erfindung des Dichters ist; sein Charakter ist dem Bedürfnis des Dramas gemäfs gebildet, ausgestattet mit allen Zügen, die geeignet sind, Götzens Charakter, Anschauungen und Lebensweise in recht helles Licht zu setzen; aber ungewiss ist, wie Göthe zu dem Namen kam. Weder in der Biographie Götzens, noch sonst irgendwo kommt ein Ritter von Weislingen vor. Ein neuerer Herausgeber[2]) des Götz hat den Namen als eine freie Erfindung zu erklären gesucht. »Der Name, bemerkt er, ist überaus glücklich gebildet. Göthe schreibt ihn, wiewohl er ihn im Stücke zu Wortspielen benutzt, die eigentlich die Schreibung Weifslingen voraussetzen würden, immer Weislingen, und will damit augenscheinlich die falsche höfische Afterweisheit im Gegensatz zu Götzens gesunder, wenn auch bisweilen rauher und verletzender Logik bezeichnen; dabei hat der Name unleugbar etwas glattes, gleifsendes.« — Sollte Göthe wirklich diese mystische Absicht gehabt haben? und sollte wohl, wenn der Name Weislingen in irgend wem die Empfindung des glatten, gleifsenden hervorruft, dies in den Lauten, die den Namen bilden, seinen Grund haben, und nicht vielmehr in dem Charakter der Person, die ihn trägt? — Für zweifellos hält die vorgetragene Erklärung wohl Niemand, vielen mag sie als ganz unannehmbar erscheinen. Eine andere Vermuthung, die zwar auf Sicherheit auch keinen Anspruch hat, findet vielleicht einigen Beifall.

Im vorigen Jahrhundert lebte in der Strafsburger Diöcese ein katholischer Geistlicher, Definitor des Hochwürdigen Rural-Capitels Ottersweyher und Pfarrherr zu Capell unter Rodeck im Breisgau, der sich durch zahlreiche und umfangreiche Streitschriften gegen die Protestanten einen berühmten und berüchtigten Namen machte. Eins seiner Werke, vom Jahre 1749, ein mit gelehrten und polemischen

---

[1]) Dass Göthe Ulrichs von Hutten Werke kennen lernte, ergibt sich aus Dichtung und Wahrheit (22, 325 der vierzehnbändigen Ausgabe); aber er thut so, als seien sie ihm erst später in die Hände gekommen.

[2]) Wustmann, Göthes Götz von Berlichingen. Für den deutschen Unterricht auf Gymnasien herausgegeben. Leipzig 1871. Die Ausgabe bietet dem Leser die Annehmlichkeit, dass er in den Anmerkungen die entsprechenden Stellen aus Götzens Biographie findet.

Digitized by Google

Bemerkungen reichlich ausgestattetes Verzeichnis von Büchern, die der Johanniter-Orden in Strafsburg besafs, hat uns das Portrait des Verfassers im achtundfünfzigsten Jahre seines Lebens aufbewahrt. Das Bild stellt uns einen kräftigen Mann dar, der an seinem Schreibtisch sitzt, die Feder in der Hand. Vor ihm liegt ein aufgeschlagenes Buch, in dem die Sprüche zu lesen sind: Increpa illos dure ut sani sint in fide (Tit. 1, 13) et discant non blasphemare (1. Timoth. 1, 20), die geistige Richtung des Mannes bezeichnend. Sein Antlitz ist auf den Beschauer gerichtet; in den grofsen Augen liegt ein fester Blick, von der Stirn, die volles dunkles Haar umgibt, senken sich drei tiefe Furchen auf die kühn gebogene Nase. Die äufsere Erscheinung stimmt wohl zu dem Charakter, wie er uns aus seinen Schriften entgegen tritt. Welches Ansehen er bei seinen Gesinnungsgenossen fand, zeigt ein lateinisches Epigramm[1]), mit dem einer seiner Verehrer das Titelkupfer geziert hat.

Unter den Streitern des Himmels, den heiligen Blitzen des Krieges,
Steht auf der Erde Rund kaum ein andrer ihm gleich.
Denn Nicolaus' Ruhm bewahrt sich die eigene Ehre,
Dass er keinem verwandt, keinem, aufser sich selbst.
Das ist, das ist der Mann, der so oft dir mit Preise gerühmet,
Dessen Antlitz du längst wünschest zu schaun, der Gigant.
Dass dein Auge dem Ohr ihn nicht mehr länger beneide,
Stellet des Kupfers Stich dir den Ersehneten dar.
Seines Geistes Gewalt verkünden dir nur seine Schriften,
Weil sie aufser ihm selbst Niemand zu zeichnen vermag.

Dass dieser Mann zu Göthes Zeiten in Strafsburg noch unvergessen war, ist sicher, und wohl für möglich halte ich es, dass ihm der Dichter in seinem Götz von Berlichingen ein Denkmal gesetzt hat. Der würdige Geistliche nämlich heifst J. N. Weislinger und er veröffentlichte unter andern auch eine umfangreiche, geharnischte Schrift gegen Ulrich von Hutten: Huttenus delarvatus. Constanz und Augsburg 1730. Wie nun Göthe in Götz einen Ritter nach Huttens Herzen dargestellt hat, so mag er Götzens Gegner nach Huttens

---

[1]) Athletas inter Superum, sacra fulmina belli,
Vix Europa parem, forte nec Orbis habes!
Scilicet hoc proprium Nicolai gloria servat,
Ut nulli similis sit nisi sola sibi.
Hic vir, hic est, toties tibi quem celebrarier audis,
Noscere de facie quem cupis, ecce Gigas!
Invideant oculi ne posthac auribus, Ipsum
Denique se sculptum sistit in aere tibi.
Ingenii dotes Ejus tibi Scripta figurant,
Has quia praeter Eum pingere nemo potest.
Debitis honoribus cecinit Joannes Humbourg,
Notarius Regius et Apostolicus etc. Argentorati.

Digitized by Google

Feinde genannt haben. Die Aenderung des Namens in Weislingen ist durch die Erhebung in den Adelstand motivirt und erklärt.

Dass Göthe Weislingers Schriften gekannt habe, dafür habe ich beim Durchblättern derselben kein Zeichen entdeckt. Ja, wenn er sie gekannt hätte, wäre er vielleicht nicht auf den Gedanken gekommen, den Namen des heftigen Polterers auf seinen höflichen und gewandten Weislingen zu übertragen.

Die Heftigkeit nämlich, um nicht zu sagen die Frechheit, mit der Weislinger die Andersgläubigen angriff, ist maſslos. Bezeichnend ist schon der Titel seiner ersten Schrift: »Friss Vogel oder stirb!« die im Jahre 1726 zum zweiten Mal erschien. Schon dieses Buch erregte groſses Aufsehen, rief Gegenschriften und Pasquille hervor, und veranlasste sogar eine Anklage vor dem Kaiser wegen Störung des Religionsfriedens und frecher Missachtung der kaiserlichen Toleranz-Gesetze. Und doch ist der Verfasser hier noch verhältnismäſsig zurückhaltend; viel weiter geht er wenige Jahre später (1730) in dem entlarvten Hutten. Hier gieſst er über die gelehrt verkehrten evangellosen Deformatoren volle Schalen seines Zornes aus, eine wahre Fluth von Verleumdungen und Schimpf- und Schmähreden. Einige Stellen mögen zur Charakteristik dienen.

Im Aerger über die geistige Rührigkeit der Evangelischen sagt er (S. 28): »Es ist bey denen Protestanten des Bücher machens vor Zeiten kein End gewesen, heut zu Tag hat es ebenfalls noch kein End, so wenig als ihr Lügen und Lästern. . . Ich will nichts melden von ihrem letzten Jubel-Fest A. 1717. da es geschienen, als hätten so gar der Praedicanten Junge Milch-Mäuler und Mufsrappen dem theuren Mann Luthero zu Ehren ihre Windeln mit Saffran und Wasserfarben illuminirt.« An einer andern Stelle apostrophirt er einen protestantischen Theologen mit folgenden Worten (S. 86): »Höre Löscher, dieweilen du ein grober, muthwilliger, Ehr- und Gewissen-loser Bub; ja ein jüdisch-verstockter und in recht teuffliscber Gottlosigkeit längst-ersoffner Heyl-verzweiffelter Formal-Ketzer bist, wie solches deine ertzverlogene, schelmische und durchteuffelte Schrifften durchgehends zeigen, die du freche Canaille . . wider uns Catholische täglich aufssprengest, trutz Teuffel! dass du es darfst laugnen.« Die hervorragenden Anhänger und Freunde Luthers werden einzeln durchgehechelt; am ärgsten natürlich Hutten. Morhof, der von seiner Darstellungsweise in den epistolis obscurorum virorum gerühmt hatte: eleganter depinxit barbarorum hominum stribliginem, erhält die Antwort (S. 69): »Lasse mir das ein zierliches Latein sein, so in denen Epistlen enthalten! Kein Stockesel, dem das Hirn mit eichenen Rinden eingefasst, könnte das Latein bacchan-

Digitized by Google

tischer aufs Papier schmieren, als es in offtgemelten Epistlen drauff geschmiert worden die Mönch und Theologos recht aufszueslen und zu cujoniren; dessen ungeachtet muss diese bübische Schützerei eleganter depingere, zierlich abmahlen heifsen. Ich geschweige der häufftigen Venus-Zotten und Gottes-Lästerungen, davon die Schand-Karte überlauffet, wobey ich dann sehr zweiffle, ob die Evangellose Schand-Canaillen, die dieses wissen und annoch loben, in ihren Adern einen Christlichen Bluts-Tropffen haben.« Mit Bezug auf Huttens trauriges Ende sagt er (S. 256): »Ey was dann? Hutten führte ein heiliges Leben, wie ein Engel mit Klauen, worauf er zu letzst ganz Seelig an den Frantzosen gestorben. Da sehe einer was der Mensch für ein Glück kann haben. Wer inzwischen hierüber nicht lachen will, der mag meinethalben Rotz und Wasser heulen, er hat die Wahl.« Und ein andermal, mit recht christlicher Milde schliefsend (S. 200): »Er ist mit ewiger Schande bey seinem teufflischen Unternehmen zu Spott worden, und an den Frantzosen erworbener und verdienter mafsen zur gebührenden Straffe aufs sonderbahrer Verhängniss Gottes crepirt. Irrequiscat in pice.« In dem Tone ist das ganze geschrieben, und auch in der Folgezeit blieb der Verfasser der einmal begonnenen Weise treu. Seine letzte Schrift, der entlarvte Lutherische Heilige, die im Jahre 1756 erschien, zeigt noch die gleiche Gluth.

Von dem weichen Charakter Adelberts von Weislingen ist hier keine Spur. Wenn dennoch in den Namen ein Zusammenhang stattfindet, so wird man voraussetzen müssen, dass Göthe, als er von dem Gegner der Protestanten im allgemeinen und Huttens speciell erzählen hörte, den Gedanken fasste, seinen Namen im Spiel zu benutzen. Wer ihm zuerst von dem Mann Kunde gab, wird sich schwerlich noch feststellen lassen. Immerhin erwähnenswerth erscheint, dass der Frissvogel von einem Strafsburger Buchhändler Dietrich Lerse verlegt war. — Wenn Göthe sich in Strafsburg mit Hutten beschäftigte, konnte er schon im engsten Freundeskreis auf Weislinger und seinen entlarvten Hutten hingewiesen werden. — Vielleicht aber erhielt er seine Kenntnis von ganz andrer Seite.

Lange Zeit hatte ich vergeblich gesucht, etwas näheres über Weislinger zu erfahren. Bücher, in denen man wohl Auskunft über einen so fruchtbaren Schriftsteller erwarten könnte, erwähnen nicht einmal seinen Namen. Endlich kam mir aus Freiburg die erwünschte Nachricht, dass im Freiburger Diöcesanarchiv [1]) ein Aufsatz das An-

[1]) Ueber J. N. Weislinger Pfarrherrn zu Capell unter Rodeck im Breyfsgau. Von Dr. J. Alzog. Freiburger Diöcesan-Archiv 1, 405—435. Dort findet man

Digitized by Google

denken Weislingers erneuert habe. Aus ihm ersah ich, dass Weislinger schon im Jahre 1755, also noch ehe sein letztes Werk die Presse verliefs, im Alter von dreiundsechzig Jahren starb, und worauf hier mehr ankommt, dass er seine Vorstudien unter der Leitung des Pfarrers Balthasar Trütsch im Dorfe Drusenheim im Unterelsass machte. Drusenheim ist dem Leser aus Dichtung und Wahrheit wohl bekannt. Dort lieh sich Göthe die Sonntagskleider des stattlichen Wirthssohnes, weil er vor Friederike nicht noch einmal in der dürftigen Kleidung des armen Theologen erscheinen wollte. Sollte er nicht im Verkehr mit dem Pastor Brion von der streitsüchtigen Berühmtheit des Nachbardorfs gehört haben? —

Doch es wäre Zeitverderb, diesen unfruchtbaren Vermuthungen länger nachzuhängen; eine andere, weniger zweifelhafte Bemerkung über Göthes Bekanntschaft mit dem Theuerdank möge den Schluss bilden. Als Weislingen der Adelheid erklärt, Ritterpflicht und heiliger Handschlag zwängen ihn Bamberg zu verlassen, erwidert sie spöttisch: »Geht, geht! Erzählt das Mädchen, die den Theuerdank lesen, und sich so einen Mann wünschen!« Dass Göthe, als er diese Worte schrieb, mehr als den Titel des Gedichtes kannte, lässt sich aus ihnen nicht folgern; dass es ihm aber später nicht ganz unbekannt war, lässt sich erweisen. Den Hauptinhalt der allegorischen Dichtung bilden die Abenteuer, die der kühne Held Theuerdank zu bestehen hatte, ehe er zur Königin Ehrenreich gelangte. Missgünstige Vasallen der Königin, die drei Hauptleute Fürwittig, Unfallo und Neydelhart machen sich der Reihe nach an den Helden und benutzen seine Jagdliebe, um ihn in der Verfolgung von Gemsen, Bären u. s. w. in Lebensgefahr zu bringen. Das hatte Göthe im Sinne, als er in dem Gedicht Ilmenau, den Blick in die Vergangenheit zurück lenkend, mit Bezug auf seinen Herzog sagt:

Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.

---

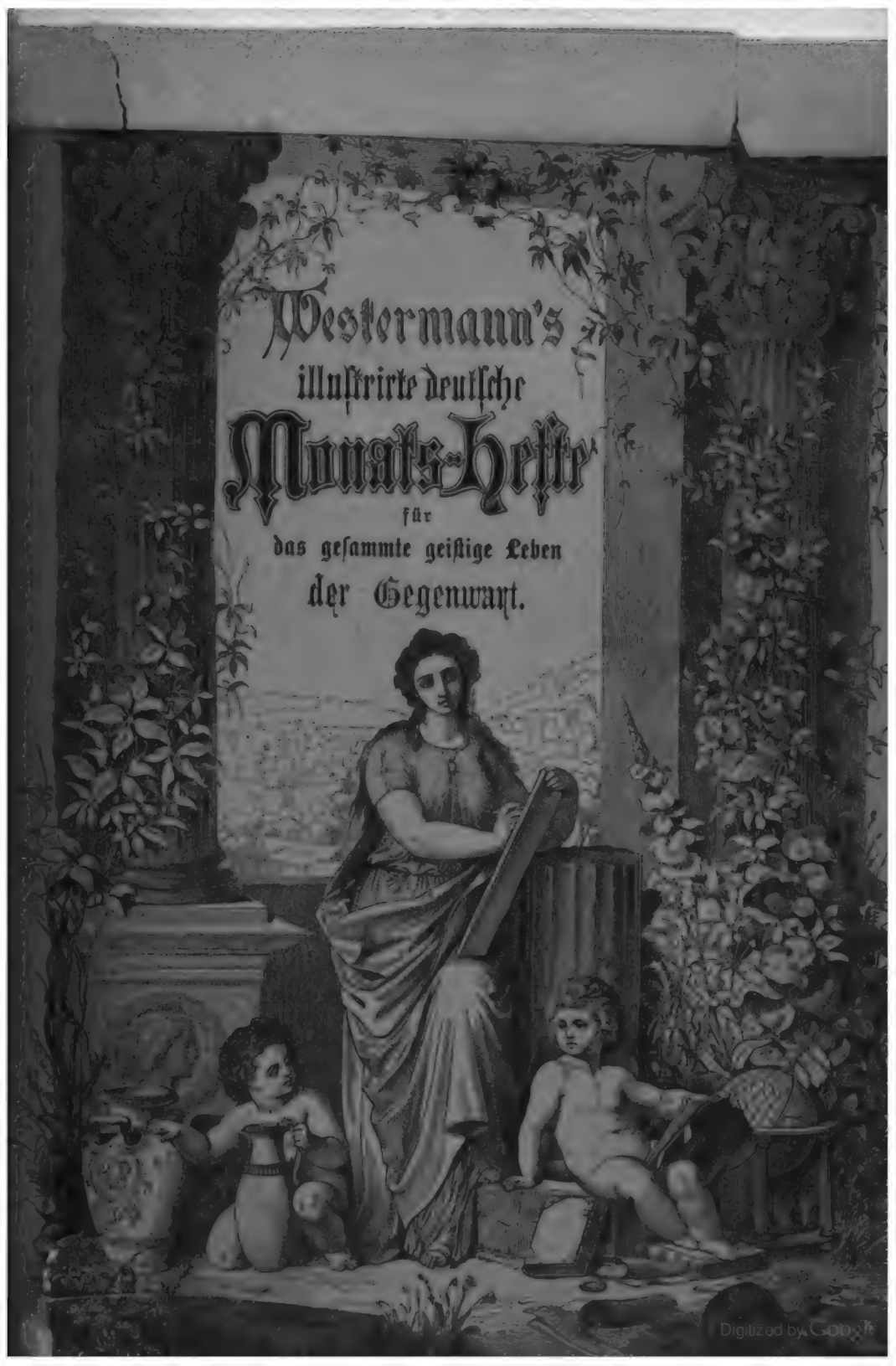
auch ein vollständiges Verzeichnis von Weislingers Schriften. — Eine Notiz aus dem Aufsatz möge hier noch angeführt werden, weil sie uns den zelotischen Geistlichen von ganz andrer Seite kennen lehrt. Zu einem handschriftlichen Katalog seiner Bibliothek bemerkte Weislinger 1745: »Die Bibliothek besteht all bereits aus zweitausend einhundert etlich und siebenzig Bänden. Das missgünstige Glück hat mich nie mit einer erträglichen Pfründ angelacht d. i. mit einer fetten Pfarrei versehen, sonst hätte ich, der fast alles an Bücher verwendet, noch mehrere. Ich danke dem lieben Gott um diese. Ewig Schad wäre es, wenn sie sollten zertrennt von einander kommen.« Wie seltsam contrastirt diese friedlichste Liebhaberei und diese gemüthliche Sorge um das Zusammenbleiben der Bibliothek mit dem immer kampfbereiten Sinn des Mannes!

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung (J. Reimer) in Berlin.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



Digitized by Google

September 1870.

Nr. 72 der zweiten Folge. — Der ganzen Reihe Nr. 168

Inhalt.

Seite.

Was bedeuten diese Tage? Von H. Baumgarten. (21. August 1870.)

Ein Bild aus seiner Zeit. Von Talvj. (Schluß) 585

Karl's V. Achterklärung wider Sebastian Schärtlin von Burtenbach. Mitgetheilt von Wilhelm von Janko 605

Jean Sylvain Bailly. Von J. H. von Mädler 608
Mit Bailly's Porträt.

Theater in China. Von Ch. K. 610

Erinnerungen an die Philippinen. Von Th. Strehz 612
Mit drei Illustrationen: Junges Mädchen. — Ein Negrito. — Ein Igorrote.

Das Christusbild. Eine Geschichte aus Podolien. Von K. E. Franzos . 627

Goethe und Marianne von Willemer. Von H. Düntzer 639
Mit dem Porträt Marianne von Willemer's.

Zur Berichtigung einiger Irrthümer in Stahr's Aufsatz über Minna Herzlieb. Von Hermann Frommann 663

Der Suez-Canal. Eine culturgeschichtliche Studie von Th. Gerstner . . 670
Mit einer Karte.

Die deutschen Vegetarianer. Von Max Wellmer 689

Neuestes aus der Ferne: Ein Besuch in Kaoli-Mön. — Die Mississippi-Brücke bei St. Louis. — Londoner geographische Gesellschaft. — Italienische Expedition nach dem Bogos-Land 693

Literarisches: Adolph von Wrede's Reise in Hadhramaut, Beled benu Yssa und Beled el Hadschar. Herausgegeben von H. Freiherrn von Maltzan . . 626
Schloß Dornegge. Von L. Schücking. — Mémoires d'une Idéaliste . . 666
Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Von H. Hettner 667
Beschauliches. Von J. Trojan 669
Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Von Karl Braun 691
Washington Irving. Ein Lebens- und Charakterbild von Adolf Laun. (Zu S. 696.)

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt

Uebe..

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Achtundzwanzigster Band.

Der neuen Folge zwölfter Band.

April 1870 — September 1870.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1870.

Digitized by Google

Jahrbuch
der illustrirten deutschen
Monatshefte
28 Band.
Braunschweig
Georg Westermann.

Digitized by Google

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

achtundzwanzigsten (der neuen Folge zwölften) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Assing, Ludmilla, in Florenz, 271. — Boeheim, Wendelin, in Graz, 357. — Büchner, A., in Caen, 175 — Braun-Wiesbaden, Karl, in Berlin, 74, 306. — Düntzer, H., in Köln, 639. — Emsmann, H., in Stettin, 94. — Franzos, K. E., in Graz, 627. — Frommann, Hermann, in Büdingen, 663. — Gerland, E., in Leyden, 208, 281. — Gerstner, Th., in Karlsruhe, 670. — Groth, Klaus, in Kiel, 523. — Gusek, Bernd v., in Berlin, 113, 225, 337. — Janko, Wilhelm von, in Wien, 605. — La Mara, in Leipzig, 408. — Lewald, Fanny, in Berlin, 97, 579. — Lindau, M. B., in Hainsberg, 154. — Mädler, J. H. von, in Bonn, 51, 279, 387, 608. — Maltzan, Heinrich Freiherr von, in Berlin, 449. — Mohr, Friedrich, in Bonn, 149, 382. — Petsch, Wilh., in Berlin, 480. — Riegel, Herman, in Leipzig, 316. — Schleiden, M. J., in Dresden, 505. — Schmarda, K. L., in Wien, 503. — Schmidt, Julian, in Berlin, 32, 128, 245, 423. — Silberstein, A., in Wien, 323. — Stahr, Adolf, in Berlin, 40, 128, 256, 367. — Sterne, Carus, in Berlin, 438. — Steven, Georg, in Kiel, 192. — Strehz, Th., in Berlin, 612. — † Talvj, in Hamburg, 295, 394, 511, 585. — Vacano, E. M., in Wien, 1. — Vámbéry, Hermann, in Pest, 66, 378. — Vogel, August, in München, 216. — Vogt, K., in Genf, 58. — Weigert, Max, in Berlin, 570. — Wellmer, Meta, Kadolzburg, 696. — Wormstall, Joseph, in Münster, 92.

Digitized by Google

Inhalt

des achtundzwanzigsten (der neuen Folge zwölften) Bandes.

Unkraut im Getreide. Erzählung von E. M. Vacano, 1.
Studien über Dickens und den Humor. Von Julian Schmidt, 32, 128, 245, 423.
Aus der Jugendzeit. Lebenserinnerungen von Adolf Stahr, 40, 138, 256, 367, 470.
Giovanni Domenico Cassini. Von J. H. von Mädler, 51.
Ein zweihundertjähriger Bädeker. Von K. Vogt, 58.
Die californischen Geyser, 61.
Ein eigenhändiger Brief Mohamed's. Von Herm. Vámbéry, 66.
Quellen in Südafrika, 71.
Ins Exil, oder: So war's vor vierzig Jahren. Deutsche Culturskizze von K. Braun-Wiesbaden, 74.
Ein Stammbuch aus der Goethezeit. Von Joseph Wormstall, 92.
Die größte Baßgeige des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Mitgetheilt von H. Emsmann, 94.
Die Frauen und das allgemeine Wahlrecht. Von Fanny Lewald, 97.
Neuestes aus der Nähe Hamburger Schlachtscene von Friedrich Schödler, 103.
Ein Fels im Meere. Historische Novelle von Bernd von Guseck, 113, 225, 337.
Ueber die Ursachen der Meeresströmungen insbesondere des Golfstromes. Von Friedrich Mohr, 149.
Palatin und Capitol. Von M. B. Lindau, 154.
Ueber Spectralanalyse, 159.
Der Mont Saint Michel. Von A. Büchner, 175.
Selbstbekenntnisse eines Phantasiemenschen. Von G. Steven, 192.
Die Trockenlegung des Haarlemmer Meeres. Von E. Gerland, 208, 281.
Zur Geschichte der Kohle und der künstlichen Diamantenbildung. Von August Vogel, 216.
Aus der Florentiner Gesellschaft. Novelle von Ludmilla Assing, 271.
Amerigo Vespucci. Von J. H. von Mädler, 279.
Australische Gebirge, 291.
Ein Bild aus seiner Zeit. Von Talvj, 295. 394, 511, 585.
Der Tod des General Marceau. Westerwälder Erinnerungen von Karl Braun-Wiesbaden, 306.
Die Dom-Anlage zu Pisa. Von H. Riegel, 316.
München und das Bier. Eine heitere Culturstudie von A. Silberstein, 323.
Wiener-Neustadt. Ein Blick auf die äußerste Grenze unseres Vaterlandes. Von W. Boeheim, 357.
Die neuesten Forschungen in Osturkestan. Von H. Vámbéry, 378.
Ueber die Entstehung der Kalkhöhlen. Von Friedr. Mohr, 382.
Die Spectralanalyse. Von J. H. v. Mädler. (Die Spectralanalyse, von H. Schellen), 387.
Südafrikanische Vögel, 391.
Ignaz Moscheles. Von La Mara, 408.
Der Heliotropismus und die Künstler. Studie von Carus Sterne, 438.
Die Marabuta. Eine algierische Erzählung von H. Freiherrn von Maltzan, 449.
Die berüchtigten Statuetten der Marie Antoinette. Von Wilhelm Petsch, 480.
Unterirdische Flüsse in Norddeutschland, 485.
Die Rose. Historisches aus der Blumenwelt von S. von M., 490.
Die Höhe von Quinoa. Nach K. L. Schmarda, 503.
Astronomie und Bildung Von M. J. Schleiden. (Mädler: Reden und Abhandlungen), 505.
Um de Heid. Eine Erzählung von K. Groth, 523.
Erfindungen auf dem Gebiete der Spinnerei und Weberei während der Neuzeit. Von Max Weigert, 570.
Zur Erinnerung an Waldeck. Aus einem Briefe von Fanny Lewald, 579.
Karl's V. Achterklärung wider Sebastian Schärtlin von Burtenbach. Mitgetheilt von Wilhelm von Janko, 605.
Jean Sylvain Bailly. Von J. H. v. Mädler, 608.
Theater in China. Von Ch. K., 610.
Erinnerungen an die Philippinen. Von Th. Strehz, 612.
Das Christusbild. Eine Geschichte aus Podolien. Von Karl Emil Franzos, 627.
Goethe und Marianne von Willemer. Von H. Düntzer, 639.
Zur Berichtigung einiger Irrthümer in Stahr's Aufsatz über Minna Herzlieb. Von Hermann Frommann, 663.
Der Suez-Canal. Eine culturgeschichtliche Studie von Th. Gerstner, 670.
Die deutschen Vegetarianer. Von M. Welmer, 696.
Neuestes aus der Ferne: Die Durchstechung der Landenge von Panama. — Die Bevölkerung von Yunnan. — Richthofen's Reise in China. — Ein Papua-Pfahldorf, 109.
Die Säule des Königs Mescha. — Eine Expedition in Araucanien. — Der Isthmus von Tehuantepec. — Die Central-Pacific-Bahn, 221.
Round Island. — Der Weinbau Dalmatiens. — Dr. Neumayr. — Ein Tunnel in Centralafrika.

Digitized by Google

— Geologie in Ostindien. — Dr. Nachtigal. — Der Raß-Mouflon, 333.
Die Volkslieder der Hindu. — Paraguay. — Ausgrabungen in Troja. — König Orelio von Araucо. — Uruguay, 445.
Der Sao Francisco. — Morro Velho. — Nachtigal's Reise nach Bornu, 582.
Ein Besuch in Kaoli-Mön. — Die Mississippi-Brücke bei St. Louis. — Londoner geographische Gesellschaft. — Italienische Expedition nach dem Bogosland, 701.
Literarisches: Die Brüder Senkenberg Von G. L. Kriegk, 50.
Bergpsalmen. Dichtung von H. V. Scheffel, 95.
Die Doré'sche Prachtbibel. — Illustrirte Ausgabe der Werke Goethe's, 96.
Michel Angelo, Leonardo, Rafael. Von Ch. Clement. — Geschichte des deutschen Liedes. Von Ed. Schuré, 148.
Das Sonnensystem. Von Hermann J. Klein, 191.
Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense, 204.
Racine's Werke, übersetzt von Heinrich Viehoff. — Fremdwörterbuch von Loof, 207.
Die architektonischen Stilarten. Von A. Rosengarten, 220.
Die Siegessäule Mesa's, Königs der Moabiter. Von Dr. C. Schlottmann. — Through Night to Light, von K. Gutzkow. — Goethe's Frauengestalten, von Adolf Stahr, 278.
Vergleichende allgemeine Erdkunde in wissenschaftlicher Darstellung. Von C. Kapp, 294.
Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Von Julian Schmidt, 331.
Leben Schleiermacher's. Von Wilhelm Dilthey. — Historische Bilder aus der alten Welt. Von A. Stahl, 332.
Aus Sommertagen. Gesammelte Novellen von W. Schwarz. — Hausalbum. Lose Skizzenblätter von Elise Polko, 377.
Der Professor von Heidelberg. Von O. Müller. — Philosophische Bibliothek, herausgegeben von J. H. von Kirchmann, 444.
Eisenbahn-, Post- und Dampfschiff-Coursbuch, 484.
Die Söhne Pestalozzi's. Roman von Karl Gutzkow, 569.
Bibliothek ausländischer Classiker. — Deutsche Nationalliteratur, herausgegeben von Heinrich Kurz, 581.
Adolph von Wrede's Reise in Hadhramaut, Beled beny Yssâ und Beled el Hadschar. Herausgegeben von Heinrich Freiherrn von Maltzan, 626.
Schloß Dornegge. Von L. Schücking. — Mémoires d'une Idéaliste, 666.
Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Von H. Hettner, 667.
Beschauliches. Von J. Trojan, 669.
Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Von Karl Braun, 699.

Namen- und Sachregister

zum achtundzwanzigsten (der neuen Folge zwölften) Bande.

Achterklärung Karl's V. wider Sebastian Schärtlin von Burtenbach. Von W. von Janko, 605.
Amerigo Vespucci. Von J. H. von Mädler, 279.
Araucanien, 222.
Astronomie und Bildung. Von M. J. Schleiden, 505.
Aus der Jugendzeit. Von Adolf Stahr, 40, 138, 256, 367, 470.
Ausgrabungen in Troja, 447.
Australische Gebirge, 291.

Bädeker, Ein zweihundertjähriger. Von K. Vogt, 58.
Bailly, Jean Sylvain. Von J. H. v. Mädler, 608.
Baßgeige, Die größte. Von H. Emsmann, 94.
Bild, Ein, aus seiner Zeit. Von Talvj, 295, 394, 511, 585.
Bogosland, Italienische Expedition nach dem, 704.
Brief Mohamed's, Ein eigenhändiger. Von Herm. Bámbéry, 66.

Cassini, Giovanni Domenico. Von J. H. v. Mädler, 51.
Central-Pacific-Bahn, Die, 224.
Christusbild, Das. Eine Geschichte aus Podolien. Von K. E. Franzos, 627

Dalmatien's Weinbau, 334.
Dickens und der Humor. Von Julian Schmidt, 32, 128, 245, 423.
Dom, Der, zu Pisa. Von H. Riegel, 316.

Erfindungen auf dem Gebiete der Spinnerei und Weberei. Von Max Weigert, 570.
Erinnerung an Waldeck. Aus einem Briefe von Fanny Lewald, 579.
Expedition nach Araucanien, 222.
Expedition, Italienische, nach dem Bogosland, 704.

Fels im Meere, Ein. Von Bernd von Guseck, 113, 225, 337.
Florentiner Gesellschaft. Von Ludmilla Assing, 271.
Frauen, Die, und das Wahlrecht. Von Fanny Lewald, 97.

Geologie in Ostindien, 336.
Geyser, Die californischen, 61.
Goethe und Marianne von Willemer. Von H. Düntzer, 639.

Hamburger Schlachtscene. Von Fr. Schödler, 103.
Heliotropismus, Der, und die Künstler. Von Carus Sterne, 438.

Ins Exil. Von Karl Braun, 74.

Kalkhöhlen, Ueber die Entstehung der. Von Friedrich Mohr, 382
Kaoli-Mön, Ein Besuch in, 701.
Kohle, Geschichte der. Von A. Vogel, 216.

Landenge von Panama, Die, 109.

Literarisches: Bibliothek ausländischer Classiker, 581.
Braun, Karl: Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei, 699.
Clement: Michel Angelo, Leonardo, Rafael, 148.
Dilthey, Wilhelm: Leben Schleiermacher's, 332.
Doré'sche Prachtbibel, 96.
Goethe's Werke illustrirt, 96.
Gutzkow, Karl: Die Söhne Pestalozzi's, 569.
Gutzkow: Through Night to Light, 278.
Hettner: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, 667.
Kapp, E.: Vergleichende Erdkunde, 294.
Kirchmann, J. H. von: Philosophische Bibliothek, 444.
Klein, H. J.: Das Sonnensystem, 191.
Kriegk, G. L.: Die Brüder Senkenberg, 50.
Kurz: Deutsche Nationalliteratur, 581.
Loof, Fremdwörterbuch, 207.
Mémoires d'une Idéaliste, 666.
Müller, Otto: Der Professor von Heidelberg, 444.
Volko, Elise: Hausalbum, 377.
Racine's Werke, 207.
Rosengarten: Die architektonischen Stilarten, 220.
Scheffel, J. V.: Bergpsalmen, 95.
Schlottmann, C.: Die Siegessäule Mesa's, 278.
Schmidt, Julian: Bilder aus dem geistigen Leben, 331.
Schücking: Schloß Dornegg, 666.
Schuré, Ed.: Geschichte des deutschen Liedes, 148.
Schwarz, Walter: Aus Sommertagen, 377.
Stahl, Arthur: Historische Bilder, 332.
Stahr, Adolf: Goethe's Frauengestalten, 278.
Trojan: Beschauliches, 669.
Varnhagen von Ense: Tagebücher, 204.
Viehoff: Racine's Werke, 207.
Wrede's Reise in Hadhramaut, 626.
Londoner geographische Gesellschaft, 703.

Marabuta, Die. Von Heinrich von Maltzan, 449.
Marceau, Der Tod des Generals. Von K. Braun, 306.
Meeresströmungen, Ursachen der. Von Fr. Mohr, 143.
Minna Herzlieb, Zur Berichtigung einiger Irrthümer in Stahr's Aufsatz über. Von K. Frommann, 663.
Mississippi-Brücke, Die, bei St. Louis, 701.
Mont Saint Michel, Der. Von A. Büchner, 175.
Morro Velho, 583.
Moscheles, Ignaz. Von La Mara, 408.
München und das Bier. Von A. Silberstein, 323.

Nachtigal's Reise nach Bornu, 336. 584.
Neuestes aus der Nähe. Von J. Schödler, 103.
Neumayr, Dr., 335.

Orelio, König von Araucо, 448.
Osturkestan, Forschungen in. Von Herm. Vámbéry, 378.

Palatin und Capitol. Von M. V. Lindau, 154.
Papua-Pfahldorf, 112.
Paraguay, 446.
Philippinen, Erinnerungen an die. Von Th. Strehz, 612.

Quellen in Südafrika, 71.
Quinoa, Die Höhe von. Von K. L. Schmarda, 503.

Raß-Mouflon, 337.
Richthofen's Reise in China, 111.
Rose, Die. Von S. von R., 490.
Round Island, 333.

Sao Francisco, 582.
Säule, Die, des Königs Mescha, 221.
Selbstbekenntnisse eines Phantasiemenschen. Von G. Steven, 192.
Spectralanalyse, Die. Von J. H. v. Mädler, 387.
Spectralanalyse, Ueber, 159.
Stammbuch, Ein, aus der Goethezeit. Von Wormstall, 92.
Statuetten, Die berüchtigten, der Marie Antoinette. Von Wilhelm Petsch, 480.
Südafrikanische Vögel, 391.
Suez-Canal, Der. Eine culturgeschichtliche Studie von Th. Gerstner, 670.

Tehuantepec, Isthmus von, 223.
Theater in China. Von Ch. K., 612.
Trockenlegung, Die, des Haarlemmer Meeres. Von E. Gerland, 208, 281.
Tunnel in Centralafrika, 336.

Um de Heid. Von Klaus Groth, 523.
Unkraut im Getreide. Von E. M. Bacano, 1.
Unterirdische Flüsse in Norddeutschland, 485.
Uruguay, 448.

Vegetarianer, Die deutschen. Von M. Wellmer, 696.
Volkslieder, Die, der Hindu, 445.

Wiener-Neustadt. Von W. Boeheim, 357.

Yunnan, Bevölkerung von, 110.

Digitized by Google

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

September 1870.

Was bedeuten diese Tage?

Von

H. Baumgarten.

Karlsruhe, den 21. August 1870.

Es geschieht selten, daß sich vor den Augen der Menschen ein großer Umschwung der Weltverhältnisse mit der sinnlichen Anschaulichkeit und ergreifenden Verständlichkeit eines Drama vollzieht. Die Wege der Geschichte wie jeder Entwicklung sind in der Regel langsam und viel verschlungen und Gesicht und Gehör der Menschen besitzt meist nicht die Schärfe und concentrirte Kraft, um durch die mannigfaltigen Verhüllungen, unter denen der Eintritt einer neuen Epoche versteckt zu sein pflegt, hindurchzudringen. Aber dann und wann im Leben der Menschheit fügt es sich doch so, daß Gewaltiges, den Grund ihres Daseins Bewegendes plötzlich, Alles überwältigend, niederfährt. Solch einen Moment erlebte die alte Welt, als die zehntausend Athener bei Marathon auf das gewaltige Heer der Perser herabstürzten und in wenigen kurzen Stunden den Unterschied zwischen griechischer Geistesfreiheit und orientalischer Sklaverei offenbarten. So enthüllten die Tage, in denen die Armada Philipp's von den Schiffen des bis dahin kleinen Englands zerstreut wurde, das kommende Verhältniß der spanischen und britischen Macht. So horchte alle Welt auf, als Friedrich der Große seine Schlachten wider das vereinigte Europa schlug und mit der Spitze seines Schwertes den Menschen demonstrirte, was ein kleiner, aber von gesunder Aufklärung und sittlicher Energie erfüllter Staat vermöge.

Auch wir meinen heute mitten in einem so privilegirten historischen Moment zu stehen, wo die Entwicklung der Weltverhältnisse alle ihre viel verschlungenen Fäden wie vor unseren leiblichen Augen zu einem Knoten zusammenzunehmen scheint, von dem eine neue Epoche datiren soll. Denn das empfinden wir ja Alle mit größerer oder geringerer Deutlichkeit, daß die sechs Schlachten, welche in vierzehn Tagen die Macht und das Ansehen Frankreichs zerschlugen, etwas Anderes sagen wollen, als daß das preußische Heer dem französischen überlegen sei und Moltke ein größerer Kriegsmeister als Leboeuf. Vielmehr sehen wir zwei große Völker mit Allem, was ihnen eine verschiedene Stellung in der Welt giebt, gegen einander ringen und die Frage ist nicht, ob deutsche oder französische Kriegskunst, sondern ob deutsches oder französisches Wesen den Sieg davontragen soll. Nicht irgend ein äußeres Verhältniß, nicht der Besitz der einen oder andern Grenzlandschaft wird zwischen den beiden Völkern bestritten, sondern ihr innerstes Dasein und ihre gesammte

Weltstellung. Darum durchzittert jedes deutsche Herz in diesen erhabenen Tagen eine nie gekannte Bewegung, darum ist es, als ob eine wunderbare Macht uns plötzlich aus der Kleinlichkeit des gewöhnlichen Daseins in höhere Sphären emporgehoben habe, in denen das Nichtige der Tagessorgen und der persönlichen Interessen gar keinen Raum findet. Wir fühlen: jetzt wird entschieden, was Ihr seid als Nation, als Glied der Menschheit; vor den Augen der ganzen Welt habt Ihr darum zu ringen, ob deutsche oder französische Art die erste Stelle einnehmen soll. Nur darum, weil die Vorahnung einer so verhängnißvollen Krisis die Franzosen schon vor vier Jahren mit banger Angst überfiel, waren sie die Zeit her in einer so seltsamen Aufregung. Wir Deutsche dachten nicht, daß es Frankreich in Mark und Bein erschüttern werde, wenn wir unsere heimischen Verhältnisse leidlich ordneten. Darum begriffen wir das wunderliche Gebahren unserer Nachbarn gar nicht. Jetzt wird es uns klar.

Für die Franzosen steht nichts Geringeres auf dem Spiele als die Behauptung der Stelle, welche sie mit geringen Unterbrechungen seit zwei Jahrhunderten in der Welt eingenommen haben. Sie erhoben sich zu dem Range einer tonangebenden Macht zugleich in Dingen des Geschmacks und der Politik, der Literatur und Kunst wie der Industrie und Kriegführung in dem Augenblicke, wo Deutschlands Macht und Bildung in der Sündfluth des dreißigjährigen Krieges versank. Damals, als wir die letzten uns einigenden Bande zerrissen und nun die Glieder unseres Reiches da lagen, jedem Nachbar eine bequeme Beute, damals schlugen sie die letzten mächtigen Klammern um den französischen Staatsbau, um sofort mit seiner concentrirten Macht dem Erdtheil das Gesetz zu schreiben. Gleich damals gestalteten sich die Dinge so, daß nur große europäische Coalitionen der Herrschsucht Ludwig's XIV. Schranken zu ziehen vermochten. Hundert Jahre später steigerte der erste Napoleon diese gebietende Stellung noch um ein Beträchtliches und jetzt meinte der dritte, unter täuschender Maske das Spiel der französischen Herrschaft über Europa abermals in Scene setzen zu können. Und da er so ausholte zum entscheidenden Streich, durchbohrte ihn das deutsche Schwert.

War es ein Zufall, daß Frankreich vor zweihundert Jahren über uns emporstieg? Nur der blödeste Sinn könnte das meinen. Lange rüstige und namentlich auch glückliche Arbeit auf französischer Seite hatte unseren Stumpfsinn, unser träges, gedankenloses Geschehenlassen, unsere in mönchische Weltverachtung ausgeartete Glaubenserneuerung überholt. Aber eben, da wir auf die tiefste Stufe der Erniedrigung hinabgestoßen wurden, begann das Werk der Wiedergeburt. Ludwig's XIV. Zeitgenosse war der große Kurfürst, des deutschen Staates ruhmreicher Begründer. Da unsere Sprache und Literatur in Knechtsgestalt hinter der französischen Herrlichkeit herging, zeigte Leibnitz, daß deutscher Geist das Universum zu beherrschen vermöge. Von da setzte die deutsche Arbeit der Herstellung, der politischen in Preußen, der geistigen überall, keinen Augenblick mehr aus. Als der große Napoleon uns niedertrat mit corsischer Brutalität, da hatte die deutsche Ohnmacht zunächst ihm nichts entgegenzustellen als den großen Menschen Goethe, die schönste Verkörperung harmonischer Humanität, welche neuere Zeiten gesehen haben. Aber wenige Jahre später vermählte sich der Geist unserer classischen Literatur, der bisher über den Wolken gewaltet hatte, mit der rauhen Kraft des

Digitized by Google

preußischen Staates, der bis dahin nur im Dienste der nüchternen Praxis gewesen war, und 1813 sah seit Jahrhunderten zum ersten Male wieder ein deutsches Volk. Und dieses Volk führte seine siegreichen Schaaren zweimal nach Paris und die Glorie der „großen Nation" verhüllte sich.

Aber das deutsche Volk von 1813 war in Wirklichkeit nur ein Bruchtheil desselben. Von der Memel bis an die Weser etwa, nicht einmal bis an den Main reichte das Gebiet, auf welchem deutsche Kraft damals wahrhaft in Fluß kam. Der Süden und Westen hatte seit zehn Jahren den Schlepp des Imperators getragen und sich stolz gefühlt, für ihn die Schlachten gegen Oesterreich und Preußen schlagen zu dürfen. Obwohl wir Deutschen den Geist jener großen Zeit am feurigsten und reinsten vertraten, waren wir doch nur ein schwaches Glied in der europäischen Verbündung. Denn nicht einmal das kleine Preußen trug ein klares Bewußtsein von dem, was geschehen müsse; und wenn ja die Stein, Gneisenau, Blücher einmal scharf das Ziel bezeichneten, dann schoß die Metternich'sche Schlauheit stracks mit russischer und englischer Selbstsucht zusammen, um den jungen deutschen Riesen in der Geburt zu ersticken.

Fast wurde er wirklich erstickt. Mehr als dreißig Jahre lang wurde die Welt schier nichts von ihm gewahr. Sie meinte, der Riese sei nur ein Tölpel gewesen. Alle Welt sprach vom deutschen Michel und der Michel selbst fand das ganz in der Ordnung. Aber 1848 wurde aus dem Träumer ein Stürmer, und nachdem er zwanzig Jahre gar wild sich geberdet, dergestalt, daß es öfter schien, er wolle sich vollends zu Grunde richten, siehe da! nun mit einem Male sinken die Hüllen und vor unseren entzückten Augen richtet sich die Majestät der deutschen Nation auf. Und während so in uns die mühsame Arbeit von Jahrhunderten ihre Frucht finden will, bricht in Frankreich die innere Fäulniß hervor, welche sich ebenso langsam unter dem glänzenden Gewande der Herrschaft und des Ruhms und eines allen äußerlichen Aufgaben gewachsenen Weltverstandes angesammelt hat. Da die Franzosen nicht mehr die erste Rolle spielen sollen, scheinen sie plötzlich aller Sinne beraubt und einen furchtbaren Fall thun zu müssen aus höchster Macht in tiefste Zerrüttung.

Ist das nun aber der Sinn der Begebenheiten, welche vor unseren staunenden Blicken vorüberziehen, so bedarf es wohl keiner Bemerkung, daß mit dem Siege unserer Waffen die Aufgabe nicht gelöst ist. Die Augustschlachten, so ist unsre Zuversicht, haben nur die Ueberlegenheit deutscher Sitte, Bildung, Tüchtigkeit an Leib und Seele über französische besiegelt. Daß aber unsere Waffen nicht gelogen haben, müssen wir erst nach dem Kriege unwiderleglich darthun. Den glorreichsten Krieg kann ein lahmer Friede und die herrlichsten Waffenthaten kann eine unfähige Politik unfruchtbar machen. Wenn unsere Diplomaten nicht unsern Feldherren, unsere Abgeordneten nicht unseren Soldaten, der friedliche Wille des Volks nicht seiner kriegerischen Kraft gleichkommt, so können wir von der sonnigen Höhe, auf der wir soeben über die Welt hinschauen, wieder tief hinabgleiten. Erst wenn der deutsche Staat ein Ebenbild des deutschen Heeres geworden ist, dürfen wir zur Siegesfeier schreiten. Vergönnt uns aber ein gnädiger Gott auch diesen Schritt zu thun, dann wird vom Jahr 1870 eine große Epoche datiren und ihr tiefster Sinn wird den Sieg der germanischen Staats- und Menschenbildung über die romanische bedeuten.

Digitized by Google

Literarisches.

Washington Irving. Ein Lebens- und Charakterbild von Adolf Laun. Berlin, Verlag von R. Oppenheim.

Wie die Schicksale bedeutender Individuen mit denen ihres Vaterlandes oft aufs engste verflochten sind, zeigt wieder recht klar die Lebensgeschichte Washington Irving's, welche uns von Adolf Laun in einsichtsvoller und anziehender Weise geschildert ist. Schon das erste Aufsehen, welches Irving als Schriftsteller machte, galt einem Werke, das ihn im innigsten Zusammenhange mit seiner Nation zeigte. Die „humoristische Geschichte von New-York," in welcher er die ursprünglichen Ansiedler oder Begründer der Stadt, jene Holländer, die Neu-Amsterdam gründeten, schilderte und wodurch er, da er sich selbst als Autor Knickerbocker nannte, die Bezeichnung Knickerbocker für die von Holländern abstammenden alten New-Yorker Familien aufbrachte, wurde als Hausbuch von populärer Bedeutung. Interessant für die Art und Weise der von Amerika stammenden, als Humbug vielfach erwähnten Manier der Reclame ist die Geschichte der Ankündigung dieses Werkes. In der Abendpost erschien sechs Wochen vor der Publication unter der Rubrik „Unglücksfälle" die Notiz, daß ein ältlicher Herr, Namens Knickerbocker, verschwunden sei und man um Nachrichten bitte. In einer Nachschrift hieß es: „Zeitungen würden der Sache der Menschheit hülfreich sein, wenn sie obige Annonce aufnähmen." Vierzehn Tage darauf erfolgte eine Mittheilung, daß irgend Jemand den genau beschriebenen Knickerbocker gesehen habe; und abermals zehn Tage später erklärte ein Gastwirth, daß das betreffende Individuum bei ihm gewohnt habe, dann verschwunden sei und ihm als Bezahlung ein Manuscript hinterlassen habe, welches nun publicirt werde. Man hat also hier ein Beispiel geschickter, aber ganz plumper Reclame, die gewiß Irving's unwürdig, aber vielleicht durch die Art des nordamerikanischen Publicums zu entschuldigen war, und jedenfalls wirkte. Wenigstens datirt Irving's Popularität von jenem Werke, das bald in neuen Auflagen erschien und ihm Ehren und Geld brachte. Er schrieb nun größere und kleinere Essays, die er, theils zuerst in literarischen Magazins, theils sogleich selbständig veröffentlichte. Sein „Skizzenbuch" wurde sehr populär, und der liebenswürdige, auch persönlich außerordentlich einnehmende Mann sah sich überall gefeiert, machte wiederholt Reisen nach Europa, erlebte die Ereignisse der Napoleonischen Kriege und Niederlagen in der Nähe und sprach seinen Antheil für das Schicksal des Gewaltigen lebhaft aus. Von eingreifender Wirkung war der persönliche Einfluß, den Irwing von bedeutenden Männern, wie namentlich Walter Scott, Thomas Moore u. A. empfing. Laun hat recht geschickt die Erlebnisse und innere Entwicklung aus den Werken und Briefen Irwing's zusammengestellt. Ueber seine Schriften spricht sich Irwing selbst so aus: „Ich betrachte eine Erzählung blos als den Rahmen, auf den ich meine Gemälde spanne. Das Spiel der Gedanken, der Empfindungen und der Sprache, das Einweben leicht aber doch ausdrucksvoll gezeichneter Charaktere, das treue Ausmalen von Scenen des gewöhnlichen Lebens und eine halb versteckte Ader des Humors, die sich durch das Ganze schlingt, das ist es, wonach ich vorzüglich strebe." Zu einem Werke über Columbus machte Washington Irwing Studien in Spanien, und erhielt dort den Besuch des jungen Dichters Longfellow. Sein weltmännisches, durchaus vornehmes Wesen brachte ihn überall mit den ersten Kreisen in innigen Verkehr und die Feinheit seines Blickes befähigte ihn zu den scharfsinnigsten Beobachtungen, wozu das bewegte politische Leben überall reichlich Gelegenheit bot.

In England interessirten ihn namentlich Scott und Byron. Der Aufenthalt in Newstead Abbey, wo Alles an Byron erinnerte, übte eine große Macht auf seine Phantasie aus. Er wohnte in Byron's Zimmer und schlief in dessen Bette, wurde aber aus seinen Träumereien durch die Ankunft des Herzogs von Sussex gerissen, der festliches Leben in die alten Gebäude brachte. Schon damals tauchte wiederholt die Idee auf, daß Washington Irving zu einem Gesandtschaftsposten geeignet sei. Vorläufig jedoch kam er nach seinem Vaterlande zurück, kaufte sich an und führte ein idyllisches Familienleben auf seiner Villa Sunnyside, wo einige seiner Geschwister und Nichten das Leben des angehenden alten Junggesellen erheiterten. Ein Besuch Louis Napoleon's ehrte ihn. Dann ward er zum Gesandten am spanischen Hofe ernannt. Seine Reise, sein Aufenthalt in Paris, die Schilderung der Familie Louis Philipp's, die Erlebnisse in Madrid, wo die zwölfjährige Isabella Königin war und Espartero regierte, Irwing's Zusammentreffen mit Eugenie Montijo, sein reges Interesse für alle großen und kleinen Ereignisse bis zur Niederlegung des Gesandtschaftspostens und der Rückkehr nach dem geliebten Sunnyside, dies Alles hat Laun in kurzer aber erschöpfender Zusammenstellung recht anschaulich geschildert. Mit Ehren und pecuniären Erfolgen gesegnet, erlebte Irwing seinen siebenundsiebzigsten Geburtstag und starb bald darauf plötzlich und ohne Kampf an Herzlähmung. Sein Hauptwerk, das letzte, das er schrieb, „Washington's Leben," war im ersten Jahre des Erscheinens in 42,000 Exemplaren verkauft worden.

Digitized by Google

Nro. 72 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 168.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

September 1870.

Ein Bild aus seiner Zeit.

Von

Talvj.

(Schluß.)

VII.

Aufschuß der bösen Saat.

Als Robert in Rößlingen ankam, war das Töchterchen, das unterdessen ihm geboren, bereits zwei Tage alt. Frau von Hartung kam ihm bis an die Treppe entgegen, seinen zu raschen Eintritt zu hindern. Sie that keine Frage und sprach kein Wort des Vorwurfs aus; aber ihre ernste, kalte Miene ergoß stillschweigend einen ganzen Strom davon über den Verspäteten. Sie wollte ihm auch für den Augenblick keinen Eintritt in Edithens Zimmer verstatten, da sie nach langem, ruhlosen Wachen endlich eingeschlummert sei. Angst und Sehnsucht hatten sie unmittelbar vor ihrer Entbindung in einen fieberhaften Zustand versetzt, und so war es nicht unnatürlich, daß jene sie jetzt zwiefach geschwächt und erschöpft hatte. Ruhe thue vor Allem ihr jetzt Noth.

Bald kam auch sein Schwiegervater herbei, der rastlos, ihn jede Minute erwartend, im Garten auf- und abschritt. Er trat mit den Vorwürfen über Robert's verspätete Zurückkunft viel offener hervor, und wollte dessen ziemlich oberflächliche Entschuldigungen nicht gelten lassen. Denn die Angst um seine Tochter hatte ihn, den sonst so nachsichtigen Mann, unnatürlich aufgeregt. Er hatte überdem es sich zur Pflicht gemacht, während seines Neffen Abwesenheit, die gerade in den Vorfrühling, eine für den Landwirth so wichtige Jahreszeit fiel, etwas tiefer in die Verwaltung des Gutes hineinzusehen, und so grobe Vernachlässigungen entdeckt, daß er sich für berechtigt hielt, seinem Schwiegersohn darüber sein ernstes Mißfallen zu zeigen. Allein er wählte eine unglückliche Stunde dazu, die, unmittelbar nach seiner Zurückkunft, da Edithe noch schlief, und also, wie der

gute Vater meinte, der Angekommene Gattin und Kind doch noch nicht sehen könne.

Kein Wunder, daß der junge Mann sich durch diese Bewillkommnung in seinem eignen Hause, schuldig oder nicht, auf das tiefste beleidigt fühlte. Nur mit der größten Anstrengung hielt er seine empörte Empfindlichkeit zurück. Er, der zwei Monate lang in den glänzendsten Kreisen der Hauptstadt Gefeierte, dem von schönen Händen mit bescheidenen Bitten Stammbuchblätter zu Dutzenden überreicht waren, und von den schönsten unter Beifallsklatschen der bedeutendsten Autoritäten ein Dichterkranz auf das Haupt gedrückt worden, der mit Einladungen zu vornehmen Diners Ueberschüttete, der in der gebildetsten Stadt Deutschlands seine Abende oft hatte in drei Theile spalten müssen, um nur allen dringenden Gastgebern genug zu thun — er mit kalter Zurückhaltung empfangen, dann sogar mit bittern Vorwürfen überhäuft und zuletzt herabgekanzelt wie ein Schulknabe! Er verbiß mühsam seinen Zorn, dachte an Agnes und ging tief in den Garten hinein.

Als Edithe erwachte und liebend nach ihm fragte, hatte sie mindestens noch eine halbe Stunde zu warten, ehe der Gefundene in gefaßter Stimmung zu ihr eintrat.

Vielleicht, wenn er seine Frau vor seinen Schwiegereltern gesehen, hätte ihr Empfang, für den Augenblick wenigstens, alle die während seiner Abwesenheit erhaltenen Eindrücke verwischt, und nur das reuige Bewußtsein seiner Schuld, von der seine verzögerte Rückkunft nur ein kleiner Theil war, wäre ihm geblieben. Denn die liebevollen Augen der bleichen jungen Frau bewillkommten ihn auf das rührendste, als sie mit den Worten die Hand nach ihm ausstreckte:

„Wie leid thut es mir, daß Du so lange zurückgehalten worden, theurer Mann! — aber die geliebte Kleine hat sich auch einen Tag früher in die Welt gedrängt, als ich sie selbst erwartet habe. So bist Du eigentlich nur um einen Tag zu spät!“

Er küßte sie und das Kind, das die Wärterin ihm brachte, mit Rührung und begnügte sich, mit einigen verwirrten Worten seine verspätete Ankunft zu entschuldigen, nicht zu erklären. Aber wenn auch diese gütige Bewillkommnung seinen Groll von Edithen selbst ablenkte, gegen seine Schwiegereltern und seine Lage, in der er sich seit seinem Aufenthalt in Berlin wie ein Gefangener vorkam, blieb dieser Groll doch im tiefsten Herzen sitzen.

Indessen glich die Zeit nach und nach Manches aus und schliff mindestens die Schärfen der Eindrücke und Empfindungen glücklich ab. Alles kehrte in Rößlingen in das alte Geleis zurück, nur daß Edithe, trotz der angewachsenen Bevölkerung der Kinderstube, sobald sie sich einigermaßen erholt hatte, neben der Aufsicht über die Hauswirthschaft auch die über die Landwirthschaft übernahm. Für eine tüchtige Ausgeberin wie für einen zuverlässigen Verwalter war gesorgt; so erklärte sich denn, als Robert ihr einst seinen Abscheu gegen dergleichen niedrige Sorgen entschieden aussprach und seinen Widerwillen, sich noch einmal den beleidigenden Vorwürfen ihres Vaters auszusetzen, Edithe willig, die Last ihm abzunehmen, und meinte, bei sorglicher Eintheilung der Zeit ihm auch darin das Leben erleichtern zu können, indem er sich so ganz den Studien widmen dürfe.

Wer aber hat nicht schon, wenn er je eine Zeit lang ein vielfältig bewegtes Leben geführt, etwa persönlichen Antheil an bedeutenden Ereignissen genommen, oder auf Reisen bleibende Eindrücke in rastlosem Wechsel empfangen, oder auch vom Wirbel der Gesellschaftt ergriffen, sich in bunten Kreisen bewegt hat, und oft sich ermüdet herausgesehnt, in die Stille der Häuslichkeit zurück zum behaglichen Ausruhen von Geist und Körper — wer von diesen hat nicht schon beim endlichen Ausruhen eine gewisse Oede und Unbefriedigung empfunden? Ueber Robert kam dies Gefühl mit voller Macht; die Gesellschaft der Landjunker der Nachbarschaft langweilte ihn; für die Jagd wollte die Jahreszeit nicht passen, Fischen hatte ihm nie Vergnügen gewährt, Edithens Zeit war durch Kinder und Wirthschaft mehr als je in Anspruch genommen; den Plan zu einer neuen literarischen Arbeit hatte er noch nicht gemacht: die Revision der eingesandten Druckbogen war demnach das Einzige, was ihm noch einiges Interesse einflößte. Dennoch sah er dem Erscheinen seines Werkes mit Ungeduld entgegen.

Gegen die Mitte des Sommers ward endlich, von mannigfaltigen, ziemlich großsprecherischen Buchhändleranzeigen angekündigt, das Product seines Geistes der Welt

Digitized by Google

übergeben. Aber was war des gespannten Dichters Gefühl, als dem Erscheinen des Werkes unmittelbar in dem gelesensten und einflußreichsten deutschen Blatte der Zeit eine Recension desselben folgte, deren Verfasser die Feder statt in Dinte in Gift getaucht hatte. Nicht allein der Plan des Gedichtes war aus kritischen Gründen als völlig unreif verworfen, die Charaktere auch wurden mit scharfem Witz lächerlich gemacht, und einzelne schwache Stellen carikirt so boshaft geschickt als Proben dargelegt, daß sie als charakteristische Züge für das Ganze erscheinen mußten. Der Dichter ward beschuldigt, die Philosophie der alten Perser und ihrer Magier mit Sprüchen aus dem Koran und mit den hyperromantischen Legenden des Mittelalters auf abgeschmackte Weise vermischt zu haben. Dabei jedoch war nicht unterlassen, um sich das Ansehen der Unparteilichkeit zu geben, gelegentlich den niedergeschmetterten Verfasser durch ein gnädiges Lob der harmonisch klingenden Verse wieder aufzurichten; aber selbst dieses beschränkte Lob gewissermaßen wieder aufgehoben, indem die Recension mit den Worten Schiller's schloß:

„Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du schon Dichter zu sein?"

Robert war außer sich vor Zorn. Er erkannte Scherzer's Feder, seinen Neid und seine Bosheit. Andere gleich darauf folgende Kritiken nahmen sich seines Gedichtes an; aber in der grimmigen Aufregung, in welche ihn die erste versetzt, wußte er kaum, ob die Gönnermienen, die selbst seine günstigsten Recensenten annahmen, ihn nicht noch mehr empörten als der zwar verrätherische, heimtückische, aber doch unverschleierte Angriff seines erbitterten Feindes. Er war unbeschreiblich unglücklich, denn die ihm so hämisch beigebrachte Wunde hatte den schwächsten Theil seines innersten Selbstes getroffen. Wir haben an Lord Byron's Grimm über die boshafte kritische Behandlung seiner ersten poetischen Erzeugnisse gesehen, und an Keats', sein schwaches Leben untergrabender Empfindlichkeit über eine ähnliche Behandlung erfahren, welche tiefe Wunden die Stacheln der namenlosen Instrumente, mit denen die Recensenten ihre Schlachten führen, einbohren können. Es war so, und wird in allen Zeiten so sein. Aber der lebhafte, ja stürmische Antheil, den bald darauf das ganze Publicum an der Sache nahm, konnte in Deutschland nur in einer Zeitperiode stattfinden, wo in seiner politischen Erschlaffung die Literatur dem Deutschen eben noch Alles war, wie in den Tagen, in denen Robert den tückischen Angriff erlebte.

Die Gesellschaft der nördlichen Königstadt, wie die anderer größeren Städte, war so eben auf dem Punkte, sich durch Landleben, Reisen und Badbesuch zu zerstreuen. Bücher wurden verhältnißmäßig wenig gelesen, weil man keine Zeit dazu hatte. Aber Zeitungen und kritische Blätter wurden in jedem Kaffeehaus, in jedem Lesecabinet gehalten und waren dem Reisenden und Badbesucher immer zugänglich. Die Eindrücke der Recensionen blieben also um so dauernder, je mehr die Selbstprüfung erschwert war.

Agnes' Briefe legten durch die Theilnahme, mit der sie die Sache zu der ihren machte, einigen Balsam auf Robert's Wunden. Sie hatte sich mit Scherzer überworfen und ohne den Nachtheil zu berücksichtigen, den sie sich dadurch in ihrem gesellschaftlichen Leben bereitete, seinen tückischen Neid damit bestraft, daß sie ihm ihr Haus verboten hatte. Jetzt bereitete sie sich eben vor, in ein, wie sie an Edithe schrieb, ihr eigen vom Arzte empfohlenes Bad zu gehen, das nur eine Tagereise von Rößlingen entfernt lag, und von wo aus sie hoffte, die Freunde besuchen zu können.

Daß Edithe an Robert's Kränkung und an seiner daraus erwachsenden dauernden Verstimmung den innigsten Antheil nahm, braucht kaum erwähnt zu werden. Theils weil die Leser wissen, wie sie ihn liebte, theils weil die Annehmlichkeit ihrer Häuslichkeit nur zu oft das Opfer dieser Verstimmung ward. Leider traf es sich so, daß einige Stellen des Gedichts, an denen Edithe beim Vorlesen ihr Mißfallen frei ausgesprochen, in der berüchtigten Recension besonders scharf mitgenommen waren. Robert vermied daher jetzt fast unwillkürlich, mit ihr von seinem poetischen Erzeugniß zu sprechen: es war ihm in manchen Augenblicken, als sei sein eigenes Weib mit seinen Feinden im Bündniß.

Eine besonders ungünstige Schickung wollte auch, daß Frau von Hartung während dieser Zeit ernsthaft erkrankte, woraus na-

türlich für ihre Tochter der Wunsch und die Pflicht entstanden, sie häufig zu besuchen. An ihren lieben kleinen Säugling gefesselt, nahm die treue Tochter, so ungern sie auch jetzt gerade ihren verstimmten Gatten verließ, oft die beiden Kleinen mitsammt der Wärterin hinüber nach Feldberg, um über Nacht dort zu bleiben, und mußte dann wohl auch, da der armen Mutter Zustand so zweifelhaft war, bis zum dritten Tage dort warten, um des Arztes Entscheidung zu hören. Der Doctor war ihr langjähriger Hausfreund und seine Theilnahme ihr so wohlthuend als seine Meinung wichtig. War es unnatürlich, daß Robert unterdessen einige Zerstreuung in einem gewissen, nicht allzufernen Badeort suchte, und daß Edithe, wenn sie zurückkam, nur selten davon hörte?

Ich habe im Anfang des fünften Capitels die beiden ersten Jahre der Ehe Robert's und Edithens, die sich eben zu Ende neigten, als durchaus glückliche bezeichnet. Und wirklich warf diese erste, unwiderstandne, tiefe Verstimmung ihres Gatten auch die ersten Schatten auf Edithens eheliches Glück. Nicht daß nicht während desselben so manche Illusion der jungen liebenden Frau zerstört worden wäre. Die Charakterschwäche, der Mangel an Thatkraft in ihrem Gatten, ja die ungeheure Selbstsucht, in der er befangen war, konnten ihr nicht lange verborgen bleiben, nur daß die grellen Züge dieser Eigenschaften durch den Schleier ihrer Liebe weniger scharf hervortraten. Seine Schlaffheit, seine scheinbare Unfähigkeit, gegen seine Neigung zu handeln und sein Hang, Alles auf seine Idividualität zu beziehen, wußte sie durch seine lange Gewohnheit, nur für sich selbst zu leben, und seine Entfremdung des Familienkreises zu entschuldigen. Für jedes kleine unbedeutende Opfer, das er ihr, das er den Kindern im häuslichen Leben brachte, war sie ihm dankbar, sie, die auch zu dem größten fähig und willig war, wenn sie auch vor dem Opfer zurückgeschaudert haben würde, das kaum ein Lustrum später eine ihr verwandte Seele,* zum Gipfel der romantisch-irreligiösen Ueberspannung der Zeit aufgeschraubt, brachte, als sie ihren in Geistesschlaffheit versunkenen Gatten durch Selbstmord aufzuscheuchen hoffte. Zu diesem Opfer jener armen jungen Schwärmerin war Edithe nicht allein zu fromm, sie war auch zu hellsehend. Die sehr gesteigerte Mißstimmung, in der sie ihren Gatten jetzt sah, hielt sie übrigens für vorübergehend und hoffte, er würde sich nach einiger Zeit von selbst herausreißen und sein Recht auf den Parnassus der Welt durch neue Productionen darthun.

Es war Spätherbst und sie bei ihrer Mutter, die sich unterdessen wieder erholt hatte, auf einen Morgenbesuch, als eine andere Dame, eine benachbarte Gutsbesitzerin, mit der die Familie Hartung seit Jahren verkehrt hatte, ebenfalls zum Besuch kam. Sie hatte eine ihrer Töchter, eine frühere Spielgefährtin Edithens, in der nordischen Königsstadt verheirathet.

Nach einigem Hin- und Hergespräch fragte sie Edithen: „Haben sie kürzlich Nachricht von Frau von Sassen?"

„Ziemlich lange nicht," versetzte diese. „Leider hat sie keine Zeit gefunden, vom Bade aus, wo sie in meiner Nähe war, mich zu besuchen und hat mir nach ihrer Rückkehr noch nicht geschrieben."

„Nun sie wird wohl jetzt wenig genug Zeit zum Briefschreiben haben. Denn die Sache wird mit großer Hast und Eile betrieben. Ich höre, das Gericht soll wöchentlich drei Sitzungen halten. Der Vorsitzer und sämmtliche Räthe sollen ja ganz entzückt von der schönen Frau sein."

„Was meinen Sie, gnädige Frau?" fragte Edithe bestürzt.

„Nun wissen Sie denn nicht, daß Frau von Sassen auf Scheidung geklagt hat? Meine Tochter hat mir schon vor vierzehn Tagen davon geschrieben. Ganz Berlin spricht davon. Lieber Gott, solche Dinge kommen jetzt alle Tage vor! Aber Frau von Sassen ist einmal dazu geschaffen, von sich sprechen zu machen."

„Schonen Sie meine Tochter!" fiel Frau von Hartung ein, als sie Edithen todtenbleich werden sah. „Sie liebt Frau von Sassen schwärmerisch. Edithe, denk' an Dein Kind!"

Edithe kam sehr erschüttert und in tiefer Betrübniß nach Hause. Als sie sich Robert mittheilte, schwieg er lange. Er wußte offenbar um die Sache, die seine Frau so bewegte.

„Glaubst Du," sagte er endlich, „daß Agnes Unrecht thut, sich von dem Elenden scheiden zu lassen?"

* Charlotte Stieglitz.

Digitized by Google

„Nicht in der Scheidung, in der Ehe liegt das Unrecht, Robert! Agnes' Heirath war eine Sünde."

„Du kennst das großmüthige Motiv, das sie dazu bestimmte. Es war ein schweres Opfer, das sie ihrem Vater, ihren Geschwistern brachte."

„Das großmüthigste Motiv würde eine Sünde nicht entschuldigen, Robert. Aber überdem war Agnes' Motiv keineswegs rein. Ich liebe Agnes, aber meine Liebe machte mich nicht so blind, nicht zu erkennen, daß es eben so sehr die Aussicht war, durch ihr Opfer eine vornehme Frau zu werden und für die Befriedigung ihrer weltlichen Neigungen leben zu können, die sie bewog, es zu bringen, als das Verlangen, ihre jungen Schwestern erziehen zu können und das Leben ihrer Familie zu erleichtern. Das Opfer zu bringen, für die Ihrigen auf eine Weise zu arbeiten, die sie darum unter ihrer Würde hielt, weil sie ihren Neigungen widerstand, war sie nicht stark genug; aber zu dem unmoralischen Opfer hatte sie Muth, das sie vor dem Altare zum Eigenthum eines Mannes machte, den sie verachtete, während sie ihn zu lieben und zu ehren versprach. O Robert, ich habe es gleich tief, tief gefühlt. Ihre Heirath war eine Sünde! Wär' ich bei ihr gewesen, ich hätte sie auf den Knien beschworen, den unseligen Schritt nicht zu thun. Aber es war zu spät!"

„War es zu spät, die Ehe zu hindern, so ist es doch nicht zu spät, sie zu trennen. Hoffentlich macht Dich Deine Frömmigkeit nicht so beschränkt in Deinen Ansichten, die Scheidung an sich auch für eine Sünde zu halten."

„Sicherlich nicht. Es giebt gewiß Fälle, in denen sie erlaubt ist, ja sogar Pflicht gegen uns selbst wird."

„Es giebt tausend Fälle," unterbrach Robert sie mit entschiedenem Ton und finstern Mienen. „Die Gesetzgeber unserer Tage sind nicht grausam genug, einen augenblicklichen Irrthum mit ewigem Elend bestrafen zu wollen. Auch das Urtheil der Gesellschaft ist endlich zur Reife gekommen. Du bist in einem beschränkten Ideenkreis aufgewachsen, und durch die altfränkischen Ansichten Deiner Eltern beherrscht. In Berlin kannst Du kaum einen gebildeten Zirkel besuchen, ohne einer gerichtlich geschiedenen, und darum nicht weniger hochgeachteten Frau zu begegnen, oft wieder glücklich verheirathet und sie und ihr Gatte mit dem früheren Ehemann auf freundschaftlichem Fuße lebend. Die erste Ehe war eben ein Irrthum gewesen, und je früher ein Irrthum gut gemacht wird, je besser."

„Die frivolen Sitten der Welt," versetzte Edithe, „rechtfertigen keine Handlung, wenn sie an sich unrecht ist. Allein laß uns nicht darüber streiten,"

„Ich finde," erwiederte Robert etwas höhnisch: „Du gehst in Deiner moralischen Ueberspannung noch weiter als Agnes, wenn sie eine Ehe ohne Liebe ein gerichtliches Concubinat nennt."

„Trotz dieser Ansicht," versetzte Edithe ablenkend, „durfte sich Agnes durch des Freiherrn Betragen tief beleidigt fühlen. Nur begreif 'ich nicht, wie es ihr ein Grund der Trennung ihrer Ehe werden konnte, da sie bei ihrer vollkommnen Kenntniß seines Lebenswandels darauf vorbereitet sein mußte. Es ist daher nur zu sehr zu fürchten, daß Agnes noch ein anderes Motiv zur Scheidung drängt."

Robert ward bleich; dann aber glühendroth im Gesicht. „Edithe," sagte er bitter und in einem Ton, der Nichtachtung ausdrückte: „es ist ein ganz gehässiger Zug an Euch überfrommen, tugendhaften Weibern, daß Ihr immer bereit seid, einen Stein auf eine schwächere Schwester zu werfen. Ist's schwarz, so schwärzt Ihr es noch recht!"

Jetzt veränderte auch Edithe die Farbe. Ein so hartes Wort hatte sie noch nie von Robert gehört.

„Du thust mir Unrecht, Robert," sagte sie mit gezwungener Gelassenheit. „Ich sehe, ich habe den rechten Augenblick nicht gewählt, Dir meine Ansichten mitzutheilen. Wir wollen abbrechen; nur das laß mich noch hinzufügen, daß ich Agnes' Freundin bin und, wenn ich die Sünde verabscheue, ich darum nicht die Sünderin verdamme."

Sie verließ ihn und suchte, als sie ihn bei der Mahlzeit wiedersah, die gewöhnliche unbefangene Stimmung wieder herzustellen. Aber er blieb einsilbig und niedergeschlagen. Einige Wochen vergingen, ohne daß sie Weiteres von Agnes hörten. Ihres Mannes trübe Laune machte ihr große Sorgen. Besonders aber schlug sie das geringe Interesse, das er für die Kinder zeigte, tief nieder. Allein sie hütete sich wohl, gegen ihre Eltern irgend eine Aeuße-

Digitized by Google

rung zu thun, die darauf hindeutete. Sie meinte, daß wohl dies einförmige Landleben auf ihm, dem Verwöhnten, drückend laste, und schlug ihm vor, auf einige Wintermonate nach Berlin zu ziehen, und als er das ablehnte, nur ein paar Monat zu warten, bis sie das kleine Mädchen entwöhnen und zugleich mit dem Knaben der Pflege ihrer guten Mutter übergebe könne, um mit ihm eine Reise zu machen. Oder auch ob es nicht vielleicht das Beste wäre, einen Pächter für das Gut zu suchen und für den Winter nach Italien zu ziehen? Robert hörte sie schweigend an; und es war etwas wie Rührung in seiner Stimme, als er mit abgewandtem Gesicht antwortete:

„Laß uns die Sache erst noch recht überlegen, liebe Edithe!"

So stand es zwischen den Eheleuten, als Robert eines Morgens eine kleine „Geschäftsreise," wie er sie nannte — antrat, von der er erst am folgenden Abend zurückseine konnte. Am Nachmittag erhielt Edithe folgenden Brief von Agnes.

„Theure Edithe!

Du hast gehört, daß meine Kette gewaltsam gebrochen ist, daß ich frei bin, mindestens in einigen Wochen sein werde. Ich hatte längst gewußt, daß Sassen mich betrog und seinen niedrigen Neigungen fröhnte, allein ich war darauf vorbereitet und ließ ihn ruhig gewähren.

Die Entdeckung, daß Sassen eine seiner Maitressen durch erdichtete Empfehlungsbriefe in meinen persönlichen Dienst gebracht, weil er auf diese Weise seinen lasterhaften Umgang mit ihr am bequemsten fortsetzen oder wieder aufnehmen konnte, und die unkluge Weise, in der sich das erbärmliche Geschöpf dessen überhob, gaben mir auf einmal das Recht, meine Kette zu zerbrechen. Denn gerade diese Beleidigung unseres Gatten erkennt das Gericht, das uns gemißhandelten Frauen so wenig Rechte zugesteht, als zur Scheidung berechtigend an, während es trotz anderer nicht geringerer Beschwerden die Fesseln nicht brechen will, die uns an einen verachteten oder gehaßten Gatten schmieden. Genug, ich bin frei und wenn ich auch die Papiere darüber noch nicht in Händen habe, da noch zu bestimmen ist, wie viel Einkommen ich zu beanspruchen habe und dergleichen Aeußerlichkeiten mehr — Dinge, die ich natürlich ganz meinem Advocaten überlasse — so darf ich doch die Wiedererlangung meiner Freiheit als sicher betrachten.

Für die beiden armen Mädchen, Hermine und Amalie, ist für das nächste Jahr gesorgt; bei Ersterer hat sich die Cur schon von den besten Folgen erwiesen. Meinen Vater hoff' ich auch aus dem viel geringern Einkommen, das ich künftig haben werde, noch reichlich unterstützen zu können. Ich sehe es kommen, daß er die Haushälterin heirathen wird, die ich ihm, als ich mich vermählte, gemiethet habe, und ich weiß auch kaum, was er Besseres thun könnte. Sie ist ein treues sorgliches Wesen und wird ihm und den Kindern eine liebevolle Pflegerin sein. Freilich mag ich dann nicht wieder auf Besuch ins väterliche Haus, denn ich kann meiner theuren Mutter verödete Stelle nicht so ausgefüllt sehen. Auch könnt' ich's wohl ohnedem nicht. Denn mein armer Vater, dessen natürlich so gesundes und scharfes Urtheil während des langen, geisttödtenden Actenlebens halb erstorben ist, so daß er in einigen Stücken noch an den in frühster Jugend eingesogenen altmodisch-beschränkten Begriffen des großväterlichen Nachlasses festhält, ist sehr erzürnt über meine Scheidungsklage und hat mir einen donnernden Brief geschrieben. Aber er irrt, wenn er glaubt, daß ich diesen Ton noch ertragen kann, obwohl er keinen Einfluß auf meine Handlungsweise gegen ihn haben soll.

Dieses Alles, theure Edithe, hab' ich Deinem theilnehmenden Herzen anvertrauen wollen, ehe ich Dir den eigentlichen Zweck meines Briefes mittheile, der an die beiden vorherrschenden Züge Deines innern Wesens, an Deine Vernunft und an Deine Großmuth appelliren soll.

Ja, Edithe, ich bin frei; aber glücklich kannst Du allein mich machen!

O Edithe! wie verschieden war von unserer Geburt an unser Loos, während doch die Ansprüche, zu der mich die Natur berechtigt hatte, den Deinen nicht nachstanden! Du, im vollsten Genuß eines reichlichen Wohllebens geboren, die Tochter zärtlich liebender Eltern, begabt, liebenswürdig und von Allen geliebt und geachtet; dann dem Manne zugeführt, den sie — ach! in liebendem, wenn auch blindem Wahne — Dir bestimmt; Jahre lang in einem Dich befriedigenden Genuß der häuslichen Ruhe lebend; die zärtliche Mutter

Digitized by Google

zweier gesunder, reizender Kinder. O Edithe! bist Du nicht mehr als vierundzwanzig lange Lebensjahre glücklich gewesen?

Und ich? o Edithe! vergleiche mich mit Dir! in jener erbärmlichen Beschränkung des Mittelstandes geboren, die viel unerträglicher ist als die Noth der niedern Stände, viel demüthigender als die eigentliche Armuth, weil sie zu immer wieder getäuschten Ansprüchen berechtigt, deren Nichterfüllung Herz und Geist in einer beständigen, krankhaften Aufregung erhält; herumgestoßen in einer Welt, die im nämlichen Augenblick, wo sie unbewußt die Rechte anerkennt, die Schönheit und Geist einem Weibe geben, ihm zuruft: „Aber Du hast kein Recht zu Deinen Rechten, denn Du bist arm.“ Und ach! was ist das alles! Im Augenblick, wo die volle Erkenntniß des Zweckes meines Daseins mich ergreift, vom Schicksal in seiner grauenhaftesten Gestalt, als Tod unserer Liebsten ergriffen und wieder in das Dunkel gerissen, in dem das Licht mir auf ewig zu verschwinden droht, das für einen kurzen Augenblick meiner Zukunft zu leuchten schien!

Liebe, gute Edithe! Du verstehst mich. Ich liebe Robert. Ich habe ihn gesehen und geliebt, ehe er Dir vor die Augen trat. Das Schicksal selbst — Du nennst es die Vorsehung — führte uns einander entgegen. O hätte ich damals gesprochen! Aber eine falsche Großmuth hielt mich zurück. Ich wollte Dir, meine Edithe, der er von den Eltern zugedacht war, den herrlichen Mann nicht rauben. Ich wollte ihm freie Wahl lassen. Wahl? kann von Wahl die Rede sein, wenn zwei Herzen magnetisch zu einander gerissen werden? Erst der Abend vor meiner plötzlich erzwungenen Abreise gab mir die Gewißheit, daß des theuren Mannes Herz für mich schlug. Als meiner Mutter Tod so plötzlich über mich kam, glaubt' ich in meinem Schmerz auch darin eine Stimme des Schicksals zu vernehmen, die mir vorwarf, Dir, meiner geliebten Freundin, den Dir bestimmten Mann entrissen zu haben. Auch Robert ward von jener schwärmerischen, selbstquälerischen Ansicht ergriffen. Er glaubte mir entsagen zu müssen, weil ich vom Geschick ihm entführt ward. Deine Güte, Deine Liebenswürdigkeit, meine Edithe, schien dem Verblendeten Ersatz bieten zu sollen. Er empfing die Braut aus seines väterlichen Freundes, seines Wohlthäters Händen. Aber das Herz läßt sich nicht höhnen. Das Schicksal, das uns so grausam getrennt, führte uns wieder zusammen und löste zur rechten Stunde meine Ketten.

Ja, theure Edithe, sei Du in Deiner Großmuth sein Schicksal und löse auch die seinen. Er liebt mich wie ich ihn liebe: tief, heiß, glühend, unbezwingbar. Er erkennt klar und unwidersprechlich, daß ich das Wesen bin, der Theil seines Ichs, von der Natur selbst für ihn geschaffen. Die Vernunft, die von jeher Dir Leiterin in allen Deinen Schritten war, muß Dir sagen, daß er mit diesem Bewußtsein an Deiner Seite nicht länger glücklich sein kann. So lange er nicht zur klaren Erkenntniß seines Innern gekommen, konnte er in der lauen Atmosphäre, in der ein prosaisches Alltagsleben sich hinschleppte, sich für glücklich halten. Er kann es nicht mehr, seitdem er zum vollen Bewußtsein gekommen, daß er mich liebt; so wenig als Du an seiner Seite noch glücklich sein kannst, wenn Du zu dieser Ueberzeugung gekommen bist.

Robert hatte nicht den Muth, Dir den Stand der Sache zu eröffen; darum übernahm ich es, die ich Deine Großmuth kenne und weiß, daß es Dein größtes Glück ist, Glückliche zu machen. O sei großmüthig, Edithe! handle nicht klein und selbstsüchtig; sei edel wie immer!

Deine Dich innigst liebende Agnes.“

VIII.

Die Entscheidung.

Noch lange, nachdem sie den Brief gelesen, saß Edithe kraftlos zusammengebrochen da, das furchtbare Blatt auf dem Schooße; wie Einer, der in der Nacht überfallen, plötzlich mit Dolchstichen verwundet wird, nachdem ihm vorher durch irgend ein betäubendes Mittel die Kraft, sich zu wehren, genommen.

Plötzlich fuhr sie empor: Es ist nicht so, es kann nicht so sein! Robert ist kein Betrüger! die zwei Jahre des Glückes, die hinter mir liegen, sind keine Lüge gewesen! — und doch — würde, könnte Agnes so schreiben, wenn sie nicht mit ihm einverstanden wäre?

Was will sie von mir, sie, die sich meine

Digitized by Google

Freundin nennt? Denkt sie, ich will seine Liebe erzwingen? — die Liebe eines Mannes, den ich verachten muß, wenn sie die Wahrheit spricht? — Ich will fort, fort noch heute! Meine Kinder will ich nehmen und zu meinen Eltern fliehen. O meine armen, armen Eltern!

Ein heftiger Ausbruch von Thränen erleichterte sie endlich. Wer möchte es unternehmen, den namenlosen Schmerz zu schildern, die wechselnden Ergießungen von bitterster Kränkung, Zorn und tiefster Verachtung, die von Zeit zu Zeit ihr Innerstes erleichterten, nur um es im nächsten Augenblick von Neuem in dumpfem Hinbrüten versunken, still bluten zu lassen.

Sie wollte sich aufraffen. Sie eilte zu ihren Kindern. Aber der Anblick der geliebten Wesen, die vaterlos werden sollten, gab ihrem Schmerz erst volle Kraft.

Nein, sagte sie zu sich selbst, als die Gestalt, die Stimme, das kindliche Spiel des kleinen Albert nach und nach alle die glücklichen Familienscenen ihr wieder vor die Seele führten, in denen sie in Robert den liebevollen Gatten, den zärtlichen Vater gesehen: es ist nicht so! es kann nicht so sein! Eine giftige Schlange hab' ich an meinem Busen genährt, eine schöne glänzende Verführerin, die vom rechten Weg ihn augenblicklich verlockt hat!

Und doch? wäre dem so, könnt' ich den Schwächling noch achten? könnt' ich einen Mann noch lieben, den ich nicht mehr achten kann? Und hab' ich nicht Agnes immer wahr und redlich gefunden? Er hat den Muth nicht, mir die Sünde zu eröffnen? aber er hat *den* Muth, die Sünde zu begehen? — Ich will fort. Ich will ihn nicht mehr sehen. Ich verachte' ihn. Ich will zu meinen Eltern! — nein, ich will meinen Eltern Alles sorglich verhehlen! Die Theuren sollen nicht aufhören, mich für glücklich zu halten! Glücklich! wie könnt' ich nach diesem Brief es je wieder sein!

So hin und her geschleudert von den schmerzlichsten Gefühlen, von den verwirrendsten Gedanken, brachte die unglückliche Frau den Abend, die Nacht und den folgenden Morgen hin. Wiederholt versuchte sie zu beten; aber sie vermochte nicht, sich dazu zu sammeln, und Gott, der, wenn er das Schwerste auf unsere Schultern legt, keine Verleugnung der menschlichen Natur von uns verlangt, und nur gebeut, daß wir gegen Seinen unverständlichen Willen nicht murren sollen, Gott vergab der so schwer getroffenen jungen Frau sicherlich ihre Schwäche. Nur mit dem einzigen Gedanken konnte sie sich zu Gott erheben: Zeig' mir den rechten Weg, Du Vater im Himmel!

Erst der letzte Theil des folgenden Tages, als die Rückkehr ihres Gatten immer näher trat, und der Gedanke, der Augenblick sei da, wo sie *handeln* müsse, brachte ihr mit der Erschöpfung eine gewisse scheinbare Fassung — scheinbar, sag' ich, denn sie wußte noch eben so wenig, was sie zu thun habe, als gestern. Die nämliche Betäubung dauerte fort.

Vor Allem muß ich ihn sehen, sagte sie zu sich selbst; muß aus seinem eignen Munde die Wahrheit hören. Liebt er mich nicht mehr und — oh! hat er mich nie geliebt, hat er mich so furchtbar betrogen, so soll seine Hand mich nicht mehr berühren, so ist er frei!

Sie fuhr heftig zusammen, als sie seinen Wagen in den Hof fahren hörte. Sie hatte das Abendessen für ihn angeordnet und dem Bedienten befohlen, dem Herrn zu sagen, sie sei nicht recht wohl und habe sich zu Bett gelegt; ein anderes Schlafzimmer, in welches sie ihn schon manchmal gebettet, wenn eins der Kinder Abends ein Anzeichen gab, daß eine unruhige Nacht zu erwarten war, stehe für ihn bereit, da sie nicht gestört zu werden wünschte. Sie zog sich jedoch nicht in ihr Schlafzimmer zurück, sondern ging, als sie den Wagen hörte, in die Bibliothek, die an das Speisezimmer anstieß, und schloß die Thür hinter sich ab. Hier stellte sie mit krampfhafter Hast einen kleinen Tisch zurecht, zwei Stühle daran, einander gegenüber, ein Paar Lichter darauf. Sie wollte bei ihrem Gespräch nicht neben ihm auf dem Sopha sitzen. Er sollte ihre Hand nicht mehr berühren. Sie hatte eine gewisse anscheinende Ruhe erlangt. Kaum daß sie sich bewußt war, daß ihre Füße schwankten, ihre Hände zitterten. In die Sophaecke gedrückt, saß sie und wa:te mit klopfendem Herzen.

Sie hörte den Bedienten ihren Auftrag ausrichten; hörte Robert in das Speisezimmer treten und lange auf und nieder gehen. Sie hörte ihn seufzen, stöhnen. Endlich setzte er sich zu Tisch. Aber er konnte nur wenig genossen haben. Schon nach

Digitized by Google

einigen Minuten stand er wieder auf, und ging von Neuem auf und ab.

Sie öffnete die Thür. Er stand dicht vor ihr, bleich mit verstörtem Blick.

„Darf ich Dich bitten, hier herein zu kommen, Robert," sagte sie mit bebender Stimme. „Die Leute würden beim Abräumen unser Gespräch da drinnen stören."

Sie wies dem Eintretenden stillschweigend einen der zurechtgesetzten Stühle an, und setzte sich ihm gegenüber. Der Brief lag auf dem Tisch.

„Ich bitte Dich, diesen Brief zu lesen, Robert, und mir aufrichtig zu sagen: ist Alles wahr, was Agnes schreibt?"

Robert übersah das Blatt mit düsterem Blick. „Es ist Alles wahr," sagte er leise.

„Du hast mich betrogen, als Du sagtest, Du liebtest mich?"

„Ich betrog Dich nur, nachdem ich mich selbst betrogen, Edithe! Ich hielt das Gefühl der höchsten Achtung, des innigsten Wohlgefallens, der herzlichsten, brüderlichen Neigung für Liebe; ich glaubte diese meine Freundschaft hinreichend für das häusliche Glück."

„So hast Du mich nie geliebt?" fragte stotternd Edithe nach einer Pause.

„Ich habe Dich geliebt, ich liebe Dich noch, wie ein Bruder eine Schwester liebt; wie ich von Dir geliebt sein wünsche, als meine beste verehrteste Freundin . . . ."

Er wollte ihre Hand ergreifen, die auf den Tisch gesunken war. Aber sie riß sie mit einer Bewegung zurück, die fast Abscheu ausdrückte. Dies gab ihm den Muth zu sagen: „Nur Agnes besitzt und besaß, obwohl mir lange selber unbewußt, mein volles ganzes Herz. Es war ein Zauberschlag, der uns beim ersten Sehen zusammenführte. Nur sie versteht mich. Nur in ihrem Besitz wird sich mein Herz je befriedigt fühlen. Sie war zu tugendhaft, um ganz mein werden zu wollen, so lange sie durch das Joch des Gesetzes einem Andern gehörte. Jetzt, wo diese Fessel gesprengt, ist sie mein, jetzt darf und soll sie mein sein. Das Schicksal ist nicht so grausam gegen des Menschen Herz, zu wollen, daß es ewig bluten soll, weil es sich einmal geirrt hat."

Edithe hatte, den Kopf auf die Hand gestützt, die ihre Augen verbarg, während seiner Worte wiederholt krampfhaft zusammengezuckt.

„Und Deine Kinder?" fragte sie endlich.

„Für so kleine Kinder kann ich als Vater nichts thun. Du bist zu gut, um sie in Haß gegen mich zu erziehen. Wachsen sie heran, so will ich meine Vaterpflichten gegen sie erfüllen, so wie ich ihre Mutter immer als eine Heilige verehren, und als meine beste Freundin lieben werde."

Edithe drehte den Kopf ab, ohne ihr Gesicht zu zeigen, aber ihre Bewegung deutete auf entschiedenen Widerwillen. Nach einer langen Pause, während des heftigsten Kampfes in ihrem Innern, fragte sie mit Fassung: „Und was willst Du, daß ich thun soll? Was verlangst Du von mir?"

Und vielleicht ward die Antwort ihm noch schwerer als ihr die Frage, denn erst nach einer abermaligen langen Pause sagte er: „Ich wünsche, daß Du gegen mich als Klagende aufträtest. Daß Du es seist, von der die Ehescheidung ausgeht. Nenne mich untreu, sprich „unüberwindlichen Widerwillen" gegen mich aus — führe, was Du willst, gegen mich an. — Ich kann gegen Dich nicht Kläger sein." Seine Stimme zitterte merklich bei den letzten Worten.

Edithe erhob sich. „So laß mir mindestens Zeit; gieb mir einen Tag Bedenkzeit. Morgen — ich kann Dir nicht bestimmt sagen, ob früh oder spät, will ich Dir eine entschiedene Antwort geben.

Mit diesen gefaßten Worten verließ sie ihn. In ihrem Schlafzimmer fiel sie auf die Knie. Nach langem Ringen hatte sie Sammlung zum Gebet erkämpft. Der Zustand der Ungewißheit war vorüber; sie kannte nun Robert's Gesinnung. Kein, wenn auch furchtbar schmerzlicher, doch immer noch wohlthätiger Zweifel blieb ihr zum Troste über. Sie flehte Gott an, sie zu erleuchten und sie den rechten Weg erkennen zu lassen, und Gott gab ihr Kraft, das unverschuldete Elend zu tragen.

Eine Art von Erleichterung gab es ihrem liebenden, kindlichen Herzen, daß ihre Eltern eben auf einer Reise begriffen waren, und so mindestens für jetzt ihre Lage ihnen fremd blieb. Frau von Hartungs Schwester war an einem Edelmann verheirathet, der am Genfer See zu Hause war, und vor Kurzem, nachdem er lange in Deutschland als Offizier gedient, dorthin übergesiedelt war, um die Güter in Besitz zu nehmen, die ihm aus seines Vaters Erbe zugefallen waren. Herr von Hartung benutzte mit

Digitized by Google

Freuden seiner Verwandten Einladung, um ihnen mit seiner Gattin, die sich von ihrer letzten Krankheit nur langsam erholte, noch im Spätherbst einen zweimonatlichen Besuch zu weihen, indem er sich von dem mildern Klima für seine geliebte Frau eine gründlichere Besserung versprach.

Edithe dankte der Vorsehung, daß die Kenntniß ihres Elends ihren Eltern noch erspart werden sollte, und fühlte auch, daß in ihrer herzzerreißenden Lage Gott ihr einziger Rathgeber sein müsse.

Am Morgen frühstückte sie mit Robert wie gewöhnlich. Sie sah so todtenbleich, so furchtbar abgehärmt aus, daß er vor ihrem Anblick erschrak. Außer ihren schmerzlichen Gedanken hatten auch ihre Kinder sie wach gehalten, die beide husteten und unruhig waren, das Jüngste wohl von der krankhaften Nahrung, welche die arme Mutter allein ihm geben konnte. Sie hatte ganz in der Frühe schon nach dem Arzte geschickt, der in der benachbarten Stadt wohnte: ein an Kopf und Herz gleich tüchtiger Mann und, wie schon oben erzählt, der langbewährte Hausfreund ihrer Eltern, der sie schon als Kind gekannt und väterlich geliebt hatte.

Robert, gegen den sie nichts davon erwähnt, denn es widerstand ihrem weiblichen Stolze, sein Mitleiden auf irgend eine Weise zu erwecken, sah sie dennoch mitleidig an. Aber er kannte ihren Edelmuth und zweifelte darum nicht an ihrer Entscheidung. Nur so bald hoffte er nicht darauf; er glaubte bis zum Abend warten zu müssen, und hörte daher, nachdem der Bediente das Frühstücksgeschirr hinweggeräumt, Edithen nicht ohne Bestürzung sagen:

„Ich habe Dir eine bestimmte Antwort versprochen, Robert. Ich bin bereit dazu. So höre mich: Ich kann meine Einwilligung zur Trennung unserer Ehe nicht geben."

Robert sprang hastig auf: „Was meinst Du?" fragte er hastig.

„Ich kann sie Dir hauptsächlich unserer Kinder wegen nicht geben, denen ich nicht aus gereiztem Selbstgefühl, aus beleidigtem Stolz den Vater nehmen will noch darf."

„Dies ist Unsinn! Ich habe Dir schon gesagt, daß sie Dein sein sollen, ausschließlich Dein, so lange sie Deiner bedürfen. Wachsen sie heran, so wird außer meinem Betragen die Vernunft schon sie lehren, daß ihr Vater ihr bester Freund ist, wie ihre Mutter ihre beste Freundin."

„Sie können nie einen Vater lieben lernen, der ihre Mutter so grausam behandelt hat. Aber höre mich an. Unsere Kinder sind nicht mein einziger Grund, meine Einwilligung zu verweigern. Auch meiner selbst wegen verweigere ich sie. Du willst, ich selbst soll als Klägerin auftreten. Aus welchem Grunde? Soll ich Dich der Untreue anklagen? Dies würde Agnes' Ruf unvertilgbar beflecken, da das Gericht schwerlich eine andere Untreue anerkennt, als die, welche ein Weib gänzlich entwürdigt. — Soll ich „unüberwindlichen Widerwillen" angeben? Willst Du mich zur Lügnerin herabziehen? Glaubst Du, daß ich fähig bin, den falschen Eid abzulegen, der zur Bekräftigung der Klage gefordert werden wird? Verlangt das gefällige Gericht unserer Tage vielleicht nur im Allgemeinen einen Antrag auf Lösung der Ehe, ohne Gründe zu fordern? Macht dies mich nicht ebenfalls zur Lügnerin, da ich, Du weißt es, die menschliche Trennung unserer von Gott geschlossenen Ehe nicht begehre, nicht wünsche, nein, Alles thun möchte, sie zu verhindern."

Robert konnte ihr nicht antworten. Aber aus seinem Blick sprach ein steigender Zorn.

„Du wirst mir antworten: so will ich selbst der Kläger sein. So will ich auf eine Scheidung unserer unglücklichen Ehe antragen. Ich kann Dich nicht hindern. Ich glaube aber, daß kein Gericht, sobald nicht von Seiten des angeklagten Theiles ein grobes Vergehen zu Grunde liegt, eine Scheidung gewähren wird, wenn nicht beide Theile einwilligen. Und ich, Du weißt es, werde nicht einwilligen."

Jetzt fuhr Robert in wildem Grimm auf: „Edithe! hast Du in der That allen weiblichen Stolz verloren? Willst Du Dich mir zum Weibe aufdringen? Und fühlst Du nicht, daß dies Dich mir ganz zuwider machen muß?"

Die unglückliche Frau konnte nicht bleicher werden, als sie schon war. Aber ein unbeschreiblich schmerzlicher Blick traf ihn aus den bisher fast starren Augen der tief Beleidigten.

„Robert!" sagte sie mit bebender Stimme, „ich habe Dich innig geliebt, geliebt, wie ein

Digitized by Google

Frauenherz nur lieben kann. Ich liebe Dich noch. Aber Gott ist mein Zeuge! jede Deiner Berührungen wäre mir ein Grauen, wenn nicht die Liebe, die wahre Liebe Dich zu mir zöge."

Ein Gefühl der Scham, der Reue, durchzuckte ihn. Er setzte sich, stemmte die Ellenbogen auf den Tisch und begrub in stummem Schmerz sein Gesicht in den Händen.

„Höre mich, Robert," fuhr Edithe fort. „Ich bin fern davon, zu wünschen, daß Du bei mir bleiben sollst. Geh wieder auf Reisen. Du kennst Amerika noch nicht. Der Süden und der Norden, und dann wieder der weite Westen werden Dir die verschiedensten Bilder bieten. Ein großer Theil der Welt steht noch unbekannt Dir offen und in dem, was Du kennst, bleibt Dir noch Vieles zu erforschen. Ich will Dir unterdessen Dein Eigenthum treu verwalten. Du brauchst mir nicht zu schreiben. Ich aber will Dir von unsern Kindern regelmäßig Nachricht geben. Denn ihnen, ihnen sollst Du, darfst Du Dich nicht ganz entfremden. Deine Leidenschaft für Agnes ist ein Rausch, der nicht ewig dauern kann."

Robert wollte auffahren; aber er nahm sich zusammen und hörte sie mit finsterem Schweigen an, als sie fortfuhr:

„Machst Du diese Verirrung allein zu dem Zweck Deines Lebens, so wird spät oder früh Dein Erwachen fürchterlich sein. Prüfe mindestens erst ihre Dauer. Wer weiß, was die Jahre bringen! Vielleicht — vielleicht erbarmt sich Gott meiner! — aber das, das wollt' ich nicht sagen. Fahre nicht auf! ich sagte nicht, daß ich wünschte zu sterben! ich sprach nur von der Möglichkeit, daß Du auf diese Weise, daß Du durch Gottes Willen frei würdest! — Jetzt aber laß Alles zwischen uns abgethan sein. Ich kann nicht mehr. Du hast meinen Entschluß gehört. Er ist unerschütterlich. Entschließe auch Du Dich."

Sie erhob sich mühsam. Bis zur Ohnmacht erschöpft, konnte sie kaum ihr Zimmer erreichen, und des Doctors Besuch, der bald darauf eintrat, durfte auch ihr durch des Freundes Theilnahme und durch einige stärkende Mittel zu Gute kommen.

Hinten im Garten stand ein kleiner Pavillon, der von einem früheren Besitzer des Gutes, für dessen ausgedehnte gastfreundschaftliche Verbindungen die Zimmer des Schlosses nicht ausreichten, zur Aufnahme von einigen Gästen eingerichtet war. Edithe erfuhr von ihren Leuten, daß Robert angeordnet habe, seine persönlichen Sachen — seine Garderobe, einige Bücher und dergleichen — dort hinüber zu schaffen. Edithe that, als wisse sie davon, und fügte hinzu, daß der Doctor gemeint habe, bei den Kindern sei wahrscheinlich der Keuchhusten im Anzug und da der Hausherr dies Uebel noch nie gehabt, sei es rathsam, jetzt beim Anbruch des Winters, die Gefahr der Ansteckung zu vermeiden. Es war in der That so, nur daß der Doctor nur von einer Möglichkeit, nicht von der Wahrscheinlichkeit einer solchen Krankheit gesprochen hatte. Edithe aber war bei aller Tiefe ihres Schmerzes aus einem gewissen angeborenen Frauenstolz sorgsam bedacht, das häusliche Mißverhältniß vor ihren Leuten zu verschleiern. Konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß aus der Mitte derselben schon manches Auge die geliebte und verehrte Gebieterin mitleidsvoll angeblickt, ohne daß sie recht verstanden, warum.

Fünf bis sechs Tage vergingen, ohne daß Robert wieder das Schloß betrat, oder Anstalten machte, auf ihren Vorschlag, eine größere Reise anzutreten, einzugehen. Sie schickte ihm die Mahlzeiten regelmäßig hinüber und schlich oft gegen Abend im Garten umher, die Dienstboten glauben zu machen, sie gehe zu ihrem Gemahl. Am dritten Tage hörte sie, er sei verreist; am folgenden, daß er zurückgekommen. Ach, sie wußte nur zu gut, wo er gewesen war. Denn seit ihrer Ehescheidung wohnte Agnes in jenem benachbarten Badeort.

Unterdessen waren die Kinder besser geworden und der Arzt hatte längst erklärt, der Husten sei blos einer geringen Erkältung zuzuschreiben und werde bald vorüber gehn. Sie selbst aber, als er sie mit inniger Theilnahme so bleich und abgehärmt sah, hatte er dringend ermahnt, ihr kleines zartes Mädchen an andere Speise zu gewöhnen, und sie folgte gewissenhaft seinem Rath.

Sie saß mit der treuen Wärterin bei ihren Kindern, als eines Nachmittags wiederum ein Wagen in den Hof fuhr. Sie zog rasch die Klingel. „Du weißt," rief sie der eintretenden Zofe entgegen, „daß ich jetzt keinen Besuch annehme. Rasch, rasch! eile, ehe man aus dem Wagen steigt!" — aber das Mädchen hatte kaum das Zim-

Digitized by Google

mer verlassen, als schon die Thür sich wieder öffnete und Agnes hereintrat. Edithe flog erschrocken empor. In fast unwillkürlicher Bewegung eilte sie der andern Thür zu, die aus der Kinderstube in ihr eignes Cabinet führte. Aber eben so rasch eilte Agnes ihr nach und als Edithe der Freundin ihrer Jugend in das Gesicht blickte und den tiefen Schmerz sah, der aus ihren Augen sprach und die bebende Stimme hörte, die fragte: „Du willst mich nicht mehr sehen, meine Edithe?“ da ergriff sie ein inniges Mitleiden und sie sagte: „So komm mit mir!“ und beide traten zusammen in Edithens Gemach.

„Was willst Du von mir, Agnes?“ fragte Edithe hier. „Ich habe Deinen Brief, vor dem mir schaudert, nicht beantwortet. Aber Robert hat Dir meine Antwort gebracht. Sie ist unwiderruflich. Hoffe nicht, durch neues Dringen mich zu einer andern zu bewegen. Dein Flehen könnte vielleicht mich zum Aufopfern meiner selbst bestimmen, aber Gott sei davor, daß es mich je zum Unrechtthun verführe!“

„Ueber das Recht oder Unrecht dieser Frage,“ entgegnete Agnes schmerzlich, „werden wir uns nie vereinigen. Genug, Du hast entschieden. Du willst nicht Klägerin sein. Und selbst wenn Robert als Kläger gegen Dich aufträte, die Lösung einer Ehe zu bewerkstelligen, die er wie ich für unmoralisch, oder nach Deinem Ausdruck für sündlich halten, seit Eure Herzen nicht einmal in der Selbsttäuschung mehr Eins sind, Einen Schlag schlagen — selbst dann erklärst Du Deine Einwilligung verweigern zu wollen. Robert will und soll nicht gegen Dich klagen.“

„Was willst Du also von mir, Agnes?“ fragte Edithe noch einmal.

„Ich will,“ erwiederte Agnes und die letzte blasse Rose, die noch auf ihren Wangen schimmerte, schien während sie sprach vollends zu erbleichen: „ich will, daß Du, Du, meine Edithe, entscheiden sollst, was ich zu thun habe.“

Beide Frauen setzten sich einander gegenüber, Edithe in anstrengender Spannung.

Agnes begann mit erzwungener Fassung.

„Robert hat beschlossen, Deinen Vorschlag anzunehmen. Er will von Neuem auf Reisen gehen; will nach Amerika. Er will, er dringt in mich, daß ich ihn begleiten soll. — Du erschrickst, Edithe? Du hast es nicht so gemeint, Edithe? Dein Blick drückt Abscheu aus? Noch hab' ich ihm kein festes Versprechen gegeben. Noch hab' ich seinem Flehen, noch meinem eignen heißen Verlangen widerstanden. Nicht weil ich fürchten muß, meinen Ruf dadurch zu verlieren! Was ist mir an meinem Ruf gelegen, wenn ich mir keines Unrechts bewußt, wenn ich glücklich und mit dem Geliebten vereinigt bin? Ich verachte die Stimme der Welt! nicht sie fürcht' ich — mich selbst, mich selbst fürcht' ich, meine Edithe!“

Und als Edithe schwieg und nur sprachlos sie anstarrte, fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort:

„Ja, ich fürchte Robert's leidenschaftliches Drängen, fürchte der Gluth seiner Liebe beim innigen Zusammenleben nicht immer widerstehen zu können. Ich fürchte mich selbst. Edithe! ich habe eine gräßliche Nacht gehabt! Schon hatte die Liebe gesiegt; schon hatt' ich ihm ein halbes Versprechen gegeben, das in meinem berauschten Innern schon die volle Kraft eines ganzen, feierlich beschworenen hatte, als heute Nacht — o Edithe, es war eine furchtbare Nacht — als heute im Schlafe mein Vater mir erschien, mein strenger drohender Vater, er, der die Liebe nie kannte! O welch' einen Blick der tiefsten Verachtung schleuderte er auf mich und wies mit dem Finger auf ein gräßliches Haus in unserer Vorstadt, vor dem selbst vorbeizugehen uns kleinen Mädchen von den Müttern verboten war, so daß es unsere Phantasie beschäftigte und wir einander wohl fragten: was kann denn das für ein Haus sein? Und hinter dem zürnenden Vater stand bleich und gespensterhaft die Mutter und rang die Hände und flehte: Ach, meine Agnes, thu' mir nur das nicht! nur das nicht! O Edithe! es war eine grausenvolle Nacht! ich fuhr in Schrecken empor.

„Aber dann sagt' ich mir wieder: es ist Aberglauben, von Träumen sich lenken zu lassen. Mein höchstes Gesetz ist die Liebe; mein Gebieter der Geliebte! — so hin- und herschwankend zwischen herzzerreißenden Entschlüssen kam es mir plötzlich wie ein Orakelspruch in den Sinn: ich will Edithen fragen. Sie, die Reine, die Heilige, die Robert glücklich zu sehen wünscht, es aber in ihrer tugendhaften Beschränkung für Sünde hält, zu lösen, was die Kirche gebunden, sie soll entscheiden, ob ich mit

Digitized by Google

Robert gehen oder — eine andere Reise antreten soll. Ich habe nur diese Wahl. Hier kann ich ohne den Geliebten nicht bleiben. Sage Du mir, was ich thun soll. Dein Wort soll entscheiden."

„Und kannst Du mir wirklich diese Frage thun? kannst Du zweifeln, daß ich Dich von einem Schritt abmahnen sollte, der Deiner Ehre so dringende Gefahr bringt? Du sagst, Du verachtest die Stimme der Welt. Glaube mir, Agnes, es hat noch kein Weib gegeben, das damit angefangen, die Welt zu verachten, welches nicht damit geendet, von ihr verachtet zu werden. Und könnte Dein Stolz dies tragen? Aber nicht Deinen Stolz ruf' ich auf. An Dein Herz wend' ich mich. Kannst Du, willst Du den Fluch Deines Vaters auf Dich laden? dem warnenden Schatten Deiner Mutter Trotz bieten? — Und höre noch meine letzte Warnung, unglückliches Weib! sagtest Du nicht, Du fürchtest Dich selbst? denkst an eine Möglichkeit, daß Deine Kraft schmelzen könne in der Gluth des von Dir mit solcher Leidenschaft geliebten Mannes? Und glaubst Du, eines Mannes Liebe für das gefallene Weib könnte je bleiben, was sie für das reine Weib war? und könntest Du ein Dasein ohne des Mannes volle Liebe ertragen, dem Du Alles, selbst Dein Gewissen und Deine Ehre geopfert?"

Die letzte Farbe war aus Agnes' Wangen gewichen, während Edithe mit leiser aber schmerzlich eindringlicher Stimme sprach. Sie saß eine Zeit lang sprachlos und starr vor sich hinschauend da, nachdem Jene geendet hatte. Dann erhob sie sich und sagte mit dumpfem Ton:

„Du hast entschieden. Ich gehe. Du willst es. — Um eins, Edithe, will ich Dich noch bitten. Dulde mich diese Nacht noch in Deinem Hause. Ich mag nicht zurück in der dunkelnden Nacht."

„Ich will Dir die Gastfreundschaft nicht versagen," antwortete Edithe, obwohl sie von Agnes' Bitte unangenehm berührt ward. „Nur eins versprich mir dagegen, Agnes. Keine Zusammenkunft mit Robert in diesem Hause! sie beschimpft mich und ich bin es mir selbst schuldig, sie nicht zu dulden."

„Sei ruhig," versetzte Agnes mit krankhaft seltsamem Lächeln. „Ich verspreche Dir, Robert nicht wieder zu sehen."

Mit diesen Worten wollte sie das Zimmer verlassen. Edithe begleitete sie bis an die Thür der Gaststube, die immer für ihre Eltern bereit stand. Ein Cabinet mit den Betten schloß sich an, und auch diese letztern wurden meist fertig gehalten für den Fall, daß etwa noch später Besuch eintreffen sollte, wie es die gastfreundliche Sitte des Landlebens auf Rittergütern wohl mit sich bringt.

„Ich bitte Dich," sagte Agnes, „laß die Zofe gleich etwas frisches Wasser bringen, ich möchte mich bald niederlegen. Und nun gute Nacht!"

Sie umschlang sie mit einer gewissen Heftigkeit und küßte sie. Edithe fühlte mit einigem Schauder die eisige Kälte ihrer Lippen. Sie wollte der einstigen Freundin Hand ergreifen. Aber jene schob sie sanft zurück, ließ sie nicht eintreten, und wiederholte nur die Bitte, das Mädchen ohne Aufschub zu senden.

Edithe schickte etwas später Thee und Abendbrot hinüber. Aber Alles ward unberührt zurückgebracht. Das Mädchen berichtete: die gnädige Frau habe einige Zeilen geschrieben und blos gebeten, ihren Kutscher ihr heraufzuschicken; sie wolle ihn für heute ablohnen. Frau von Felseneck werde sie, wenn nöthig, in ihrem Wagen nach Hause schicken. Der Kutscher sei auch gekommen. Sie habe ihn bezahlt und ihm auch einen Auftrag gegeben. Er habe den Brief, den sie geschrieben, wegtragen sollen; wahrscheinlich, setzte das Mädchen hinzu, habe die gnädige Frau ihren Leuten gemeldet, daß sie sie heute Abend nicht erwarten möchten.

Edithe saß lange in trübem Sinnen verloren. Ein tiefes Mitleiden für die Jugendfreundin bewegte ihr weiches Herz, seitdem sie sie wieder gesehen, und den Ausdruck einer hoffnungslosen Verzweiflung in ihren Zügen.

Und ist sie nicht noch mehr zu bedauern als ich, sagte sie zu sich selber, sie, die im Umgang mit Gott keinen Trost findet? Sie, die höchstens den strafenden Gott kennt, nicht Gott den Vater, den Erbarmer? — Und war ich nicht zu hart mit ihr? sie wies mich fort, weil sie nur die strenge Mahnerin in mir sah, die beleidigte Gattin. Sollte sie nicht mehr die bemitleidende Freundin in mir finden, weil sie gefehlt hat? Und ist nicht ihre Verirrung, so weit ihre unglücklichen Folgen mich

Digitized by Google

treffen, mehr eine Verirrung ihres Geistes als ihres Herzens? — Ich will zu ihr. Sie soll an meinem Halse sich ausweinen! Ich will sehen, ob sie noch wach ist; ob nicht vielleicht schon der Schlaf der Ermüdeten Linderung gegeben."

Sie ging leise nach Agnes' Zimmer und blieb lauschend an der Thür stehen. Was ist das? sie hörte Stimmen. Robert's Stimme! Es ist nicht möglich! rief es schaudernd in ihrem Innern. So hat sie mich betrogen! Es ist ein Irrthum! — Aber deutlich hörte die Unglückliche Robert sagen: „So bist Du dennoch mein!" und deutlich auch Agnes: „Vereinigt auf ewig!"

Ein unbeschreibliches Gefühl des Grauens und innern Abscheus ergriff sie. Sie schlich leise, als wollte sie die Verräther nicht stören in ihrem verbrecherischen Genuß, in ihr Zimmer zurück. Die Wärterin hatte die Kinder so eben zu Bette gebracht. Aber sie riefen nach der Mutter und der kleine Albert erklärte, ohne ihren Kuß nicht einschlafen zu können. Eine heiße Thräne fiel auf sein Gesicht, als sie sich zu ihm hinunterbeugte. Nun wollte er mit zärtlichem Mitleid wissen, warum sie weinte, und in ihrem Bestreben, das Kind zu beruhigen, gewann sie selbst ihre Fassung wieder.

Die Wärterin, welche selber die arme gnädige Frau kaum ohne nasse Augen ansehen konnte, war ans Fenster gegangen, die Läden zu schließen. „Da kommt der gute Herr Doctor," rief sie erfreut und auch Edithe fühlte sich einigermaßen erleichtert durch die Nähe des bewährten Freundes. Er war auf einem benachbarten Gute gewesen und mochte nicht an Rößlingen vorbeifahren, ohne nach den Kindern zu sehen. Er freute sich, sie so wohl zu finden; aber Edithens verstörtes Ansehn fiel ihm auf. Er setzte sich in ihrem Zimmer zu ihr nieder und hoffte, indem er sich mit ihr in ein allgemeines Gespräch einließ, sie zu erforschen und durch seine Theilnahme ihr Zutrauen zu gewinnen. Er erzählte ihr, wie der Krieg nun entschieden sei, und der Tyrann Europa's sich rüste, um auch Rußland vollends in Ketten zu legen.

„Und nun," sagte er, „müssen unsere Truppen auch wieder mit und so manche arme Mutter wird um ihren Sohn weinen müssen, so manche arme Wittwe um ihren Mann! Es ist eine Schmach!"

Edithe war nicht selbstisch genug, um nicht auch in ihrem Schmerz an ihres Vaterlandes Geschick Theil zu nehmen. Sie hörte traurig zu und wollte wissen, was das vielfältig gemißhandelte Preußen wohl thun werde, als das Mädchen, das Agnes aufgewartet hatte, hastig eintrat.

„Gnädige Frau," sagte sie und ihr ganzes Wesen kündigte Angst und Schrecken an; „bei der fremden Dame ist's nicht ganz richtig. Es dringt heraus aus der Thür wie Stöhnen; ja man sollte denken, es röchelte Einer. Sollte sie nicht etwa der Schlag gerührt haben?"

Edithe und der Doctor eilten der Thür zu. Sie war verschlossen, und kein Klopfen öffnete, während die grauenhaften Töne auch laut und lauter zu ihnen drangen. „Die Thür des Cabinets ist unverschlossen," rief das Mädchen und alle drei stürzten durch das Cabinet in das Zimmer. Hinter ihnen das herbeieilende Gesinde.

Auf dem Tisch vor dem Sopha, dem Cabinet gegenüber, brannte dunkel ein einziges Licht. Daneben stand ein Glas und ein geleertes Fläschchen; ein beschriebenes Blatt lag zur Seite. Auf dem Sopha aber regten sich noch zwei Gestalten krampfhaft umschlungen, in gräßlicher, bewußtloser Dumpfheit. Nur jenes gräßliche Röcheln und convulsivische Zuckungen verriethen, daß noch Leben in ihnen war. Edithe schrie laut auf. Ihr Blick fiel auf das Blatt. Sie las:

Edithe, Du hast entschieden! ich *gehe*. Robert sei Dein für dies Leben. Giebt es einen Gott und ein Leben jenseits, so wird er dann mein sein. Agnes.

Und darunter war mit zitternder Hand geschrieben: Du trenntest uns fürs Leben. So vereint uns denn der Tod! Wir sind glücklich. Wir verzeihen Dir.

Das Blatt entfiel Edithens Hand. In tiefer Ohnmacht sank sie in der treuen Wärterin Arme.

IX.

Schluß.

Tiefe Trauer lag auf dem Schlosse zu Rößlingen. Der Hof war mit Stroh bedeckt, die Läden der Fenster geschlossen oder letztere mit dunkeln Vorhängen verschleiert. Zwei schwer Kranke lagen dort in weit von einander entlegenen Zimmern. Wohl be-

Digitized by Google

stand der gute Doctor darauf, ein drittes Krankenzimmer eingerichtet zu haben. Aber Edithens unerschütterlicher Wille widerstand diesmal seinem dringenden Rath, und er ließ sie gewähren, als er sah, daß die Seelenkraft der so schmerzlich bewegten Frau die Schwäche des Körpers zu besiegen wußte, wenn es zu handeln galt.

Die Kunst des Arztes hatte durch die strengsten und durchgreifendsten Gegenmittel den furchtbar vernichtenden Folgen des Giftes glücklich entgegengewirkt, was freilich nur durch die unmittelbar der Vergiftung folgende Anwendung dieses Gegenmittels möglich war. Doch hatte er sie, wie es schien, vom Tode nur, aber nicht von der Qual und dumpfen Geistesverwirrung retten können, die Monate lang die beiden Verwirrten im Krankenzimmer hielt. Edithen ward mindestens der Trost zu Theil, zu erfahren, daß Agnes sie nicht betrogen hatte. Der Doctor hatte in Robert's Brusttasche das Blatt gefunden, das sie ihm zum Abschied gesandt. Darauf waren die Worte geschrieben:

Ich scheide von Dir, mein heiß und ewig Geliebter! Ich gehe, um auszuruhen. Kehre zu Edithen zurück! Du wirst sie wieder lieben lernen. Wenn nicht, so liebe sie mindestens als mein Vermächtniß. Giebt es ein Wiedersehen nach dem Tode, so werden wir dort vereint sein. Leb wohl! Deine Agnes.

Nachdem die Unglückliche dies geschrieben und durch den Kutscher befördert hatte, füllte sie ein Glas zum Theil mit Wasser an und leerte das Opiumfläschchen darein, das sie mit Absicht bei sich trug. Dann versank sie in tiefes Sinnen. Sie dachte an Robert, an Edithen, an ihr verfehltes Leben. Jetzt empfängt er das Blatt, jetzt liest er es, sagte sie für sich. Sie ergriff das Glas und leerte es zur Hälfte. Mit unwillkührlichem Ekel setzt sie es auf den Tisch nieder.

Sie sank auf den Stuhl daneben. Ein Gedanke an ihren Vater, an ihre Geschwister ergriff sie, und als die liebenden Gesichter der jungen verlassenen Mädchen und alle die unschuldigen fragenden Kinderaugen sie ansahen, ergriff sie eine tiefe Rührung. „Es ist zu spät," rief sie entschlossen, „ich habe zu mächtig an die dunkle Pforte geklopft. Sie öffnet sich und ich muß hinein!"

Sie griff nach dem Glase und eben wollte sie es an ihre Lippen setzen, als Robert athemlos in das Zimmer brach. Er stürzte auf sie zu und entriß ihr das Glas.

„Nicht allein sollst Du erlöst sein," rief er, bis zum höchsten Gipfel einer fast sinnlosen Leidenschaft aufgeschraubt. „Ich sterbe mit Dir. So sind wir vereint."

Mit diesen Worten leerte er bis auf den letzten Tropfen das Glas. Agnes lag entzückt in seinen Armen.

„Im Tode vereint!" rief sie. „Arme Edithe! Du konntest uns nicht trennen. Wir sind eins."

Im Taumel ihrer leidenschaftlichen Schwärmerei dachte keiner der Unglücklichen daran, daß der getheilte Trank statt des Endes ihnen vielleicht nur ein qualvolles Leben bereiten möchte. Noch einmal riß Agnes sich los und fügte ihrem Brief an Edithe die oben mitgetheilten Zeilen bei. Dann saßen die Liebenden eng verschlungen, in entzückter Liebestrunkenheit Alles vergessend, auf dem Sopha nieder und bald ergriff sie jene todesähnliche Betäubung, in welcher der Arzt und Edithe sie fanden, und Zuckungen und Stöhnen ihr einziges Lebenszeichen waren.

Agnes zarter Körper war von dem unglücklichen Trank viel heftiger angegriffen worden als Robert. Vielleicht auch hatte sie mehr davon zu sich genommen. Tage lang lag sie in sinnloser Betäubung. Wochen lang lebte sie unter beständigen Krämpfen, ohne erwachtes Denkvermögen, ein fast idiotisches Leben. Als sie endlich einmal, nachdem sie das junge blühende Mädchen, das immer an ihrem Bette saß und nebst einer gemietheten, bewährten Krankenwärterin, ihre beständige Pflegerin war, oft lange angeschaut hatte, plötzlich in die Worte ausbrach: „Amalie, meine Amalie, bist Du es wirklich?" — Da strömten Thränen der Freude aus den Augen Edithens, die hinter ihr stand, denn sie dachte bei sich, nun ist sie gerettet! Leise zog sie sich zurück. Sie hatte Amalien aus der Pension kommen lassen, Agnes zu pflegen. Sie selbst nahte sich der Unglücklichen nur, so lange diese bewußtlos war. Sie wollte ihr auch jeden stummen Vorwurf ersparen.

Frau von Hartung aber kam in ihrer sittlichen Empörung nie in Agnes' Zimmer. Die Eltern Edithens waren eiligst zurückgekehrt, als sie hörten, welche herzzerrei-

Digitized by Google

ßende Prüfungen ihrem geliebten Kinde auferlegt waren. An Verbergen war nicht mehr zu denken gewesen, seitdem das ganze Hausgesinde Zeuge jener furchtbaren Scene gewesen. Man hatte zwar den Vorfall einigermaßen zu überschleiern gesucht, und einem unglücklichen Versehn, einer Verwechslung die Vergiftung zuzuschreiben. Aber Jeder hatte seine Gedanken und das Beste schien, so wenig als möglich davon zu sprechen.

Für Robert war Edithe die Hauptpflegerin, obwohl auch ihr eine geübte Krankenwärterin zur Seite stand. Wie Agnes, lag auch er in tagelanger Betäubung und während dieser Zeit verließ ihn seine, im tiefsten Innern leidende Gattin kaum einen Augenblick. Als er aber wieder mehr und mehr zu sich kam, zog sie sich nach und nach mehr zurück, und während sie anordnete und überwachte, überließ sie die persönliche Pflege der Wärterin. Nur daß er, auch wenn nur in halbem Bewußtsein, immer nach seiner Frau fragte, und jede kleine Handreichung, jeden geringen Liebesdienst lieber von ihr annahm. Sein Erwachen war seltsam. Er glaubte in einen langen tiefen Schlaf versenkt gewesen zu sein. „Wunderlich!“ wiederholte er, „ich habe den quälendsten Traum gehabt! Wer doch schlafen könnte ohne Träume!“

Einmal, als er lange, mit offenen Augen, aber in Geistesabwesenheit gelegen, sagte er zu Edithen, die an seinem Bette saß, „ich habe schwer, schwer geträumt. Ich habe von Agnes geträumt. Weist Du noch, wie ich Dir zuerst meine Liebe erklärte, als Agnes abgereist war, wie ich Dir sagte, ich fühlte mich, als ob eine ungeheure Last von meinen Schultern genommen? Und so ähnlich ist mir jetzt! Und doch war sie so schön!“

„Ich glaube,“ fuhr er nach einer langen, träumerischen Pause fort, „Agnes war mein böses Princip. Du bist mein gutes. Ihr streitet Euch um den Menschen,“ setzte er mit irrem Lächeln hinzu und war bald wieder in tiefen Schlaf versunken.

Je mehr er zu vollständiger Besinnung kam, je in sich gekehrter ward er und in seinem Betragen gegen Edithen trat eine merkliche Scheu ein, die durch ihre zunehmende Zurückhaltung nur vermehrt ward. Edithe hatte den Doctor gebeten, Robert zu sagen, daß auch Agnes gerettet sei und sich erhole, und der kluge Mann hatte von selbst unterlassen, durch sonstige daran geknüpfte Gespräche den sich mühsam Aufrichtenden von Neuem zu erschüttern.

„Wir müssen sie so bald als möglich aus dem Hause schaffen,“ hatte der Doctor wiederholt gegen Edithen geäußert; und sich auch nicht versagen können, ein darauf hindeutendes Wort gegen Agnes fallen zu lassen. Aber er hätte nicht nöthig gehabt, das unglückliche Weib daran zu erinnern. Als sie zum ersten Mal wieder aufstand und vor den Spiegel trat, schauderte sie zurück. Eine grünlich-graue Bläße hatte die Rosen und Lilien verdrängt, die dort einst auf dem Bilde blühten, das ihr entgegentrat. Ihre Adern waren dick angeschwollen. Krankhafte Zuckungen rissen die schönen Formen hin und her. Ihre Schönheit war vernichtet. Ein unbeschreibliches Grauen vor sich selbst überfiel sie.

Kurz darauf traf es sich, daß die Krankenwärterin, die sie pflegte, um ein paar Tage Urlaub bat, weil eine in der Ferne verheirathete Tochter mit ihren Kindern zum Besuch gekommen sei. Sie war im nächsten Städtchen zu Hause, wo ihr Mann ein untergeordnetes Amt bekleidete. Agnes willigte sogleich ein. Aber Edithe, die unterdessen sich wieder ihr leise genähert, aber jedes längere Gespräch, jede mögliche Erschütterung sorgsam vermieden hatte, machte Schwierigkeiten. Sie beschloß endlich, Robert's Wärterin, die leichter entbehrt werden konnte, dafür anzustellen. Aber Agnes weigerte ihr entschieden den Zutritt und wollte auch keins der Mädchen des Nachts um sich haben. Sie behauptete, wohl genug zu sein, um sich ein paar Nächte lang mit Amalien allein behelfen zu können, und Edithe mußte nachgeben.

Wie groß aber war ihr Schreck, als sie am zweiten Morgen in aller Frühe in das Krankenzimmer trat, um nach Agnes zu sehen, und beide Betten unberührt und das Gemach leer fand. Ein Brief an sie von Agnes Hand lag auf dem Tisch. Sie schrieb:

„Verlange nicht, Edithe, daß ich Dir danken soll, daß Du, und die, welche in Deinem Namen handelten, mich dem Tode entrissen, um mich einem qualvollen, von Allem, was es ziert, entblößten Leben zu überliefern. So körperlich wie geistig vernichtet, wie ich mich sehe und fühle, kann und will ich Robert nicht angehören. Ich

fliehe. Ich beschwöre Dich, verfolge mich nicht. Ich zürne Dir nicht. Ich erkenne des Schicksals Stimme in dem, was geschah; des zürnenden Schicksals, das versöhnt sein will. Mein Leben sei der Buße geweiht. — Robert und Edithe, seid glücklich! Agnes."

Die nur nothdürftig Genesene war mit Amalien entflohen. Edithens Nachforschungen gelang es zu entdecken, daß eins der untern Mädchen, der das Einheizen der Schlafzimmer übertragen war, von Agnes erkauft worden, ihr für die zweite Nacht der Abwesenheit der Wärterin einen Wagen aus der nächsten Stadt zu besorgen. Auf dem Tische lagen reichliche Geldgeschenke, in mehrere Couverte vertheilt, für die Dienstboten des Schlosses eingesiegelt da. Die Koffer mit Agnes' Sachen, die Edithe bald nach dem erschütternden Vorfall aus dem bewußten Badeort, Frau von Sassen's derzeitigem Wohnsitz, hatte holen lassen, standen wohlverpackt umher, mit der Adresse an einen Spediteur in Chur, der Agnes von ihren früheren Reisen her bekannt war. Alles war mit Fassung und Vorsicht angeordnet und ausgeführt.

Sechs Wochen nachher erhielt Edithe einen Brief aus Rom, von Amaliens Hand. Das Blatt war von Thränen durchnäßt und schwer zu entziffern. Das junge Mädchen bat mit herzlichen Worten ihre gütige Freundin um Vergebung für die Weise, in welcher sie sie verlassen, und meldete ihr, auf ihrer Schwester Geheiß, daß diese zur katholischen Kirche übergegangen. — „Sie spricht davon," setzte sie hinzu, „in ein Kloster zu gehen. Die Unglückliche! Gott! Wie kann ich meinem armen Vater das beibringen!"

Unter solchen schmerzlichen Erschütterungen hatte Edithe mindestens den Trost, Robert eher, als sie geglaubt hoffen zu dürfen, hergestellt zu sehen. Seine starke Natur schien, mit Hülfe der so unmittelbar darauf angewandten kräftigen Gegenmittel, die Wirkungen des Giftes ziemlich überwunden zu haben. Nur eine bedenkliche Schwellung der Halsadern war zurückgeblieben, und ein so reizbarer Zustand der Kehle, daß der Doctor ihm auf das strengste empfahl, das Haus während des Einbrechens des Winters zu hüten, und eine gefährliche Entzündung jenes Theiles ankündigte, im Fall der sonst Genesene sich der Luft aussetze. Edithe sah daher mit verdoppelter Angst dem langen Winter entgegen. Wie konnte sie unter diesen Umständen einem häufigen Alleinsein mit ihrem Gatten ausweichen? Ihre Eltern, die sie oft, ja wechselweise fast täglich besuchten, vermieden Robert's Gegenwart so viel als möglich, und Edithe suchte ihr Zusammensein mehr zu hindern als zu befördern. Denn Beide waren voll von gerechtem Zorn gegen den undankbaren Mann, der den kostbaren Schatz, den sie ihm mit solchem Vertrauen überliefert, so wenig zu würdigen gewußt, und der Vater hatte schon davon gesprochen, daß seine geliebte Tochter, sobald Jener ganz genesen, sich durchaus von ihm trennen müsse, und sich nicht länger zum Opfer eines charakterlosen Schwärmers machen dürfe. Daß aber Edithe ihn nie verlassen würde, so lange er noch als Kranker zu betrachten war, wußten sie, und behandelten daher Robert, wenn sie ihn sahen, mit kalter Höflichkeit.

Während des Tages halfen die Kinder aus, besonders der Knabe, der eben in sein drittes Jahr ging, und mit seinen possirlichen Versuchen, zusammenhängend zu sprechen und sich selbständig zu zeigen, der Gegenstand des Vergnügens und der Bewunderung des ganzen Hauses war. Auch der Vater erwies ihm große Zärtlichkeit und beschäftigte sich viel mit ihm. Aber die langen Winterabende! Frau von Hartung hatte auf Edithens Wunsch ihr eine junge Cousine zum Besuch geschickt, deren Neigung zum stillen häuslichen Leben jener keine besonderen Pflichten für ihre Unterhaltung auferlegte. Ihre Gegenwart bei den Mahlzeiten und sonst auch, nöthigte das Ehepaar mindestens zu einiger Zurückhaltung; und es konnte nicht unwillkürlich zu einer erschütternden Erörterung zwischen ihnen kommen. Aber ach! Noch einmal, die langen Winterabende! Schlief nicht die Cousine regelmäßig ein, wenn Edithe Abends vorlas, und saß nicht auch Robert immer zuletzt im tiefsten melancholischen Nachsinnen verloren und hörte kaum mehr zu?

Da trat ein glücklicher Zmstand ein, der die Sache einigermaßen ins Gleiche brachte. Es kam ein neuer Pfarrer in das Kirchspiel, ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit, und von gefälligen Sitten. Er war Wittwer und kinderlos. Das Pfarrhaus, alt und hinfällig, war außerdem noch

kürzlich durch einen innern, durch Unvorsichtigkeit entstandenen Brand in mehreren seiner besten Stuben beschädigt. Während des Winters ließ sich nicht viel zur Herstellung thun, man mußte dazu die ersten Monate des Frühjahrs abwarten. Edithe ergriff gern die Gelegenheit, mit Robert's Einwilligung den sehr geachteten Mann für den Winter zu sich auf das Schloß einzuladen, und hatte dadurch sich und ihren Gatten außer einer ersehnten Schranke, einen interessanten Gesellschafter für die Mahlzeiten und die Abende gesichert.

Robert konnte sich nicht verhehlen, daß sein Verhältniß zu Edithen sich in jeder Hinsicht wesentlich verändert hatte. Seit ihrer ersten Bekanntschaft hatte sie in ihrer Bescheidenheit zu dem, um mehrere Jahre ältern, viel gereisten, geistreichen Mann hinaufgeblickt und er sich daran gewöhnt, sie, bei aller Achtung und Zärtlichkeit, mit dem Gefühl einer gewissen Superiorität zu behandeln. Edithens Ideal einer Ehe war auf eine solche Superiorität gegründet. Sie fand daher, so lange sie sich mit dem Ausdruck der Liebe paarte, in dieser Weise nichts Verletzendes. Daß Edithe außer gut und liebevoll auch klug und gebildet war, hatte Robert schon längst entdeckt, obwohl die Schätze ihres Geistes nie vor ihm recht ausgebreitet lagen. Edithe sprach mit Freimüthigkeit ihre Gefühle aus. Aber in der Darlegung ihrer Gedanken hatte sie eine gewisse Blödigkeit, die immer auf eine directe Aufforderung wartete, und die besonders sie gegen Agnes in der Unterhaltung in Schatten stellte. Denn wer, dem der Duft eines vollen, blühenden Blumenbeetes entgegenströmt, wird auf die Gefahr erstarrender Finger hin, nachsuchen wollen, ob unter dem Schnee, welcher das nächste Beet bedeckt, nicht auch noch Blumen blühen? Dies war der erste Eindruck, den Robert von ihrer Unterhaltung empfangen; und wenn auch seine Achtung ihres Geistes bedeutend während ihres ehelichen Verhältnisses gestiegen war, so hatte er doch nie eine Schätzung ihres vollen intellectuellen Werthes erlangt, und er war oft mehr durch die Verschiedenheit ihrer Ansichten verletzt als durch deren Gründe beeinflußt worden.

Der treffliche Mann aber, der jetzt ihr Gast geworden, war in seiner Unterhaltung ganz dazu geschaffen, Edithen zur vollen Geltung zu bringen. Er hatte, ehe er eine Pfarre angenommen, sein Leben dem Lehramt gewidmet, und seine besondere Gabe, den geistigen Menschen zur Selbständigkeit herauszuziehen, vielfach bewährt. Ohne directe Absicht, mindestens ohne je eine zu zeigen, wußte er die verhüllenden Schleier zu heben, die hier und da die Begriffe verdunkelten. Rosenblätter wie Strohhalme schwimmen auf der Oberfläche der strömenden Wellen. Aber die Perlen zu finden, die auf dem Grunde liegen, erfordert die Kunst des Tauchers. Robert, sonst immer ein Hauptsprecher, wo es zu sprechen galt, hörte jetzt oft nur bewundernd zu, und würde sich der Anregung gefreut haben. Aber ein schwerer Trübsinn lag über ihm, eine stille, tiefe Traurigkeit, die statt mit seiner zunehmenden Gesundheit zu weichen, mit jedem Tage zuzunehmen schien.

Seltsam! Es war ihm, als wäre Edithe durch ihre Leiden schöner geworden! Die fast in Ueberfülle strotzende Gesundheit des zweiundzwanzigjährigen Mädchens hatte nie einen besonderen Reiz für ihn gehabt, die schwesterliche Vertraulichkeit, mit der sie ihn, trotz ihres geheimen Gefühles für ihn, vom Augenblick ihres Wiedersehens an zu behandeln gewußt, immer etwas Erkältendes. Gesichter, wie das Edithens, denen vorzüglich die Seele Reiz giebt, gewinnen bis zu einem gewissen Zeitpunkt des Lebens mit den Jahren, statt zu verlieren; obschon aus andern Gründen wie die Schönheit Agnes', bei deren Wiedererscheinen eine ähnliche Bemerkung sich uns aufdrang. Sie war beträchtlich dünner im Gesicht und schlanker an Gestalt geworden. Die Rosen auf ihren Wangen, die für ihre kräftige Gesundheit zeugten, blüthen in zartem Roth. Die Zurückhaltung, die sie bei aller Freundlichkeit gegen ihn beobachtete, gab ihr eine erhöhte Würde. Die widerspenstige Natur des Mannes in ihm ward gereizt, ohne daß er es sich vollkommen klar ward, was ihn mächtig und mächtiger zu ihr zog.

Die Nachricht von Agnes' Flucht hatte ihn zuerst heftig erschüttert, nicht aber die, daß sie katholisch geworden sei. Es schien ihm, als hätte sich damit das Schicksal der schönen Schwärmerin erfüllt. Er fühlte sich merklich erleichtert, denn er war sich klar bewußt, daß von diesem Momente an ihre Wege gänzlich von einander abwichen.

Digitized by Google

Das Bedürfniß, sich Gott zu nähern, das Agnes durch diesen Schritt zu befriedigen hoffte, war seiner mehr egoistischen Seele völlig fremd. Es gab Momente, wo der unwiderstehliche Einfluß, den seine Leidenschaft für das schöne, hochbegabte Geschöpf acht oder neun Monate lang über ihn ausgeübt, bis er sich fast bis zum momentanen Wahnwitz gesteigert, ihm als eine Art von Zauberei erschien, nur daß er diese nicht aus Kräutern, Zeichen oder Sprüchen erwachsen ließ, sondern zur eigenen Genüge psychologisch erklärte. Doch lag die Erinnerung an diese Zeit schwer auf ihm, besonders aber blickte er auf den letzten Moment wie auf eine vollständige Geistesverwirrung zurück und versank darüber immer mehr in Melancholie.

* * *

Während dieses bürgerliche Trauerspiel auf dem Schlosse zu Rößlingen so viele Herzen erschütterte, ward die große welthistorische Tragödie vorbereitet, die das gemißhandelte Deutschland endlich aus seinem politischen Schlafe schütteln sollte. Napoleon führte sein tapferes Heer nach Rußland, mit diesem die Söldnerschaaren deutscher Fürsten, die selbst nur Söldner jenes großen Mannes waren. Das Unternehmen seines ungezügelten Ehrgeizes scheiterte an der Vaterlandsliebe des russischen Volkes und an der furchtbaren Kälte des russischen Winters, in dessen gesteigerter Gewalt die Welt ein Strafgericht Gottes erkannte. Viele Tausende wurden sein Opfer. Die Russen drangen in Deutschland ein, vom jubelnden Volke als Befreier begrüßt. York führte das preußische Heer über. Des Königs von Preußen Ruf „an sein Volk“ erschallte.

Nicht bloß in Preußen, durch ganz Deutschland erweckte der Ruf einen kräftigen Widerhall, und in allen Theilen des großen Vaterlandes schlugen die Herzen der Jugend einem Kampf mit dem langjährigen Unterdrücker entgegen. Wenn wir Friedrich Rückert glauben sollen,* so war der Patriotismus unter den fränkischen Frauen eben nicht groß; aber wer Edithen gekannt, die ja auch eine Fränkin war, muß wissen, daß es (und wahrscheinlich gar viele) Ausnahmen gab. Für sie besonders hatte die Erhebung Deutschlands einen unendlichen, auch persönlichen Werth. Denn sie sah mit inniger Zufriedenheit, wie tief und anregend Robert dadurch berührt ward. Sie hatte lange gewußt, daß er die Unterdrücker seines Vaterlandes hasse und die Erniedrigung desselben tief fühle.

Aber sie hatte ihn seinen Patriotismus nie anders als in Worten bethätigen hören. Und was blieb auch dem Einzelnen anders übrig? Jetzt aber ergriff es ihn mächtig, und da unterdessen sein Halsübel geheilt und er nicht mehr Hausgefangener war, erklärte er entschieden, sich dem preußischen Heere als Freiwilliger anschließen zu wollen.

Robert war in einer der Provinzen geboren, die früher zu Preußen gehört hatten oder der Sippschaft seines Königs unterthänig gewesen, aber auf Napoleon's gebieterische Anordnung von ihm für geraubtes Gut schmählich vertauscht worden waren. Er mußte daher auf die Confiscation seines Gutes vorbereitet sein, wenn er ohne Erlaubniß seines jetzigen Königs, der erst später sich den Feinden Napoleon's begesellte, diesen Schritt that. Aber diese Besorgniß hatte keinen Einfluß auf seinen Entschluß. Edithe bestärkte ihn mit klopfendem Herzen darin. Mit einer innern Genugthuung die ihr selbst kaum klar ward, sah sie den einst innigst geliebten, jetzt, so wie sie wähnte, nur tief bemitleideten Mann, der sie so schmerzlich, so grausam beleidigt, zum Handeln bereit.

Er stand zur nächtlichen Abreise gerüstet vor ihr. Er hatte die schlafenden Kinder geküßt, während der Mutter heiße Thränen über die Wangen liefen. Jetzt ergriff er ihre Hand.

„Edithe,“ sagte er leise, mit tiefverhaltenem Schmerz, „wenn ich als Sieger zu Dir zurückkehre, so soll mein Leben der Wiedererwerbung Deiner Liebe gewidmet sein, um die ich in wahnsinniger Verirrung mich gebracht. Vielleicht wenn ich falle, ehe wir uns wiedersehen, wird auch in Dir Deine einstige Empfindung für mich erwachen.“

Er wollte sie umarmen und küssen. Aber sie entzog sich ihm leise. „Als Sieger oder besiegt,“ antwortete sie, ihm die Hand drückend, „wird innige Schwesterliebe Dich empfangen! Gott schütze und segne Dich!“

Heftig bewegt riß er sich los. Er wußt' es, sie konnte ihn nicht mehr achten. Sie

* Siehe Rückert's Lied: das fränkische Mädchen.

konnte ihre Lippe nicht von dem Manne berühren lassen, der selbst den Tod dem ehelichen Leben mit ihr vorgezogen hatte. Und eine Edithe konnte nicht lieben, ohne zu achten. Sie konnte die Freundin, die Pflegerin, die Wirthschafterin eines Mannes sein, der ihr vorgeworfen, sich ihm aufdrängen zu wollen, aber nicht in der innigsten Vertraulichkeit sein eheliches Weib. Sie stieg in seinem Innern höher im Preise in ihrem edeln Stolz. Der Entschluß stärkte sich in ihm, Alles daranzusetzen, sie zu verdienen.

Jeder Leser weiß, daß dieser glorreiche Krieg auch glorreich endete, und daß, während der Congreß der Fürsten und Herrscher sich in Wien amüsirte, durch Napoleon's Zurückkunft ein neuer Krieg ausbrach, aus dem ebenfalls die Deutschen und ihre Verbündeten als Sieger hervorgingen. Während beider blutigen Kriege war Robert in vielen Schlachten gewesen, und seine Tapferkeit wie seine, wenn auch nur theoretisch erworbenen strategischen Kenntnisse hatten ihm hohe Achtung und entschiedene Auszeichnung erworben. Während des kurzen Friedens aber hatte ihn seine nicht unbedeutende Stellung noch an das Heer gebunden, und er war nicht im Stande gewesen, wenn auch nur auf wenige Tage, nach Rößlingen zurückzukehren.

Edithe war während dieser Zeit nach Feldberg zu ihren Eltern gezogen, um ihre Kinder unter deren Schutz zu lassen, im Fall ihrer etwaigen Abreise, zu der sie sich immer bereit hielt. Denn wenn Robert verwundet werden sollte, wollte nur sie ihn pflegen, wie eine Schwester den Bruder. Unterdessen übte sie Thätigkeit nach allen Seiten hin, für die Versorgung der Lazarethe mit Kleidungsstücken und Speisen und die Erleichterung der durch die Kriegszüge Verarmten. Denn sie hatte die volle Ueberzeugung, daß Frauen so gut Pflichten gegen ihr Vaterland haben als Männer, und handelte nach dieser Ueberzeugung.

Nach dem Frieden kehrte sie nach Rößlingen zurück, und erwartete mit klopfendem Herzen ihren Gatten.

Ja, ihren Gatten! Ach! Sie hatte geglaubt, einen Mann, der so schwer sie beleidigt, und der so tief in ihrer Achtung gesunken, nicht mehr mit der ganzen Hingebung der Gattin lieben zu können, aber während der langen Trennung, während aller der Gefahren, denen sie täglich ihn ausgesetzt wußte, und ach! während der Ruhm seiner Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit in den verschiedensten Stimmen zu ihr drang, hatte sie ihr Herz besser verstehen gelernt. Und als er nun vor ihr stand, das eiserne Kreuz an der Brust, und den vollen Blick der Liebe auf sie richtete; dann aber ihre Hand ergreifend fragte: „Edithe, darf ich jetzt, jetzt noch einmal um Deine Liebe werben?" Da schlang sie ihre Arme fest um ihn und flüsterte: „Mein Robert! Auf ewig mein!"

Robert hatte gezeigt, daß er auch handeln könne, und wußte auch die Verzeihung seiner Schwiegereltern leicht zu erlangen. Zu einer Zeit, wo Ehescheidungen, bloß um einer veränderten Neigung willen, täglich vorfielen und eine christliche Anschauung des Selbstmordes für einen altmodischen Begriff galt, konnten seine Extravaganzen auch vor der Welt ihm nicht besonders geschadet haben.

Edithe, die überzeugt war, daß er sich auf dem Lande nie behaglich fühlen würde, schlug vor, ihr Gut zu verpachten und den Winter nach einer der größeren Städte zu ziehen, wo Robert seine literarischen Arbeiten mit mehr Genugthuung fortsetzen könne, den Sommer aber mindestens zum Theil bei ihren Eltern zuzubringen, bei denen sie immer eine offene Heimath zu finden hoffen durften; und Robert nahm diesen Vorschlag gern an. Robert's gründliche orientalische und andere Studien brachten ihn mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Verbindung; vor wie nach blieb der größte Theil seiner Zeit der Poesie und den Wissenschaften gewidmet, und er selbst frei von der „Sclaverei des Beamtenthums." Aber er hatte das Vaterland, für das er gefochten, zu sehr lieben gelernt, um nicht auch später einen Theil seiner Zeit willig dem Wirken für dasselbe zu widmen, wo es galt, durch Vereine, gemeinschaftliches Handeln oder muthiges Sprechen durch Mund und Feder ihm zu nützen. So sah denn Edithe mit inniger Herzensbefriedigung, daß ihr theurer Gatte die volle Achtung und Anerkennung der Welt genoß.

Noch einmal darf ich das Ehepaar glücklich nennen, und zwar dauernd glücklich. Denn seit Robert's Wiederkehr sind viele

Digitized by Google

Jahre verflossen. An die unglückliche Freundin dachten die Beiden oft, ohne jedoch von ihr zu sprechen. Edithe hatte ihr einen rührenden edelmüthigen Brief geschrieben; aber keine Antwort erhalten. Durch Amalien erfuhr sie endlich, daß sie ihren Vorsatz, in ein Kloster zu gehen, bald nach des Papstes triumphirender Rückkehr ausgeführt habe und von dem heiligen Pius selbst zur Büßerin eingeweiht sei. Der Schmerz darüber warf einen Schatten auf Edithens Glück, das sonst ihr in mannigfaltigen Gestaltungen blühte, und bis vor zehn bis zwanzig Jahren im muntern Kreise von liebenden Kindern und zahlreichen Enkeln ihr noch an der Seite ihres Gatten zu Theil ward.

Und wenn wohl hier und da einer meiner Leser fragt: war das Geschick hier gerecht? Warum mußte das heißliebende, opferwillige Wesen untergehen, das nur durch Schwärmerei und Leidenschaft gefehlt, während die Vergehung des Selbstlings durch ein glückliches Leben besiegelt ward? so muß ich antworten, daß das Geschick des Menschen nur selten in harmonischen Accorden verhallt, und daß die Dissonanzen, die uns hier verletzen, erst jenseits ihre Lösung finden werden.

Karl's V. Achterklärung
wider
Sebastian Schärtlin von Burtenbach.

Nach einer Originalurkunde
des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs zu Wien.

Mitgetheilt von

Wilhelm von Janko.

Sebastian Schärtlin von Burtenbach, bekannt als einer der tüchtigsten Generale, neben Sickingen, Götz von Berlichingen, Hans von Heydeck in der Reformationsperiode, ward, wie er dies in seiner Selbstbiographie bemerkt, an einem Sonntag, den 12. Februar 1496 geboren. Seine Wiege stand zu Schorndorf im Würtembergischen, und seine erste Kriegsschule machte er 1518 unter Kaiser Maximilian's I. Befehlen wider Franz von Sickingen mit. Von diesem Jahre an bis 1552 war Schärtlin's Laufbahn, mit sehr geringen Zwischenräumen, eine äußerst bewegte. Er stand bald gegen Franzosen und Türken, bald gegen Italiener und Deutsche, ja auch gegen den Kaiser selbst im Felde, stets aber, auf welcher Seite es auch sein mochte, als tapferer Kämpe. Durch seinen Anschluß an den schmalkaldischen Bund, nachdem er 1537 zum Protestantismus übergetreten war, verdarb er sich seine, seit 1532 vielversprechende Laufbahn in den Diensten des Kaisers. In diesem Jahre hatte er hervorragenden Antheil an der Schlacht bei Pottenstein in Unterösterreich genommen. Nach dem Ablauf des schmalkaldischen Krieges, in welchem er als Feldhauptmann der Truppen der oberdeutschen evangelischen Fürsten, Stände und Städte gegen den Kaiser gekämpft, trat er mit seinem ältesten Sohn in das Heer Heinrich's II. von Frankreich. Bald jedoch wurde er daselbst mit den Verhältnissen unzufrieden und kehrte nach Deutschland zurück. Es gelang ihm wie manch Anderen in die Acht erklärten, eine vollständige Aussöhnung mit Ferdinand I., dem Nachfolger Karl's, und dadurch auch die Zurückgabe seiner Güter herbeizuführen. Noch einmal und zwar 1557 wollte er zwölf Fähnlein deutscher Knechte seinem Kaiser wider die Türken nach Ungarn zuführen. Mangel an Geld und an gutem Willen seitens der Reichsstände ließen es jedoch über die Absicht nicht hinauskommen. Daß Schärtlin sich gründlich auch mit Ferdinand's Nachfolger, Max II., ausgesöhnt, geht daraus hervor, daß der den Protestanten freundlich geneigte Kaiser ihn 1566 zum obersten Feldmarschall seines Heeres ernennen wollte, welchem ehrenvollen Ruf Schärtlin aber Kränklichkeit halber nicht folgen konnte. Zehn Jahre später starb unser Held, den 18. November zu Augsburg. Seine sterblichen Ueberreste ruhen zu Burtenbach, einem Städtchen in Schwaben unfern Augsburgs.

Schärtlin gehört, wie wir dies Eingangs schon erwähnt, zu den hervorragendsten Feldherren seiner Zeit; er liebte sein Vaterland, obwohl nicht ganz ohne Eigennutz. Gerade dieser verleitete ihn, einige Zeit (1548 bis 1553) wider dasselbe zu dienen. Heuchelei und Schmeichelei waren ihm fremd und in seinen Urtheilen und Handeln war er eben so offen als strenge. Besonnenheit, Scharfsinn, Unerschrockenheit und Entschlos-

senheit sind Schärtlin's hervorragendste Eigenschaften. Er liebte sein ganzes Leben hindurch die Wissenschaften und zeichnet sich darin rühmlichst vor so Manchen seiner Zeitgenossen aus, die eine solche Neigung als unverträglich mit dem Kriegshandwerke verdammten.

Die nachstehende, bisher noch nie veröffentlichte Achterklärung Karl's V. wider Schärtlin dürfte als ein kleiner Beitrag zur Geschichte jener denkwürdigen Zeit nicht ganz ohne Interesse sein. Sie datirt vom 15. August 1550, also drei Jahre nach dem Ausgange des schmalkaldischen Krieges, in welchem, wie bemerkt, Schärtlin auf Seite der Gegner Karl's V. stand. Derselbe ließ, nach Angabe des Ersteren, ihn am 13. August zu Augsburg öffentlich „in die Acht blasen und über alle Plätze und Gassen verrufen und verschreien."* Schärtlin flüchtete sich nach Basel, wohin Karl jedoch ebenfalls ein Exemplar der Achtserklärung mit dem Bemerken senden ließ, den Geächteten zu ergreifen, um gegen dessen Leib und Gut zu handeln. Die Anhänger des Katholicismus hatten dazu auch nicht übel Lust, aber ihre confessionellen Gegner schützten den Flüchtling und halfen ihm so zur Erwerbung von Grund und Boden in Basel.

Das erwähnte Actenstück nun lautet:

„Wir Karl thun kund allermänniglich, so dieser unser kaiserlicher Brief oder Abschrift davon zukommt, oder damit ersucht und ermahnt werden. Wiewohl wir in unserer Achterklärung des verwichenen sechsundvierzigsten Jahr der geringeren Zahl gegen Herzog Johann Friedrich, damals gewesenen Kurfürsten zu Sachsen und Philipp Landgrafen zu Hessen, männiglich bei hoher, schwerer Pein und Strafe und nämlich bei Vermeidung unserer Ungnade und Strafe und Verlierung aller Regalien, Lohne, Freiheiten und Gnaden, auch Verwirkung Leibs und Güter ernstlich geboten, daß sich die genannten Herzog Johann Friedrich und Landgraf von Hessen als damals erklärte Fechter wider uns jemand nit annehmen, auch nit dienen, Hilf noch Vorschub, weder heimlich noch öffentlich beweisen. Wo auch einer oder mehr in ihren oder ihrer einer Dienst, Besoldung oder Bestallung oder ihnen sonst zugezogen wäre, daß der und dieselben ohne allen Auszug und Weigerung sich von Stund an erheben, und gestracks widerum abziehen, und ferner nicht gebrauchen lassen sollen, Alles nach Inhalt und Aufweisung berührter unser Achterklärung unter unserem aufgedruckten Insiegel und sonst zum Truck allenthalben ausgegangen. Zu dem auch in unseren Vorfahren Weiland R. K. und K. löbl. Gedächtniß Constitution, Ordnung und Satzung bei höchsten Peinen und Strafen verboten, daß sich kein Unterthan gegen seine Obrigkeit und vornehmlich einen römischen Kaiser, als der höchsten gesetzten Obrigkeit aufwerfen oder empören, oder daraus sich unterstände einige Hilfe und Beistand thuen oder beweisen lassen.

So hat doch der allerunangesehene Sebastian Schärtlin im Vergessen der vielseitigen Gnaden und Gutthaten, so er zuvor von uns empfangen, auch der Pflicht und Eid, damit er uns als röm. Kaiser seinem rechten Herren und höchsten weltlichen Obrigkeit zugethan und verwandt, den gemeldten Herzog Johann Friedrich und Landgraf Philipp und ihren Anverwandten des Schmalkaldischen gewesenen Bundes, als sich dieselben damals gegen uns in offene Rebellion und Kriegsempörung eingelassen, nicht allein mit Dienst anhängig gemacht, sondern als der vornehmste Befehlshaber und Hauptsacher einer, für einander ohne einigen befugten Ursachen, allein aus höchsten freventlichen vorsetzlichen Muthwillen gegen uns in solche obberührte offene Rebellion und Aufruhr begeben, derselben und angeregter Kriegsempörung ihren Anfang gemacht, sich der erste zu Feld gelagert, den ersten Angriff gethan. Half auch dabei bis zu Ende beharrlich. Und endlich soweit an ihm gewesen gar nichts ermangeln lassen dieselbe Kriegsempörung wirklich gegen uns auszuführen und zu vollstrecken. Und als unser selbige Person und kaiserliche Majestät zum höchsten beleidigen helfen. Und dadurch die Pein und Strafe in obberührter unser Achterklärung auch unsern Vorfahren v. kais. und kg. löbl. Gedächtniß Constitution und Satzung und insonderheit das hoch er-

* Schärtlin giebt nicht das Jahr 1550 sondern 1548 an, woraus vielleicht der Schluß zu ziehen wäre, daß die schriftliche Amtshandlung der thätlichen nachfolgte. Es existirt auch ein Reichshofraths-Conclusum vom 18. Januar 1550, die Einziehung der Schärtlin'schen Güter betreffend. Schärtlin führt ferner noch an, daß ihn der Kaiser 1552 ein zweites Mal „unmenschlich" in die Acht erklären ließ.

schreckliche verdammte Laster der Rebellion und beleidigten Majestät auch Strafe verwirkt und uns also mit Leib und Gut verfallen.

Wie wir auch den genannten Sebastian Schärtlin um solche seine unbefugte, freventliche, vorsetzliche aufrührerische Handlung, beharrliche Rebellion und höchste Beleidigung und Verletzung unserer Person und kais. Majestät (so aller Land kundig, offenbar und deshalb keiner ferneren noch anderen Aufführung oder Beweisung von nöthen ist) als unseren ungehorsamen Rebellen, Aufrührer, Beleidiger und Verletzer unserer kais. Majestät in unsere und der heil. Reichs Acht, auch andere obenwähnte Pein und Strafe erkannt, erklärt, und verkündet. Auch aus dem h. römischen Reiche und allen unseren erblichen Königreichen, Fürstenthümern, Landen, Obrigkeiten und Gebieten proscribiret, verwiesen, verbannt und verstoßen. Auch all seiner Hab und Güter, Lehen und Eigen, liegend und fahrend, Nichts davon ausgenommen, gänzlich und gar verzichten und entsetzt und desselben untauglich und unwürdig gemacht. Auch um solche seiner Hab und Güter uns und des Reiches confiscirt und anheimgefallen Güter zugeeignet. Und thuen dies alles wie obsteht hiermit wissentlich zu Kraft dieses Briefes. Ersuchen demnach alle und jeden König und Potentaten, unsere lieben Brüder, Oheim, Freunde und besonders Lieben, brüderlich, freundlich und sonder Fleiß, gebieten auch daneben allen und jeglichen unserer und des Reiches Churfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen Prälaten, Grafen, Freiherren, Rittern, Knechten, Hauptleuten, Landvögten, Vitzthumen, Vögten, Pflegern, Verwesern, Amtleuten, Schultheißen, Bürgermeistern, Richtern, Räthen, Bürgern und sonst allen andern unsern und des Reiches auch unserer erblichen Königreichen, Fürstenthümern und Landen Unterthanen und Getreuen in was für Staats oder Festung die sein, ernstlich und verständlich mit diesem Brief und wollen, daß sie den genannten Sebastian Schärtlin für und als solchen unsern und des Reiches offenbaren Rebellen, Beleidiger unserer Person und kais. Mjst. und erklärten Aechter (Geächteten) fernerhin halten und meiden, in dem h. Reiche auch anderen unseren und ihren erblichen Königreichen, Fürstenthümern, Landen, Grafschaften, Herrschaften, Provinzen, Schlössern, Städten, Quartieren, Flecken, Dörfern, Weilen, Höfen, Häusern oder Behausungen nicht einlassen, hausen schlafen, essen, trinken, leiden oder dulden, vorschieben, durchschleichen, schützen, schirmen, begleiten noch sonst mancherlei Handtirung und Gemeinschaft mit ihm nicht haben, noch solches alles und jedes Zuthun den Euer oder jemanden Andern brauchen noch gestatten, weder heimlich noch öffentlich in keinerlei Weise, Wege noch scheinen, sondern sein Leib, Habe, Schuld und Güter, wo ihr die auf Wasser oder Land betretet, erfahret oder findet, dieselben angreifen, niederhauen, arretiren, verhaften und uns dies anzeigen. Ob auch einer oder mehr einiges Geld, Baarschaft oder was dem gedachten Geächteten zuständig in seiner Verwahrung oder Verwaltung oder sonst hinterlegt hätte, oder ihm es zuvor heißen oder bezahlen schuldig wäre, dasselbe gleicherweise uns entdecken und öffnen. Und sonst in allerwegs gegen gedachten Verlorenen, Geächteten und Rebellen handten und vernehmen wie sich das gegen solchen Rebellen und Geächteten gebühre, und Euer Lieb und ihr andern Könige und Potentaten auch in dem allen zu verwilligen. Aber ihr unsere und des Reichs auch unserer erblichen Königreiche, Fürstenthum und Landen Stände, Glieder, Zugehörigen und Verwandten gehorsam und nit anders zeigen oder halten.

Daran thuen Euer Lieb und ihr, als lieb Euch und einen jeden sei, nach bestimmter Pein und Straf zu vermeiden. Daran thuen Euer Lieb und ihr, die vorgemeldeten König und Potentaten uns ein besonders freundliches zu Gefallen. In gleichem Fall alles brüderlichen Fleiß zu erwiedern und sonst ein freundlich willen und in allem guten zu beschulden. Und ihr, die unser als Oberste, thuen daran unsere ernstliche Meinung. Dann welch oder welche aus Euch diesen unserem Gebot ungehorsam und freventlich dawider thun würden, in was auch das bestehe, der oder dieselben sollen alsdann in unsere und des Reiches Acht und sonst andere schwere Pein, nach unserer Weisung verfallen sein. Und gegen den oder dieselben als Geächteten und Ungehorsamen und ihren Leib und Güter auch gehandelt werden. Darnach muß sich ein jeder zu richten. Geben in Augsburg ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Jean Sylvain Bailly.

Von

J. H. von Mädler.

Jean Sylvain Bailly ist geboren zu Paris 1736. Von seinem Vater, einem Inspector der königlichen Bildergalerie, war er zum Maler bestimmt, wozu der Knabe jedoch weder Neigung noch Talent zeigte. Weit mehr zogen ihn literarische Studien an, und man hat aus jener Zeit einige dichterische Versuche von ihm. Eine zufällige Bekanntschaft mit Lacaille, der sein schönes Talent bald erkannte, führte ihn zur Astronomie. Lacaille starb 1763, und eine große Anzahl seiner Beobachtungen fand sich nach seinem Tode noch unreducirt vor; es waren größtentheils ekliptische Sterne. Bailly unternahm die Reduction und er konnte die Arbeit schon bei seiner Aufnahme in die Akademie als Lacaille's Nachfolger dieser überreichen. Sie hatte eine Bearbeitung der Jupiterstrabanten zu einer Preisaufgabe gemacht, die Bailly 1766 in seinem Essai sur la théorie des satellites de Jupiter, avec des tables de leur mouvemens löste. Die Jupiterstrabanten blieben auch später ein Hauptgegenstand seiner astronomischen Thätigkeit, und 1771 ließ er eine Schrift über den verhältnißmäßigen Glanz derselben folgen, zu welchem Behuf er eine sehr sinnreiche Methode erdachte, um dieses Licht zu messen. Doch beschäftigten ihn auch andere literarische Arbeiten, und die Lobreden auf Corneille, Leibnitz, Maupertuis sind wahre Meisterstücke. 1784 war er Mitglied einer Commission, die zur Beurtheilung des Mesmerschen Systems ernannt wurde. Er stattete darüber zwei Berichte ab, den einen für das größere Publicum, um den richtigen Gesichtspunkt für diese Lehre festzustellen; den andern für den König. In letzterem, der erst später gedruckt wurde, ist hauptsächlich der moralische Einfluß des Magnetismus bearbeitet.

Durch die genannten Werke hatte sich Bailly als Himmelsforscher bewährt und einen Ruf begründet, den das Werk, von dem jetzt die Rede sein wird, nicht vermehrte. Er unternahm eine Geschichte der Astronomie. Was Montucla in seiner histoire des Mathématiques darüber giebt, konnte nicht genügen, um so weniger als seit jener Zeit sehr wichtige Entdeckungen und Arbeiten veröffentlicht waren. Bailly edirte fünf Bücher dieser histoire, in zwei Abtheilungen, erstere die histoire de l'astronomie ancienne, die zweite die astronomie moderne enthaltend. Dabei geht er von der Idee aus, daß ein Urvolk (seine Atlantier) sehr vollständige und gründliche Kenntniß der Himmelskunde besessen hätte, daß jedoch dieses Volk und seine Kenntnisse zu Grunde gegangen, und nur Bruchstücke der letztern sich zu den Griechen, Hebräern,

Digitized by Google

Alexandrinern herübergerettet hätten. So gehört die Ptolemäische Stiftung, das Museum in Alexandrien, bei ihm schon zur astronomie moderne. — Lalande und andere Forscher gaben sich schon damals alle Mühe, ihn von diesen gewagten Ideen zurückzubringen; umsonst. Ihm waren die Säulen Seth's, von denen Josephus spricht, astronomische Denkmäler, an denen Entdeckungen verewigt werden sollten, und die astronomie antédiluvienne wird bei ihm sehr ausführlich behandelt. Was Hipparch und Ptolemäus enthalten, sind nicht ihre eigenen Forschungen, sondern herübergerettete, häufig auch noch mißverstandene Reste jener Urastronomie Bailly's.

Wären zu jener Zeit die Asteroiden schon entdeckt und die Doppelsterne schon als solche anerkannt gewesen, so zweifeln wir nicht, daß er auch diese seinen Atlantiern zugeschrieben hätte.

Trotz des gewandten und blühenden Stils, der ihm eigen war, gab es schon damals nur wenige unbedingte Anhänger, und er ward in zahlreiche Streitigkeiten verwickelt, unter andern mit Voltaire, was Bailly veranlaßte, seine Lettres sur l'origine des sciences und sur l'Atlantide de Platon herauszugeben. Durch alle diese Controversen ward die Sache nicht gefördert und seine Annahmen können als antiquirt betrachtet werden. Die historischen Forschungen, die jetzt auf einem anderen Punkte stehen als vor achtzig und neunzig Jahren, haben die Nothwendigkeit dargethan, Bailly's Hypothese vollständig zu verlassen, wie dies Arago unumwunden ausspricht. Dabei soll keineswegs verkannt werden, daß in seiner

Jean Sylvain Bailly.

astronomie moderne, abgesehen von der verfehlten Grundlage, manche tüchtige und wohlbegründete Forschungen vorkommen, die ihren selbständigen Werth haben und behalten werden.

Doch wir haben noch eine andere Seite seiner öffentlichen Thätigkeit, wenngleich nur in ihren allgemeinsten Zügen, zu betrachten. Als man 1789 die Deputirten zur Nationalversammlung wählte, war Bailly einer der Ersten unter den Gewählten, und man ernannte ihn zum ersten Präsidenten. In Versailles, wo damals der Hof sich aufhielt, hatten sich die Deputirten des „tiers état" in einem großen Ballsaale zur Berathung versammelt, aber noch hatten sich Adel und Geistlichkeit nicht mit ihnen vereinigt, und der Hof wollte ihn nicht anerkennen, ja untersagte ihm die Versammlung. Da forderte Bailly (26. Juni 1789) die versammelten Deputirten auf, sich durch einen Eid zu verpflichten, nicht eher, als bis sie Frankreich eine Verfassung gegeben, sich zu trennen. Alle leisteten diesen Eid, und nun sah der in seinen Maßregeln schwankende Hof keinen andern Ausweg, als selbst den Adel und die Geistlichkeit aufzufordern, sich der Versammlung anzuschließen. Sie kamen, und der erfreute Bailly rief aus: „A présent la famille est complète!" Nun ward Bailly auch zum Maire von Paris ernannt, wohin auch später der Hof und die Deputirten übersiedelten. Mit seiner gewohnten Redlichkeit und Uneigennützigkeit verwaltete er dieses Amt, aber der steigenden Gährung die Spitze zu bieten, vermochte er nicht. Nach der Rückkehr des Königs von Varennes versammelte sich eine große Menge auf dem Marsfelde (17. Juli 1791) und verlangte die Absetzung des Königs. Schon hatte eine beträchtliche Zahl die Petition unterzeichnet, als Bailly erschien und der Menge befahl, das Marsfeld zu verlassen. Sie weigerten sich, worauf er sie durch die Nationalgarden zerstreuen ließ. Obwohl die Nationalversammlung sein Verfahren billigte, hielt er es doch für rathsam, seine Entlassung zu nehmen (19. September 1791). Er wollte sich ganz von der politischen Bühne zurückziehen, verließ Paris und nahm einen Landaufenthalt in der Gegend von Nantes, überzeugte sich aber bald, daß er hier keinen ruhigen Aufenthalt finden werde. Gefechte mit den Emigranten vermehrten hier noch die schon hochgestiegene Gährung und so schrieb er an seinen Freund Laplace und fragte an, ob er in Melun, wo dieser sich aufhielt, eine Zuflucht finden könne. Dieser antwortete, er möge kommen und in seinem eigenen Hause Wohnung nehmen, da er selbst Willens sei, einen nahen Landaufenthalt zu wählen. Inzwischen aber war schon eine Abtheilung der Revolutionsarmee nach Melun gekommen, wovon Laplace ihn sogleich unterrichtete. Er aber schlug die freundschaftliche Warnung in den Wind und reiste ab. Gleich beim Eintritt in Melun ward er angehalten und verhaftet (November 1793). Die Anklage gegen ihn betraf zwei Punkte:

1) die 1791 auf dem Marsfelde ergriffenen Maßregeln;

2) die Offenheit, mit der er den gegen die Königin erhobenen Beschuldigungen entgegengetreten war.

Am 11. November verurtheilte ihn das Revolutionstribunal zum Tode und gleich am nächsten Tage erfolgte die Hinrichtung. „Sie haben diesen Kopf fallen gemacht, aber es wird lange dauern, bis wir einen ähnlichen wieder haben," äußerte sich Lagrange in der französischen Akademie.

Nach seinem Tode sind noch zwei Werke von ihm erschienen:

1) Essai sur l'origine des fables et des religions anciennes.

2) Ein Tagebuch, geführt während der ersten Jahre der Revolution.

Nur einige Wochen vorher hatte die Hinrichtung der Königin stattgefunden und der Terrorismus dauerte fort bis zur Hinrichtung Robespierre's 1794.

Theater in China.

Von

Ch. F.

In China ist bekanntlich die Civilisation schon früh, und in ihrem Gefolge sind Kunst und Wissenschaften bereits im grauen Alterthume gepflegt worden; leider sind aber die Bewohner des „Himmlischen Reiches" auch darin nicht mit der Zeit vorgerückt, sondern auf ihrem dermaligen Standpunkte der Bildung stehen geblieben.

Digitized by Google

China hat indessen nicht allein seine öffentlichen Promenaden, Parks, Gärten, öffentliche Bibliotheken, Museen u. s. w., sondern auch Theater.

Da die Aufführungen in der Regel im Freien stattfinden, hat man den Schauspielern den Beinamen: „Kinder des Birnengartens“ gegeben. Sie kommen größtentheils aus einem Districte, wo von 10,000 Einwohnern 7000 sich den Brettern widmen sollen.

Mit Ausnahme von Peking, Sooschow und Jongchon — findet man nirgends weibliche Schauspielerinnen; diese werden durch junge Männer ersetzt, welche durch die Fistel sprechen, sich die Augenbrauen abschneiden und durch ein paar kühn gebogene schwarze Striche ersetzen. Die Haare werden wie die der Frauen frisirt und mitunter sogar auch die Füße nachgemacht, indem sie die Zehen unterschlagen, mit Leinen bewickeln und Damenschuhe anziehen; die Täuschung ist dann so vollkommen, daß es schwer hält, den Unterschied zu errathen.

Die Schauspielkunst ist sehr oft erblich in Familien, was sich dadurch erklärt, daß Schauspieler ebenso wie Bootsleute, Barbiere und einige andere Classen vom Studiren und jeder wissenschaftlichen Stellung gesetzlich ausgeschlossen sind. Jedem Schauspieler ist es in China verboten, sich zu den bei uns sogenannten Staatsexamen vorzubereiten und zu melden, und dies betrifft auch seine Nachkommen bis ins dritte Glied.

Es liegt daher auf der Hand, daß nur solche Leute, welche durch Unglück dazu getrieben werden, sich aus eigenem Willen diesem Fache widmen.

Die Schauspielertruppen kaufen dagegen von verarmten Eltern Kinder und bilden sie dann zu Schauspielern aus. Die herumziehenden Komödianten bilden wieder die niedrigste Classe derselben.

Sie werden gewöhnlich von den kleinen Kaufleuten, welche sich immer in großer Anzahl in den chinesischen Städten finden, engagirt. Stehende Theater giebt es übrigens wenige; im ganzen Reiche sollen sich keine zwanzig befinden.

Auch die stehenden Truppen lassen sich von Privatleuten zeitweise für besondere Festlichkeiten engagiren, wofür sie gewöhnlich gut bezahlt werden. In Betreff der aufzuführenden Stücke unterscheidet man laute, geräuschvolle (rauschende), und sanfte. Den Unterschied zwischen beiden macht die Musik, welche je nachdem mehr oder weniger mit Paukinstrumenten versehen wird. Es werden aber auch Stücke aufgeführt, wo die ganze Handlung in Recitativen mit Begleitung der Musik (wie sie eben ist) vorgeführt wird, was gewissermaßen die chinesische Oper vorstellt.

Die Aufführungen finden häufig in den Tempeln, in Privathäusern oder auf augenblicklich errichteten Bühnen statt, und zwar täglich, jedoch nicht etwa wie bei uns Abends, sondern den ganzen Tag über.

Das Theater hat die Form eines Parallelogramms. Eine der langen Seiten ist für die Bühne reservirt und die anderen drei für Logen und Parterre. Von den ersteren sind gewöhnlich zwei Reihen, eine über der andern und werden als erster und zweiter Rang benutzt. Die Musikbande stellt sich in einer vorderen Ecke der Bühne auf. Außer ihren Instrumenten, einer Art Geige, Flöte und als Hauptinstrument kleine Trommeln und Becken, welche letztere beiden den Haupteffect hervorbringen müssen, haben die Musikanten ihre Tabackspfeifen nebst dem unvermeidlichen Theetopf bei sich. Die Bühne, von welcher ein Theil im Hintergrunde durch eine Matte verdeckt, die Garderobe bildet, und die Logen sind bedeckt und gegen Sonne und Regen geschützt. Das Parterre aber ist offen und unter freiem Himmel. Die obere Logenreihe ist der erste Rang und ist in verschiedene Abtheilungen, ähnlich wie bei uns, getheilt, jedoch mit Stühlen und Tischchen und allen anderen Bequemlichkeiten versehen, um einem längeren gemüthlichen Aufenthalte zu entsprechen, denn die Theatervorstellung wird von dem Unternehmer mit Restauration verbunden, und dieser sorgt gleichzeitig für den Geist und für den Körper.

Wenn eine Herrschaft eine Gesellschaft geben will, so ladet sie ihre Freunde auf eine Woche und noch länger in diesen Rang ein, und dort sitzen sie, Tag für Tag, gemüthlich sich die Vorstellungen ansehend, und dabei zugleich die luxuriösen Leckerbissen, welche ihnen dargeboten werden, genießend.

Den Gastgeber kostet natürlich ein solches Fest etwas ganz Erkleckliches, denn

eine Loge ersten Ranges in guter Position kostet nach unserem Gelde etwa sechzig bis achtzig Thaler, dafür aber hat er nicht allein eine gänzlich für ihn während der Dauer der Vorstellung reservirte Loge, sondern auch eine ausgesuchte Mahlzeit für sich und seine Freunde, mit Wein, Liqueur, Thee ad libitum. Der zweite Rang hat keine sogenannte Abtheilungen, sondern nur eine einfache Reihe von Stühlen mit kleinen Tischchen.

Dieser Platz wird von den Handelsleuten und der kleinen Aristokratie frequentirt. Der Preis eines solchen Platzes ist natürlich viel geringer nnd beträgt ungefähr den siebenten Theil des Ersten. An Erfrischungen werden hier aber nur Thee und Kuchen verabreicht.

Im Parterre versammelt sich das gewöhnliche Volk, Bettler, Barbiere und Alle, welche nicht zahlen können oder wollen, denn im Parterre ist der Eintritt frei. Sitze giebt es hier nicht, und es ist ein beständiges Zu- und Abgehen und ein Gedränge, daß die Menge hin und her wogt, vorwärts und rückwärts, so wie sie bei neuen, spätern Ankömmlingen nach vorn gepreßt, und von den Vorderen wieder zurückgedrängt wird. Die Letzteren finden sich zuweilen unter die Bühne gequetscht, wo sie natürlich nichts sehen können, in Folge dessen sie sich mit Gewalt bemühen, ihre verlorene Stellung wieder einzunehmen.

Die Vorstellungen haben fast immer Bezug auf die Thaten der früheren Kaiser.

In den Tempeln finden die Aufführungen nicht täglich statt, sondern nur zur Feier eines Festes zu Ehren des Gottes des betreffenden Tempels, oder auch bei besonderen anderen Gelegenheiten.

Manche von den Vorstellungen spielen mehrere Tage lang, ja oft eine ganze Woche hindurch und immer bis spät in die Nacht hinein.

Die Musik eröffnet wie bei uns die Vorstellung durch eine Ouvertüre, wobei die Künstler ihre Instrumente nicht schonen, sondern eifrig bemüht sind — wenigstens nach unseren Begriffen — so viel als möglich dazu beizutragen, einen fürchterlichen Lärm zu machen, welcher europäischen Ohren ein Gräuel, chinesischen Ohren aber süße Musik ist, der sie mit wahrem Entzücken lauschen.

Erinnerungen an die Philippinen.

Von

Th. Streh.

Der Monat Juni mit seiner erschrecklichen Hitze hatte dem sonst so gemüthlichen Leben in Manila einen argen Hemmschuh angelegt. Das Thermometer zeigte selten weniger als 28° R. und der Staub machte die Luft erstickend. Die europäische Welt fühlte mehr als je den entnervenden Einfluß, und Alles sah der Regenzeit mit Sehnsucht entgegen. Auf mich machte sich diese schwüle Temperatur um so fühlbarer, als ich erst kürzlich von einem längeren Aufenthalte in einer nördlichen Provinz der Insel Luzon zurückgekehrt war, welche sich in Hinsicht des Klimas vor allen übrigen der Gruppe vortheilhaft auszeichnet. Die verschiedensten Ideen durchkreuzten meinen Kopf; allein trotz alles Grübelns und Sinnens wollte mir kein plausibler Plan einfallen, um dieser Hitze zu entgehen, oder dieselbe wenigstens einigermaßen zu neutralisiren. Da fielen mir die berühmten Abenteuer des „Chevalier Gironière“ in die Hände, und diesem Buche danke ich die schönsten Rückerinnerungen, welche sich an meinen Aufenthalt in verschiedenen Theilen Südasiens knüpfen! Dies außerordentliche Werk brachte mich nämlich auf den Einfall, in jene Gegend eine Excursion zu machen, wo der „Chevalier“ so wunderbaren Erlebnissen seiner Zeit ausgesetzt gewesen. Auf die „Laguna“ war meine Aufmerksamkeit gelenkt. In Manila gelebt zu haben, ohne die „Laguna“ besucht zu haben, würde heißen in Berlin zu wohnen, ohne Charlottenburg zu kennen. Wir waren allerdings schon einige Male auf diesem großen Binnensee gewesen und hatten daselbst Enten geschossen, welche dort in großer Menge angetroffen werden; aber wir hatten diese Excursionen niemals viel über den Ursprung des Flusses, welcher den See mit dem Meere verbindet, ausgedehnt. Diesmal jedoch war es meine Absicht, nicht allein denselben in seiner größten Ausdehnung zu befahren, sondern auch zu gleicher Zeit die umliegende Gegend zu exploriren, die mit Recht für eine der schönsten der Philippinen gehalten wird. Aus diesem Grunde versprach ich mir schon einen nicht geringen

Genuß, wenn ich auch auf Abenteuer à la Gironière nicht rechnen durfte. Ich glaubte also nicht besser thun zu können, als diese traurige Zeit zu einem Ausfluge dahin zu benutzen.

Um die Befriedigung, welche mir dieser Einfall gegeben, noch zu erhöhen, erbot sich einer meiner Freunde, dem ich meinen Plan mitgetheilt hatte, zur Theilnahme; und so wurden denn sofort die nöthigen Vorkehrungen zu unsrer Abreise getroffen. Unsre erste Sorge war, uns mit einem Paß zu versehen; denn abgesehen davon, daß den „Estrangeros," das sind Fremde, welche zwar der civilisirten Welt angehören, aber nicht Spanier sind, die Niederlassung im Innern des Landes nicht gestattet ist, werden größeren Reisen derselben von der spanischen Regierung alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Als besonderer Vorwand für die Verweigerung eines Passes wird gewöhnlich der unsichere Zustand des Landes angegeben. Leider liegt hierin viel Wahres, indem Räuberbanden, sogenannte Tulisanos, den Touristen oft mehr als das überflüssige Gepäck abnehmen. Durch die Vermittelung des Neffen vom damaligen General-Gouverneur, welchen ich zu meinen Freunden zu zählen das Vergnügen hatte, erhielten wir ohne die geringste Schwierigkeit die gewünschten Pässe und nachdem dieser wichtige Schritt gewonnen war, mietheten wir eine „Banka" mit einer Mannschaft von vier Ruderern und einem Steuermann und traten unsere Reise eines Morgens noch vor Sonnenaufgang an.

Obwohl wir mit der Fluth den Fluß hinauffuhren, so ging die Fahrt doch ziemlich langsam von Statten. Dadurch wurde jedoch unsrer guten Laune nicht der geringste Abbruch gethan; denn die Nacht war sehr schön, und da wir den Aufgang der Sonne nicht sobald zu erwarten hatten, so besaß die Luft noch eine gewisse Frische, deren Genuß durch die verschiedenartigsten Wohlgerüche der Pflanzenwelt erhöht, einen Alltagsmenschen selbst schwärmerisch zu stimmen vermocht hätte. Auch war die „Banka" so bequem und ganz den Bedürfnissen entsprechend eingerichtet, daß wir, auf Matten liegend und unsre Cigarren rauchend, gestehn mußten, uns nie behaglicher gefühlt zu haben. Die „Banka" ist bei den Indiern ein Fahrzeug, welches vollkommen der Gondel der Italiener gleicht, nur daß sie, wie ihr Besitzer, kaum Spuren eines civilisirenden Einflusses zeigt. Aber wenn diese Böte auch nicht die Politur erhalten haben, welche europäische Producte erlangen, so stehen sie diesen in praktischer Beziehung keineswegs nach; ja, ich bin überzeugt, daß in jenen Gegenden ihnen der Vorzug bleiben würde, insofern an Leichtigkeit und Kühle sie nicht übertroffen werden können. Der Rumpf ist von Holz nach Art der hiesigen Böte gebaut, doch flacher und ohne alle Kunst. Was ihnen aber einen so großen Werth in den Tropen verleiht, ist die ganze innere Einrichtung. Die Dachung besteht aus Matten und der zweite Boden sowie das Gestell der ersteren ist aus Bambus gefertigt. Auf den Boden selbst breitet man gewöhnlich zum größeren Comfort, besonders wenn man sich zu legen gedenkt, auch eine Matte. Natürlicherweise ist auch ein Sitz zur Benutzung der Reisenden angebracht; die indischen Rudrer ziehn jedoch ihre eignen Absätze jedem künstlichen Sitze vor. Es ist dies in ökonomischer Hinsicht ein wesentlicher Vortheil, den die Naturvölker über die Civilisation haben; denn indem wir uns bei einer Landpartie nirgends hinsetzen können, falls der Boden etwa feucht oder schmutzig sein sollte, ohne einen Stuhl oder ein die Stelle desselben vertretendes Möbel zu haben, so hucken Jene einfach nieder und können in dieser Stellung oder wenn man will Huckung jede beliebige Zeit verharren. Daher kommt es, daß man in Städten und Dörfern der Tropen nicht selten und meist an den Straßenecken Eingeborne in dieser interessanten Stellung findet, welche entweder auf kurze Zeit ausruhen oder Jemand erwarten wollen, oder es sind gar „Cargadores" (Gepäckträger). Oft findet man selbst Leute in der Toilette begriffen. Sie lassen sich hier von einem vorübergehenden Barbier rasiren, oder selbst die Ohren reinigen. Letztere Operation, so unapetitlich sie uns auch erscheinen mag, wird in Manila nicht selten auf offener Straße und gewöhnlich von Chinesen ausgeführt, wobei man Gelegenheit hat, die Geduld des Indiers zu bewundern, mit der er sich diesem langweiligen Processe unterwirft. Als wir in der Nähe von Hongkong einen chinesischen Piloten an Bord nahmen, um unter seiner Leitung in den Hafen jener Stadt zu lau-

Digitized by Google

fen, schien derselbe sich in der Toilette verspätet zu haben; denn kaum waren die gegenseitigen Begrüßungen vorüber und die nöthigen Anordnungen zur Fortsetzung der Reise getroffen, als sein Sohn, ein Junge von etwa vierzehn Jahren, ihm ehrfurchtsvoll die andre Hälfte des Kopfes rasirte, in welcher Arbeit wir durch unsre Ankunft eine Unterbrechung hervorgerufen zu haben schienen. Aber ländlich, sittlich!

Der Pasig ist ein ganz hübscher Fluß, seine Ufer, mit einer den Tropen eigenen Vegetation bedeckt, sind im Allgemeinen flach, lassen aber durch eine Menge von Dörfern, welche hier die Landschaft schmücken, die Bedeutung des ersteren erkennen. Er ist in der That die große Straße, auf welcher die Natur- sowie einige Kunstproducte der Provinz, welche den Namen des Sees trägt, zur Hauptstadt gelangen. Als wir Santa Anna, das erste Dorf, passirten, lag noch Alles im tiefen Schlummer; nur unter den Hähnen, die auf den Philippinen eine so große Rolle spielen, zeigte sich schon reges Leben. Dieser Ort ist ein Lieblingsaufenthalt der Europäer und Viele derselben haben hier ihren beständigen Wohnsitz, von wo aus sie täglich zur Stadt fahren, um ihren verschiedenen Berufsgeschäften zu folgen. Eine andre Stunde brachte uns nach „St. Pedro," welches sich durch eine große Fabrik auszeichnet, in der die berühmten Manilatane verfertigt werden.

Der Manilahanf ist ein so außerordentlich verbreiteter Handelsartikel, daß es vielleicht von Interesse ist zu wissen, daß derselbe von einer, unsrem Hanfe sehr unähnlichen Pflanze geliefert wird. Es ist dies eine Art Banane, Musa trogloditarum textoria der Botaniker, welche sich nicht wesentlich von den übrigen Arten dieses eigenthümlichen Gewächses unterscheidet. Nur die Faser des Stammes wird benutzt, und wird derselbe kurz vor der Blüthezeit oben und unten durchschnitten, seiner Blätter und Blattstiele beraubt den verschiedenen Manipulationen unterworfen. Die Bananenarten, welche in unseren Treibhäusern gezogen werden, wie schön sie auch immer durch die Kunst sich entfaltet haben mögen, geben dennoch nur einen schwachen Begriff von dem, was in ihrer Heimath die Natur zu erzeugen im Stande ist. Ja, es ist die Banane, das Brod der Indier, welche von allen Pflanzen allein einen wahrhaft wunderbaren Eindruck auf mich gemacht hat; namentlich ist es ihr fabelhaft rasches Wachsthum und man könnte fast sagen, daß man an ihr das Wachsen beobachten kann. Da nicht in allen Treibhäusern dieses Gewächs gezogen wird, so möchte eine etwas genauere Beschreibung desselben nicht ganz ohne Werth sein. Was seine Form anlangt, so ist es ein blattreiches, lilienartiges Gewächs von etwa 16 bis 24 Fuß Höhe, dessen 6 bis 8 Fuß lange Blätter aus einem verkürzten Stamm (Schaft) zusammengerollt hervorschießen. Die bei uns in Töpfen gezogene Calla ist ihm nicht unähnlich und wird, riesenhaft vergrößert gedacht, ein ziemlich richtiges Bild derselben geben. In kurzer Zeit hat sich ein Blatt entfaltet, das, da seine parallelen Adern senkrecht gegen die Axe hinlaufen, alsbald vom Winde zerrissen wird. Es vertritt die Stelle des Papiers, insofern Sachen darin eingewickelt werden, sowie es auch als Ersatz von Geschirr dient, indem man in demselben bäckt und bratet. Der Blüthenschaft enthält scheinbar nur eine Blüthe in Form einer Riesen-Tulpenknospe. Bald öffnet sich jedoch ein Blatt dieser Hülle und man sieht an seiner Basis 10 bis 13 weiße, röhrenförmige Blümchen. Nachdem diese verblüht, löst sich das Blatt ganz ab. Während dieser Zeit verlängert sich der Schaft und eine andre Hülle zeigt ebenso viele Blümchen, was sich 6 bis 8 Mal wiederholt; so daß man zuletzt an diesem Blüthenkolben 6 bis 8 Mal 10 bis 13 Blümchen wahrnimmt, die zweireihig gruppenweise, 2 bis 3 Zoll auseinander sitzend, sich in äußerst kurzer Zeit in Früchte umwandeln. In der That, während die jüngsten Blümchen sich kaum geöffnet haben, sind die ältesten schon Früchtchen geworden. Ist diese Metamorphose mit allen Blumen vorgegangen, so wird die Riesentraube abgeschnitten und zum Nachreifen aufgehängt. Obgleich es viele Spielarten giebt, so sind doch nur die Früchte unterscheidbar.

Nachdem wir noch verschiedene andre Dörfer passirt waren, die sich vornehmlich mit der Cultur des Zuckerrohrs beschäftigen, erreichten wir endlich die Stadt Pasig. Es mochte etwa neun Uhr sein, als wir ans Land stiegen, theils um diesen Ort näher in Augenschein zu nehmen, vor Allem aber, um uns zu restauriren. Wir hatten uns von Hause mit etwas Wein und einigen

Digitized by Google

Backwaaren versorgt, und mit Hülfe einer reichen Auswahl von Früchten, die sich hier vorfanden, ließ sich ein vortreffliches Frühstück herstellen. Wir thaten demselben auch die gebührende Ehre an und als uns die Zeit zum Aufbruch mahnte, machten wir erst einen Spaziergang durch die Stadt, wenngleich uns für die Besichtigung derselben nur wenige Minuten gehörten. Wir hatten nämlich noch ein langes Tagewerk vor uns, und unsre Mannschaft drang auf eine baldige Abfahrt, falls wir nicht mitten auf der Lagune übernachten wollten. Pasig trägt die Physionomie eines indianischen „Pueblo's," deren Einwohner, mit wenigen Ausnahmen, „Tagalen" sind. Ihre Zahl mag sich auf 4000 belaufen. Sämmtliche Häuser bestehen aus Bambus (Bambus arundo) und sind bedeckt mit den Blättern der Nipapalme (Nipa fruticans). Sie stehen auf Pfählen 10 bis 15 Fuß hoch über der Erde und da das ganze Gerüst, Dach, Fußboden, kurz Alles, ohne einen Nagel oder Eisen in irgend welcher Gestalt zusammengefügt ist, so besitzen sie eine Elastizität, die wohl im Stande ist, den Wirkungen der Erdbeben und Orkane zu widerstehn. Außerdem ist das Innere der Häuser so luftig und kühl im Verhältniß zur umgebenden Luft, daß man sich beim Eintreten nicht wenig überrascht fühlt. Bei der Mittelclasse ist dasselbe gewöhnlich in zwei ungleiche Theile getheilt, wovon der größere als Wohn- und Schlafzimmer, der kleinere als eine Art von Rumpelkammer benutzt wird. Die wohlhabendere Classe hat oft drei bis vier Abtheilungen im Innern und selbst verschiebbare Austerschalenfenster, welche auf der Insel allgemein statt der Glasfenster im Gebrauch sind, während die armen Leute sich mit Matten zu begnügen haben. Wenn man das Ensemble eines solchen Städtchens betrachtet, so wird man recht schlagend daran erinnert, auf wie wunderbare Weise die Vorsehung für jeden Theil der Welt, je nach den Erfordernissen und Gewohnheiten der Völker gesorgt hat. Eine Thatsache, die am meisten in die Augen fällt, wo die Civilisation die wenigsten Fortschritte gemacht hat. Wenn hier auch unter den Bewohnern die Consumtion von Reis bedeutend ist, so können sie doch schon von Fisch und Früchten, ja von letzteren allein leben. Der Bambus giebt ihnen Häuser, Brücken, Waffen, Stricke, Wasserbehälter und so viele andere Artikel, daß deren Aufzählung mehr Zeit und Raum beanspruchen würde, als ich hier wohl erübrigen kann.

Eine halbe Stunde später sahen wir uns wieder behaglich in unsrer Banka, fertig, um „in See zu gehen." Die Ufer des Flusses, wo derselbe mit der Laguna in Verbindung steht, sind sehr flach und von sumpfiger Beschaffenheit. Hier wird ein ziemlich bedeutender Fischfang getrieben und Geräthschaften aller Art zu diesem Zweck lagen nah und fern umher. Was uns sehr amüsirte, waren die kleinen Indier, welche wie Affen auf Büffeln saßen, oder auf dem Rücken dieser kolossalen Thiere hingestreckt lagen, während diese weideten oder im Wasser Schutz gegen die große Hitze suchten. Zuweilen sieht man diese Büffel, — auf den Philippinen „Carabaos" genannt — in Pfühlen und andren stehenden Gewässern bis an die Ohren im Wasser stehen, so daß man nur die Hörner und Schnautze sieht, in welcher Stellung sie sich äußerst wohl zu fühlen scheinen. Sobald man aus dem engen Fluß in die Laguna tritt, und soweit vorgedrungen ist, daß die Aussicht nicht mehr von dem hochwüchsigen Rohr beeinträchtigt ist, welches hier in besonderer Fülle vorhanden und den Enten zum Lieblingsaufenthalt dient, zeigt sich die große Fläche dieser Wassermasse, welche im Süden und Westen von hohen Gebirgen begrenzt ist von entschiedener Wirkung. Die Laguna ist ohnstreitig einer der größten Landseen der Welt und ist überdies reich an malerischen Punkten. Ihm verdankt die Provinz, welcher der See den Namen gegeben hat, ihren Ruf, der durch die Güte und Verschiedenheit ihrer Früchte noch vermehrt wird. Der Fruchtmarkt von Manila wird hauptsächlich von dieser Provinz versehen. Besonders reich ist sie an „Chicos" (Achras sapata), einer der Beergris an Aussehn nicht ungleichen Frucht; ferner finden sich hier Mangabäume (Mangifera indica) von vorzüglicher Größe und Schönheit, welche der Landschaft eine Frische verleihen, und den ermatteten Wanderer zur Ruhe einzuladen scheinen. Sie liefern die Lieblingsfrucht der europäischen Bevölkerung in Manila, bei welcher sie, namentlich in hygienischer Beziehung, in einem, nach meiner Meinung ganz unverdienten Ruf stehen. Wir nahmen

die Richtung nach dem südlichen Gebirge, und da der Wind so leicht war, daß er kaum die Segel in Spannung erhielt und somit uns auf eine etwas lange Fahrt vorbereitete, so trafen wir Vorkehrungen zur „Siesta." Die Hitze trug das Ihrige dazu bei und bald lagen wir im tiefen Schlummer. Zuweilen, wenn der Eine oder der Andre von uns die Augen öffnete, konnten wir bemerken, daß die „Mannschaft" sich an uns ein Beispiel genommen hatte und daß das Fahrzeug im Spiel der „Winde" und in den Strömungen der „Wasser" bald Süd, bald Nord, bald West, bald Ost mit seiner Spitze zeigte. Endlich überzeugte uns eine Dampfmasse, welche sich schwerfällig vom Boden des deutlicher hervortretenden Ufers erhob, daß wir uns den heißen Quellen der Bäder (los baños) näherten. Diese Quellen wurden früher in der That zu Bädern in verschiedenen Krankheiten rheumatischer Natur sowie der Haut benutzt, was noch gewisse Ruinen von Badehäusern bezeugten; aber jetzt bedienen sich ihrer nur noch Eingeborne zum Kochen. Wir hatten einige Eier, die wir in Pasig vor unsrer Abreise erstanden und welche uns sehr zu Statten kamen.

Von hier stiegen wir einen kleinen Berg hinan, um eine Aussicht auf den See von Socol zu haben. Dieser ist unter dem Namen des „bezauberten Sees" bekannt, und wohl verdient er diesen Namen! Ihn zu beschreiben vermag weder Pinsel noch Feder! Der Anblick der ganzen Scenerie ist in der That zauberhaft und den Charakter derselben näher zu specificiren übersteigt wenigstens meine Kräfte! Die beinahe runde Form des Sees, welcher einen Umfang von einer halben Meile haben mag und mit Ausnahme der Stelle, wo wir standen, von einem steilen, etwa 1500 Fuß hohen felsigen, theils nackten, theils üppig bewachsenen Ufer umschlossen ist, giebt ihm das Ansehn, als ob seine Wasserfläche sich in Wirklichkeit soviel Fuß unter der Ebene der Laguna befände. Etwas tiefer scheint allerdings sein Niveau zu sein als das der letzteren, doch hatte ich keine Gelegenheit, mich hiervon zu überzeugen. Wir konnten uns nicht entschließen, diesen geheimnißvollen See zu verlassen, ohne ihn befahren zu haben, und so ließen wir durch unsre indianische Begleitung die Banka hinübertragen, was sie mit so vielem Geschick und mit solcher Schnelligkeit ausführten, daß wir genug zu thun hatten, ihnen mit unsern Flinten zu folgen. Auf dem Wasser ist der Eindruck um Vieles verstärkt, welchen man vom ersten Anblick erhält. Man fühlt sich fast grauenvoll erregt, wenn man die Ufer hinaufschaut und wähnt im Waschbecken eines Riesen der Märchenwelt zu schwimmen. Noch schauerlicher wird diese Empfindung, wenn man sich der Seite nähert, wo die Ufer von einer üppigen Baumvegetation bekleidet sind. So steil und überhängend, daß selbst die Sonnenstrahlen um Mittag keinen Durchgang finden können und deswegen der Wasserfläche eine kalte Aschfarbe ertheilen. Um die Wirkung eines Knalles in einem solchen Riesenbecken zu sehn, löste mein Freund einen Flintenschuß. Wie groß war unser Staunen, als wir uns nicht allein von der kolossalen Verstärkung des Schalls überzeugt sahen, sondern dieser unmittelbar von dem Geprassel eines Gewehrfeuers gefolgt zu sein schien, hätte nicht eine schwarze Wolke, die in diesem Augenblick über uns dahinzog und uns in den tiefsten Schatten versetzte, sowie ein verworrenes Geschrei, das Geistern der Hölle anzugehören schien, unsre Aufmerksamkeit auf sich gezogen und das Räthsel auf eine mehr natürliche Weise gelöst. Diese Wolke bestand nämlich aus nichts Andrem als einer ungeheuern Anzahl von großen Fledermäusen (Vespertilio Vampyrus) und Wasservögeln der verschiedensten Art, welche vielleicht im Laufe des Jahres sich kaum zweimal in ihrem Aufenthalt von menschlichen Wesen gestört sehen. Wir schossen später einige, ohne aber die Genugthuung zu haben, einer derselben habhaft zu werden; denn kaum berührten sie die Oberfläche des Wassers, als sie auch schon die Beute der Kaimane wurden, von deren Dasein wir nur durch diesen Umstand unterrichtet wurden. Als wir wieder das Ufer hinanstiegen, athmeten wir tief auf: der Zauber war gelöst!

Wir gingen denselben Weg zurück, welchen wir gekommen, und wieder einmal „flott" auf der Laguna, schlugen wir eine westliche Richtung ein, um in Calamba zu übernachten. Von hier aus war es unsre Absicht, weiter landeinwärts zu gehen und überhaupt den Rest unsrer Reise zu Pferde zu machen. Wir verabschiedeten demzufolge unsre Begleitung nebst Banka und trabten

Digitized by Google

hat. Selbst in der Stimme scheint das chinesische Element sich zu erkennen zu geben, indem die Sprache fast bei Allen etwas Schleppendes, man möchte sagen Näselndes hat. Nirgend habe ich die Erscheinungen des Atavismus eclatanter hervortreten sehn als hier. Ich hatte oft Gelegenheit zu beobachten, daß die Abkömmlinge ersten Gliedes dieser Mestizen weniger die chinesischen Charaktere an sich trugen, als dies bei den zweiten und dritten Gliedern der Fall war, ohne daß etwa eine neue Zufuhr „rein himmlischen" Blutes stattgefunden hätte. Diese Classe macht einen sehr wichtigen Theil der Bevölkerung dieser Inseln aus, und kommen die spanischen Mestizen in dieser Beziehung kaum in Betracht; denn während die Gesammtzahl von diesen sich auf nicht 5000 beläuft, dürften die Ersteren doch gegen 70,000 Seelen zählen. Was nun den physischen Menschen anbetrifft, so ist es ebenso auffallend als sonderbar, daß die Indier reinen Bluts mehr schöne Gestalten ins Feld stellen können als die spanische Mestizerie. Man hält aber auch die Eingebornen der Philippinen für die wohlgebildetste Race Polynesiens, und wenn die berühmten Seefahrer Cook und Forster die schönsten Menschen Oceaniens auf den Marquisinseln gesehn haben wollen, so möchte ich nach meinen Beobachtungen, doch mit dem schuldigen Respect für diese Forscher, meine Ansicht dahin aussprechen, daß die Männer der letztern Insel zwar in der That den Ruf verdienen, ja, was die Figur anlangt, sich jedem Volke an die Seite stellen können; aber ich muß auch gestehn, daß ich dem weiblichen Geschlecht auf den Philippinen den unbedingten Vorzug gebe. Ich habe auf den Marquisinseln selten so runde Formen, so starken Haarwuchs gesehen, als ich hier oft bewundern konnte. Reinlichkeit ist bei ihnen eine Haupttugend, deren sich Alt und Jung befleißigen; allein die Gewohnheit, Betel zu kauen, vermindert in nicht geringem Grade die Reize des schönsten Mädchens: die Zähne werden dadurch roth gefärbt und zuweilen quillt der rothe Saft zwischen den Mundwinkeln hervor und läuft das Kinn hinab. Das Betelkauen ist Gebrauch aller Eingebornen, Männer und Frauen, Mestizen, Indier und Chinesen, so daß der Consum dieser Nüsse (Areca catechu) und der Blätter einiger Pfefferarten, in die jene gewickelt werden, fabelhaft erscheint. Durch seinen äußerst pikanten, unsrer Nase aber höchst widrigen Geruch verdeckt der „Buju" — so wird das zum Kauen zubereitete Stück Nuß genannt — den schlechten Geschmack im Munde, sowie er den Athem modificirt, welcher durch die erhöhte Ausdünstung des Körpers in der heißen Zone eine aufmerksame Pflege erheischt. Gleichzeitig vertritt der Buju bei den Armen die Stelle des Tabaks. Vornehme pflegen ihn in Gesellschaft mit der Cigarre zu vertauschen.

Wir hatten ein herrliches Abendessen à la Indienne, als Gegensatz des à la fourchette der Franzosen. Außer den verschiedenen Früchten bildeten Hühnerbraten, Ragout und Reis, sowie Wein in Fülle den substanzielleren Theil. Durch die Gegenwart zweier allerliebster Mädchen, der Töchter des Hauses, wurde dies Mahl zum Hochgenuß. Da der Ausdruck à la Indienne vielleicht einer Erklärung bedarf, so müssen meine Leser wissen, daß Indier wie Mestizen stets mit den Fingern essen, wogegen der in vieler Hinsicht mehr civilisirte Chinese sich zweier Stöckchen von mehr als einem Fuß Länge bedient, die er auf erstaunlich geschickte Weise zu handhaben weiß. Trotzdem wir am folgenden Morgen mit erstem Hahnenschrei wieder reisefertig zu sein beabsichtigten, so konnten wir es doch nicht über uns gewinnen, an einem improvisirten „Balle" nicht Theil zu nehmen, nochzumal derselbe vornehmlich unsertwegen arrangirt worden war. Es ist das Tanzen in diesen Landen etwas so Gewöhnliches und musikalische Instrumente irgend einer Art finden sich fast in jedem Hause vor, daß ungeachtet der kurzen Zeit, welche den jungen Mädchen zu Gebote stand, dies „Divertissement" recht befriedigend ausfiel. Die Damen des Hauses waren nicht allein die schönsten in der ganzen „Reunion," wie das nach den Gesetzen des guten Tons nicht mehr als billig ist, sondern sie waren auch sehr geschmackvoll gekleidet und entschieden die besten Tänzerinnen. Sie trugen Hemdchen von Ananasgewebe, so kurz, daß sie nicht die Hüften erreichen. Diese „Camisas de Piña" sind so fein und durchsichtig, daß unter denselben stets ein Jäckchen von feiner Leinwand getragen wird. Der Rock (Saya) ist meist von grellfarbner Seide und wird von den Mestizen über einer Crinoline ge-

tragen. Durch letztere unterscheiden sie sich von Indierinnen, besonders aber dadurch, daß diese ein seidnes, dunkelfarbiges Tuch, Tapiz genannt, um die Hüften legen, das bei Coketten ziemlich schmal ist, im Allgemeinen jedoch bis übers Knie fällt. In meinen Augen hebt der „Tapiz" ungemein die Figur, wenngleich diese Meinung keine maßgebende ist. Niemals werden Strümpfe getragen und die im Durchschnitt zierlichen Füße lassen mit Gold bestickte Pantoffel sehen, welche erstere noch kleiner erscheinen lassen. Diese sehr niedlich gestickten „Chinelas" haben nämlich nur die Breite der vier größeren Zehen; damit nun, daß der kleine Zeh ausgeschlossen bleibt, erreichen die schönen Trägerinnen einen doppelten Zweck, erstens den oben angegebenen, wodurch ihrer Eitelkeit geschmeichelt wird, zweitens aber sind sie durch diese Einrichtung in den Stand gesetzt, die Pantoffel auf den Füßen zu behalten; und in der That ist es eine Seltenheit, daß sie dieselben, selbst im wildesten Tanze, verlieren. Die Liebe zum Luxus ist ihnen angeboren und kannte ich ein junges Mädchen, das bei einer festlichen Gelegenheit für etwa 12,000 Thaler Schmuck an ihrem Körper trug. Wenn es ihre Mittel irgendwie erlauben, so haben sie die Finger voller Ringe mit Diamanten oder Brillanten besetzt; ja diese Edelsteine glänzen sogar in andern Schmucksachen wie Kämme, Nadeln, Ohrringe, ꝛc. ꝛc. Der Anzug der jungen „Elegants" ist bei all seiner Einfachheit nicht weniger kostspielig als der modernste in Europa. Er besteht aus einem mit Stickereien verzierten Hemde von Ananasgewebe mit Diamantknöpfchen auf der Brust, und goldnen Handknöpfen, das sie nicht wie bei uns unter, sondern über einer schwarzen Tuchhose tragen. Die Hose ist nicht selten aus weißleinenen oder buntseidenen Stoffen gefertigt. Ein schwarzseidner oder Manila-Hut und lackirte Stiefel vollenden den Anzug. Bei der niederen Volksclasse besteht die Kleidung natürlicherweise aus gröberen Stoffen und bedienen sich Männer sowie Frauen oft des Taschentuchs als Kopfbedeckung; im Uebrigen behält aber obige Beschreibung ihre Gültigkeit. Da die Hemdchen der Mädchen nie weiter als an die Taille reichen und diese Classe keine Jäckchen darunter anziehn, so pflegen sie ein kleines Tuch in der Weise um den Hals zu werfen, daß die Zipfel desselben zum Theil die Brüste bedecken. Das Haar wird auch hier als Hauptzierde der Frauen geschätzt und habe ich Mädchen gesehn, die dasselbe in einen Knoten zu schlingen hatten, um nicht darauf zu treten. Sie tragen es nämlich, wenn zu Hause, lose auf den Rücken fallend, welche Sitte selbst von Europäerinnen angenommen worden ist, allein in Gesellschaft haben sie es — zwar ungeflochten und ungescheitelt — in ein Netz gewunden. Was die Schönheit des Haars sehr beeinträchtigt, ist, daß es häufig der Stärke des Pferdehaares nichts nachgiebt. Auffallend sittsam scheinen sie dem Unbekannten gegenüber, besonders wenn man den, nach europäischen Begriffen, etwas schlüpfrigen Anzug in Rechnung bringt. Besucht man eine schöne Indierin, so trifft man stets ein Heer von Freiern in ihrem Hause, von denen oft Keiner weiß, wer der wahre „Novio" (Bräutigam) ist. Monate lang hat der junge Mann sein Lieb ununterbrochen zu besuchen, ohne sich von ihr nur der kleinsten Gunst rühmen zu können. Eigenthümlich ist allerdings die Art, in welcher diese Visiten gemacht werden: Der junge Mann, der schon der Erkorene sein mag, wünscht bei seinem Eintritt allen Anwesenden einen guten Abend, setzt sich alsdann in einen Winkel, und spielt den stillen Beobachter; dann, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, verabschiedet er sich wieder nach einigen Stunden. Ich habe dies wiederholt beobachtet, aber nie bemerkt, daß jener die geringste Theilnahme am Mädchen noch sonst an der Unterhaltung verrieth. Der Anstand spielt in mancher Beziehung überhaupt eine große Rolle. Ein junges Mädchen giebt selbst bei der Begrüßung einem Manne nicht die Hand, noch setzt sie sich an dessen Seite; ja bei ganz Fremden lassen sie den demselben nächststehenden Stuhl leer, um in gehöriger Entfernung bleiben zu können.

Obgleich die Soirée bis spät in die Nacht dauerte, so waren wir, unsrem Plane gemäß, doch am frühen Morgen auf den Beinen. Unser freundlicher Wirth ging in seiner Gastfreundschaft so weit, uns noch zur Fortsetzung unsrer Reise mit Pferden zu versorgen.

Das Ziel, welches wir uns zunächst gesteckt hatten, war Santo Tomas, von wo

aus wir den Vulcan von Taal besuchen wollten. Wir verabschiedeten uns demgemäß von unsern neuen Freunden und einmal wieder zu Pferde, setzten wir unsere Gäule sofort in einen scharfen Trab, um womöglich die größte Hitze im Freien zu vermeiden, indem wir darauf rechnen durften, den Ort unserer Bestimmung noch in guter Zeit zu erreichen. Die Landschaft, durch welche unser Weg führte, trug eine höchst einförmige Physiognomie und contrastirte deswegen nicht gerade vortheilhaft mit derjenigen, welche wir bis jetzt durchwandert hatten. Im großen Ganzen war das Land flach, hier und da wellenförmig durchbrochen und zum Theil mit hohem Grase bewachsen, welches durch die lange Dürre halb versengt, nach Regen auch zu lechzen schien. Ein Ritt von vier guten Meilen ist in diesen Gegenden an und für sich schon keine Kleinigkeit, und so war es denn nicht zu verwundern, daß wir die Strapazen des vergangenen Tages um so mehr empfanden.

Als wir in Santo Tomas unseren Einzug hielten, hatten wir das Glück, dem Padre des Ortes zu begegnen, welcher, den Zweck unserer Reise errathend, uns aufs freundlichste einlud, die Zeit der Mittagshitze in seiner Wohnung zuzubringen. Da wir aus Höflichkeit abgestiegen waren, so schlenderten wir alle drei langsam dem Convente, welcher, den Flügel einer recht hübschen Kirche bildend, uns durch das Laub der Bäume mit seinen weißen Mauern entgegenschimmerte, zu, und athmeten bald die ungleich frischere Luft innerhalb des aus Steinen aufgeführten Gebäudes. Die Kühle, welche hier in den großen Räumen herrschte, wirkte äußerst wohlthuend auf unsere müden Glieder und wir vergaßen fast die gehabten Anstrengungen, als wir wie neugeboren aus einem Bade stiegen, welches uns die Aufmerksamkeit des Priesters verschafft hatte. Der Padre war ein Indier, sprach aber ein sehr gutes Spanisch und zeigte überhaupt ziemlich viel Scharfsinn in der Unterhaltung.

Es ist ein ganz schöner Zug der spanischen Regierungsform, daß die Eingeborenen sich jedem Berufe, zu dem sie Neigung haben, widmen können, und so kommt es, daß sehr viele den geistlichen Stand allen übrigen vorziehen, wahrscheinlich weil die Repräsentanten desselben fast stets ein wohlgenährtes Aeußere zeigen können, das auf Laien einen verführerischen Eindruck machen muß, was auch die Mängel dieses Berufes sein mögen.

Nachdem wir unsere Toilette beendet, gingen wir in die große Halle, wo der liebenswürdige Padre uns nochmals bewillkommnete, und ein Frühstück auftragen ließ, das uns vollständig wieder herstellte. Eine Cigarre machte, wie es der Gebrauch, den Beschluß und dann übernahm unser Wirth die Pflicht eines Cicerone, zeigte uns die Kirche und die übrigen Räumlichkeiten des Convents und stellte uns alsdann seiner Nichte vor, die während unserer Rundschau gekommen war, dem guten Onkel einen Besuch zu machen. Auf diesem Archipel tritt nämlich die merkwürdige Erscheinung auf, daß, da die Priester sich nicht verheirathen dürfen und mithin keine eigenen Kinder haben können, sie bei vaterlosen Geschöpfen die Stelle eines Vaters vertreten. Sie thun dies natürlicherweise aus christlicher Liebe und um der Welt gegenüber jeden Anstoß zu vermeiden, gelten sie als die Oheime jener keineswegs unglücklichen Wesen; denn ein junges Mädchen mit einem solchen Onkel thut sich darauf nicht wenig zu gute.

Die Kleine hielt sich nur wenige Augenblicke auf, und nachdem wir es uns auf den Bambuslehnstühlen von eigenthümlicher Construction bequem gemacht und eine frische Cigarre angezündet hatten, unterhielten wir nun unsererseits den guten Padre mit den Neuigkeiten der Hauptstadt. Auch wurde das Gebiet der Politik berührt, wofür unser Wirth ein ziemlich lebhaftes Interesse an den Tag legte; allein die geographischen Kenntnisse des alten Herrn waren doch im Allgemeinen zu verworren, um ihm die europäischen Zustände mit einigem Erfolg aus einander zu setzen. Nach seinen Begriffen war Spanien das Centrum der Civilisation, und alle übrigen Länder der Erde hatten nur die Aufgabe, den Glanz der spanischen Krone zu erhöhen und auf der Karte den etwas starken Rahmen zu seinem Bilde zu liefern. Ein Beispiel übrigens, das anderswo ein Analogon finden möchte.

Als das Gespräch sich wieder uns näher liegenden Gegenständen zuwandte und die Frage in Anregung gebracht wurde, ob und in wieweit die größeren Ausflüge der Touristen in jenen Gegenden durch herumzie-

Digitized by Google

hende Räuberbanden gefährdet seien, erzählte er uns unter Anderem folgende Geschichte: Drei junge Leute hatten im Mai vorigen Jahres dieselbe Excursion unternommen; als sie aber in Calamba angekommen, hatte der Eine von ihnen, geschreckt durch eine Erzählung von den Thaten dieser Vagabonden, vorgezogen, dort zu bleiben, um mit erster Gelegenheit zu Wasser nach Manila zurückzugehen, während die andern Beiden die Reise von Calamba nach Santo Tomas fortsetzten. Der Zufall wollte jedoch, daß um diese Zeit kein Fahrzeug eintraf, und wahrscheinlich von Langeweile geplagt, oder sich vielleicht seiner Feigheit schämend, faßte der kühne Jüngling endlich den Entschluß, seinen Gefährten nachzureisen. Aber dem Schicksal, dem er hatte entrinnen wollen, lief er nun gerade in den Rachen. Er wurde in der That auf dem Wege hierher von den berüchtigten Tulisanos abgefaßt und sein indischer Begleiter, welchen er sich theils zum Schutze, theils zum Führer von Calamba mitgenommen hatte, ließ ihn in seiner Gefahr grausam im Stich. Glücklicherweise hatten sich die Räuber mit dem, was er bei und an sich trug, begnügt; ja, man war so großmüthig gewesen, ihm ein zerrissenes Hemd als Gegengabe zu octroyiren, in welchem Costüme er denn auch im Uebrigen unbeschädigt, aber in sehr schlechter Laune hier eintraf. Ich half dem Armen mit einem Anzuge aus, und ein Freund von mir, der Geschäfte halber nach Manila ging, nahm ihn auf der Reise in seinen Schutz.

Diese Tulisanos, welche das Land so unsicher machen, sind meist Flüchtlinge der indischen Armee; aber auch solche, die ihrer Dienstpflicht vollkommen genügt haben, gesellen sich zu ihnen und bilden so nicht selten gewissermaßen disciplinirte Banden.

Die Eingeborenen sind nämlich gesetzlich zu einer Dienstzeit von acht Jahren verpflichtet, nach deren Ablauf sie ohne Pension und sonstige Mittel zur Erlangung einer sicheren Existenz entlassen werden. Eine Einrichtung, die sich in den Tropen wohl durchführen läßt, nichtsdestoweniger dem angeborenen Hange zur Trägheit Vorschub leisten muß. Die fortwährenden Unruhen der Negritos auf der Isla de Negros, besonders aber die kühnen Raubzüge der Lanuns auf Mindanao, welche nicht allein gegen die christlichen Indier, die in ihrer Nachbarschaft wohnen, gerichtet sind, sondern sich selbst auf die Gewässer, die jene Insel bespülen, ausdehnen, erheischen ein stattliches Contingent von Soldaten; die regulären Truppen des Archipels belaufen sich auf ungefähr zehntausend Mann und bestehen hauptsächlich aus Indiern, denen es unter Führung spanischer Offiziere keineswegs an Muth mangelt.

Was die Negritos anbetrifft, so bilden diese wahrscheinlich eine autochthone Race, welche auch auf anderen Inseln des asiatischen Archipels vorkommt; sie scheinen von der braunen, malayischen Race, mit der sie nichts gemein haben, mehr und mehr verdrängt worden zu sein, bis sie, obwohl vielleicht die einstigen Urbewohner, sich in die Berge flüchteten, wo sie sich aber jedem Civilisationsversuche mit Hartnäckigkeit widersetzen. Sie sind von sehr kleinem Wuchs — ihre Größe wird auf $4^2/_3$ Fuß durchschnittlich angenommen — von äußerst dunkler, fast schwarzbrauner Farbe, und da die wollige Krausheit ihrer Haare an die wahren Neger erinnert, so ist ihnen von den Spaniern der Name Negrito (das Diminutiv von Neger) beigelegt worden. Sie werden an verschiedenen Punkten im Norden von Luzon angetroffen, aber nicht auf den übrigen Inseln der Gruppe, wenn man die Isla de Negros ausnimmt. Ihre Seelenzahl erreicht kaum fünfundzwanzigtausend und machen sie in der That nur den kleinsten Theil der sogenannten Bergvölker aus, die auf den Philippinen auf 203,197 geschätzt werden.

Die Igorrotes, Ifagaos, Cimarrones, Iragas und viele andere Stämme, welche die Berge bewohnen, sind alles Mischlinge, theils von Chinesen mit Malayen wie die Igorrotes, theils von Japanesen mit letzteren, wie die Ifagaos, selten mit Negritos. Diese Agtas, wie die Negritos auch genannt werden, haben sich im Allgemeinen sehr frei von fremden Beimischungen gehalten, und nur im Norden Luzons, sowie auf der Nordküste von Mindanao findet man einzelne Stämme malayischen Ursprungs, bei denen sich das Negritoblut auf unverkennbare Weise ausspricht, und welche zum Theil wiederum von mongolischem Blute inficirt worden sind.

Aber mehr als die Negritos und alle übrigen Bergvölker machen die Bewohner

Mindanao's, von denen einige als ebenso kühne wie grausame Piraten berüchtigt sind, der spanischen Regierung zu schaffen. Es ist sonderbar, daß Mindanao, wo Magellan im Jahre 1521 zuerst die spanische Flagge aufhißte, gerade diejenige Insel ist, deren Bevölkerung die Autorität der Spanier nahezu gar nicht anerkennt. Mit Ausnahme einiger beschränkten spanischen Niederlassungen an einzelnen Küstenpunkten, besteht die Totalbevölkerung dieser Luzon an Größe nächststehenden Insel aus fanatischen Mohamedanern, deren Zahl auf 700,000 beanschlagt wird.

Wir hatten auf so angenehme Weise einige Stunden verplaudert, daß, als wir uns zum Aufbruch anschickten, unser gemüthlicher Wirth auf Verlängerung unseres Aufenthaltes bestand. Er wußte unsere Einwände mit so vielem Tact zu bekämpfen, daß es ihm bald gelang, uns von den Vorzügen seiner Gründe zu überzeugen, und so verschoben wir denn unseren Ausflug zum feuerspeienden Berge bis auf den folgenden Morgen, wo wir alsdann den ganzen Tag zur Weiterreise vor uns hatten, statt durch die schon vorgerückte Zeit gezwungen zu sein, die Excursion oberflächlich zu machen.

Einmal auf die Vorschläge des guten Padre eingegangen, ließ er uns durch einen dienstbaren Geist ein geräumiges Zimmer anweisen, worin zwei Betten standen, während er sich gleichfalls zurückzog, um die übliche „Siesta" (Mittagsschlaf) zu halten.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, will ich für diejenigen meiner Leser, welche nicht mit der Lebensweise in tropischen Ländern vertraut sind, bemerken, daß Betten in diesen Gegenden mit den unserigen außer Namen und Zweck keine weitere Verwandtschaft haben, wenigstens so lange man unter diesem Ausdrucke den vollständigen Schlafapparat versteht. Bettstellen werden nur von Europäern und zuweilen von Mestizen benutzt; allein schon die Mehrzahl der Letzteren, sowie die Eingeborenen par excellence begnügen sich mit Matten und ein oder zwei Kissen; die Strohmatten werden zur Nachtzeit einfach auf den Fußboden des größten Zimmers oder der Halle, wo eine solche existirt, ausgebreitet und dienen so den Indiern als Lager, ohne alle Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Die gebräuchlichen Bettstellen sind von Holz und in Form den englischen nicht unähnlich; sechs Fuß lang bei einer Breite von vier Fuß und mit meist grünen Gazevorhängen zum Schutz gegen die Mosquitos versehen. Diese Mücken sind für Europäer, besonders für solche, welche noch nicht acclimatisirt, eine fürchterliche Plage; das Blut derselben scheint eine wahre Delicatesse für sie zu sein. Am Tage kann man diese Insecten durch Tabacksrauch leicht genug verscheuchen, aber des Nachts sind sie nur durch die Gardinen fern zu halten; und sollte eins durch die schützende Hülle auf irgend eine Weise gekommen sein, so versteht es volle Rache zu nehmen, und Personen mit sehr reizbarer Haut, bei denen also jeder Stich eine kleine Beule hervorbringt, können oft zur Verzweiflung gebracht werden.

Auf dem Boden der Bettstelle, welche aus Sackleinwand oder Rohrgeflecht besteht, befindet sich die Matte und die Kissen. Als Decke bedient man sich entweder eines Lakens, oder man ist mit einer weiten Hose und chinesischen Jacke bekleidet.

Um vier Uhr wurde das Mittagsessen angesagt, und wir begaben uns abermals in die Halle, wo der Padre schon unserer wartete. Zur Feier des Tages zierte ein prachtvoller Truthahn die Tafel und einige Gläser echten Jerez waren nicht weniger geeignet, unsern Appetit zu schärfen, so daß wir nicht umhin konnten, uns mit der Mahlzeit vollkommen befriedigt zu erklären. Nach Tisch machten wir eine kleine Spazierfahrt, die mit dem Besuch seines Landhauses (casita de recreo) schloß, das dem guten Padre wie seiner kleinen Nichte, welche in demselben unumschränkte Gebieterin zu sein schien, zur vollen Ehre gereichte. Schon das Aeußere und die Umgebung des Häuschens zeugten nicht allein von vollkommener Behaglichkeit, sondern auch von vielem Geschmack. Eine herrliche Allee von Mimosen, Manga- und Alangilangbäumen führte, sich in großem Bogen an einem Hügel hinziehend, auf einen fast viereckigen Platz, der sich vor dem Hause ausbreitete und als Theil des ihn begrenzenden Gartens betrachtet werden konnte. Auf der ganzen Strecke war, zur Zeit unserer Ankunft, die Luft mit einem Arom erfüllt, das trotz seiner exquisiten Schönheit betäubend auf die Geruchsnerven des Ankommenden wirkte.

Die Blumen des Alangilang (Unona odoratissima) haben an äußerer Beschaffenheit nichts Auffallendes, jedenfalls würde man ihnen Unrecht thun, wollte man sie schön nennen; ja, zögen sie nicht wegen ihres specifischen Geruches die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich, so würde man sie kaum der näheren Betrachtung werth erachten, da die sechs langen, schmalen und zugespitzten Blumenblätter, die strahlenförmig in den etwas fleischigen Kelch eingesetzt sind, eine gelblich grüne, höchst unscheinbare Farbe haben, die sich zwar recht hübsch von dem dunkeln Grün der sehr großen Baumblätter abzeichnet, dennoch wenig geeignet ist, einen besondern Effect zu erzielen. Die Essenz, welche man in Manila von diesen Blumen durch Destillation gewinnt, ist aber so geschätzt, daß in Paris die Unze desselben mit fünfzig Francs bezahlt wird.

Der Garten nahm, in Form eines Parallelogramms, einen ziemlich bedeutenden Flächenraum ein; sein größter Durchmesser kreuzte die Vorderseite des Hauses und ein klarer Bach durchrieselte ihn in fast diagonaler Richtung. Dieser gab der Vegetation, trotz der trockenen Jahreszeit, eine Frische, die, verbunden mit einer gewissen Harmonie, welche die verschiedenen Gruppen von Floras schönsten Kindern zu durchwehen schien, das Herz des Besuchers entzücken mußte. Das Innere des Hauses war ebenso einladend und entsprach vollständig der günstigen Meinung, die wir uns, noch ehe wir die Schwelle überschritten, unwillkürlich von demselben gemacht hatten.

Es gefiel uns hier so wohl, daß wir bis spät in die Nacht verweilten, und obwohl wir diesmal nicht mit einem improvisirten Ball geehrt wurden, so verbrachten wir doch in diesem kleinen Familienkreise einen höchst angenehmen Abend.

Am nächsten Morgen standen wir mit der Sonne auf, nahmen ein Bad, alsdann eine Tasse Chocolade — eine fast allgemeine Sitte — und machten uns wiederum reisefertig. In dem bequemen Wagen, den uns der gemüthliche Priester zur Verfügung gestellt hatte, erreichten wir bald den See von Bombon, und ich kann sagen, daß ich nie eine schönere Gegend gesehen habe, als die, welche sich, je mehr wir uns seinen Ufern näherten, vor unsern Augen erschloß. Lange bevor der See sichtbar war, konnten wir ungeheure Massen von Rauch in kolossalen Säulen aufsteigen sehen, ohne jedoch den Vulcan selbst zu entdecken. Dieser ist von so geringer Höhe, daß der Reisende erst dann von ihm eine Ansicht erhält, wenn er fast hart am Ufer des Sees steht, welch letzterer durch eine kaum zwei Meilen breite, niedrige und ganz aus trachytischem Tuff bestehende Landenge vom Meere getrennt ist.

Man glaubt, daß der Vulcan in früheren Zeiten von der Ausdehnung gewesen sei, welche gegenwärtig die ihn umgebende Lagune hat und daß der höchste Punkt desselben, der sich aus der Mitte des Wasserbeckens erhebt, in Folge eines Einsturzes allein übrig geblieben sei. Er bildet eine Insel von dreieckiger Gestalt, deren breitere Nordseite dem Dorfe Talisay zugekehrt ist; der südliche Krater erhebt sich bis zu einer Höhe von sechshundert Fuß, während der nördliche vielleicht keine vierhundert Fuß erreicht; die Nordwestspitze der Insel wird von einem gänzlich erloschenen Vulcankegel gebildet, dem sogenannten Binintiang grande, ein kleiner, der Binintiang chico, ist an der Südspitze gelegen.

Die Lagune, auch See von Taal genannt, ist etwa fünfzehn Meilen in Umfang und hat eine nahezu ovale Gestalt; ihre größtentheils hohen Ufer sind mit der üppigsten Vegetation bewachsen; hier und da jedoch von überhangenden Klippen nackter Felsen unterbrochen. Diese Klippen werfen auf die Wasserfläche jene dunkeln Bleitinten, die in so hohem Grade den See von Socol charakterisiren, welche hier aber der Scenerie einen Anstrich glücklicher Ruhe verleihen und mit der weißen vom Krater ausgestoßenen Rauchsäule in überraschendem Einklange stehen.

Nachdem wir unsere Augen an der reizenden Gegend für einige Zeit geweidet hatten, gingen wir zum Ufer hinab, wo wir ein kleines, aus einem Baumstamm gefertigtes Canoe zu unserer Benutzung vorfanden. Wir hatten dasselbe von einem in der Nähe wohnenden Indier gemiethet, der auch gleichzeitig unsere Ueberfahrt besorgte. Die Entfernung des Inselvulcans von dem Punkte, von dem wir abfuhren, nahm uns zwei gute Stunden, eine Zeit, lang genug, um den Sitz in einem so engen Fahrzeuge recht unbequem zu finden.

Entfernung der verschiedenen Gegenstände nur aus deren Verkleinerung entnommen werden konnte: Blöcke von enormer Größe, deren phantastische Formen in der Einbildungskraft das lebhafteste Spiel hervorriefen, markirten sich auf eine Weise, daß man kaum für möglich gehalten hätte, daß das Auge einen so umfassenden Raum mit völliger und gleichzeitig minutiöser Klarheit in sich aufzunehmen vermöchte. In der Mitte des Abgrundes konnte man zuweilen kleinere Krater erkennen, doch war meist die Masse des Rauches zu dicht, um ein sicheres Urtheil über Zahl und Form derselben wagen zu können.

Wir kletterten beinahe den ganzen Tag auf diesem interessanten Inselberge herum und erst, als die Sonne tief im Westen stand, stiegen wir hinab und machten Anstalten, das jenseitige Ufer des Meeres zu erreichen. Es war zehn Uhr vorbei, als wir in die Mündung des Pansipit einliefen, ein Fluß, der die schon erwähnte Landenge durchströmend, sich bei der Stadt Taal ins Meer ergießt und so eine Verbindung der Lagune mit diesem herstellt. Hier entließen wir unseren Führer und vertauschten das enge Boot mit einer geräumigen Barke in welcher wir uns den Fluß hinunterfahren ließen, um bei Tagesanbruch in Taal zu sein.

Ein Igorrote von den Philippinen.

Diese zwar reizend gelegene, aber äußerst ärmlich aussehende Stadt hat eine Einwohnerzahl, die fünfzigtausend Seelen übersteigen soll; dennoch wähnt man sich in einem miserabeln Dorfe, wenn man ihre Straßen durchwandert und nichts als unbedeutende indische Häuser zu Gesicht be-

Digitized by Google

kommt. Nichtsdestoweniger ist Taal von entschiedener Wichtigkeit, besonders wegen seiner Baumwollen- und Hanffabrikate, die wohl den Hauptindustriezweig der Eingeborenen ausmachen. Die Baumwolle, welche hier gebaut wird, ist von vorzüglicher Güte und der Abaca ist ein nicht weniger gesuchter Handelsartikel. Was die Stadt aber gleichfalls bemerkenswerth macht, ist, daß man in derselben keine Chinesen findet; eine Thatsache, die um so eigenthümlicher erscheint, als nur wenige Orte so nahe der Hauptstadt ein Gleiches sagen können, indem doch sonst der Archipel mit dieser gezopften Nation überschwemmt ist.

Da wir zu dieser Zeit froh waren, unsere Tour beendet zu haben, so benutzten wir die erste Gelegenheit zu unserer Rückkehr nach Manila; diese bot sich auch noch denselben Nachmittag in der Gestalt eines Küstendampfers, in dem wir uns dann für die Hauptstadt einschifften, um daselbst nunmehr die Regenzeit, welche jeden Tag ihren Anfang nehmen konnte, mit aller Resignation zu erwarten.

Literarisches.

Adolph von Wrede's Reise in Hadhramaut, Beled beny Yssa und Beled el Hadschar. Herausgegeben, mit einer Einleitung, Anmerkungen und einer Erläuterung der Inschrift von Obne versehen, von Heinrich Freiherrn von Maltzan. Nebst einer Karte und Facsimile der Inschrift von 'Obne. Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn, 1871.

Das vorliegende Reisewerk füllt eine schon lange signalisirte Lücke in unserer geographischen Literatur aus, eine Lücke, auf die schon im Jahre 1846 der unvergeßliche Karl Ritter aufmerksam gemacht hatte. Der erwähnte berühmte Geograph kannte den muthigen Erforscher eines bisher unbekannt gebliebenen Theiles von Südarabien, Adolph von Wrede, der im Jahre 1843 eine der wichtigsten Entdeckungsreisen unseres Jahrhunderts unternommen und ausgeführt hatte. Obgleich Ritter schon damals darauf hinwies, wie wichtig die Herausgabe des Wrede'schen Reisewerkes sein würde, so hatte dasselbe dennoch durch seltsame Zufälle bis jetzt keinen Herausgeber und Verleger gefunden. Diesem Mangel ist nun abgeholfen worden, indem der erfahrene Afrikareisende, Heinrich von Maltzan, die Herausgabe und die Vieweg'sche Buchhandlung den Verlag übernahmen. Herr von Maltzan hat das Werk mit einer ausführlichen Einleitung versehen, welche auf die Wichtigkeit der Wrede'schen Entdeckungsreise aufmerksam macht und überhaupt den gegenwärtigen Standpunkt der Erdkunde in Bezug auf den südlichsten Theil von Arabien ins Licht setzt. Außerdem verdanken wir dem Herausgeber eine sorgfältig entworfene Karte des Wrede'schen Reisegebietes, was um so anerkennenswerther, als Wrede's eigene Karte nicht mehr existirte, sowie die gelehrte Erklärung der schwierigen himyaritischen Inschrift von 'Obne, die hier zum ersten Male gedruckt erscheint, und eine mühsame Zusammenstellung der südarabischen Königslisten nach Wrede und nach den übrigen bisher bekannten Quellen. — Das Wrede'sche Werk selbst umfaßt die Schilderung seiner Reise von Aden nach Borum und Makalla (letztere noch an der Küste gelegen), dann die gefahrvolle Reise über die südarabischen Gebirgsterrassen nach dem Wâdiy do 'ân, jenem bisher nur dem Hörensagen nach bekannten fruchtbarsten Theile Südarabiens, seine verschiedenen Ausflüge von Do 'ân aus nach 'Obne, nach dem Wâdiy Mayfa'a, nach den Städten Amd und Haura, nach der Wüste el Abgâf und endlich die Beschreibung der Katastrophe, welche dem Vordringen des kühnen Erforschers ein verfrühtes Ziel setzte. In der Stadt Sayf im Wâdiy Hadscharyn nämlich wurde Wrede, dem es bisher immer gelungen war, sich für einen ägyptischen Muselman auszugeben, in seiner Eigenschaft als Europäer erkannt; nur mit Mühe rettete er sein Leben, nicht aber seine Habseligkeiten und gelangte endlich nach gefahrvollen Wanderungen, krank und aller Mittel entblößt, wieder an die Küste von Makalla, von wo er sich nach Aden einschiffte. Wir wissen kaum, was wir an unserem Reisenden mehr bewundern sollen, ob seinen Muth, unter einer gefährlichen Verkleidung in ein Land einzudringen, dessen Zugang, ähnlich wie der der heiligen Stätte, Mekka und Medina, jedem Christen untersagt ist, ob seine Geistesgegenwart, unter so vielen Gefahren noch Beobachtungen und Forschungen anzustellen und deren Resultate gar zu Papier zu bringen. Aber nicht nur den Männern der Wissenschaft, sondern selbst dem nur nach Unterhaltung begierigen Leser bietet dieses Werk reichlichen Stoff der Befriedigung seiner Neugier. Es enthält die interessantesten Sittenschilderungen der vor Wrede fast ganz unbekannten Stämme Südarabiens. Das Pikanteste sind vielleicht die merkwürdigen Abenteuer des Reisenden selbst, die, so seltsam sie auch sind, dennoch das unzweifelhafte Gepräge der Wahrheit an sich tragen.

Digitized by Google

Das Chriſtusbild.

Eine Geſchichte aus Podolien.

Von

Karl Emil Franzos.

Motto:
„Sie konnten zuſammen nicht kommen —
Das Waſſer war viel zu tief.“
Deutſche Volksballade.

Podolien iſt ein ſeltſames Land. Du wanderſt ſtundenlang über die einſame Ebene, über Dir den graublauen Himmel, unter Dir die grasbewachſene Fläche. Kein Ton, als das Flüſtern des Windes im Geſträuche der Steppe, keine Bewegung als das Ziehen der Wolken über Dir. Kommſt Du in belebtere Gegend, taucht ferne eine Kirchthurmſpitze empor oder ein weißglänzender Edelhof, führt Dein Weg an bebauten Feldern vorüber, die ſeltſame Empfindung tiefer Einſamkeit bleibt. Und Du begreifſt, warum das Lied des Landmanns, der Dir begegnet, ſo melancholiſch klingt, warum die Märchen dieſes Volkes erfüllt ſind von Tod und Trauer oder doch von tiefer Wehmuth.

Ich liebe es ſehr, dieſes einſame, traurige, faſt unbekannte Land. Ich bin darin geboren und viele gute Menſchen, die ich im Leben lieb gehabt, ruhen in ſeinem Boden. Darum kehre ich immer wieder, wenn ich mich müde gewandert, dahin zurück, wie einſt in mein Vaterhaus, das da geſtanden, darum liebe ich die Erinnerungen, die aus meiner Kindheit herüberklingen, die ſich zauberhaft, verklärend und verſchönend um das öde Gelände ranken und um das kleine, arme, verfallene Landſtädtchen, in dem ich geboren.

Und wie ich dieſe Zeilen niederſchreibe, ſteht es wieder klar und greifbar vor mir, mit ſeinen engen, düſtern Straßen, mit der verfallenen Burg oben am Berge, mit dem ſtolzen Kloſter unten am Fluſſe. Und namentlich des letzteren muß ich oft gedenken. Ein hoher mächtiger Bau; rings von einer Mauer eingeſchloſſen, an der noch heute die Spuren der Kugeln zu ſehen ſind aus der böſen, verheerenden Tartarenzeit; drin ein wirrer Knäuel von Capellen und Wohnhäuſern, durch feuchte Steinhöfe oder ſpärlich bewachſene Grasflächen von einander getrennt. Ich war dort oft in meiner Knabenzeit, ich ſpielte gern in dem kleinen Friedhofe auf den verfallenen Gräbern, ich horchte gern dem Wiederhall meines Schritts in dem mächtigen, einſamen Refectorium, am liebſten aber ſtand ich in der „Capelle der Aebte“ — wie man den kleinen byzantiniſchen Bau nannte — und ſchaute empor zu dem Gemälde, das man erſt kürzlich da befeſtigt, friſch wie es aus den Händen der Malerin hervorgegangen, der ſchönen, ſtolzen Gräfin Jadwiga Bortynska, der Herrin des Städtchens Barnow. Es war ein

Digitized by Google

schönes Bild voll Liebe und Frieden. Auf wallender Wolke stand Christus und breitete segnend die Hände über den Erdball. Auf dem bleichen Antlitz, umwallt von schwarzem Lockenhaar, lag die höchste Liebe, die erhabenste Güte, rein menschlich und darum göttlich und erhaben.

Aber an dies dachte ich nicht, als ich, ein übermüthiger Knabe von zwölf Jahren, das Bild zum ersten Male sah. Es war an einem lichten, warmen Herbsttage; Vormittags war das Bild befestigt worden, einige Stunden später zeigte mir es der kleine Wladik, der Sohn des Küsters. Und als es mir so im vollen Sonnenglanze aus dem dunkeln Rahmen entgegentrat, wich ich fast erschreckt zurück.

„Weißt Du, wer das ist?" fragte ich meinen Spielkameraden.

„Und darnach mußt Du erst fragen?" erwiederte der in knabenhafter Entrüstung, „das ist unser Herr Jesus Christus, den Ihr gekreuzigt habt!"

„Nein, Wladik!" erwiederte ich fest, „der ist es nicht — das ist der Bocher David, der mir bis zum Frühling den Talmud gelehrt."

Wladik war entrüstet und schalt, aber ich ließ mir nichts ausreden; ich wußte, was ich wußte. Und als ich aus der Nachmittagsschule nach Hause kam, da erzählte ich meinem Vater von dem Bilde.

„Närrisches Kind," lächelte der, „wer soll es denn gemalt haben?"

„Unsere Frau Gräfin," antwortete ich eifrig.

Der Vater lächelte nicht mehr. „Also doch . . .," sprach er sinnend „es ist fast unglaublich. . ."

„Was?" forschte ich neugierig. Aber er wies mich schroff ab. Ich hätte auch das, was er meinte, damals nicht verstanden.

Später aber verstand ich sie, die seltsame, todttraurige Geschichte, die ich Euch erzählen will, die Geschichte des Christusbildes in der Capelle zu Barnow, das doch zugleich das meines Lehrers war, des Bocher David.

Ich habe die Geschichte seltsam genannt, mein Leser, und seltsam wird sie Dir auch ins Ohr klingen, namentlich wenn Du im Westen zu Hause bist, wo Bildung und Duldung wohnen. Und traurig, furchtbar traurig. Aber klage darum nicht den Erzähler an, dessen Herz sich schmerzlich zusammenzieht in der Erinnerung, sondern jene ewige, unbegreifliche Macht, die das schwache Menschenherz zu Nacht lenkt oder zu Licht, zu Glück oder zu Elend! . . .

Ich will erzählen . . .

* * *

In grünem, freundlichem Thale liegt das kleine Städtchen. Oben die Trümmer der Burg, etwas tiefer das neue stolze Grafenschloß, weiter am Flusse das Kloster. Alle drei weit ab von dem eigentlichen Städtchen. Es ist, als hielten sie sich stolz entfernt von den niedrigen Hütten, den kleinen baufälligen Häusern, den dumpfen, engen Straßen von Barnow, und von dem Elend, von der Armuth seiner Bewohner.

Aber glücklich sind diese Bewohner und die Straßen hell und die Hütten stattlich im Vergleich zu jenem abgeschiedenen, gleichsam verstoßenen Stadttheile, der sich in den ungesunden Morästen des Flusses hindehnt. Dort bleibt es düster und traurig, mag die Sonne noch so glänzend leuchten, dort verpesten verderbliche Dünste die Luft, liegt auch sonst das Thal im Blüthendufte des Frühlings. Dieser Theil des Städtchens ist am dichtesten bewohnt, — das Ghetto, das Judenviertel. Dort war es entsetzlich und ist es noch heute.

Mein Vater, der Arzt des Städtchens, war der einzige Jude des Ortes, der für sich und seine Familie das Privileg hatte, reinere Luft athmen zu dürfen. Ich that mir nicht wenig zu Gute auf dieses Privilegium, so wie darauf, daß ich, der einzige Judenknabe, in der Klosterschule „christliche Weisheit" lernen durfte. Die Brücke aber zwischen mir und meinen Glaubensgenossen bildete mein Lehrer, der Bocher David.

David war die seltsamste, geheimnißvollste Gestalt der „Gasse." Er war der Sohn des verstorbenen Rabbi des Städtchens. Schon in seiner frühen Knabenzeit war er der Stolz und die Leuchte seines Vaters und der Gemeinde gewesen. Seinem frühreifen Geiste lagen alle Geheimnisse des Talmuds erschlossen, all' die Spitzfindigkeiten und Räthsel. Man bewunderte, man vergötterte den Knaben. Man erblickte in dem schwachen, bleichen Kinde den größten Schriftgelehrten der Zukunft. Man verzieh deshalb die Hast, die Unbändigkeit seines Wesens.

Digitized by Google

Da starb der greise Vater und hinterließ seiner Wittwe und dem einzigen Kinde nichts als seine große Bücherei und die Liebe seiner Gemeinde. Diese that auch für die Verwaisten, was sie konnte, oder richtiger, nur, was ihr genügend und billig schien. Er durfte mit der Mutter im Hinterstübchen des Hauses wohnen bleiben, während in die vorderen Gemächer ein neuer Rabbi zog. Es war so recht und hergebracht, aber es verletzte tief das Gefühl des Kindes. Und für den Verwaisten fand man auch nicht jene Worte begeisterten Lobes, wie einst, obwohl er es doch täglich mehr verdiente. Der Trotz seines Wesens wuchs und damit seine Unbeliebtheit in der „Gasse." Dazu kam es noch, daß er den neuen Rabbi, den berühmten, frommen Mann, eines Tages in der Deutung einer Talmudstelle entschieden überflügelt und sich in kindischem Stolze dessen gerühmt. Nun hatte er auch einen Todfeind in der Gemeinde. Wie er einst vergöttert worden, wurde er nun angefeindet. Seine Lage ward unleidlich. Aber er blieb — so lange seine Mutter lebte. Ihr allein gehorchte er, sie allein vermochte zuweilen ein Lächeln auf das düstere, verschlossene Antlitz des Sohnes zu locken. Als sie gestorben, war auch eines Morgens der fünfzehnjährige Knabe verschwunden. Und er blieb verschwunden. Man vergaß ihn allmählig und erzählte nur noch zuweilen von dem Sohne des Rabbi, der so klug und gelehrt und doch so böse und verstockt gewesen.

Und er blieb verschollen durch lange zwölf Jahre . . .

Da kam er eines Tages wieder in das Ghetto des kleinen podolischen Städtchens und miethete sich in einem der verfallenen Häuschen ein. Am nächsten Tage aber ging er zu den Vorstehern der Synagoge und zu den Krankenpflegern und sagte ihnen, er sei entschlossen, sein Leben den Kranken zu widmen und den Sterbenden. Er kenne manches Heilmittel und manche Art der Heilung. Und er bitte, sein Opfer anzunehmen und ihn nicht zu schonen, wo Rettung und Pflege nöthig sei. Sie wunderten sich über seinen Entschluß, dann lobten sie ihn. Später aber segneten sie seine rastlose Thätigkeit und sein Lob ging von Mund zu Munde wie einst. Aber ein gewisser Hauch der Unheimlichkeit und des Fremdseins blieb um ihn, er ward nicht wieder heimisch in der Heimath. Von welcher Art die Studien seien, die er bei seiner einsamen Lampe nächtelang betrieb, wovon er lebte, wo in der Ferne er gewesen, was er dort getrieben, das wußte Niemand. Der Rabbi, der im Laufe der Jahre längst den Uebermuth des Knaben vergessen, war der einzige Mensch, mit dem er eigentlich verkehrte. Durch den erfuhr man auch, daß er im heiligen Lande gewesen und die Länder des Westens gesehen, ja daß er sogar im Lande jenseits des großen Meeres längere Zeit geweilt — in „Amerikum," wie es in der Sprache der „Gasse" heißt. Er spreche vieler Völker Sprache, raunte man sich zu, er wisse Alles und vermöge viel, im Guten wie im Bösen, denn er sei ein Meister der „Kabbala" und ihm lägen die großen, furchtbaren Geheimnisse des Buches „Sohar," des Lehrbuchs der „Kabbala" klar und offen. Er habe sich seinen Lehrern verpflichtet, stets einsam zu bleiben, und darum sei er noch heute „Bocher," d. h. unverheirathet.

Er aber wußte nichts von diesen Gerüchten, oder er kehrte sich nicht daran. Er half, wo er helfen konnte, ohne Dank zu fordern oder gar Entgelt. Und allmählig achteten und liebten sie ihn doch, den einsamen, stillen, bleichen Mann. Das Antlitz war nicht leidenschaftlich und düster wie in seiner Knabenzeit, es trug einen Ausdruck milden Ernstes, der in gleicher Weise die Furcht wie den Uebermuth bannte. Der „Bocher" war der einzige Ghettobewohner, den die Christenknaben nicht mit Koth und Hohn bewarfen, obwohl er sich äußerlich vielleicht nur durch die peinlich sorgsame Reinlichkeit der Kleidung von seinen Glaubensgenossen unterschied. Er trug gleichfalls die seltsame altpolnische Tracht der Juden in Polen und Rußland. Und sie paßte vortrefflich zu dieser hohen, stattlichen Gestalt, zu diesem bleichen, geistvollen Antlitz mit den herabwallenden dunklen Locken.

Dieser Mann nun wurde mein Lehrer und blieb es durch sechs Jahre bis in mein zwölftes Jahr. Er behandelte den übermüthigen, regsamen Knaben stets gleich ernst, gleich liebevoll. Wir sprachen fast nie ein Wort, das nicht strenge zum Unterrichte gehört hätte. Nur ein einzig

Digitized by Google

Mal. Ich war zum ersten Male aus der Klosterschule nach Hause gekommen und weinte über den Hohn und die Mißhandlung, die mir meine Mitschüler angethan. Da trat der „Bocher" ein und ich klagte ihm mein Leid. Er hörte schweigend zu und schlug die Stelle des Buches auf, wo wir gestern gelesen. Ich weinte fort. „Weine nicht," sprach er da, „weine nicht, mein Kind, sie wissen ja nicht, was sie thun." Und dann setzte er mit hartem, rauhem Tone, wie ich ihn nie wieder von ihm gehört, hinzu: „Weine nicht! — Sie sind der Thränen nicht werth! Und es kommt ein Tag der Vergeltung." Ich blickte erstaunt auf und sah in seinem Antlitz einen fremden, drohenden Zug. Er schwieg, die Züge glätteten sich und nach einer Weile begann er mit lauter, ruhiger Stimme die Bibelstelle zu erklären.

Ich liebte ihn sehr, meinen bleichen, gütigen Lehrer, und war tief betrübt, als er eines Tages Abschied nahm. Seitdem habe ich ihn nur noch einmal gesprochen.

* * *

Der alte Graf Adam Bortynski war ein harter Herr, von Niemand geliebt, von Jedermann gefürchtet. Aus einer Nebenlinie stammend, hatte er nie auf das reiche Majorat der Familie hoffen dürfen. Er war selten im Lande gewesen, den Ertrag seiner Güter ließ er sich nach Paris oder London senden, nach Monaco oder Homburg, man kannte ihn wenig im Städtchen. Da kehrte er plötzlich als Besitzer zurück. Der junge Majoratsherr, Graf Arthur, war gestorben — in Paris, und plötzlich — an einem Blutsturz, den ihm unmäßige Ausschweifung zugezogen. Man flüsterte unheimliche Geschichten darüber, wie Niemand für den jungen Mann ein besserer Lehrer in den Ausschweifungen der üppigen, lasterhaften Stadt gewesen, als sein nunmehriger Erbe. . . .

Dem aber mochte sein wie es wollte, Graf Adam war nun Herr. Bisher war er unverheirathet geblieben, obwohl keineswegs ein Weiberfeind. Nun lag ihm auch die Pflicht ob, dem Majorate einen Erben zu schaffen. Er wählte die schöne, die wunderbar schöne Jadwiga Polanska, die Tochter eines benachbarten, verarmten Landedelmanns. Man wußte, daß das junge Mädchen den Grafen fürchtete und haßte, aber man wußte auch, daß dieser sie dem Vater abgekauft. Und Eingeweihte konnten sogar den Kaufpreis nennen. Lange noch erzählte man im Städtchen vom Hochzeitszuge, wie Graf Adam stolz und triumphirend einhergeschritten und die junge Braut bleich und düster. Das Hochzeitsmahl war glänzend und sehr heiter, aber als der nächste Morgen graute, hörten die Diener in dem Flügel, den die Neuvermählten bewohnten, einen Schuß fallen, und als sie hineilten, fanden sie den Grafen in seinem Zimmer mit zerschmetterter Hirnschale, die Pistole mit der Rechten noch krampfhaft umklammernd. Was ihn in den Tod getrieben, wußte man nicht, man konnte es auch nicht aus den bleichen, ruhigen Zügen der jungen Wittwe lesen.

Man sprach viel über die Geschichte, bis man sie vergaß, oder bis eine neue an ihre Stelle trat. Dergleichen passirt ja gar nicht selten in Polen und Rußland! — Das Majorat fiel an eine entfernte Nebenlinie, Schloß und Stadt Barnow behielt die Gräfin Jadwiga.

Aber dem stattlichen Schlosse, dem ganzen reichen Besitzthum schien schon einmal das Schicksal bestimmt, vereinsamt und unbenützt zu sein. Auch die junge achtzehnjährige Wittwe zog fort. Und sie blieb lange aus. Man hörte nur zuweilen von den glänzenden Triumphen, die ihre Schönheit, ihr Geist in Paris feierten, oder in Helgoland oder in Wiesbaden. Sie heirathete nicht wieder, wie man allgemein erwartet. Und eines Tags im Frühling kehrte sie nach fast zehnjähriger Abwesenheit zurück. Die stattlichen Gemächer wurden nun wieder benutzt, auf dem Schloßhofe tummelte sich eine zahlreiche Dienerschaar. Die Gräfin war nicht mehr so schlank wie einst, das Antlitz war bleich, vielleicht zu bleich, aber sie war immer noch schön, — dämonisch, schier unheimlich schön.

* * *

Der Maimorgen war lieblich, die Luft erfrischend, und die Morgensonne blickte freundlich auf die beiden schönen Gestalten, die rasch querfeldein sprengten, hinaus in das Lenzparadies, das so wunderbar vor ihnen lag.

Ob sie sich wohl beide dessen freuten,

Digitized by Google

wie sie so lustig dahinsprengten? Die Dame gewiß. Die rasche Bewegung, die frische Morgenluft hatten den bleichen Zügen einen rosigen Schimmer mitgetheilt, der ihnen sehr gut stand. Sie sah frisch und anmuthig aus, die Gräfin Jadwiga. Und so heiter, so glücklich! Weniger heiter, weniger glücklich schien ihr Begleiter. Ein blonder, junger Mann, Baron Starsky, an Gestalt ein Riese, an Herz und Gemüth ein Kind. Auch an Verstand, meinten böse Zungen. Er blickte recht betrübt drein. Er liebte die Gräfin so heiß, so unschuldig, mit der Gluth der ersten Liebe, sagte er selber, wenn er der „Liebe" zur kleinen, hübschen Französin vergaß, der Zofe seiner Mutter. Aber das war schon lange her, volle sechs Monate. Er war sehr reich, seine Güter grenzten an die der Gräfin, er liebte sie überdies. Dies Alles hatte er ihr heute Morgen beim Spazierritte sagen gewollt. Und ob sie nicht Baronesse Starsky werden wolle?! — Nun war Alles vereitelt: wer konnte auch bei solch' rasendem Tempo eine Liebeserklärung machen?!

Endlich — endlich gab die Gräfin das „verrückte" Gallopiren auf, wie der Baron leise meinte, aber nur sehr leise. Die Rosse gingen verschnaufend und im Schritt auf der Heerstraße zum Städtchen. Aber seltsam, das Herzklopfen, das Starsky vorhin der raschen Bewegung zugeschrieben, wollte nicht weichen. Es wurde nur immer stärker. Nun war ja der passende Augenblick da. Aber es ging nicht recht, gleich aufs Ziel loszusteuern. Und er begann vom Wetter zu sprechen, der brave, verliebte, kindische Riese. Wie schön der heurige Frühling sei. Er kümmerte sich sonst nicht viel um Blumen, jetzt wußte er Wunderdinge davon zu erzählen. Aber in immer größeren Pausen. Und er sah mit Schrecken den Moment, wo er gänzlich werde schweigen müssen.

Wie eine Erlösung klang es daher in sein Ohr, als die Gräfin plötzlich, ihr Roß anhaltend, fragte: „Was ist das dort für eine seltsam, dunkle Gestalt auf der Wiese?" Und sie deutete mit der Hand hin.

Baron Starsky klemmte diensteifrig sein Monocle ins Auge.

„Ein Jude, Frau Gräfin. Er hält etwas Glänzendes in den Händen — eine Blechbüchse. Was Teufel will er damit?"

„Fragen wir ihn selbst."

Und die schöne Frau sprengte über den Graben. Hinterher natürlich Starsky. Der Jude machte eine Bewegung, als wollte er fliehen, dann blieb er stehen und erwartete mit abgewandtem Antlitz die Nahenden.

„Was thut Ihr da?" fragte die Gräfin.

„Ich sammle Kräuter für meine Kranken," erwiederte der Mann leise in reinem Deutsch.

„Ihr seid ein Arzt?" fragte sie erstaunt weiter. „Das ist eine seltsame Nebenbeschäftigung für einen Handelsmann oder Talmudisten, und eins von beiden seid doch Ihr Alle, die . . ."

Da fiel ihr Starsky in's Wort. „Wenn Du nur Kräuter sammelst," fragte er rauh, „was blickst Du da den Leuten nicht ehrlich ins Gesicht, was athmest Du so schwer . . . He, Jude?! . ."

Und er faßte ihn vom Pferde festen Griffs bei der Schulter. Aber eine energische Bewegung machte den Mann frei und den Baron unwillkürlich zurückweichen. Der Hut war dabei vom Haupte des Juden gefallen und verhüllte nun nicht mehr die freien, edlen Züge.

„Lassen Sie mich!" rief er drohend, grollend.

Die Gräfin hatte rasch ihr Pferd zwischen die streitenden Männer gedrängt. Sie war todtenbleich, ihr Athem flog, die farblosen Lippen bebten, als suchten sie vergeblich nach Worten, der starre Blick bohrte sich in das Antlitz des fremden Mannes.

Der schien sich bezwungen zu haben; das bleiche Antlitz war ruhig.

„Wer seid Ihr . . Bist Du's . . . Wie heißt Ihr?! . . ."

So rief, nein schrie sie wie in tödtlicher Angst und doch wieder wie jubelnd.

„Ich heiße David Blum," erwiederte er tonlos und dumpf. „Sie nennen mich David den Bocher. Ich bin ein Judenlehrer und Krankenpfleger in Eurer Stadt."

Sie wankte im Sattel und schlug die Hände wie rasend vor's Antlitz. „Mein Gott!" ächzte sie leise, „äfft mich ein böser Traum?! Da bist Du ja, Du, Friedrich, Deine Stimme, Dein Antlitz! Aber hier finde ich Dich, in dieser Kleidung?! Ich werde wahnsinnig . . Friedrich, Du bist es doch, Friedrich Reimann . . ."

Sie war vom Pferde herabgeglitten, sie trat auf ihn zu, sie faßte seine Hände. Starsky blickte mit wirbelnden Sinnen auf die Scene.

David der Bocher rang einen harten Kampf. Er wandte sich zum Gehen, er wollte sprechen, er konnte es nicht. Und endlich sagte er gepreßt und leise: „Friedrich Reimann ist todt, seit langen, langen Jahren schon. Ich bin David der Bocher, der Krankenpfleger."

Sie seufzte tief auf, sie rang nach Luft.

„Ich verstehe Dich, Friedrich ist todt. Aber David Blum lebt. Und ihm muß ich sagen, was ich Friedrich nicht mehr sagen kann. Ich habe Dich gesucht, lange, so unermeßlich lange und überall. Hier habe ich Dich gefunden. Du mußt mich hören . . ."

„Es wäre nun nutzlos, Frau Gräfin," sagte er leise, aber fest. „Friedrich hat Ihnen vergeben, längst, aus voller Seele." Und ein tiefes, schmerzliches Entsagen zuckte über das Antlitz des Mannes.

„Es ist nicht nutzlos," flehte sie. „Ich bitte um die Gnade, höre mich nur einmal an, nur eine Weile lang. Komm' heut' Nachmittags zu mir auf's Schloß." Er schüttelte mit traurigem Lächeln das Haupt. „Sage nicht nein . . . Denk' an das Wort: „Seid barmherzig gegen die Schwachen." Du wirst kommen, um Gottes, um der einstigen Zeit willen . . ."

„Ich werde kommen," sagte er nach kurzer Pause. Dann schritt er nach stummem Gruße der Stadt zu.

Die Gräfin athmete tief auf; sie fuhr sich über die Augen, als erwache sie aus schwerem Traume, und wandte sich gegen Starsky, der ihr mit dem tiefsten, gleichsam versteinerten Erstaunen in den Zügen entgegenkam. Sie bestiegen die Pferde und ritten schweigend gegen Schloß Barnow. Vor dem Thore entließ sie ihn mit flüchtigem Kopfneigen.

Er aber ritt nach dem benachbarten, väterlichen Edelhofe, wider seine Gewohnheit in tiefen Gedanken. Die Gräfin Jadwiga Bortynska und David der Bocher . . . ihm wirbelte das Hirn . . . er konnte es nicht fassen. Und dieser Frau hatte er seine Hand antragen wollen. Und sie hätte sie vielleicht angenommen — vielleicht? nein, unzweifelhaft, gewiß! O, entsetzlich! . . . . . .

Die Annalen des Hauses derer von Starsky haben für heute ein bisher unerhörtes Ereigniß zu verzeichnen. Ein edler Sprosse des Hauses hat schlecht zu Mittag gespeist und bleibt den Nachmittag lang in tiefen Gedanken! . . .

* * *

Der Park von Barnow. Ein blühendes, knospendes, grünendes Gewirre von Blumenbeeten und Baumgruppen, von Vogelliedern durchhallt, von Frühlingsdüften durchweht. Und über alldem der helle Glanz der Frühlingssonne.

Dort der kleine Pavillon. Vor seinen Fenstern, in die der Flieder seine Blüthen drückt, schimmert der blaue Weiher, eine unbewegliche, schier endlose Fläche. Schwanke Weiden spiegeln sich darin. Der Platz ist wie geschaffen für süßes, stilles Träumen.

Aber die Frau, die darin in der weichen Causeuse ruht, träumt nicht süß. Ihr Auge, das düster und starr, wie in weite Fernen blickt, sieht nichts von all' der Schönheit, von dem stillen Frieden des Lenzes. Ihr Antlitz ist düster und schmerzvoll, wie ihr Herz. Hier fällt die Maske, hier ist sie nur das unglückliche, schwergeprüfte Weib.

Und hier lassen sie sich auch nicht bannen, die Bilder der Erinnerung. . . .

Was Anderen wie ein stilles Eden voll Licht und Glück in der Seele liegt, woran sie sich später erlaben in den Stunden der Noth: die Tage der Kindheit und der Jugend, ihr sind sie düster und grauenhaft. Das wüste, traurige Leben auf dem väterlichen Gute, ein Leben voll Noth und Entbehrung . . . Die Mutter, die blasse, unglückliche Frau, die das Verderben ihres Gatten sieht, die es nicht aufzuhalten vermag, die endlich dahinsiecht an gebrochenem Herzen . . . Sie ist der gute Engel des Hauses gewesen. Nach ihrem Tode bricht Alles zusammen . . . Alles . . . Alles! Jadwiga zieht mit dem Vater auf das kleine Gütchen, das ihm noch geblieben. Sie gedenkt der folgenden Jahre. Wie trägt sie sich so schwer — die Bürde der verschämten Armuth! — O viel schwerer noch als der Hunger und die Kälte. Und rings nichts als Noth und Elend und Trostlosigkeit. Der Vater freilich hat Trost gesucht und gefunden — in der Branntweinflasche. Und wenn er sich allen Kum-

Digitized by Google

mer und alle Erinnerung weggetrunken, dann begreift er nicht, warum die Tochter ihn ewig mit Traurigkeit und Thränen quält. Und er schlägt sie blutig, damit sie heiterer werde. . . .

Ein düsterer, verachtungsvoller Zug liegt auf dem Gesichte der Brütenden. Und wehe dem Menschen, der so seiner Eltern gedenken muß.

Aber sie ist schön geworden trotz der Thränen und der Schläge und ihr Leib üppig und herrlich. Aber sie flucht ihrer Schönheit und dem Morgen, da sie Graf Adam gesehen, da ihn diese Schönheit entflammt. Sie gedenkt des Tages, an dem er sie dem Vater abgekauft, um so und so viele Tausend polnischer Gulden. Wie der Vater ihr gesagt, daß sie Gräfin Bortynska werden müsse, wolle sie nicht, daß er noch mit grauem Haar zum Bettelstabe greife. Wie hatte sie geweint und gefleht, sie nicht dem alten, finstern Mann zu überlassen, vor dem es ihr graute, den sie haßte, von dem sie sagten, er sei ein Mörder! Sie hatten geschworen, zu arbeiten, und sei's wie eine Magd, und ihn nie, nie darben zu lassen. Es war vergeblich gewesen, eine Polanska durfte sich ja nie zur Dienerin erniedrigen! Und sie war die Braut des Grafen geworden. . . .

Es trieb sie vom Sitze empor, sie schritt bleich und finster mit verschränkten Armen auf und ab. Aber sie kamen unerbittlich, sie kamen alle, die Bilder der Erinnerung.

Sie lebte sie noch einmal durch, die Qualen jener Zeit. Und sie gedachte des Tages, da man sie in die Kirche geschleppt, ein geschmücktes Opfer, da man sie gezwungen, Lüge und Meineid zu schwören vor dem Bilde ihres Gottes, der ihr bisher das einzige Wahre, das Licht und der Trost gewesen in ihrem armen, elenden, zertretenen Dasein und wie man ihr so auch Gott zur Lüge gemacht. Sie gedachte ihres Hochzeitsfestes, bei dem sie zuerst den entsetzlichen Gedanken gefaßt, daß sie den nächsten Morgen nicht erleben dürfe, sie — oder ihr Gatte.

Die Minuten voll Höllenqual flossen so langsam; endlich — endlich durfte sie sich erheben. Sie ging in ihre Gemächer und schickte die Dienerinnen, die sie entkleiden wollten, zur Ruhe. Sie sah sich um im prachtvollen, lauschigen Boudoir, sie wandte sich mit Entsetzen von dem schwellenden Lager. Und sie sann auf Rettung und Rache, indeß er unten zechte und sich des schönen Weibes freute, das seiner harrte.

Und sie fühlte es nun noch einmal mit Schauern, wie sie plötzlich ruhig geworden, wie ihr ein teuflisch klarer Gedanke gekommen. Sie erhob sich, ergriff einen der schweren Candelaber und schritt mit der flackernden Wachskerze hinaus und durch die hallenden Gänge und Gemächer des abgelegenen Flügels. Sie vermied es, in die Spiegel zu schauen, an denen sie vorüberschritt, denn ihr graute vor ihr selbst.

Endlich blieb sie vor einer hohen Flügelthür stehen. Sie war nur eingeklinkt. Sie trat in den hohen, finstern Saal, den Ahnensaal der Grafen Bortynski. Dort, wo die Reihe schloß, lehnten noch zwei Gemälde an der Wand, das des jungen Grafen Arthur und ihres Gatten. Sie waren gestern erst aus Paris angekommen; man hatte sie im Gewirre des Hochzeitfestes, wie sie heute zufällig erfahren, zu befestigen vergessen.

Sie ergriff das Gemälde des Verstorbenen; es war schwer, aber sie fühlte es nicht. So beladen schritt sie zurück. Sie lehnte das Bild an ein Tischchen in der Mitte des Gemachs und gruppirte die Wachskerzen so, daß ihr helles Licht darauffiel. Sie bezwang ihr Grauen, saß am Fenster nieder und harrte. Es waren furchtbare Gedanken, die sie beschlichen, indeß sie horchte, ob ihr Gatte nicht nahe. Schon graute der Morgen, da hörte sie endlich seine schweren Tritte.

Sie erhob sich, bleich, gefaßt. Er trat ein, von Wein und Erwartung erregt.

Da fiel sein Blick auf das Bild seines Opfers.

In dem fahlen Lichte des Morgens und der erlöschenden Kerzen erschien es, als trete der Todte aus dem Rahmen hervor.

Er wich entsetzt zurück, seine schon umnebelten Sinne verwirrten sich. Wie eine rächende Stimme des Himmels tönten ihm die Worte seines Weibes: „Fort . . . fort . . . mit Dir, Mörder! Dein Opfer steht zwischen Dir und mir!“

Er stürzte fort, in sein Gemach.

Sie sank halb ohnmächtig auf ihren Sitz zurück.

Und nach einer Minute hörte sie einen Schuß dröhnen. . . .

Die junge Frau schloß die Augen, wie um nicht noch einmal das Entsetzliche zu sehen. Sie barg ihr Antlitz in die Hände. Aber sie entfloh sich nicht, sie entfloh ihnen nicht, den Bildern der Erinnerung!

Die schweren Tage nach dem Tode ihres Gatten, die Tage, wo sie weinen und Schmerz zeigen mußte, indeß sie nur ein dumpfes Grauen fühlte . . . Sie mußte fort, es trieb sie aus dem Schlosse. Und sie ging fort.

In langer, glänzender Reihe zogen nun an ihr die Tage vorüber, wo sie als Königin geglänzt in den vornehmen Cercles der Seinestadt. Sie schien so glücklich, sie lächelte so süß, sie schleuderte den Spielball der Conversation so gewandt hin und her, sie suchte zu vergessen.

Aber sie vergaß nicht. Sie war nicht glücklich. Sie fühlte oft eine entsetzliche Leere in ihrem Herzen. Und die ließ sich nicht bannen in jener glänzenden Scheinwelt.

Da trat die Versuchung an sie heran.

Ein blonder, blasser, einfältiger Regent, der Fluch seines Landes; der würdige Sprößling eines halb blödsinnigen Vaters und einer lasterhaften Mutter. . . .

Bah! Sie stieß ihn von sich, wie ein unreines Gewürme.

Aber hundert Andere lagen ihr zu Füßen, nicht nur schöne und reiche, auch gute und echte Männer. Aber sie liebte Niemand.

Da schlug auch ihre Stunde. In Wiesbaden war's . . .

Er hatte dies stolze, heiße, unbeständige Herz unterjocht, der bescheidene deutsche Arzt, der Leibarzt des Fürsten Sugatscheff — Dr. Friedrich Reimann. Sie liebte ihn, wie er sie liebte.

Aber auch ihn hatte sie verloren. Durch eigene Schuld, flüsterte anklagend ihr Herz.

Die Schuld ließ sich nicht gut machen. Er war nach jener unseligen Katastrophe plötzlich verschwunden und blieb verschwunden. Sie suchte ihn — sie fand ihn nimmer.

Und sie lächelte, spöttelte und herrschte weiter in ihrem Kreise. Aber ihr Herz, das bisher nur leer gewesen und unbefriedigt, trug nun auch den Stachel der Reue.

Sie ertrug es lange. Dann ward ihr der Qual zu viel.

Sie kehrte in ihre Heimath zurück, um da zu vergessen, oder doch wenigstens, um weinen zu können und nicht ewig, ewig das Lächeln des Glücks zur Schau tragen zu müssen.

Da hatte sie auch den Mann gefunden, den sie gesucht. Freilich in einer Gestalt, die sie nicht begriff. Aber was kümmerte es sie, wer durfte ihr befehlen, wen sie lieben solle, wen sie zu ihrem Herrn und Gemahl machen dürfe?! . . .

O! Sie wollte es gut machen, was sie gefehlt; sie wollte glücklich sein mit dem Geliebten und durch den Geliebten. . . .

Und zum ersten Male in den langen Stunden, die sie heute einsam verbracht, lächelte sie, und es war kein trauriges Lächeln, es war ein Lächeln der Hoffnung und der Liebe. . . .

* * *

Selbst in das schmutzige, düstere Labyrinth der Judenstadt drang heute ein Hauch des Frühlings. Die Gesunden wurden froher und vergaßen ihrer Sorgen, die Kranken schöpften neue Hoffnung in dem warmen, hellen Sonnenlichte. David der Bocher fand sie heute fast alle besser und heiterer. Und er sprach auch heute mit jedem von ihnen viel gütiger und ausführlicher, als sonst seine Art war, und jedem einzeln versprach er, fast feierlich, daß er morgen wiederkommen wolle.

Dann ging er in's Schloß. „Die Frau Gräfin erwarte ihn im Pavillon, im Garten," sagten ihm die Diener. Er ging dahin und trat in's Gemach, in den ruhigen Zügen den ihm eigenen milden Ernst.

Sie eilte ihm erregt entgegen, sie faßte seine Hand. „Dank! Friedrich, Dank, daß Du gekommen. Ich habe mich so lange danach gesehnt und darauf gehofft. Nun kann Alles, Alles wieder gut werden."

Sie hielt inne, als erwarte sie seine Anrede.

„Ich bin gekommen," sagte er ruhig, „weil Sie mich darum ersucht, Frau Gräfin. Und da uns das Leben noch einmal so sonderbar zusammengeführt, so bin ich Ihnen wohl auch noch eine Erklärung schuldig, was dies mein Gewand betrifft

Digitized by Google

und mein bisheriges Leben. Sie haben ein Recht darauf. . . ."

Ihr Auge hatte sich mit Thränen gefüllt, als er so kalt und ernst sprach.

„Du bist grausam, Friedrich! Du zürnst mir, zürnst mir mit Recht. Aber ich habe entsetzlich gelitten seit dem Tage, wo ich jene unseligen Zeilen schrieb. Und um meiner Reue, meiner Qualen willen, vergieb mir! Blick' nicht so ernst, so strafend . . ."

„Ich habe Ihnen längst vergeben," sagte er milder. „Ich sagt' es Ihnen schon. Aber Sie beginnen Unmögliches, wenn sie die Todten wecken, wenn Sie Momente aus unserem Leben streichen wollen, die unvergeßlich sind, eben — weil sie einmal dagewesen, weil man sie nicht vergessen kann. Ich kenne und verstehe die Qualen Ihres Herzens," fuhr er fort und seine Stimme bebte, „ich verstehe sie, weil ich sie an meinen Schmerzen messen kann. Und um Sie vor neuem Wehe zu bewahren, vor Hoffnungen, die sich nie erfüllen können, eben darum bitte ich Sie, mich anzuhören, obwohl Sie mich gebeten, obwohl ich gekommen, zu hören."

Sie ließ die Arme, die sie im Beginn seiner Rede wie flehend erhoben, schlaff niedersinken und seufzte tief auf. Er nahm den dargebotenen Sitz und begann klar und fest:

„Ich bin im Städchen unten geboren, der Sohn des verstorbenen Rabbi. Die Leute dort haben mir nach dem Tode meines Vaters in ihrer Art viel Gutes und Liebes erwiesen, obwohl ich es damals undankbar verkannte. Nach dem Tode meiner Mutter zog ich fort. Ich erinnere mich noch lebhaft des düsteren, feuchten Herbstmorgens, da ich auszog. Geld hatte ich nicht, aber meine Glaubensgenossen sind milde und barmherzig gegen die Armen. Ich durchreiste Galizien und Polen und blieb hier und da als Schüler bei einem Rabbi. Aber keiner genügte mir, ich zog weiter. So kam ich nach Wilna. Dort lehrte Rabbi Naphtali, der berühmte Kabbalist. Ich lernte die Kabbala kennen, die seltsame, tiefsinnige, unheimliche Weisheits- und Glaubenslehre unseres Volkes. Ich warf mich mit glühendem Eifer auf ihr Studium. Das war mein Unglück, wenn Sie es so nennen wollen. Ich machte jene Periode durch, die jedem denkenden Jüngling nicht erspart bleibt, die Periode, wo ihm der positive Glaube zur Lüge wird, wo er kühn und vermessen das Unfaßbare erfassen will. Mein Wissen erschien mir beschränkt und kleinlich — ich strebte nach Höherem. Das deutsche Volk, das Volk der Dichter und der Denker, zog mich mächtig an und Deutschland ward meine Sehnsucht. Indeß ich unablässig seine Sprache studirte, erwarb ich mir durch Lehrstunden, durch Sparen und Geizen die nöthigen Mittel. Endlich konnte ich reisen. Der Zufall war mir günstig. Auf der Reise, in einem kleinen litthauischen Grenzstädtchen lernte ich den Fürsten Sugatscheff kennen. Der Mann war wie ein Edelstein, hart, klar und rein. Der Vater des Fürsten Alexius, den Sie in Wiesbaden kennen gelernt, Frau Gräfin."

„Ich erinnere mich," sagte sie leise.

„Der junge polnische Jude," fuhr er fort, „der Lessing kannte und für Schiller schwärmte, erweckte seine Theilnahme. Er nahm sich meiner an, er ließ mich studiren. Die Welt der Alten erschloß sich mir in ihrem vielheitern, bunten Gewimmel, aber auch in ihrem Ernste und ihrer Tiefe. Aber mein Sehnen, mein Forschen erfüllte sie nicht. Dann wurden die Naturwissenschaften mein Hauptstudium. Der Materialismus ward mir Zweck und Ziel. Dann aber erwachte in mir der Trieb nach praktischer Thätigkeit, das Feuer des Jünglings war allmählig gedämpft, den Schleier der Isis aufzuheben, das Wesen des Bestehenden zu erforschen hatte ich aufgegeben . . . Ich ward Arzt und ein vielbegehrter, wohl auch ein geschickter Arzt. Meinen Namen hatte ich geändert, David Blum hätte manchen nutzlosen Kampf zu kämpfen, manche Kränkung zu erdulden gehabt, die Friedrich Reimann erspart blieb. Meinen Glauben wechselte ich nicht — wenn Sie wollen: aus Gewohnheit, denn damals war mir die eine Form positiver Religion so bedeutungslos wie die andere. — Meine Praxis wuchs, ich ward einer der ersten Aerzte in der norddeutschen Handelsstadt, wo ich mich angesiedelt. Da erkrankte der greise Fürst Sugatscheff und berief mich nach Paris an sein Lager.

Es war sein Sterbelager. Vor dem Tode hatte er mich angefleht, ein treuer Freund seines jungen Sohnes zu sein, ihn als sein Arzt so lange zu begleiten, bis ich glaubte, daß er dem Leben, dem schlüpfrigen,

verführerischen Leben der großen Welt selbständig entgegentreten könne. Ich leistete das Versprechen, das meine eben gegründete Lebensstellung vernichtete. Aber er war der einzige fremde Mensch, der mir im Leben wohlgethan. Nach seinem Tode ward mir erst die ganze Verantwortlichkeit und Peinlichkeit meiner Stellung klar. Fürst Alexius war ein leichtsinniger und verdorbener, wenn auch nicht absolut schlechter Mensch. Ich that meine Pflicht ohne Rücksicht auf seine Liebe; seine Achtung wußte ich mir zu erzwingen. Es waren peinliche, sorgenvolle Tage, die ich da verlebte, und eins nur stärkte mich, das Bewußtsein erfüllter Pflicht. Da kamen wir nach Wiesbaden, da lernte ich Sie kennen, Frau Gräfin . . ."

Sie hatte ihm bisher gesenkten Hauptes zugehört. Nun erhob sie ihre Augen und ließ sie auf seinem Antlitz haften, als erwarte sie von seinen Worten Leben oder Tod. Und er fuhr fort, warm und bewegt:

„Ich will sie Ihnen nicht noch einmal malen, die Bilder jener schönen, unsagbar schönen Zeit. Ich habe Sie geliebt, aus vollem Herzen und mit ganzer Seele, daß auch Sie mich geliebt, weiß ich. Und wenn es Ihnen heute zum Troste ist, so kann ich Ihnen sagen, daß ich nie daran gezweifelt, nie, selbst in jenem Momente nicht, wo Sie mir die tiefste Wunde geschlagen. Aber eins bin ich Ihnen verpflichtet zu sagen, warum ich Ihnen nicht schon damals erzählt, was Sie heute vernommen. Ich that es nicht; nicht etwa aus falscher Scham über meine Vergangenheit, über meinen Glauben, ich that es nicht, weil ich einfach nicht daran dachte. Sie waren meine erste Liebe und mein Herz, das nun seine Ruhe gefunden, dieses einst ruhelose, vielgequälte Herz wird Ihnen ewig danken für jene kurze Zeit des Glücks. Die erste Liebe aber weiß ja nichts von der Vergangenheit und denkt nicht an die Zukunft. Der deutsche Dichter hat recht: „Die erste Liebe weiß noch nicht, daß sie sterben muß, wie das Kind noch nichts weiß von dem Tode, den es oft um sich sieht." Und im Bewußtsein dieser meiner Liebe ahnte ich nicht, daß es Ihre Liebe ändern könnte, wenn Sie erführen, eine Judenmutter habe mich geboren und ich sei ein armer Talmudist gewesen! Liebte ja auch ich nicht die Gräfin Jadwiga Bortynska, nur Sie, Sie allein, ein starkes, edles Herz, das dem meinen entgegenschlug. Eine anders geartete Liebe könnte ich wohl auch nicht empfunden haben, ich, den das Leben ernst und stark gemacht. Und daß ich mich in dieser Ueberzeugung getäuscht, daß Sie sich nicht zu einem gleich starken, gleich freien Gefühle aufzuschwingen vermocht, das stellt sich für ewig zwischen Sie und mich, das trennt uns für immer.

„Ich habe mir diese Gewißheit," fuhr er fort und seine Stimme klang wieder klar und voll, „nicht erst errungen in den langen Jahren seit unsrer Trennung, sie durchzuckte mich schon damals klar und furchtbar schmerzlich, als ich Ihre wenigen, flüchtigen Zeilen las, worin Sie mich anflehten, Ihnen die Wahrheit zu schreiben, ob ich ein Jude sei, ob die Gerüchte recht erzählten von meiner seltsamen Vergangenheit. Und weil ich schon damals erkannte, daß der Bruch unheilbar sei und unsere Liebe eine verfehlte, darum handelte ich nicht, wie vielleicht ein Anderer an meiner Stelle gehandelt hätte, ich suchte nicht zu retten, was noch in Ihrem Herzen an Liebe für mich zu retten war — ich ging. Ich lebte in Frankreich und reiste von da nach Amerika. Aber ich hatte meinen Schmerz mit über das Weltmeer getragen. Er heilte langsam und ich kämpfte viel, bis ich der Liebe zu Ihnen nur mit leiser Wehmuth zu gedenken vermochte. Denn Sie waren meinem dunklen, einsamen Leben das Sonnenlicht und der Frühling. Und als der Glaube an Sie in mir zusammenbrach', da schien es mir, als müßte in mir Alles brechen und lügen und fallen. Aber ich überwand. Und in jenen Stunden des herbsten Seelenkampfes habe ich auch mein Leben den Kranken gewidmet und den Elenden. Denn ich war im Innern ein Anderer geworden. Hatte ich früher nur um meiner selbst, um der Befriedigung meines Stolzes willen nach den goldenen Früchten der Erkenntniß getrachtet, hatte es mich früher nur um dessentwillen gedürstet nach dem Quell des Wissens, um, durch die Labe gestärkt, vor der Welt stark und unbeugsam dazustehen, so fühlte ich nun das Bedürfniß, Anderen zu nützen, Andere zu erheben und zu stärken. Und wieder andrerseits war ich so müde, so entsetzlich müde. So wies mich denn dies Alles auf die Heimath. Und ich kam

Digitized by Google

wieder in die Mitte jener Menschen, die mir in meiner Kindheit viel Liebe erwiesen, und zu den Grabhügeln meiner Eltern... Ich kehrte zurück zum Glauben an einen Gott der Liebe und des Erbarmens. Es war nicht Reue, die dies bewirkt, denn ich war kein Sünder gewesen. Es war nicht der Wunsch, die Gottheit womöglich zu versöhnen, denn ich hoffe und wünsche nichts mehr. Es war ein unaussprechlich tiefes, ein unaussprechlich banges Sehnen nach einem festen Halt in all der Nacht und Noth und Wirrniß ... Ich lernte es wieder lieben, mein armes, verachtetes, zertretenes Volk, und um ganz einer der Seinen zu sein, legte ich auch seine Kleidung an. Ich bin kein berühmter Mann geworden, ein armer, schlichter Krankenpfleger, aber mancher Mensch unten, Jude und Christ, gedenkt wohl auch meiner, wendet er sich zu seinem Gotte. Ich hätte vielleicht berühmt und reich werden können draußen im Getriebe des Lebens, aber glücklich bin ich hier im engen Thale, in meinem dumpfen Stübchen. Und nun frage ich nicht mehr, was ich einst im Zorn und Schmerz habe oft, oft fragen müssen, warum es so gekommen, warum gerade mir so viel, so unendlich viel des Schmerzes und Kampfes beschieden gewesen. Nun bin ich ruhig und darum glücklich, ich habe entsagt!"

Er schwieg. Draußen warf die Abendsonne ihren Schimmer über den Weiher und die Blüthenbäume, und sie ruhte auch wie verklärend auf dem stillen, bleichen Antlitz des Sprechenden.

„Daß Sie die Besitzerin meines Geburtsstädtchens seien," so schloß er nach kurzer Pause, „erfuhr ich erst, als Sie vor wenigen Wochen hier ankamen. Ich wünschte kein Wiedersehen — um Ihretwillen. Ihnen mußte es Schmerz und Reue erneuen. Denn auch Sie haben mich geliebt, wenn auch mit anderer Liebe."

Er schwieg abermals ... Sie antwortete nicht und schluchzte nur leise, tief auf, wie aus gebrochenem Herzen. Er erhob sich, um zu gehen. Da trat sie noch einmal an ihn heran. Sie war entsetzlich bleich, aus weit geöffneten, fast starr blickenden Augen rollten schwere Thränen.

„So wäre Alles aus," sprach sie leise, „Alles ... Alles. Ich habe Dich gefunden, um Dich auf ewig zu verlieren. Friedrich ... Friedrich ... es wird mein Tod sein!"

Er blickte voll tiefer Rührung auf die gebrochene Gestalt. „Auch Sie werden ruhiger werden," sprach er sanft. „Und dann auch glücklicher. Dann werden Sie erkennen, daß ich nicht anders zu handeln vermocht!"

Sie seufzte tief auf. „Ich büße hart," sagte sie mit zuckenden Lippen. „Für einen Augenblick der Schwäche mit einem langen, langen Leben voll Elend. Aber Eins will ich nicht: daß Du mich verachtest. Daß ich jene Zeilen schrieb, war die lange fortgesetzte teuflische Machination eines Elenden, der das Vorurtheil zu nützen wußte, das in meinem Volke gegen das Deine lebt, das man auch in mir von Kindheit an großgezogen."

„Ich dachte daran," sagte er milde, „ich verzieh Ihnen darum um so leichter. Aber wer war jener Mensch?!"

„Fürst Alexius Sugatscheff," sagte sie finster.

„Also doch!" rief er verachtungsvoll. Aber er bezwang sich. „Ich danke Ihnen für diese Mittheilung," sprach er, „sie macht es mir leichter, daran zu denken, daß ich mein Versprechen gegen den alten Fürsten nicht ganz gehalten."

Es ward dunkler im Gemache, die Sonne war gesunken.

„Leben Sie wohl, Jadwiga," sagte er leise, „leben Sie glücklich!" Er faßte warm ihre kalte Hand, an der die Pulse fieberten. „Und denken Sie daran, daß wir uns einst wiedersehen. . ."

Sie vermochte nichts zu erwiedern. Sie stand in der Mitte des Gemaches und horchte den verhallenden Schritten. Dann stürzte sie ohnmächtig zusammen ...

Der nächste Tag fand den Baron Starsky, wie der vorige, schwer betrübt und in tiefen Gedanken. Gräfin Jadwiga war Morgens mit dem Frühesten abgereist — Niemand wußte wohin. Und er hätte sie doch, trotz der gestrigen Scene mit dem „lumpigen Juden" vielleicht — geheirathet!

Der Mann seines Zornes aber streichelte in dem Momente liebevoll das Knabenhaupt des Erzählers dieser Geschichte und tröstete den Weinenden. Er hatte ihm eben gesagt, daß er nicht mehr sein Lehrer sein könne, denn jede Minute seines Lebens

gehöre seit gestern den Kranken und den Elenden.

* * *

Der Judenfriedhof zu Barnow ist ein lieber, stiller Ort. Eine Stätte des Friedens, nicht des Schreckens. Namentlich zur schönen Zeit, wo der blaue Himmel so freundlich auf das kleine Feld herablächelt, das ganz eingehüllt ist in frisches Grün und Frühlingsduft. Ueber den verfallenen Denksteinen, über dem Moder der Gräber wiegt sich in hellen, duftenden Sträußen die Hollunderblüthe.

Auch an des Bochers Grabe grünt ein solcher Strauch. Ich bin oft darunter gesessen und habe des Mannes gedacht, der da schlummert und immer wieder die Grabschrift gelesen, die in schönen, rührend einfachen Worten sagt, wie er ein Helfer und Pfleger gewesen den Kranken und den Elenden, und wie er, ein rechter Held, mitten in seinem Wirken gestorben.

Er ist ein Jahr nach dem, was ich Euch oben geschildert, heimgegangen. Der Winter hatte einen bösen Gast in die „Gasse" gebracht, das Nervenfieber. David half und rettete ohne Furcht und Ermüden, bis ihn selbst die Krankheit niederwarf. Er überwand sie, aber die Kraft seines Lebens war zerstört. Er siechte hin, aber er nützte noch immer, wo er konnte. Dann konnte er es nimmer und legte sich hin und duldete kaum, daß man ihn pflegte.

Wenige Tage vor seinem Tode hatte er mich zu sprechen gewünscht. Ich ging zu ihm. Er sah bleich und gebrochen aus und lehnte am offenen Fenster, durch das eben der erste Hauch des Frühlings in die dumpfe Stube drang. „Es freut mich, daß Du gekommen," sagte er milde lächelnd, „ich habe Dir noch etwas zu sagen, ehe ich scheide." Er hielt einen Augenblick inne. Dann fuhr er fort. „Ich habe Dir einmal ein böses Wort gesagt, ein Wort von Rache und Vergeltung für erlittene Schmach. Ich bitte Dich, vergiß dies Wort und handle nur darnach und gedenke nur dessen, was ich damals noch gesagt: „Verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun." Ich weiß, ein Wort haftet tief im Kindesgemüth. Aber Du giebst mir die Hand darauf, mir in diesem Letzten getreu zu folgen." Ich versprach es unter Thränen. Ich weinte, als wollte mir das Herz zerspringen. Denn dem Knaben war eine Ahnung gekommen von der Seelengröße des Mannes, der da noch im Sterben segnen und erheben wollte. „Du weinst, thörichtes Kind!" fuhr er wehmüthig lächelnd fort, „weinst um mich?! Hab' ich doch oft genug dem Tode in's Auge gesehen: er ist nicht schrecklich, er ist nicht grauenhaft, er ist ein milder Tröster und Freund der Menschen. Wohl hätte ich länger zu leben gewünscht, um die Pflicht zu erfüllen, besser und länger zu erfüllen, die ich auf mich genommen, aber Er, der unser Schicksal lenkt, hat es anders gewollt! Sein Wille sei gelobt!"

Er strich mir das Haar aus der Stirn, er ließ seine Hand wie segnend auf meinem Haupte ruhen.

„Leb' wohl, mein Kind! Leb' wohl und — werde glücklicher als Dein Lehrer —"

Das Letztere sagte er leise, so leise, daß ich es kaum verstand.

An einem schönen, lichten Frühlingstage fanden ihn seine Pfleger todt, ein Lächeln auf den Lippen.

Die Gräfin Jadwiga aber lebt noch; sie ist noch immer eine schöne Frau. Ob eine glückliche? Ob ihr wohl laut und schmerzlich noch die Erinnerung durch das Herz zuckt, an ihre Liebe und an den Mann, den sie ja trotz alledem innig geliebt?!

Das Christusbild, dieses seltsame Product religiöser Schwärmerei und irdischer, nicht zu besiegender Liebe hat sie in einem stillen Thale der Schweiz im Sommer gemalt, der jenem Frühling folgte. Die Kunst, die sie früher nur der Mode folgend betrieben, mochte ihr da zur Trösterin geworden sein. Und dies Bild zeigt auch wohl, daß sie den Edelmuth und die Größe der Entsagung begriffen, die der Jude um ihret-, um seinetwillen geübt ...

Das Bild aber und jenes einsame Grab auf dem Judenfriedhof: o saget: verkünden sie es nicht laut, daß nur die Liebe selig mache, der Glaube aber blind?! ...

Wir wollen jene Frau nicht verdammen. Sie war ja nicht böse, nur schwach, das Vorurtheil aber stark und allmächtig. Diesem Vorurtheil sind andere Frauenherzen erlegen als das ihre — größere, edlere, stärkere Herzen.

Und ich kannte ein solches Herz ...

O David! Dein Wunsch ist nicht erfüllt worden, der Schüler ist nicht glückli-

Digitized by Google

cher geworden als der Lehrer. — O David! Ein Anderer hätte die Geschichte Deines Herzens vielleicht besser erzählen gekonnt, besser und schöner, aber Niemand, Niemand hätte Dein Leid inniger nachfühlen können als ich. . . .

Vorüber! Vorüber!

Ich bin zu Ende. Die Geschichte, die ich Euch erzählt, mag wohl seltsam genug sein, seltsam und traurig — todttraurig, wie ich sie oben genannt. Aber klagt darum nicht den Erzähler an, dessen Herz sich schmerzlich zusammenzieht in der Erinnerung, sondern jene ewige unbegreifliche Macht, die das schwache Menschenherz zu Nacht lenkt oder zu Licht, zu Glück oder zu Elend.

Goethe und Marianne v. Willemer.

Von

H. Düntzer.

Auf der Leiter der Gefühle, welche der Männer Herz zu edlen Frauen hinziehen, giebt es gar mancherlei Sprossen, vom anmuthigen Gefallen an bis zum leidenschaftlichen, kaum im vollsten Besitze der Ersehnten sich beruhigenden Gluthdrange. Wo aber fände sich eine mannigfaltigere Gestaltung von Herzensneigungen als im Leben unseres großen Dichters, dem die gütige Natur neben dem entzündlichsten Herzen die Kraft männlicher Selbstbeherrschung und gefaßter Entsagung verliehen hatte, die ihn befähigte, da, wo die Leidenschaft ihn über die sittlichen Grenzen hinzureißen drohte, sich ein ernstes „Nicht zu weit!“ zuzurufen und die Treue gegen sich und Andere im Kampfe mit der steigenden Gewalt des Verlangens zu bewahren. Oberflächliche Betrachtung hat nur zu oft auch darin dem Dichter Unrecht gethan, daß sie in jedem herzlichen Gefallen, in jeder freundlichen Hinneigung leidenschaftliche Liebe witterte. Sehen wir von den leidenschaftlichen und doch unter sich so wunderbar verschiedenen Beziehungen ab, worin er zu Friederike, Lotte, Maximiliane von la Roche, Lili, Frau von Stein, Corona Schröter, der schönen Mailänderin, Christiane Vulpius, Ulrike von Levezow stand, welchen vielseitigen Wechsel der Neigung zeigen uns jene Antoinette Gerock, worin man die Veranlassung zu Mignon's tief rührender Gestalt hat sehen wollen, Anna Sibylle Münch, Betti Jacobi, Barbara Schultheß, die Marquise Branconi, Henriette von Wolfskeel, die Gräfin Egloffstein, Silvie Ziegesar, Minna Herzlieb und, um so manche Andere zu übergehen, die Herzogin Louise. Daß Goethe auch die Letztere herzlich geliebt habe, steht eben so fest, als daß der verehrenden Neigung zu ihr jeder leidenschaftliche Zug fremd blieb. Im Kreise der Frauen, denen Goethe eine innige, aber leidenschaftlose, beiden Theilen unser Herz gewinnende Liebe zugewandt, hat in neuester Zeit Marianne von Willemer ihre gebührende Stelle eingenommen. Daß mehrere Liebeslieder des „Divans“ auf der Gerbermühle bei Herrn von Willemer gedichtet seien, war längst bekannt, aber die erste bedeutungsvolle öffentliche Kunde über Goethe's Beziehung zu dessen Gattin brachte vor sieben Jahren das inhaltsreiche Buch über Sulpiz Boisserée; auf ihre Betheiligung am „Divan“ und die Bedeutung der edlen Frau machte sodann im Jahre 1868 Johannes Janssen in dem bedeutenden Werke über Joh. Friedr. Böhmer aufmerksam. Ebenfalls im Jahre 1868 brachten die „Preußischen Jahrbücher“ Herm. Grimm's gehaltvollen Aufsatz: „Goethe und Suleika. Zur Erinnerung an Marianne von Willemer,“ mehr ein anziehendes Stück aus Grimm's Leben, eine Darstellung seiner eigenen Bekanntschaft mit Mariannen, die er 1849 gemacht hatte, als eine eingehende Kunde vom Leben der edlen Frau, deren frühere Verhältnisse hier ganz im Dunkel bleiben. Selbst die Entwicklung der Beziehungen Mariannens zu Goethe ist nicht versucht, und über den „Divan“ und ihren Antheil an diesem wird nicht richtig geurtheilt, da dem Verfasser die längst vorliegenden Mittheilungen über die Entstehungszeit der meisten Lieder desselben entgingen. Sind wir auch nicht im Stande, heute über alles Einzelne genaue Auskunft zu geben, so glauben wir doch, manche Hauptpunkte, Dank den gefälligen Mittheilungen von Frau Marie Belli, Director Classen, Professor Janssen und Archivar Kriegk, ins Licht setzen, einzelnes Neue beibringen und einige unrichtige Behauptungen beseitigen zu können.

Digitized by Google

Zwei Aeußerungen Boisserée's sind nur zu geeignet, auf Mariannens früheres Leben einen Schatten zu werfen. Einmal hören wir, die Ballade: „Der Gott und die Bajadere" sei „fast ihre eigene Geschichte," und bald darauf läßt er Goethe „die Rettung der kleinen liebenswürdigen Frau" als ein großes sittliches Gut für Willemer bezeichnen. Hiernach sollte man auf einen Jugendfehltritt Mariannens schließen; allein Böhmer, ein sittlich strenger Mann, der genau mit den Verhältnissen bekannt war (ihre Vermählung erfolgte zur Zeit, wo der neunzehnjährige Jüngling seine Herbstferien zu Frankfurt zubrachte), Böhmer äußerte mehrmals gegen Janssen, ihre Jugend sei ganz fleckenlos.

Maria Anna Katharina Theresia Jung ward als Tochter von Matthias Jung am 20. November 1784 zu Linz an der Donau geboren. Im Winter 1798 kam das anmuthige vierzehnjährige Mädchen in Begleitung ihrer Mutter mit dem Balletänzer Traub und dessen Gattin als Balletänzerin und Darstellerin von kleinen Rollen im Sing- und Schauspiel nach Frankfurt. Welche unglücklichen Umstände ihre Mutter veranlaßt haben mögen, ihr Kind der Bühne zu widmen, ist uns unbekannt; eine Andeutung, daß diese selbst je auf der Bühne gewesen, finden wir nicht. Das Frankfurter Theater war seit dem Jahre 1792 in den Händen einer Actiengesellschaft, die sich zur Gründung eines „Nationaltheaters" verbunden hatte. Die meisten Mitglieder der Großmann'schen Truppe hatte man beibehalten, die von manchen Seiten ergänzt wurden. Die Leitung führten drei Theaterdirectoren. Im Jahre 1798, an dessen Ende Marianne die Frankfurter Bühne betrat (in demselben war auch die Wienerin Antonie Birkenstock als Gattin von Franz Brentano nach Frankfurt gekommen), war der Sänger Prandt Regisseur. Die Truppe bestand außer dem Ballet aus siebzehn Männern, elf Frauen und den Demoiselles Boudet, Schikaneder, Bulla, Caspers und unserer Marianne. Auf den Theaterzetteln erscheint sie zuerst als Jugendgespielin der Myrrha in Winter's „Unterbrochenem Opferfest" am zweiten Weihnachtstage 1798. Den folgenden 14. Februar finden wir sie als Titania im „Oberon" von Warnitzki, was schon auf die Anmuth ihrer Erscheinung hindeutet, den 28. als Küchenjunge Rutler in Maier's „Fust von Stromberg," den 16. März als Lieschen in Jünger's „Er mengt sich in Alles," den 7. April (und 9. Mai) als Zwerg in Kotzebue's Oper: „Der Spiegelritter," den 28. als Lieschen in Jünger's Lustspiel: „Der Revers," den 20. Mai als Hannchen im Singspiel: „Der kleine Matrose," den 24. Juni im „Spiegel von Arkadien," dann am 19. October als Adolf in Paer's „Kamilla." Und dieselben Rollen (besonders gefiel sie in dem „Unterbrochenen Opferfest" und in „Kamilla") spielte sie im folgenden Jahre am 8., 16., 27. Februar, am 4. und 8. März und am 1. April. Weiter gedenken die Theaterzettel Mariannens nicht. Mehr als in der Oper, im Lust- und Schauspiele war sie im Ballet beschäftigt. Die Theaterzettel geben leider bei diesen nicht die Namen der Spielenden, sondern nur den jedesmaligen Balletmeister an. Die in der angegebenen Zeit am meisten aufgeführten Ballets sind „Die Geburt des Harlekins" und „Die geraubte Braut," beide von Morelli, von denen das erste sieben-, das andere viermal bis Ende April 1800 gegeben ward. Die Zahl der Balletvorstellungen überhaupt beträgt während jener Zeit dreiundzwanzig. Als Harlekin in dem erstgenannten Ballet (zuerst Ende 1799, dann am 11. und 18. Februar, am 1. März, am 3., 19. und 25. 1800), wo sie aus dem Ei herauskam, was Goethe im „Wilhelm Meister" (1795) schon von dem jungen Serlo erwähnt, riß sie durch die Anmuth ihres Wesens und ihre glückliche Gewandtheit alle Zuschauer hin,* vor Allen den dreiundzwanzigjährigen Brentano, der damals durch sie zur Schilderung der Biondette, „die um Tanz und Sang und Tugend man die heilige Sängerin nannte," in seinen Romanzen vom Rosenkranz begeistert wurde. Eine Tänzerin hat dort Biondetten als ausgesetztes Kind am Altar gefunden, sie an Kindesstatt angenommen, im Gesange und auf der Harfe, auch im Tanze unterrichtet, dann, eben nach Vollendung ihres vierzehnten

* Sie selbst mied es, von ihrer theatralischen Laufbahn zu sprechen, doch gedachte sie einmal einer Freundin gegenüber, wie sie in einer Rolle (etwa in einem am 11. November 1798 gegebenen Divertissement von Traub?) aus einer Blume, in einer andern aus einem Ei herausgekommen und den Eiertanz getanzt habe.

Digitized by Google

Jahres, sie auf die Bühne gebracht, wo sie ihre eigenen Rollen spielen sollte, und, nachdem sie ihr Alles vermacht, sich ins Kloster zurückgezogen. Biondette selbst nimmt nach sechs Jahren in einer feierlichen Vorstellung von der Bühne Abschied. Wir widerstehen der verlockenden Versuchung, hier Züge aus Mariannens eigenem Leben zu vermuthen. Böhmer, der begeisterte Verehrer Brentano's, schrieb die Romanzen im Winter 1825 auf 1826 aus dem alten, fast unleserlichen Entwurfe sehr schön mit großer Sorgfalt ab, und er glaubte, dem Dichter mit dem kostbar gebundenen Buche eine rechte Freude zu machen. Dieser wollte davon gar nichts wissen, und die Romanzen auch Frau von Willemer nicht zu lesen geben, was er erst auf wiederholtes, dringendes Verlangen mit der Aeußerung that: „Hier der curiose Rosenkranz von fünfundzwanzig Jahren bei Gelegenheit des im Ei versteckten und entdeckten Harlekins geflochten und nicht vollendet." In der ein Jahr späteren Widmung seines wunderbaren Märchens „Gockel, Hinkel und Gakeleia" redet er Mariannen als „liebstes Großmütterchen" an, wie sie von Willemer's Enkeln bezeichnet wurde, und er legt ihr manche wirklichen Züge bei, die nur nicht alle auf sein eigenes Verhältniß zu ihr gehen. Hier gedenkt er auch der Vorstellung der „Geburt Harlekins," aber ohne irgend eine Beziehung auf das angeredete Großmütterchen. Die Frau Rath (Goethe's Mutter) habe ihn Abends mit ins Theater genommen, wo er etwas ganz Allerliebstes gesehen, nämlich wie ein kleiner Harlekin aus einem Ei gekrochen sei und die zierlichsten Sprünge gemacht habe. Die Frage der Frau Rath, ob dies seinen Effect thue, habe er bejaht, und nachher ein paar tausend ernsthafter Verse gedichtet, welche das Großmütterchen kenne. Später schrieb Böhmer an Rückert, wenn er nach Frankfurt komme, könne er die wirkliche Biondette kennen lernen, und wenn er wolle, auch ihren Mann Apo (in den Romanzen der Zauberer, der durch seine Künste sich Biondettens bemächtigen will), der doch auch sein Gutes habe. Daß ihm Marianne bei Biondetten vorgeschwebt, war allen näheren Freunden Brentano's ein offenes Geheimniß. Auch persönlich sollte Marianne bald Brentano kennen lernen, vielleicht in Willemer's Hause, wo sie, noch ehe sie die Bühne verließ, Zutritt gehabt haben dürfte. Sie selbst schreibt acht Jahre vor ihrem Tode an Grimm, sie habe Clemens Brentano als ein Mädchen von sechzehn Jahren zum ersten Male gesehen, den sie freilich lieben gemußt, ohne zu ahnen, daß er sie schon lange (?) vorher geliebt habe. „Er hat es mich nie wissen lassen," fügt sie hinzu, „bis nach Jahren, als ich schon verheirathet war, ich erfahren mußte, daß wir uns unbewußt so nahe standen und scheinbar so fern." Wie reizend sie damals gewesen sein müsse, ahnt man aus einem im Besitze der Frau Hauptmann von Herff in Darmstadt befindlichen Miniaturbildchen, aus dem das niedliche Lockenköpfchen uns mit anmuthiger Seelenhaftigkeit anblickt.

Der Geheimerath v. Willemer, einer der bedeutendsten Theateractionäre, auch mehrmals einer der drei Theaterdirectoren, war von ihrer unendlichen Anmuth so bezaubert, daß er sie von der Bühne zu sich nahm und sie weiter ausbilden ließ. Er scheint ein besonderer Verehrer weiblicher Schönheit gewesen zu sein, und es sehr bedauert zu haben, das reizende Mädchen auf der Bühne den gierigen Blicken der Männer und einem nothwendig freiern Leben ausgesetzt zu sehen. Ihrer Mutter gab er eine ansehnliche Summe und ließ sie nach ihrer Heimath zurückkehren, wohin er ihr auch noch später und nach ihrem Tode den Angehörigen Geld geschickt haben soll; er besuchte sie auch ein paar Mal mit Mariannen, zuletzt bei ihrer tödtlichen Erkrankung, wo sie in den Armen der Tochter verschied. Marianne gedachte ihrer Mutter immer mit liebevollster Rührung. Als sie einmal Janssen ein von dieser stammendes Andenken zeigte, konnte sie sich der Thränen nicht enthalten. „Meine liebsten Gedanken sind bei ihr," äußerte sie. „Sie hätten sie nur kennen sollen!" Ein von ihrer Hand geschriebenes Gebetchen gehörte zu ihrer täglichen Morgenandacht.

Johann Jakob Willemer, geboren Ende März 1760, verlor seinen Vater, der Banquier war und das große Haus besaß, das den Namen des rothen Männchens führte (das dritte Haus beim Fahrthor am Untermainquai), bereits in seinem achten Lebensjahre. Seine Mutter, die erst 1795 starb, führte das Geschäft fort, das sich bald unter seiner Leitung bedeutend hob. Mit dem fast elf Jahre älteren Goethe stand er in

keiner Verbindung; als dieser nach Weimar ging, war er erst im sechzehnten Jahre.

Man könnte vermuthen, der junge Frankfurter, von dem Goethe am 22. Februar 1781 an Frau von Stein schreibt, er müsse ihm den Tag schenken, sei unser Willemer gewesen, der sich am Anfange des Monats in Berlin vermählt hatte, wozu die Aeußernng vom folgenden Tage gut stimmen würde, *seine Leute*, mit denen es gestern noch ganz gut gegangen, seien heute früh weg. Liebte ja Willemer den Umgang mit bedeutenden Männern, und Goethe nahm damals eine Stelle in Weimar ein, welche für eine geschäftliche Verbindung mit dem Hofe förderlich scheinen mußte. Auch könnte er Willemer im Herbste 1779 in Frankfurt gesehen haben. Die erste Spur einer geschäftlichen Verbindung zeigt sich nach der Italienischen Reise, im September 1788, wo Goethe dem Herzog schreibt, Banquier Willemer in Frankfurt wolle, um Merck zu helfen, ein Capital von viertausend Gulden zu vier Procent auf ein oder zwei Jahre vorstrecken, falls der Herzog sich für Zinsen und Capital verbürge. Diese Anleihe scheint nicht zu Stande gekommen zu sein. Später finden wir den Herzog Karl August mit dem Hause Bansa zu Frankfurt in Verbindung. Willemer hatte sich am 2. Februar 1781 zu Berlin mit Maria Magdalena Lang vermählt, die ihm drei Töchter schenkte. 1785 vereinigte er sich mit dem vor einigen Jahren nach Frankfurt gekommenen Banquier Chiron, wozu später auch Saraffin trat, wonach das Haus die Firma Chiron, Saraffin und Compagnie führte. Sie liehen dem Könige von Preußen große Summen, und versahen dessen Geldgeschäfte, woher ihm und Chiron der Titel eines preußischen Geheimraths zu Theil ward. Als die Franzosen am 3. October 1792 sich Frankfurt näherten, verließ er mit seiner Familie Frankfurt auf einige Tage, um die in seinen Händen befindlichen preußischen Gelder in Sicherheit zu bringen, ohne vorher, wie er als Mitglied des Senats hätte thun sollen, den Bürgermeister um Urlaub zu bitten. Den 27. rückte Custine in Frankfurt ein und legte der Stadt eine sehr starke Zwangszahlung auf. Als Geisel für die Zahlung wurden sieben der reichsten Frankfurter festgenommen, unter ihnen Willemer, den Custine aus dem Rath hatte zu sich fordern lassen. Auf mächtige Fürsprache ward er bald darauf freigelassen. Aus Aerger, daß der Senat keinen Schritt gethan, ihn als sein Mitglied herauszufordern, erklärte er, noch während der Anwesenheit der Franzosen, seinen Austritt aus dem Senate. Um dieselbe Zeit, am 12. November 1792, starb seine Gattin im Wochenbette; aber schon nach noch nicht neun Monaten, am 6. August 1793, vermählte er sich von Neuem, und zwar mit der Tochter seines Geschäftsgenossen, Johanna Marianne Chiron, die auf dem Cap der guten Hoffnung geboren war. Aber auch diese, welche ihn mit einem Sohne Abraham beschenkte, verlor er bereits am 18. Jan. 1796. Die folgenden Jahre finden wir ihn als preußischen Consul. Wahrscheinlich sah ihn Goethe im Jahre 1797 in seiner Vaterstadt. Schon am 30. Juni 1799 verheirathete er seine älteste Tochter Anna *Rosina* Magdalena an den Kaufmann (Handelsmann) Johann Martin Stadel. Als er Mariannen zu sich nahm, waren seine beiden jüngeren Töchter *Amalie* Henriette und Eleonore *Maximiliane*, die eine zwölf, die andere kaum acht Jahre alt, der Knabe noch jünger. Er hatte wohl schon damals sich von seinem Geschäfte zurückgezogen und das am jenseitigen Mainufer eine halbe Stunde oberhalb Frankfurt beim Dorfe Oberrad gelegene Gut der Gerbermühle, die mit dem anstoßenden Wasserhofe zum sogenannten Strahlenberger Lehn gehörte, von der Stadt Frankfurt auf Lebenszeit gepachtet.

Marianne wurde von Willemer, bei dem der spätere Hofrath Mieg zu Heidelberg Hofmeister war, wie ein Kind des Hauses gehalten. Besonders genoß sie einen gründlichen musikalischen Unterricht, und ihre nicht starke, aber anmuthige Stimme bildete sich durch eine tüchtige Schule immer glücklicher aus. Heitere und gefühlvolle Lieder trug sie mit eigener Anmuth und lebhaftem Ausdruck vor. Auch am Haushalte nahm das so verständige als herzlich gutmüthige Mädchen Antheil. Ihre Erscheinung war eine durchaus frische und heitere; aus ihren reizenden Zügen wie aus ihrem ganzen Wesen sprachen Herzlichkeit, Gemüthlichkeit und ein feiner Geist. So mußte sie auf Willemer eine höchst angenehme Wirkung üben. Dieser, ein

schöner, großer Mann, hatte viel Sinn für höhere Geistesbildung, woher er den Umgang mit Künstlern und Gelehrten sehr liebte, wogegen er sich sonst mehr zurückzog. Freilich hatte sich bei ihm eine gewisse Herbheit und Schroffheit aus seinem entschiedenen, rücksichtslosen Halten an dem, was er für recht und gut hielt, in einem kampfreichen Leben entwickelt, und es fehlte nicht an manchen Wunderlichkeiten: aber man verzieh ihm diese leicht bei seinem edlen Streben und tiefer gehenden Sinne. Besonders hatte er seine Gedanken auf sittliche Bildung und Jugenderziehung frühe gewandt, worin er den Grund alles wahren Glückes der Familie und des Staates erkannte, und an Allem, was das Wohl dieser betraf, nahm er lebhaften Antheil. Großes Aufsehen erregte er in Frankfurt dadurch, daß er nicht allein selbst bei der Gerbermühle im offenen Maine badete, sondern auch seine Töchter in einem dazu angelegten Häuschen baden ließ. Marianne wußte dem edlen Manne, dem sie so viel verdankte, sich stets anmuthig, gefällig und liebevoll theilnehmend zu erweisen.

Einen bittern Verlust erlitt er durch den frühen, schon am 29. October 1802 erfolgten Tod seines Schwiegersohnes Stadel. Seine zweite Tochter heirathete am 28. April 1805 den Kaufmann Friedrich Scharff, die dritte am 29. März 1809 den Kaufmann Johannes Andreä, so daß von da an Marianne allein bei ihm zurückblieb, der sich freilich bald mit einer Enkelschaar umringt sah. Schon 1805 war er mit einer Abhandlung über Religion und Kunst aufgetreten, welcher er eine andere Schrift „Charon" folgen ließ. Von 1810 bis 1813 erschienen von ihm fünf Hefte „Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungskunde religiösen Inhalts."

Marianne lernte Goethe's Gattin im Frühjahr 1807 kennen, wo sie bei ihrer Schwiegermutter zum Besuch war und Manches zu besorgen hatte. Ihr feineres Wesen fühlte sich durch sie nicht angezogen, ja selbst Goethe's Mutter hatte, trotz ihrer geistreichen frischen Natur, für sie etwas Verletzendes, wie sie sich einmal äußerte. Goethe's Sohn sah sie im April 1808 auf der Durchreise nach Heidelberg, ja vielleicht schon drei Jahre früher, wo er bei der Großmutter zum Besuche war. Er schien ihr freimüthig und verständig, und besonders zog sein schönes Auge sie an. Auch nach dem Tode von Goethe's Mutter im Herbst 1808 kam Goethe's Frau, zur Regelung der Erbschaft, nach Frankfurt, wo sie wieder Willemer besuchte.

Einen so edlen freisinnigen Geist wie Willemer mußte die endliche Befreiung des so lange durch eigene Schuld gefesselten Vaterlandes mächtig ergreifen. Zunächst trat er mit dem Vorschlag zu einer deutschen Volkstracht im Gegensatze zur angenommenen Mode *des* Volkes auf, das Deutschland so schmählich erniedrigt hatte. Seinen eigenen Sohn wird er dem Dienste des in Waffen erstandenen Volkes gewidmet haben, während Goethe denselben nicht dem Zufall des Krieges überlassen mochte.

Goethe's August, den der Herzog zum Hofjunker und Kammerassessor ernannt hatte, ging im Februar 1814 mit dem Kammerrath Rühlemann nach Frankfurt, um diesem bei einem nothwendigen staatlichen Geschäfte zur Seite zu stehen, und bei dieser Gelegenheit sollte er sich auch nach dem Stande seiner mütterlichen Erbschaft umsehen. Der Vater hatte ihn auch an Willemer empfohlen, dem er darauf in dem ersten erhaltenen Briefe vom 14. Februar für die freundliche Aufnahme dankte, und zugleich seine Hoffnung für dessen gutes Fortkommen aussprach. Einen Monat später lernte Willemer zufällig den eben in Frankfurt anwesenden, mit Goethe längst näher vertrauten Sulpiz Boisserée kennen. Dieser schrieb ihm gleich darauf aus Heidelberg: „Ich habe aus Deinen beiden Schriften (über Kunst und Religion und eine deutsche Nationaltracht) Dein edles, für alles Gute und Heilige begeistertes Herz kennen gelernt, und lobe die sonderbare, ja wunderbare Fügung, wodurch wir vertraut geworden, immer mehr und mehr. Die Macht der Begeisterung ist es, die den Menschen über seine irdische Vergänglichkeit erhebt, die von jeher alles wahrhaft Große und Gute hervorgebracht hat; nur im Glauben und in der Vaterlandsliebe finden wir ihre unversiegbaren, stets frischen Quellen; sind diese erst wieder eröffnet und allgemein zugänglich geworden, so werden auch die fromme Freude an der Erde und die schöne Hoffnung zum Himmel mit ihrer Tochter, der Kunst, wieder bei uns einkehren. Mache mir die Freude,

Digitized by Google

komm mit den Deinigen hierher in unsere Sammlung, dann wollen wir noch mehr über diese Sache verhandeln." Willemer erwiederte nach freundlichem Danke für die Aufnahme der beiden Schriften: „Jetzt gilt es nicht ums Meinen, sondern ums Handeln, und ich besorge, ich besorge, jenem fehlt es an Ernst; deshalb ermangelt dieses des Nachdrucks. Unsere Sachen stehen schlecht; die Engländer haben Alles verwirrt, und die schönen Bande zwischen den drei Königen aus Morgenland gelöst. Aber laß uns den Muth nicht verlieren; denn es lebt ein Gott über uns, dem das Gute wohlgefälliger ist wie das Schlechte, dem Rechtlichkeit über Schlauheit, innere Schönheit über äußere Pracht geht, und dieser Gott ist Herr der Welt und ihrer Schicksale. Noch sind wir zu wenig geläutert, und müssen ferner dulden und harren. Daß ich Dich auf meinem Weg fand, und zwar so sonderbar, daß unsere Herzen gleich in einander strahlten, ist mir nun in der Art seit zwanzig Jahren nicht begegnet, und wird meinem erloschenen Gemüth, belastet und zerstört durch den Druck der Zeit, nicht wieder begegnen; darum hab' ich Dich auch von Herzen lieb, und freue mich, einmal Dich zu sehen, bis dahin gegrüßt von Marianne. Lieb' Deinen Willemer."

Als Goethe im September dieses Jahres von Wiesbaden nach Frankfurt kam, wohnte er im verwandten Schlosser'schen Hause. Die Befreiung des Vaterlandes hatte auch seine Seele freudig erhoben und mit frischer Heiterkeit erfüllt, so daß man ihn überall höchst liebenswürdig fand. Boisserée, der zugleich mit ihm zu Frankfurt war, fuhr diesmal mit Antonie Brentano nach der Gerbermühle. Wir wissen nicht, ob Goethe damals Willemer besuchte, der eben im Begriff stand, sich mit Mariannen zu verbinden, oder erst nach seiner am 10. October von Heidelberg erfolgten Rückkehr. Willemer's Töchter sollen diesen zur Verbindung mit Marianne gedrängt haben; nach Andern hätte besonders sein Schwiegersohn Andreä diese Heirath des Anstandes und der Sitte wegen betrieben. Böhmer wollte wissen, Brentano habe Willemer's Entschluß, Mariannen zu heirathen, durch die Erklärung entschieden, er werde im andern Falle ihr selbst seine Hand anbieten. Das müßte denn wohl schriftlich oder außerhalb Frankfurts geschehen sein, da Brentano damals nicht in Frankfurt war. Die Vermählung erfolgte am 27. September, als Goethe zu Heidelberg sich befand.

Zu Frankfurt war der Dichter Zeuge der ersten vaterländischen Feier des Jahrestages des Sieges bei Leipzig, der auf Arndt's Anregung am Abend überall mit Feuerzeichen geehrt ward. Goethe war gerade an diesem Abend auf der Gerbermühle, und er genoß auf einem mehrere Stockwerke hohen Thurme auf dem Mühlberge in einem Weinberge Willemer's mit innigster Freude den bezaubernden Anblick der rings auf allen Höhen lodernden Feuer. Die junge Frau mußte ihm alle Punkte bezeichnen. Auf ihre Bitte schrieb er mit einem besonders sorgfältig gespitzten Bleistift, den er mit wohlgefälligem Danke annahm, in die Fensterwand die Worte: „Göethe den 18. October 1814." Durch einen unglücklichen Zufall wurde diese Inschrift ein paar Jahre später vom Tüncher überstrichen. So berichten, aus Mariannens Munde, Classen und Kriegk. Wenn Goethe auch damals sehr verbindlich gegen die junge Frau war, deren Anmuth ihn anzog, und sie selbst sich der Gegenwart des so liebenswürdig sich zeigenden großen Dichters freute, so traten sie diesmal sich doch nicht nahe, da sie nur in größerer, zerstreuender Gesellschaft sich sahen. Marianne schreibt an Grimm nur, sie habe Goethe in diesem Jahre gesehen. Diesem aber blieb der Tag sein Leben lang unvergeßlich. Am 27. October kehrte er nach Weimar zurück. Wohl auf dem Rückwege, jedenfalls noch im October, schrieb der Dichter zwei Lieder des Schenken zu seinem ihn seit dem Frühjahre beschäftigenden „Divan," wozu der November ein Lied, der December eine Reihe von Liedern brachte, aber kein Liebeslied; denn das den Anfang des Buches „Suleika" bildende Gedicht: „Einladung," das am letzten Tage des Jahres gedichtet wurde, kann nicht als solches gelten.

Den 12. Februar 1815 schrieb Goethe das schöne Erinnerungslied an die auf der Gebermühle zugebrachten Abendstunden, wo er Willemer und die Seinen „ins Herz geschlossen" habe, wo der Wein zum Schalle von Römern („glockenähnlichen Krystallen") geblinkt, weisen Freundes Worte „am Schattenorte gelispelt," wo „edler Kinder treu

Bekenntniß, elterliches Einverständniß" geherrscht, ein „goldnes Netz" sie umwunden habe. Der jungen Frau, die sich wohl etwas zurückgehalten hatte, und ihrer Kinder wird nicht gedacht, ebensowenig der Feuerzeichen jenes vaterländischen Erinnerungstages, wie gut sich diese auch zu den übrigen „goldenen" Dingen geschickt hätten. Das Ganze sollte nur ein Blatt der Erkenntlichkeit für die freundliche Aufnahme sein, wozu er sich der vom Prinzen Emil von Gotha erhaltenen Golddinte bedienen wollte. Mit dieser ließ er vom Maler Lieber eine breite Einfassung von Blumen in der Art türkischer Handschriften mit der Feder zeichnen; das Gedicht selbst war von Goethe's Hand in schönen lateinischen Buchstaben schwarz geschrieben. Dieses Kunstblatt ward von Willemer als Prachtschatz verehrt. Nach seinem Tode empfing es Marianne, in deren Zimmer es in Glas und Rahmen dicht neben der Eingangsthüre hing. Wahrscheinlich erfolgte auf diese Sendung eine freundliche Einladung Willemer's auf dieses Jahr.

In den Februar und März fallen eine Anzahl Lieder des „Divans," die in verschiedenen Büchern desselben ihre Stelle gefunden haben, ein paar auch im „Buche Suleika;" „Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze" (17. Februar), der Anfang von „Nur wenig ist's, was ich verlange" (17. März) und „Die Welt ist durchaus lieblich anzuschauen" (7. Februar). Sehr reich floß der Liederquell, als er am 24. Mai die Reise an den Rhein antrat. Denselben Tag schrieb er in Eisenach sieben Gedichte, unter ihnen die beiden, worin er der Geliebten den Namen Suleika gibt, sich selbst Hatem benennt. Auf Frau von Willemer haben diese nicht den allergeringsten Bezug. Sechs Lieder entstanden am 27. in Frankfurt, unter andern zwei des „Buches der Liebe," eines, worin er Hudhud, den Wiedehopf, Salomons Liebesboten, auffordert, der Geliebten zu verkünden, daß er ihr ewig angehöre, und die „Ergebung" überschriebene Klage, daß die Liebe ihn feindlich behandle. Diesmal verweilte er zu Frankfurt nur sehr kurze Zeit, sah aber doch wohl Freund Willemer, der ihm das Versprechen abnahm, nach seiner Wiesbadener Cur einige Zeit auf der Gerbermühle zu verweilen. Noch am Abend desselben Tages dichtete er in Wiesbaden das „An Suleika" überschriebene Lied (im „Buch des Timur") „Dir mit Wohlgeruch zu kosen," wobei wiederum an Frau von Willemer unmöglich gedacht werden kann. In den Aufenthalt zu Wiesbaden fallen nur fünf Divanslieder, in das Ende Mai das auf staatliche Wirksamkeit bezügliche „Frage nicht, durch welche Pforte" mit den Glückwunschstrophen an Kirms und von Schardt* und die Vollendung der in Weimar begonnenen „Siebenschläfer," auf den längsten Tag des Jahres das „An Suleika" überschriebene Gedicht, worin er seinen Mißmuth ausspricht, daß das „süße Kind" ein Kreuz an der Halskette trage, ein Gebrauch, der ihm eben damals aufgefallen war,** und er sich als Ungläubigen verräth, auf den 1. Juli die Verse, „Was heißt denn Reichthum?" und die Anrede an den Schenken, „Du zierlicher Knabe."

Den 7. August kündigte er Willemer in einem Briefe von Wiesbaden aus seine versprochene Ankunft zu längerem Besuche auf den Mittag des 12. an. Pünktlich fand er sich um 12 Uhr auf der Gerbermühle ein, da er wußte, dies sei die dortige Essenszeit: doch hatte die aufmerksame Hausfrau diesmal seinetwegen auf eine Stunde später angerichtet. Er fand hier noch Willemer's älteste Tochter, die verwittwete Frau Städel. Die Familie war damals in Trauer. Etwa wegen des Todes von Mariannens Mutter? In der ihn umgebenden schönen Natur, am heimischen Strome, seiner Vaterstadt gegenüber öffnete sich Goethe's Herz und ließ den ganzen Reichthum seines edlen und tiefen Gemüthes erscheinen. Mit der kleinen Frau stand er bald auf dem vertrautesten Fuße; die Anmuth ihres Wesens, ihre reine Gemüthlichkeit und heitere Treuherzigkeit, die geistige Begabung ihrer frischen Natur, ihr seelenvoller Gesang und ihr feines Gefühl zogen ihn lebhaft an, so daß er auch auf ihre heitern Scherze gern einging und im angeregten Umgange mit ihr, an der Seite ihres von edlem Streben erfüllten ideenreichen Gatten, der besonders mit allem auf sittliche Bildung und Erziehung Bezüglichen durch langes Nachdenken ver-

* In Hempel's Ausgabe der Gedichte III, 334.

** Man könnte dabei an die junge Philippine Lade denken, an welcher er schon am Ende seines vorigen Aufenthaltes in Wiesbaden freundlichen Antheil genommen hatte.

Digitized by Google

traut war, sich innig wohl fühlte. Er selbst nennt Mariannen das vollendete Bild weiblicher Anmuth, eine tief poetische Seele, die, auf den Flügeln der Grazie leicht schwebend durchs Leben, überall Freude verbreite, die, wenn sie nur erscheine, fröhliche Gesichter mache. Wie er Boisserée, mit dem er von Wiesbaden nach Frankfurt gefahren war, versprochen, kam er am 14., einem Regentage, mit Willemer nach seiner Vaterstadt, besuchte ihn und die verwandte Familie Schlosser. Den Mittag fuhr Boisserée mit zur Gerbermühle, wo Goethe ihn zu einem Heiligenhäuschen führte, das er verehren solle, da es bei seiner Einfachheit so musterhaft und dazu von Basalt sei. Am 15., wo das Wetter sich aufgeklärt hatte, kamen Willemer's zweite Tochter, Frau Scharff, und Frau Hollweg zum Besuche. Den Nachmittag fuhr die Gattin des preußischen Geschäftsträgers Frau von Ottenstedt vor, um ihn auf den Abend zu der vor Kurzem in dritter Ehe mit dem Herzog von Cumberland verbundenen Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Schwerin einzuladen, die ihm und seiner Mutter seit längerer Zeit bekannt gewesen war. Goethe schwieg einige Zeit auf diesen Antrag, lehnte ihn aber dann sehr förmlich aus Gesundheitsrücksichten ab. Zwei Stunden später (es war schon dunkel geworden) kamen der Herzog und die Herzogin auf dem schlechten Wege von Oberrad mit Fackeln angefahren. Der Herzog blieb bei Herrn von Willemer, die Herzogin ward auf Goethe's Zimmer geführt: sie unterhielt sich verbindlich mit ihm; auch Goethe zeigte dabei keine Verlegenheit. Er erwiederte diesen Besuch bald darauf, bei welcher Gelegenheit er auch den Buchhändler Cotta, seinen Verleger, zufällig traf. Frau von Willemer berichtete über Goethe's Verhalten auf der Gerbermühle Herrn Director Classen: „Den Morgen brachte er allein zu; den Mittag erschien er, auch wenn kein Besuch da war, im Frack; Nachmittags liebte er gemeinsame Spaziergänge, besonders in den Wald, wo er voll Lust und Leben und sehr mittheilend war. Er führte immer ein großes Taschenmesser bei sich, womit er Zweige abschnitt, oder aus dem Boden ausstach, was ihm auffiel. Auf Anziehendes im Thier- und Pflanzenreiche machte er gern aufmerksam, besonders auch auf Licht- und Farbenerscheinungen, den Lichtschein um Bäume, die blauen Schatten, die Farben beim Sonnenuntergang. Abends war er am liebenswürdigsten, besonders wenn er in seinem weißflanellenen Rock erschien und vorlas, meist aus seinem immer mehr heranwachsenden „Divan." Von seinen ältern Sachen trug er weniger gern etwas vor. „Was wollt Ihr mit dem alten Zeug!" rief er. Sehr schön las er, wie er auch schön sprach. Aus seinem Munde glaubte man Manches erst recht zu verstehen; leicht ward er selbst beim Lesen zu Thränen gerührt. Vor Tische ließ er sich gern Lieder von mir singen. Im Essen und Trinken war er sehr einfach, hatte aber besondere Neigungen und Gewohnheiten. Salat und Artischocken liebte er vorzüglich; letztere wurden ihm später häufig von uns gesandt. Er führte einen starken Wein mit sich, von dem er um 10 Uhr zum zweiten Frühstücke aus einem mitgebrachten silbernen Becher trank."

Am 19. kam er bei Tisch mit dem wunderlichen alten Medicinalrath Ehrmann zusammen, der immer durch Pfeifen seine Ankunft im Garten bei Willemer zu erkennen gab, und nicht eher eintrat, bis dieser ihm geantwortet hatte.* Zur größten Freude von Frau Willemer machte sich Goethe's Begegnen mit dem seltsamen Kauze sehr gut, da dieser lustig auf seine Thorheiten einging, wie er denn auch später sogar sich unter dessen „verrückte Hofräthe" aufnehmen ließ. Boisserée war an diesem Tage mit bei Tische; er hatte Goethe eine Schachtel römischer Töpfe, Lampen und Aschenkrügelchen mitgebracht, die er in Mainz für ihn zusammengebettelt. Den 20., einen Sonntag, fuhr Goethe Nachmittags mit Willemers nach dem Dorfe Niederrad, wohin er so oft mit seinen jungen Freunden gegangen war, und besuchte das Wirthshaus zum Schwan, wo er mit seinen Genossen stets eingekehrt war. Varnhagen's Gattin, die von ihm begeisterte Rahel, die zufällig mit einigen Freunden des Weges ging, sah in dem im langsamsten Schritte sich bewegenden niedrigen, halben Wagen, den Willemer selbst vom Bock herab fuhr, neben drei Damen in Trauer Goethe sitzen.

* Darauf dichtete Goethe damals die Verse: „Pfeifen hör' ich fern im Busche," die in den Werken unter der Gesammtüberschrift „Rhein und Main" stehen und in der Quartausgabe dem August 1815 zugeschrieben werden.

Digitized by Google

„Der Schreck, die Freude machen mich zum Wilden," erzählt sie selbst; „ich schrei' mit der größten Kraft und Eile: Da ist Goethe! Goethe lacht, die Damen lachen; ich aber packe die Valentin, und wir rennen dem Wagen voraus, und kehren um und sehen ihn noch einmal; er lächelte sehr wohlgefällig, beschaute uns sehr und hielt sich Kräuter vor der Nase, mit denen er das Gesicht fächelte, das Lächeln und das Wohlwollen uns, aber besonders seiner Gesellschaft, die eigentlich kicherte, zu verbergen." Goethe fuhr oft nach Frankfurt, besonders zu Schlossers, zu Willemer's Verwandten, auch zu dem Senator von Guaita und dem Banquier Bansa. Boisserée kam mehrfach zur Gerbermühle. Am 25. brachte dieser den gerade in Frankfurt anwesenden, Goethe längst befreundeten Physiker Seebeck mit. Den andern Tag ging Goethe nach dem Forsthause, wo er in seiner Jugend so oft sich des Lebens gefreut hatte; diesmal sollte er der Hochzeit des Baumeisters Heß beiwohnen, wozu ihn der alte Nicolas Schmidt abholte. Er arbeitete damals an einem größeren Aufsatze über die Alterthümer und Kunstwerke am Rhein; zu einer Bearbeitung desselben Gegenstandes hatte er auch Boisserée aufgefordert, damit ihre Arbeiten sich gegenseitig ergänzten. Die Lieder des „Divans" waren um diese Zeit ganz verstummt, was nicht zu begreifen wäre, hätte er schon früher Mariannen als Suleika gefeiert.

Besonders feierlich ward Goethe's Geburtstag, der 28., auf der Gerbermühle begangen. Am frühen Morgen hatte Frau Hollweg durch das in einem Boote fahrende Theaterorchester Musik machen lassen. Goethe, der anfangs gefürchtet hatte, es seien die Stadtmusikanten, freute sich, als er so gute Musik vernahm, und schickte durch seinen Diener einen Ducaten, den man natürlich nicht annahm. Zum Frühstück wurde er in das zur Festfeier mit palmartig gebundenem Schilfe verzierte große Gartenhaus geführt; an der Hinterwand, vor welcher sein Sitz war, befand sich ein großer Spitzschild von Laubkränzen, in dessen Mitte ein Kranz von Blumen, die nach der Farbenlehre geordnet waren. Hier beglückwünschten ihn Willemer nebst Frau, Herr und Frau Scharff, Frau Städel, Fritz Schlosser, Seebeck und sein Jugendfreund, der Cassenschreiber Riese, den Goethe sehr lieb hatte, woher er für die Aufmerksamkeit, welche Frau von Willemer diesem bewies, sich besonders dankbar zeigte. Auch ein anderer Jugendfreund, Kehr, kam zuweilen zur Gerbermühle. Frau von Willemer und Frau Städel brachten einen Korb mit den schönsten Früchten und einen anderen mit den prächtigsten, meist ausländischen Blumen; darauf lagen ein Turban vom feinsten indianischen Musselin, mit einem Lorbeerkranze umwunden, in Anspielung auf das Divanslied: „Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze," eine von Frau Städel gemachte Zeichnung der Ansicht Frankfurt's aus Goethe's Zimmer auf der Gerbermühle mit einem von Frau von Willemer darunter geschriebenen Spruch auf Hafisens Geburtsstadt, und ein Kranz aus aufgetrockneten Feldblumen, die Frau von Willemer so künstlich auf einen Carton zu kleben wußte, eine Kunst, deren auch Brentano in der Vorrede zu „Gockel, Hinkel und Gakeleia" gedenkt. Auch Ehrmann, Christian Schlosser und Boisserée beschenkten das Geburtstagskind auf sinnige Weise. Letzterer hatte seine Gabe auf Goethe's Zimmer gelegt, wo er ihn auch begrüßte; Beide umarmten sich herzlich. Goethe las ihm aus seiner Arbeit über Kunst und Alterthum am Rhein und Main dasjenige vor, was er eben über Köln geschrieben hatte. Beim Mahle, welches der Hausherr mit einer Anrede und einer Gesundheit auf Goethe in Wein aus dem Jahre vor seiner Geburt eröffnete, herrschte die höchste Munterkeit, wozu zwei recht Ehrmann'sche Späße einen reichlichen Beitrag lieferten. Später ließ Goethe Boisserée nicht weg. Im heiter gestimmten Abendkreise der sich innigst verbunden fühlenden Freunde las Goethe Gedichte aus dem „Divan." Dem Elfer ward wacker zugesprochen. Auf diesen, Goethe unvergeßlichen Tag beziehen sich die Verse, welche der Dichter im folgenden Jahre unter einen Abdruck der am Morgen ihm gewidmeten Zeichnung Frankfurt's schrieb und an Willemer sandte:

Also lustig sah es aus,
Wo der Main vorüberfloß,
Als im schmucken Hain und Haus
Festlich Elfer überfloß.

Ferner Freunde ward gedacht:
Denn (?) das heißt genießen,
Wenn zu Fest- und Flussespracht
Tausend Quellen fließen.

Digitized by Google

Der starke Elfer Rheinwein setzte aber doch Goethe so zu, daß er von jetzt an einen jungen Bacharacher zu trinken beschloß.

Wie sehr damals Alle von Goethe's Liebenswürdigkeit entzückt waren, ergiebt sich auch aus einem um diese Zeit geschriebenen Briefe der gegen Goethe arg verstimmten Helene Jacobi, der es ordentlich wohlthat, daß Ernestine Voß nicht so günstig über Goethe urtheilte, wie die Fritz-Schlosser'schen, die ihn „so gar gut, liebend und hingebend, so unaussprechlich liebenswürdig" fanden. Was sie von einem „Selbstbeleidigen seiner schönen, herrlichen Natur," vom Mangel jedes ins Herz glänzenden und erwärmenden Strahls, von seiner Erscheinung als einem Bilde des Jammers sagt, ist so grundverkehrt und eitel als ihr Spott, daß er nicht nur sich dem Schlosser'schen Proselyten und Proselytenmacher immer näher anschließe, sondern nun auch eine ganze Zeit bei Willemer, der auch übergetreten sei (?), auf dessen Mühle bei Frankfurt eingezogen lebe in strengster Arbeit an einem Buche, von dem Niemand wissen solle, bis es gedruckt sei, wobei man Alles heraus- und hinzudenken könne. Wie hoch erhaben steht Goethe über diesem bitterbösen Klatsche! Und das Verständniß Goethe's, das einer Helene Jacobi, einer Johanne Fahlmer, einer Antonie Brentano völlig abging, wie herrlich sollte es in Marianne Willemer sich offenbaren!

Ging es auf der Mühle heiter und traulich zu, so fühlte Goethe doch bald das Verlangen, einige Zeit in Frankfurt selbst zu wohnen, um die Vaterstadt mit größerer Leichtigkeit zu genießen! Am 5. October sprach er diesen Wunsch gegen Boisserée aus, der auch eine Wohnung für ihn besah, aber heimlich Willemer bestimmte, dem Dichter in seinem Hause in der Stadt, dem rothen Männchen, auch während seines eigenen Aufenhaltes auf der Mühle, Wohnung und Pflege zu geben. Goethe, der über ein solches Anerbieten sehr gerührt war, zog am 8. nach Frankfurt. Hier wandert er viel umher, besieht die Stadt, ihre Merkwürdigkeiten und Sammlungen, besucht seine Freunde. Boisserée ist häufig bei ihm. An Mariannen schickt er ein Blatt der Pflanze Gingo biloba, das durch einen Einschnitt in der Mitte zweilappig erscheint, als Sinnbild der Freundschaft, wie Boisserée bemerkt, der hinzufügt: „Man weiß nicht, ob es eins ist, das sich in zwei Theile theilt, oder zwei, die sich in eins verbinden." Hiernach könnte man vermuthen, das „Gingo biloba" überschriebene Gedicht des „Buches Suleika" habe Goethe bei dieser Gelegenheit an Frau von Willemer gesandt, aber wahrscheinlicher fällt es später, als er schon einige Lieder auf der Gerbermühle gedichtet hatte. Schon am Morgen des 8., gleich nach zehn Uhr, besuchte er Rahel, die ihn brieflich gefragt hatte, ob er eine Sendung ihres Gatten empfangen habe. Wie sonderbar sie dabei sich in ihrer Ueberraschung benommen habe, hat sie selbst in sehr bezeichnender Weise berichtet. Als sie am 10. mit Herrn von Otterstedt, der einen Brief des Herzogs von Weimar an Goethe zu überreichen hatte, auf der Gerbermühle vorsprach, waren Willemers spazieren gefahren; Goethe, hieß es, sei vom 8. an in der Stadt und werde erst den 13. zurückkommen. Otterstedt brachte ihm am Mittag des 11. den Brief des Herzogs und lud ihn auf den Abend zu sich ein. Goethe lehnte ab. Der Herzog hatte ihm gemeldet, daß er am 20. in Karlsruhe, zwei Tage später in Heidelberg eintreffe. Am frühen Morgen des 13. theilte Goethe Boisserée seinen Entschluß mit, am 19. mit ihm nach Heidelberg zu reisen, doch wollte er noch einige Tage sich der Freunde auf der Gerbermühle erfreuen. Dorthin fuhr er am Nachmittage des 15. mit Boisserée, mit dem er bei Guaita zu Mittag gespeist hatte. Hier entwickelte sich denn ein heiter anmuthiges Leben.

Erst an diesem Tage beginnen die mit Beziehung auf Mariannen und die von dieser selbst gedichteten Divanslieder, jenes geistreiche Scherzspiel zwischen Goethe und der dichterisch begabten, liebenswürdigen Freundin. Diesen Abend, wo sie in der schönen warmen Sommerluft auf dem Balcon saßen, dichtete er das Hatem überschriebene Lied „Nicht Gelegenheit macht Diebe," worin er klagt, die Geliebte habe den Rest seiner Liebe gestohlen, und er hänge, ganz verarmt, nur von ihr ab; aber bald sieht er im Karfunkel ihres Blickes Erbarmen und erfreut sich in ihren Armen erneuerten Glückes. Marianne erwiederte darauf den folgenden Tag mit dem schönen, im „Divan" unmittelbar darauf folgenden, „Suleika" überschriebenen Liede, das Frau

Digitized by Google

von Willemer ausdrücklich als ihr Eigenthum in Anspruch nahm:

Hochbeglückt in Deiner Liebe,
Schelt' ich nicht Gelegenheit;
Ward sie auch an Dir zum Diebe,
Wie mich solch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?
Gieb Dich mir aus freier Wahl!
Gar zu gerne möcht' ich glauben:
Ja, ich bin's, die Dich bestahl.

Was so willig Du gegeben,
Bringt Dir herrlichen Gewinn:
Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig; nimm es hin!

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich Dich in meinen Armen,
Jedem Glück ist meines gleich.

Am Abend desselben Tages sang Marianne, wie Boisserée erzählt, mit ganz besonderer Bewegung und Rührung die Ballade: „Der Gott und die Bajadere," darauf Mignon's „Kennst Du das Land?" und manches Andere ausdrucksvoller als je; die immer herzlicher hervortretende Neigung Goethe's hatte sie mächtig angeweht, wobei ihr aber nicht entging, daß sein Lied nur ein geistreiches Spiel sei, das sie mit sinniger Empfindung beantwortete, ohne ihrer Treue gegen den Gatten, unter dessen Augen sich dieses Scherzspiel entfaltete, etwas zu vergeben. Auf den folgenden Tag, den 17. September, fallen die beiden im „Divan" unmittelbar darauf stehenden Lieder Suleika's „Als ich auf dem Euphrat schiffte," und Hatem's Erwiederung „Dies zu deuten, bin erbötig!" Marianne nahm das erstere Lied nicht als ihr Eigenthum in Anspruch; dennoch hat Grimm auch dies ihr zugeschrieben und zugleich vermuthet, im vorletzten Verse habe als Reim auf: „Morgenröthe" statt „sag' Prophete" das so schön an „Sag' Poete!" anklingt, „sage Goethe" gestanden. Man könnte freilich denken, Marianne sei jetzt kühner geworden und habe den Dichter zu einer Antwort angeregt, aber viel wahrscheinlicher ist auch die Frage Suleika's vom Dichter ersonnen, um darauf die seine Liebe so anmuthig aussprechende, auf seinen damaligen Aufenthalt hindeutende Antwort zu geben:

Mich vermählst Du Deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain;
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

Daß Goethe Mariannen einen Ring geschenkt, wie die Verse Suleika's, gehörten sie ihr an, voraussetzen würden, ist unbekannt, und kaum wahrscheinlich, dagegen berichtet Boisserée, daß der Dichter ihr einen Turban und einen türkischen Shawl gegeben, den er ihr wohl von Frankfurt mitgebracht hatte. Der folgende Tag, ein Sonntag (es war der letzte von Goethe's Anwesenheit), wurde sehr heiter gefeiert. Mittags war zahlreiche Tafel, woran die ganze Familie Theil nahm. Der Sohn der Frau Scharff, jetzt in Mühlheim am Rhein, erinnert sich noch des mächtigen Eindrucks, den Goethe auf ihn gemacht; auch gegen ihn bezeigte er sich sehr freundlich, und er richtete in seiner Weise ein paar geographische Fragen an ihn. Nachmittags kam der frühere Hofmeister der Familie, Herr Mieg aus Heidelberg, gegen den Goethe beim ersten Anblick eine entschiedene Abneigung empfand. Am Abend sang Marianne wieder den „Gott und die Bajadere," was Goethe anfangs nicht wollte, da Boisserée, wohl durch einen Klatsch verleitet, ihm gesagt hatte, es sei fast ihre eigene Geschichte. Dann trug sie einige hübsche Volkslieder, zuletzt Don Juan's „Reich' mir die Hand, mein Leben!" so verführerisch vor, daß Alle in lautes Lachen ausbrachen, und Goethe sie einen kleinen Don Juan nannte. Beim Abendessen brachten die Frauen allerlei Späße aus ihren italienischen Erinnerungen vor;* mit der Hausfrau als Müllerin und dem Müllerknecht, an dem, nach Goethe's bekannter Ballade, nichts zu verderben sei, wurde viel Scherz getrieben. Marianne schmückte sich mit Goethe's Turban und Shawl. Später ward von Goethe viel gelesen, besonders die Liebeslieder „an Jussuf und Suleika" (soll wohl heißen: „an Hatem und Suleika" und Goethe's eigene Lieder bezeichnen), auch Goethe's „Todtentanz." Erst um ein Uhr ging man aus einander. Goethe hielt Boisserée noch lange Zeit auf seinem Zimmer bei sich, und trat zuletzt mit ihm, ein Wachslicht in der Hand haltend, auf den Balcon, um ihm den ihm so sehr am Herzen liegenden Versuch mit den farbigen Schatten zu zeigen,

* Wann Willemer in Begleitung seiner Töchter und Mieg's die Reise nach Italien gemacht, wissen wir nicht. Marianne wird gleichfalls an dieser Reise Theil genommen haben.

Google

wobei Marianne ihnen heimlich zusah. Hierdurch ward eine Caricaturzeichnung veranlaßt, die Marianne später an Grimm schenkte; sie stellt Goethe dar, wie er, eine Kerze in der Hand, aus dem offenen Fenster herausschaut, um, wie die neckische Unterschrift besagt, so auf der Gerbermühle den Mond besser sehen zu können. Die Scherzzeichnung wird man Goethe am andern Tage wohl gezeigt haben.

An diesem, dem 19., fuhr Goethe mit Boisserée nach Darmstadt, wobei Marianne, als besorgte Hausfrau, eifrig darauf hielt, daß man zeitig aufbrach. Der Abschied wird ein sehr herzlicher gewesen sein, wobei man wohl die Rührung unter Scherz verbarg. Den 21. kamen sie in Heidelberg an. Hier fand Goethe seine ihm in Jena besonders werth gewordene Freundin Karoline Paulus wieder, bei deren Gatten er sich in arabischer Schrift übte, was zu manchen geselligen Scherzen Anlaß gab. So schrieb er denn auch hier am 21. das liebliche Divanslied: „Die schön geschriebenen, herrlich umgüldeten, Belächeltest Du, Die anmaßlichen Blätter u. s. w.," welches auf Mariannen nicht den geringsten Bezug hat. In der Quartausgabe trägt es das Datum: „Frankfurt, den 21. Septbr. 1815." Statt Frankfurt ist unzweifelhaft Heidelberg zu setzen, da die Vermuthung, Marianne möchte die Verse geschrieben haben, durch den Inhalt ausgeschlossen wird. Dasselbe Datum trägt das Gedicht: „Geheimschrift," welches sich auf eine im Morgenlande unter Liebenden herrschende Sitte bezieht. Goethe war gerade in den letzten Tagen auf der Gerbermühle in Mariannens ihn anmuthig anwehender Nähe wieder in den Ton der Liebeslieder gekommen. Dem folgenden Tage, dem 22., gehören drei Liebesgespräche zwischen Suleika und Hatem an, die Lieder „Sag', Du hast wohl viel gedichtet," „Die Sonne kommt," „An des lust'gen Brunnens Rand." Das erstere nahm Marianne in einem Briefe an Grimm zweifelnd für sich in Anspruch. Dagegen spricht aber schon die ihr ungewohnte künstliche Reimform. Und soll etwa blos die Anrede Suleika's von Mariannen, Hatem's Erwiederung von Goethe sein, da doch, wenn nicht Alles täuscht, die erstere nur zu dieser erfunden ist? Eines oder das andere dieser Lieder dürfte Goethe dem Briefe beigelegt haben, worin Boisserée Willemer bat, den 26. nach Heidelberg zu kommen, da des Herzogs Ankunft sich verspätete. Marianne dichtete darauf am 23. das schöne „Suleika" überschriebene Lied, das ursprünglich lautete (die Abweichungen im „Divan" sind gesperrt gedruckt):

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ostwind frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Kosend spielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur sichern Rebenlaube
Der Insecten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen;
Eh noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen.

Und Du magst nun weiter ziehen!
Diene Frohen und Betrübten!
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Finde ich den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfrischtes Leben,
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Athem geben.

Marianne gab das Gedicht an Grimm mit der Ueberschrift, „Ostwind. Wiedersehen," und dem Datum des 6. October 1815. Letzteres ist offenbar irrig; das richtige des 23. September gibt die Quartausgabe von Goethe's Werken. Das irrige Datum schreibt sich daher, daß Marianne später, wie sich aus ihren Mittheilungen an Classen ergibt, der Meinung war, Goethe sei bis zum 6. Oktober auf der Gerbermühle geblieben, und das Lied gleich nach Goethe's Abschied gedichtet glaubte.

Am frühen Morgen des 24. September dichtete Goethe, wie Boisserée berichtet, auf dem Heidelberger Schlosse; höchst wahrscheinlich schrieb er dort die beiden auf diesen Tag fallenden Divanslieder, „An vollen Büschelzweigen," und das prächtige „Wiedersehen" („Ist es möglich! Stern der Sterne!"). Beim Mittagsmahle wurden sie freudig durch Willemer's Ankunft überrascht, der sich gleich nach dem Empfange von Boisserée's Brief aufgemacht hatte. Nachdem sie den Freund bewillkommt und sich eben wieder gesetzt hatten, erhob Goethe sich plötzlich und eilte auf sein Zimmer,

wohin ihm Boisserée folgte. „Wir können doch nicht essen," rief er, „während die Frauen im Gasthofe warten!" Erst als Boisserée die Frauen, Marianne, Frau Städel und vielleicht auch Frau Scharff, brachte, setzte sich Goethe in heiterster Stimmung zu Tische. Die heute auf dem Schlosse ihm gelungenen Lieder wird er Mariannen nicht vorenthalten haben. Am folgenden Tage schrieb er die gefühlvollen Liebesverse, „Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde!" Den 26., wenn nicht schon den Nachmittag vorher, verließ Willemer mit den Seinen Heidelberg. Goethe hatte diesmal mit der Freundin die Anwendung der im Gedichte „Geheimschrift" angedeuteten Chiffresprache mit Zugrundelegung der Uebersetzung des Hafis von von Hammer verabredet. Es war das letzte Mal, daß er und Marianne sich sahen: aber die wenigen Wochen hatten ein Band geflochten, das aller Zeit und Entfernung zum Trotze sich unversehrt erhielt, beiden zu innigster Freude und herzlichstem Troste. Konnte ja Goethe sich die Freundin immer auf der Gerbermühle lebhaft denken, da die Oertlichkeit sich ihm mächtig eingeprägt hatte; denn die Umgebung geliebter Freunde und Freundinnen zu kennen, war für ihn ein nothwendiges Hülfsmittel zur Erfrischung seiner Erinnerung.

Am 26. dichtete er das Gespräch zwischen Suleika und Hatem, „Volk und Knecht und Ueberwinder." Marianne schrieb auf der Reise oder in Darmstadt das schöne Lied, das unter der Ueberschrift „Suleika" im „Divan" steht:

Ach, um Deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich Dich beneide!
Denn Du kannst die Kunde bringen,
Was ich durch die Trennung leide.

Die Bewegung Deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen,* Wald und Hügel
Steh'n bei Deinem Hauch in Thränen.

Doch Dein mildes, sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft ich nicht, wir seh'n uns wieder.

Geh denn hin zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid', ihn zu betrüben,
Und verschweig' ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm nur, doch sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben;
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Ruhe geben.

Grimm erhielt dies Lied von Mariannen auf demselben Blatte mit dem frühern „Was bedeutet die Bewegung;" die Ueberschrift lautete: „Westwind. Rückkehr von Heidelberg. October 1815."

Den 28. September dichtete Goethe die auf seine Liebestrunkenheit bezüglichen Verse: „Sie haben wegen der Trunkenheit Vielfältig uns verklagt," die jetzt im „Schenkenbuche" stehen. Vielleicht entstand auch damals die Ghasele auf den Eifer, den man lächelnd „am Rhein und Main, im Neckarland" ihm bringe. Am 30. traf der Herzog endlich ein; Goethe ging mit ihm nach Mannheim, von wo er am 1. October zurückkehrte. Auf den 30. Sept. fallen die schönen Verse Hatem's: „Locken, haltet mich gefangen," * wo in der dritten Strophe, was schon Simrock sah, statt Hatem, wie der geforderte Reim auf Morgenröthe zeigt, ursprünglich Goethe stand. Man könnte die Erwiederung Suleika's darauf: „Nimmer will ich Dich verlieren," die schon in der ersten Ausgabe des „Divans" steht, Mariannen zuschreiben wollen. Am 1. October ward das Lied: „Wie soll ich heiter bleiben?" gedichtet. Zwei Tage später fuhr Goethe mit Boisserée nach Karlsruhe. Auf dem Wege kam die Rede auf Willemer. „Goethe lobte die Frauen," erzählt Boisserée, „und bedauerte, daß Willemer mit seinem strebenden, unruhigen Geist sich nicht auf ein bestimmtes Fach, auf eine Liebhaberei geworfen habe. Die Verhältnisse mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen, und führen zu gar viel Verwicklungen, Qualen und Leiden, die uns aufreiben, oder zur vollkommenen Leere. Doch sehr zu rühmen und zu ehren sei die Macht des sittlichen Princips bei diesem Mann; dieses allein habe ihn in der Höhe gehalten in der Verwirrung von Verhältnissen, in die er sich gestürzt. So ist die Rettung der kleinen liebenswürdigen Frau ein großes sittliches Gut. Wenn die Menschen bei so viel Verirrung edel bleiben und gut, so müssen wir uns schon Heftigkeit und Schroffheit ge-

* Statt Augen muß es doch Auen heißen, wie ich in Goethe's „Divan" hergestellt habe,, eben auch Sauppe vermuthet hat.

* Nach Riemer (Mittheilungen, I, 37) hätte er diese Verse einer Dame dictirt, deren Locken er dabei angeredet. Aber dies muß entschieden irrig sein.

fallen lassen. Es ist ein Wunder, daß Willemer nach Allem, was er getrieben und erlebt, noch ein solcher Mann ist und solch ein Haus hat. Gegen die gewöhnlichen, ja gemeinen kaufmännischen und Geldverhältnisse kämpfte sein unbezwingbares edleres Wesen." An Liebhaberei fehlte es Willemer nicht, wenigstens nicht an wissenschaftlicher; hatte er sich ja nachhaltig mit den auf Menschenkunde und Erziehung bezüglichen Fragen beschäftigt und auch den öffentlichen Angelegenheiten nicht verschlossen, an denen er in mancherlei Weise, oft durch eigene Streitschriften, lebhaften Antheil nahm. Von seinen „Bruchstücken" hatte er von 1805 an das sechste bis zehnte Heft erscheinen lassen, und im vorigen Jahre war er mit einer Streitschrift „An die Theateractionäre zu Frankfurt a. M." aufgetreten. Goethe dürfte sich wohl etwas anders ausgedrückt haben, als wir es in Boisserée's Tagebuche berichtet finden. Daß ihm über Willemer's frühere Verhältnisse Manches berichtet worden, was der Klatsch gegen diesen ausgestreut hatte, ist nicht unwahrscheinlich, wenn dieser freilich auch in mancher Beziehung ein Sonderling war.

Am 6. ward Goethe plötzlich unruhig; eine ängstliche Hast, sich zu entfernen, hatte sich seiner bemächtigt. Denselben Tag sprach er Willemer nebst Gattin den besten Dank und seinen Schmerz über die Trennung aus; er folge einer höheren Pflicht. Auf den 7. fällt das Gespräch zwischen Suleika und Hatem: „Kaum, daß ich Dich wieder habe," das durch Mariannens Lieder veranlaßt ist, die ihm auch wohl ihr neuestes „Ach, um Deine feuchten Schwingen," in einem, vielleicht zu einem nochmaligen Besuche auf der Gerbermühle einladenden Briefe gesandt hatte. Denselben Tag begleitet ihn Boisserée auf der Rückreise, auf welcher sich seine fieberhafte Unruhe verliert, so daß er ihm schon am Abend aus seinen Liebesliedern zum „Divan" vorliest. Boisserée kehrt am 9. nach Heidelberg zurück. Auf den 10. fällt das heitere Gespräch zwischen Hatem und Suleika: „Wie des Goldschmieds Bazarlädchen," und an demselben Tage schrieb er an Mariannen einen Chiffrebrief. Wahrscheinlich hatte Marianne einen ähnlichen ihrem Briefe beigelegt, und man könnte vermuthen, daß es gerade jener Chiffrebrief Mariannens gewesen, den Goethe in den Anmerkungen zum „Divan" unter dem Abschnitt „Chiffre" mittheilt und schon am 4. März 1816 an Zelter sandte. Goethe's Chiffreblatt vom 10., das auf der Rückseite die einfache Aufschrift „Mariannen" trägt, lautet entziffert also:

Die Einsamkeit ist schön,
Sobald die Freundin meine Freundin ist. —
Aus meinem Kopfe geht
Die Sehnsucht Deines Aufenthaltes nicht,
Weil dort das irre Herz
Des armen Fremdlings wie zu Hause ist.
Was brauchet es noch mehr
Vom Herzensbrande einen Commentar.
Er wird ja leicht erkannt
Am Feuer, das in meinen Worten ist.
Und hätte Hafis auch zehn Zungen wie die Lilien,
er schwieg'
Den Rosenknospen gleich,
Weil durch die Lieb' sein Mund versiegelt ist. —
Liebe ist ein Zustand,
Dem Leitung nöthig ist. —
Von allen Seiten flogen Pfeile
Von meinem Gebete ab,
Vielleicht daß derselben einer
Doch etwas erzielen wird.
Mein Herz, geduldig trage Alles,
Betrübe Dich nicht, weil doch
Zuletzt aus diesem Abend Morgen
Und Licht aus dem Schatten wird. —
Was mich traf von den Leiden der Liebe, das hat
mich getroffen;
Vor dem Bösen des Aug's schütz' die Geliebte,
o Herr! —
Welch ein seltener Pfad,
Der Liebe Pfad,
Wo der Führende selbst verirrt ist. —
Hör' mich, bringe Dein Herz
Der Schönen dar,
Welche ohne Geschmeid
Die Schönste ist.

Daran schloß sich noch das schöne Lied, worin Hafis das schreckliche Unglück der Trennung so tief ergriffen schildert, das beginnt: „Die Feder spricht nicht aus den Schmerz der Trennung" (bei v. Hammer, II, 121 f.). Grimm besitzt auch noch ein anderes Chiffregedicht Goethe's an Mariannen auf einer Visitenkarte mit Goldschnitt. Oben stehen einige arabische Buchstaben; die durch Chiffren angedeuteten Verse lauten:

Leicht ist die Lieb' im Anfang,
Es folgen aber Schwierigkeiten. —
Wünschest Du Ruhe, Hafis,
Folge dem köstlichen Rath:
Willst Du das Liebchen finden,
Verlaß die Welt und laß sie geh'n. —
Des Sinnes, Dich zu schauen, kam
Mein Geist auf meine Lippen:
Soll er entflieh'n? Soll er zurück?
Was ist Dein Herrscherwille? —
Was nützet die Enthaltsamkeit

Dem, der Dein Auge sah?
Viel besser ist's, die Nüchternheit
Dem Trunknen nicht verkaufen.
Mein träges Glück, das lange schlief,
Ist endlich aufgewacket;
Der Schimmer Deines Angesichts
Hat ihm ins Aug' geblitzet.
Der Ostwind bringt mir einen Strauß
Vom Rosenbusch der Wangen,
Vielleicht wird mir dann sein Geruch
Vom Staube Deines Gartens. —
Meiner Hand ist das Herz entflohen, ihr Herzensbesitzer. —
In der Geliebten Hand werden Steine zu Wachs. —
Sage, Morgenwind, mit Schmeicheln
Jener lieblichen Gazelle,
Auf die Berge, in die Wüsten
Hat die Liebe mich getrieben. —
Wüßte der Verstand, wie selig
Herzen in den Locken ruhen,
O, es würden die Verständigen
Unsr'er Bande wegen närrisch.
Einen Vers vom Schönheitskoran
Hat mir Dein Gesicht enthüllet;
Deshalb athmen meine Verse
Hohe Schönheit, reine Anmuth.

Diese Karte könnte Goethe Mariannen bei ihrer Trennung zu Heidelberg gegeben haben, als erstes Muster ihrer neuen Chiffresprache.

Ueber Meiningen und Gotha kam Goethe am 12. nach Weimar zurück. Hier dichtete er am 24. und 25. October das Lied „Vollmondschein" im „Buche Suleika" und eines des „Schenkenbuches," am 7. November „Die Sonne, Helios der Griechen" und „Es klingt so prächtig," am 22. December „Hasis, sich Dir gleichzustellen," am 8. Januar 1816 „Sprich! unter welchem Himmelszeichen," endlich am 31. „Bist Du von Deiner Geliebten getrennt."

Wir haben den Antheil Mariannens am „Buche Suleika," so weit er nachzuweisen ist, darzulegen gesucht. Wenn Grimm ihr mittelbar oder unmittelbar Alles zuschreiben will, was die Ueberschrift „Suleika" trägt, so ist dies durch die nachweisliche Entstehungszeit der meisten dieser Lieder schon widerlegt. Dagegen ist seine Vermuthung sehr wahrscheinlich, ihr gehöre das die Erwiederung auf das Gedicht „Abglanz" bildende Suleikalied an:

Wie mit innigstem Behagen,
Lied, empfind' ich Deinen Sinn!
Liebevoll Du scheinst zu sagen,
Daß ich ihm zur Seite bin.

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen schenket,
Die ein Leben ihm geweiht.

Ja, mein Herz, es ist der Spiegel,
Freund, worin Du Dich erblickt!
Diese Brust, wo Deine Siegel
Kuß auf Kuß hereingedrückt.

Süßes Dichten, laut're Wahrheit
Fesselt mich in Sympathie!
Rein verkörpert Liebeswahrheit
Im Gewand der Poesie.

Goethe's Lied „Abglanz" dürfte aber erst dem Jahre 1816 angehören, so daß Mariannes seine damalige Sendung des Liedes damit erwiedert hätte. Noch einige kleine Lieder des „Divans" mögen durch Mariannen veranlaßt oder ihr wenigstens überschickt sein; Letzteres können wir von den zwei erst 1837 gedruckten Liedern des „Buches der Lieder" vermuthen, worin der Wiedehopf Hudhud vorkommt, noch mehr von den in den Werken unter den „Gedichten an Personen" mitgetheilten Versen:

Schön und köstlich ist die Gabe,
Wohl enträthselt das Verlangen;
Daß die Weihe sie empfangen
Bleibet aber ungewiß.

Wäre das nicht nachzubringen?
Was er sittsam nicht entraubte,
Wenn Sie sich's nun selbst erlaubte?
Hudhud geh und melde dies.

Marianne hatte ihm wohl einen Ring gesandt, und Goethe sie gebeten, ihn mit einem Kusse zu weihen. Uns wird mitgetheilt, Willemer habe in einem Briefe an Goethe erzählt, auf einem Spaziergange mit Boisserée im Schwarzwalde, wo sie sich an einer schönen Waldstelle auf einer Bank niedergelassen, sei ihnen plötzlich der Wiedehopf Hudhud in den Weg gelaufen und habe sie freundlich angeblickt, mit launiger Beziehung auf die Verse in dem den Freunden bekannten Divansliede „Gruß:"

Im Lande wandl' ich,
Wo Hudhud über den Weg läuft.

Seit dieser Zeit wird Hudhud von Goethe sowohl wie von Mariannen zu anmuthigen Scherzen im Briefwechsel verwandt.

Leider ist unsere Kenntniß der weiteren Entwicklung des liebevollen Verhältnisses zwischen Goethe und Mariannen sehr lückenhaft, da die zwischen Goethe und Willemer und seiner Gattin gewechselten Briefe — es sollen an achtzig sein — auf der Darmstädter Bank ihrer in Aussicht genommenen Veröffentlichung entgegen ruhen und nur von Wenigen bisher gelesen worden sind. Möge ein glückliches Schicksal dieser Briefe

Digitized by Google

warten und sie nicht dem Feuertode, wie Mariannens Briefe mit Brentano verfallen! Grimm hat die in seinen Besitz gekommenen mitgetheilt, über andere kann ich hier zuerst berichten, und auch sonst einiges bisher Unbekannte mittheilen.

Marianne sandte wohl bald nach Goethe's Rückkehr diesem die auf die ihm geläufige Redensart „breit wie lang und lang wie breit“ * launig anspielenden Verse, welche sie später Janssen mittheilte:

Zu den Kleinen zähl' ich mich;
Liebe Kleine nennst Du mich;
Willst Du immer so mich heißen,
Werd' ich stets mich glücklich preisen,
Bleiben gern mein Leben lang
Lang wie breit und breit wie lang.

Als den Größten nennt man Dich,
Als den Besten ehrt man Dich;
Sieht man Dich, muß man Dich lieben;
Wärst Du nur bei uns geblieben!
Ohne Dich scheint uns die Zeit
Breit wie lang und lang wie breit.

Die von Frau Städel gemachte Zeichnung Frankfurt's von der Gerbermühle aus, ließ Goethe bald darauf vervielfältigen, und schickte sie an manche Freunde, indem er bald diese bald jene Verse darunter schrieb. Die Verse, welche er für Willemer und seine Gattin schrieb, sind oben erwähnt. Im Besitze des Herrn Scharff in Mülheim befindet sich diese Ansicht mit folgender bisher unbekannter Unterschrift in kräftiger lateinischer Schrift von Goethe's Hand:

Als die Tage noch wuchsen, gefiel das Leben mir wenig.
Nun, abnehmend mit Eil', könnten gefallen sie mir.
Zum Andenken des 28. Aug. 1815. Goethe.

Daß die vier Verse „Hier sah ich hin“ auf einem solchen Blättchen am 26. Februar 1816 an den Grafen Reinhard, die andern „Erst Empfindung, dann Gedanken“ im März 1816 an Boisserée gesandt wurden, wissen wir jetzt. Auch mehrere andere dort mitgetheilten Vierverse wurden unter dieses Bildchen Frankfurt's geschrieben, die beiden „Siehst Du das“ und „An die Stelle des Genusses“ an die Familie Willemer, zwei „Wasserfülle, Lebensgröße“ und „Fluß und Land“ (vom April 1816) an Mitglieder der Familie Brentano (Antonie oder Christian?). Die das Datum des 15. und 16. August tragenden Verse wurden der Herzogin von Cumberland später verehrt.

Anfangs Juni wird Goethe auch den Frankfurter Freunden den ihn tief schmerzenden Verlust seiner Gattin, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, gemeldet haben, vielleicht mit der Sendung seines ersten Heftes „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden.“ Schrieb er ja damals an eine junge Freundin in Jena, bei dem großen Verluste könne ihm das Leben nur erträglich werden, wenn er nach und nach sich vorzähle, was Gutes und Liebes ihm Alles geblieben sei. Die Hoffnung der Frankfurter Freunde, ihn im Sommer wiederzusehen, wurde durch einen Unfall schmerzlich getäuscht; denn der Wagen, worin er am 20. Juli mit Freund Meyer Weimar verlassen hatte, um zunächst über Würzburg nach Heidelberg, dann nach Baden-Baden sich zu begeben, schlug um. Meyer ward an der Stirn so bedenklich verletzt, daß sie zur Stadt zurückkehren mußten, und da die Heilung längere Zeit in Anspruch nahm, entschloß sich Goethe, auf die Rheinreise zu verzichten und das Bad im nahen Tennstädt zu benutzen. Es ist nicht unmöglich, daß er damals von hier aus zur Erinnerung an seine schöne vorigjährige Geburtstagsfeier Mariannen einen in eins geschlungenen Myrten- und Lorbeerkranz mit den Versen sandte:

Myrt' und Lorbeer hatten sich verschlungen;
Mögen sie vielleicht getrennt erscheinen,
Wollen sie gedenkend sel'ger Stunden
Hoffnungsvoll sich abermals vereinen.

Goethe bemerkt zu diesen Versen, die er in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern an Personen“ unter der Aufschrift: „An *** “ gab, der Kranz sei „Symbol eines wie Hatem und Suleika in Liebe und Dichtung verbundenen Paares“ gewesen. Marianne hat diesen Kranz liebevoll aufbewahrt. Vielleicht erwiederte sie diese Sendung durch einen ihrer kunstvollen Kränze von zierlichst aufgetrockneten Blumen, dem sie das schöne Gedicht beifügte:

Zarter Blumen leicht Gewinde
Flecht' ich Dir zum Angebinde;
Unvergängliches zu bieten
War mir leider nicht beschieden.

In den leichten Blüthenranken
Lauschen liebende Gedanken,
Die in leisen Tönen klingen,
Und Dir fromme Wünsche bringen.

* Eines seiner 1815 zuerst gedruckten epigrammatischen Gedichte führt die Ueberschrift: „Breit wie lang.“

Digitized by Google

Worte aus des Herzens Fülle
Sind in Duft- und Blumenhülle,
Doch der Blumen Glanz und Leben
Muß dem Worte Deutung geben.*

Goethe erwiederte:

Bunte Blumen in dem Garten
Leuchten von der Morgensonne,
Aber leuchten keine Wonne;
Liebchen darf ich nicht erwarten.

Sendest nun in zarten Kreisen
Die von Dir gepflückten Sterne,
Zärtlich willst Du mir beweisen:
Du empfindest in der Ferne,

Was ich in der Fern' empfinde,
So als wär' kein Raum dazwischen;
Und so blühen auch geschwinde
Die getrockneten mit frischen.

Beide Gedichte erschienen erst in Goethe's „nachgelassenen Schriften" mit der Bezeichnung Sie und Er. Mariannens Verse könnten auch einige Jahre später fallen.

Goethe's Sohn zeigte im Februar 1817 seine Verlobung den Frankfurter Freunden an. Im Mai war Boisserée wieder auf der Gerbermühle. Er habe dort, berichtete er an Goethe, die schöne Müllerin mit ihrem Diogenes gefunden, der sich habe bewegen lassen, das Dickicht seiner Waldungen einigermaßen auszulüften und sich deshalb trotz aller Lobeserhebungen einen Saturn schelte. Der kleinen Frau habe es besonders herzliche Freude gemacht, sich der glücklichen Tage des Jahres 1815 zu erinnern. Willemer trat in diesem Jahre mit zwei Flugschriften über Deutschlands Erwartung und Hoffnung auf, nachdem er im vorigen noch zwei Hefte seiner „Bruchstücke" pädagogischen Inhalts herausgegeben hatte. Die Verbindung mit Goethe blieb in freundlichem Flusse. Boisserée's kostbare Gemäldesammlung für Frankfurt zu gewinnen, war man schon in der ersten Zeit des Städel'schen Instituts bestrebt, und es schien, als ob alle fünf Verwaltungsräthe der Stiftung dafür gewonnen werden könnten. Frau von Willemer, die dafür um so begeisterter war, als Freund Boisserée dadurch gleichfalls nach Frankfurt gezogen sein würde, dichtete im Jahre 1818 die schönen an Boisserée gerichteten Strophen, die wir hier zum ersten Male vollständig mittheilen:

Kennst Du die Stadt an dem bescheid'nen Strom?
Dem niedern Dach entsteigt der ernste Dom,
Den Hügel schmückt der Gärten Blüthenkranz,
Den Berg entflammt der Abendsonne Glanz.
Kennst Du sie wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du mit Deinen Schätzen zieh'n.

Kennst Du das Haus, dem Ruhm der Stadt erbaut?
Es glänzt der Saal, es fehlet nur die Braut,
Fünf Jünger steh'n, die Lämpchen in der Hand,
Ob klug, ob thöricht, ist noch unbekannt.
Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du mit Deinen Schätzen zieh'n.

Kennst Du den Weg durch's Feld, wo Wiesengrün
Willkommen ruft, die Schafe friedlich zieh'n?
Fern unter Bäumen rauscht der Mühle Bach,
Ihr Schatten birgt dem Freund ein gastlich Dach?
Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du mit all den Deinen zieh'n.

Kennst Du das Haus, in dessen stillem Raum
Schaut ahnungsvoll im ersten Dichtertraum
Ein schlafend Kind das Land, wo mild umweht
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du mit Deinen Kindern zieh'n.

Anfangs Juni desselben Jahres sah Boisserée Mariannen mit Frau Städel auf ihrer Reise nach Baden-Baden in Heidelberg, wo wieder Goethe's und der schönen 1815 mit ihm verlebten Tage herzlich gedacht wurde. Leider kam drei Wochen später Willemer, der die Frauen abholte, mit der Schreckenskunde, daß sein Sohn Abraham, der preußischer Hauptmann war, in Großbeeren in einem Zweikampfe gefallen war. Boisserée's Meldung hiervon erwiederte Goethe mit den Worten: „Möge in Ihrer Nähe den unvergeßlichen Freundinnen Freude aus der Gegenwart und in der Erinnerung geworden sein! Brachte denn der unglückliche Vater erst die Nachricht des traurigen Geschickes mit? Betrachte ich diesen Fall, so sehe ich leider die Welt von der Nacht- und Nebelseite, die ich leider auch längst kenne." Bald darauf wurde Goethe durch eine Sendung Mariannens erfreut, worunter sich eine Pappschachtel mit Mirabellen befand. Am 2. April 1819 schickte der Dichter die Schachtel zurück;

* Goethe, der Vers 5 Blumenranken schrieb, änderte diese Strophe also um:

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt Dir Blumenworte.
Mögen sie vor Deinen Blicken
Sich mit frischen Farben schmücken!

Marianne fand ihre Strophe schöner, aber Goethe änderte mit Recht, um einen die Sendung aus der Ferne bezeichnenden Schluß zu gewinnen, worauf sich auch seine Erwiederung bezieht.

Digitized by Google

auf den Boden der mit lilla Papier bekleb-ten, mit weiß aufgepreßten Verzierungen versehenen Schachtel hatte er sein in Wachs bossirtes Medaillon in schwarzem Rahmen unter Glas gethan und ein Papier einge-klebt, worauf sich von Goethe's Hand in lateinischer Schrift die bekannten Verse von ihm fanden:

Eine Schachtel Mirabellen
Kam von Süden, zog nach Norden;
Als die Frucht gespeist geworden,
Eilt sich wieder einzustellen,
Das Gehäus, woher es kommen,
Bringet keine süßen Früchte,
Bringt vielmehr ein ernst Gesichte,
Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

Willemer reiste zweimal nach Berlin, um die Gnade des Königs für den zur Festung verurtheilten Mörder seines Soh-nes zu erflehen, was ihm beim zweiten Male gelang. An Boisserée berichtet Goe-the im Juni, vor geraumer Zeit sei der Freund auf seiner Durchreise nach Berlin bei ihm gewesen, und habe er sich sehr ge-freut, ihn in seinem häuslichen Zirkel zu sehen; er müsse wohl auf einem anderen Wege zurückgekehrt sein. Im September sandte Goethe Mariannen ein Exemplar des eben ausgedruckten „Divan," dem sie zu ihrer Freude mehrere ihrer eigenen Lieder und manche durch sie und die schönen Tage des Jahres 1815 angeregte eingereiht fand. Julian Schmidt würde nicht behauptet ha-ben, Goethe habe im „Divan" selbst „wie-derholt die Autorschaft seiner Freundin bald schelmisch versteckt, bald den Schleier halb gelüftet," hätte er sich der frühen Ent-stehungszeit der von ihm dafür angeführ-ten Lieder erinnert; denn als er diese am 7. und 10. October 1815 dichtete, konnte er noch nicht die Aufnahme ihrer Lieder in den erst 1819 erschienenen „Divan" an-deuten. Zum Geburtstage hatte Marianne ihm einen schönen Ring mit einem kleinen Haarmedaillon geschickt, wofür er in einem Briefe vom October herzlich mit der Be-merkung dankte, er habe den Sinn der Ho-möopathie durch die Wirkung des kleinsten Theiles erkannt. Fielen etwa in diese Zeit die oben besprochenen Verse „Schön und köstlich ist die Gabe"? Um diese Zeit machte auch der Goethe befreundete französische Gesandte beim Bunde Graf Reinhard Wil-lemer's Bekanntschaft. „Ihren Freund Willemer sah ich zuweilen," schrieb dieser am 16. Januar 1819. „Er war untröst-lich über den Mißgriff Ihres gegenwärti-gen Gastes Stourdza (sein berüchtigtes „Mémoire sur l'état actuel de l'Alle-magne"). Sie können leicht errathen, war-um?" Seine politische Ansicht sprach Wille-mer bald darauf unumwunden in der Schrift aus: „Wie verhält sich die Zeit zum heiligen Bunde?"

Als Boisserée im Juli 1820 seine Reise nach Wiesbaden Goethe meldete, erwiederte der Dichter, der diese Jahre über die böh-mischen Bäder aufsuchen mußte: „Wären es auch nur wenige Tage, so wünscht' ich mit Ihnen am Rhein und Main die frü-hern Lebendigkeiten zu erneuern. Sagen Sie mir ein deutliches Wort über den Zu-stand Wiesbadens; sodann aber versäumen Sie nicht, mir von den Freunden auf der Mühle erfreulichst zu melden. Ich habe so lange von dort nichts gehört, und es will mir immer nicht in den Sinn, so freund-liche Erworbenheiten ganz fahren zu lassen; indessen ich freilich bekennen muß, daß meine actio in distans weder kräftig noch anhal-tend ist. Von Brentanos und Guaitas gönnen Sie mir auch ein Wort." Boisse-rée war in diesem Jahre zweimal in Frank-furt, wo er beim Senator Thomas wohnte, der im vorigen Jahre sich mit der verwitt-weten Frau Städel verbunden hatte, be-suchte aber auch Willemer auf der Gerber-mühle. Letzterer ward bald darauf in einen Streit wegen der Verlegung der Kirchhöfe verwickelt, gegen die er religiöse Bedenken vorbrachte. Böhmer fand den Aufsatz, worin Willemer diesen Gegenstand beleuchtete, sehr gut, nur durch verschiedene Seitenblicke ent-stellt. Goethe erfuhr von diesem „etwas sonderbaren Streite" durch Graf Reinhard, der mit Willemer in freundlichster Verbin-dung stand.

Im Juni 1821 schickte Goethe Marian-nen ein Exemplar seiner „Wanderjahre," ein anderes an seine Freundin Adele Scho-penhauer, beide mit eingeschriebenen Wid-mungen; aber beim Einpacken wurden sie verwechselt. Marianne sandte ihr Exem-plar zum Umwechseln zurück, worauf Adele nicht eingehen wollte. Goethe schrieb so-dann am 12. Juli der Frankfurter Freun-din mit anmuthiger Laune: „Diesmal, aller-liebste Marianne (nur diese Anrede hat Goethe selbst in dem vom Schreiber des Briefes gelassenen freien Raum nachträg-

Digitized by Google

lich hineingeſchrieben) hat ſich die moraliſche Weltordnung, ihrer göttlichen Natur gemäß, zugleich höchſt gerecht und anmuthig erwieſen! Sie ſollten erfahren, wie das kunſtreiche Mädchen hieße, welche Turban, Shawl und Zubehör ſo niedlich zu- und ausgeſchnitten (Goethe hatte dieſes Mariannen geſandt); Ihnen ſelbſt ſollte der höheren Einfluß veranlaßt. Damit Sie denn ferner dieſem guten Kinde noch mehr geneigt werden, ſende eine andere kleine Arbeit, und muntere Sie zugleich auf, wenn „Olfried und Liſena“ (ein Gedicht von Auguſt Hagen) auf der Gerbermühle noch nicht gekannt wäre, das anmuthige Paar dorthin einzuladen, eine Unterhaltung an man-

Marianne von Willemer (im 62. Lebensjahre).

Fingerzeig werden, der Geburtstag falle auf den 12. Juni (zur Erinnerung an dieſen hatte Goethe das Exemplar der „Wanderjahre“ Adelen gewidmet), ob Sie vielleicht nicht bei deſſen glücklicher Wiederkehr an demſelben auch freundlichen Theil nehmen wollten. Und ſo iſt denn Alles durch Kreuz- und Quergang am ſchönſten Ziele, des Einpackenden Irrthum offenbar durch chen nächſt zu hoffenden trocknen und heiteren Sommerabenden. Ihre Frömmigkeit in Bezug auf Muſik (ſie hatte wohl kirchliche Muſik als die höchſte und edelſte geprieſen) weiß ich zu ehren, und gebe gern zu, daß die Compoſitionen von Liedern und ſonſt, genau beſehen, oft nur ein Qui pro quo geben; ſelten iſt der Dichter durchdrungen, und man lernt dabei nur etwa

den Kunstcharakter und die Stimmung des Componisten kennen. Doch hab' ich auch da manches Schätzenswerthe gefunden, indem man sich vielmal abgespiegelt sieht, zusammengezogen, erweitert, selten ganz rein. Beethoven hat darin Wunder gethan, und es war ein glücklicher Einfall, die Musik zu „Egmont" durch kurze Zwischenpausen dergestalt zu exponiren, daß sie als Oratorium aufgeführt werden kann, wie Sie solche wahrscheinlich gehört haben." Eigenhändig fügte Goethe hinzu: „Indem ich schreibe, statt zu kommen, nach Böhmen gehe, statt an den Main, ist mir wunderlich zu Muthe, und ich darf eine mitempfindende Freundin hoffen. Herzlichst Goethe. Weimar, den 12. Juli 1821." Der Brief ist ein paar Wochen vor seinem Abgange nach Marienbad geschrieben, wohin er, in Folge des nassen Sommers, erst so spät sich begeben konnte. Das zurückgeschickte Exemplar der „Wanderjahre", in calicorothem Band mit goldenen Verzierungen, grünem Schnitte und goldenem Titel hatte auf dem ersten Blatte die eigenhändige Widmung: „Fräulein Adele Schopenhauer. Erinnerung des 12. Juni 1821. Weimar, Goethe." Dieser gegenüber hatte Goethe auf dem inneren Deckel ein grünes Blättchen eingeklebt, worauf gleichfalls von seiner Hand die Worte stehen:

Wer hat's gewollt, wer hat's gethan?
So Liebliches erzielt?
Das ist doch wohl der rechte Roman,
Der selbst Romane spielt.

Weimar,
am 12. Juli am 12. Juli
1821.

Die Verse sandte er auch an Adele Schopenhauer und später, wie es scheint, noch ein neues Exemplar der „Wanderjahre" mit seiner Widmung; denn darauf beziehen sich wohl die jetzt „Berichtigt" überschriebenen, ursprünglich das Datum des 12. Nov. 1821 tragenden Verse „Verirrtes Büchlein!"

Nur unsere lückenhafte Kenntniß verschuldet es, daß wir zunächst von der fortdauernden Verbindung Goethe's mit Mariannen nichts berichten können. Graf Reinhard, der Willemers mehrfach erwähnt, gedenkt Mariannens nie, die sich wohl vor dem glatten Hofmann zurückzog und ihr inniges Verhältniß zu Goethe ihm nicht verrathen mochte. Es waren eben ganz verschiedene Naturen; das erkannte auch wohl Goethe. Den innigsten Antheil mußte Marianne an der gefährlichen Erkrankung Goethe's in Folge seiner unterdrückten Liebesleidenschaft zu Ulrike von Levezow im Februar 1823 nehmen. Die Erkundigungen Willemer's und seiner Gattin wird Goethe's Sohn beantwortet haben. Goethe selbst schrieb bald nach der Genesung am 14. April eigenhändig an Willemer: „Nur wenig Worte als Zeichen erneuerten Lebens und Liebens. Tausend Dank für herzliche Theilnahme in Leid und Freud, mit dem dringenden Wunsche, bald wieder von den Freunden Gutes zu vernehmen. Wie befindet sich Marianne? Ich höre, sie litt einige Zeit. Möge das Frühjahr uns Allen fröhlich und heilsam werden! Treulichst Goethe."* Marianne wird es nicht an freundlicher Erwiederung haben fehlen lassen, auch nicht an Glückwünschen und Gaben zum nächsten Geburtstage, den man in Weimar als Genesungsfest feierte. Im October war Graf Reinhard einige Tage bei Goethe zu Besuch, der ihm Grüße an Willemer gab; mit dürren Worten berichtet Reinhard am 23. deren Ausrichtung. Goethe's Schwiegertochter und sein vertrauter Freund Kanzler Müller, die im Juni 1824 zu Frankfurt waren, werden Willemer und dessen Gattin begrüßt haben, doch konnte sich zwischen der „liebenswürdig wunderlichen" Ottilie und Mariannen kaum eine herzliche Neigung bilden. Als Goethe damals die Absicht äußerte, wieder einmal Frankfurt zu besuchen, schrieb Reinhard: „Wem Sie das Glück gewähren wollen, Ihr Hauptquartier bei ihm aufzuschlagen, darüber wage ich keinen Vorschlag, nicht einmal eine Bitte." Kaum dürfte irgend einer die bald schwindende Hoffnung freudiger begrüßt haben als Marianne. Zum Geburtstage liefen auch diesmal Brief und Sendung von Marianne und Willemer bei Goethe ein, die vielleicht Ottilie bei ihrer Rückkunft übermittelte. Einen Monat später finden wir wieder Boisserée auf der Gerbermühle „unter den guten und liebenswürdigen Menschen," mit denen er in Goethe's Gesellschaft „so schöne, reichhaltige Tage verlebt" hatte, daß er sich gedrungen fühlte, sich von hier aus an ihn

* Im Datum des im Besitze von S. Hirzel befindlichen Briefes steht die irrige Jahreszahl 1822.

zu wenden. „Die Sonne, die schattigen Bäume, der Spiegel des Flusses, die Stadt, das Gebirge, die farbenreiche Abendröthe, Alles ist und glänzt, wie damals," schreibt er. „Der alte tüchtige und wunderliche Freund freut sich im Kreise seiner glücklichen Kinder, und die kleine Frau singt Abends auf ihre so eigene seelenvolle Weise die schönsten Lieder — aber der Freund und Dichter fehlt, der diesem Leben durch seine frohe, geist- und lehrreiche Theilnahme einen höheren Schwung und doppelten Werth gegeben. So wird denn das Andenken an Sie auf alle Weise angeregt, und entsteht ein Wünschen und Sehnen. — Willemer und die kleine Frau grüßen schönstens und hoffen bald zu vernehmen, daß Briefe und Sendung zum Geburtstage glücklich angelangt und daß Sie stets gesund und heiter sind."

Auch im folgenden Jahre fand sich Boisserée wieder auf der Gerbermühle ein, wo er sich freundlich mit dem Müller und der Müllerin über Goethe unterhielt. In diesem Jahre lernte Marianne wohl Adele Schopenhauer und deren Mutter kennen. Goethe dürfte die nach Wiesbaden gehenden Freundinnen an Mariannen empfohlen haben, und an einem freundlichen Worte und einer kleinen Gabe der Freundin wird es nicht gefehlt haben. Bei der bald darauf am 7. November stattfindenden goldenen Jubelfeier Goethe's, wozu ihm von nah und fern Ehrengaben und Glückwünsche zuströmten, blieben auch die Freunde von der Gerbermühle nicht zurück. Zur Erwiederung sandte Goethe, wie an alle näheren Freunde, sein Porträt mit den bekannten Dankversen und ohne Zweifel auch die Medaille zu seinem Ehrentage.

Im Mai 1826 ging Boisserée über Frankfurt nach Weimar, wo er vom 17. Mai bis zum 2. Juni mit dem eben von einer Krankheit genesenden großen Dichter in reichstem Austausche schöne Tage verlebte. Von Mariannen und Willemer brachte er freundliche Gaben und Grüße, für die Enkel Frankfurter Pfeffernüsse. Goethe, damals sehr weich gestimmt, wird mit innigstem Antheil von den Freunden der Gerbermühle vernommen haben. Als Boisserée nach Frankfurt zurückgekehrt war, berichtete er an Goethe: „Die Freunde fand ich alle wohl; sie freuten sich um so mehr über die Grüße und Nachrichten, die ich ihnen brachte, weil sie sich Ihre Unpäßlichkeit schlimmer vorgestellt, als sie ist. Die größte Freude verbreitete ich bei den Angehörigen der Mühle. Ich ging gleich vorgestern Abend (den 5. Juni) mit der Rosette (Willemer's ältester Tochter) und Thomas hinaus, wo ich denn Allen, besonders aber der Müllerin, nach Herzenslust von Ihnen erzählte. Die Erinnerung an jene goldenen Tage, die wir dort zusammen erlebt haben, wurde auf das lebhafteste angeregt; die Luft war milde, der Sonnenuntergang auch sehr schön; wir aßen in dem wohl bekannten kleinen Balconzimmer bei offener Thür zu Nacht, und tranken unter den besten Gesprächen auf Ihre Gesundheit. Natürlich kam auch die wohlthätige Wirkung einer Reise und der Wunsch des Wiedersehens zur Sprache, und der Alte meinte, so nach seiner Weise, Sie sollten sich nicht um Bundesprivilegien und Gesandten (zum Besten der neuen Ausgabe seiner Werke) kümmern, und sollten sein Diogenisches Leben wieder eine Zeit lang mit ihm theilen." Willemer selbst war übrigens nicht so geistig abgespannt, wie man hiernach glauben könnte; er hatte in diesem Jahre ein Werk: „Von den Vorzügen des christlichen Moralprincips und seinem Einfluß auf Erziehung. Ein Buch für wissenschaftlich gebildete Frauen und Mütter," herausgegeben, wie vorher „Lebensansichten. Ein Buch für Jünglinge." Daß Marianne auch an diesen Arbeiten nicht ohne Theilnahme bleiben konnte, ist natürlich. Freilich werden seine Wunderlichkeiten immer mehr hervorgetreten sein. Daß er an Ahnungen glaubte und selbst solche haben wollte, sehen wir aus einigen Aeußerungen des Grafen Reinhard.

Goethe hatte Boisserée in Weimar zwei Pflänzchen des Bryophyllum Calycinum gegeben, da er darin den offenbarsten Triumph seiner Metamorphose der Pflanze sah. Da dieser nun längere Zeit in Wiesbaden verweilte, so schlug er vor, die Pflänzchen ihrer „theuren Müllerin" zu übergeben, wogegen er ihm andere nach Stuttgart zu senden versprach. „Das immerfort Lebende," schrieb er, „ist doch ein gar zu hübsches Bild und Gleichniß des Wesens, von dem wir uns kein Bild machen können." Boisserée fand Goethe's Einfall gar zu artig, als daß er ihn nicht ausführen sollte. Doch scheint das nicht geschehen zu sein; denn

am 12. September schickte Goethe Mariannen ein Blatt jener Pflanze mit den auf grünem glänzenden Papiere geschriebenen, „G. 12. 9. 1826" unterzeichneten Versen:

Was erst still gekeimt in Sachsen,
Soll am Maine freundlich wachsen;
Flach, auf guten Grund gelegt,
Merke, wie es Wurzel schlägt!
Dann der Pflänzlein frische Menge
Steigt in lustigem Gedränge.
Mäßig warm und mäßig feucht
Ist, was ihnen heilsam deucht;
Wenn Du's gut mit ihnen meinst,
Blühen sie Dir wohl dereinst

Auch die andern auf ein Blatt dieser Pflanze bezüglichen Verse:

Wie aus Einem Blatt unzählig
Frische Lebenszweige sprießen,
Mögst in Einer Liebe selig
Tausendfaches Glück genießen!

sind an Mariannen gerichtet.

Sehr erfreut ward diese, als Goethe ihr im Frühjahr 1827 die vier ersten Bände der neuen Ausgabe seiner Werke sandte, da sie den Werth derselben in innerster Seele empfand und ihr die herzliche Neigung des Dichters, dessen hohe menschliche und künstlerische Vollendung ihrem tief und wahr erkennenden Geiste aufgegangen war, so unendlich wohl that. Auch die frommsinnige Antonie Brentano besaß Goethe's Werke von seiner eigenen Hand, aber der Dichter stand ihr innerlich fern, weil er der wahren christlichen Liebe zu ermangeln schien, und seine vermeinte Herzenskühlheit stieß sie zurück; sie zog Sailer's Schriften den Goethe'schen entschieden vor. Marianne, die Antonien an christlicher Gläubigkeit und festem Vertrauen auf die Untrüglichkeit der katholischen Lehre nicht nachstand, schätzte gleichfalls Sailer ungemein, den sie 1823 in Frankfurt kennen lernte, und sie widmete ihm ein schönes, von Janssen in „Böhmer's Leben" mitgetheiltes Gedicht, worin sie ihn, auf Veranlassung eines von Böhmer ihm geschenkten Dürer'schen Christophorus, als einen geistigen Christophorus darstellt: aber sie erkannte wohl, wie in Goethe der größte Dichter dem deutschen Volk erstanden sei, in welchem Geist und Herz wunderbar zur Bildung der edelsten Persönlichkeit, eines wahren Genius der Menschheit, zusammenstimmten.

Am 21. September 1827 starb Goethe's alter Freund, der Kassenschreiber Riese. Willemer erwarb aus dessen Nachlaß Briefe an Dr. Horn, einen andern Jugendfreund, von dessen Braut und von ihm selbst, wie Frau Willemer Classen erzählte, während nach anderen Berichten Riese sie vor seinem Tode Willemer übergeben hätte, um sie an Goethe gelangen zu lassen. Dieser nahm Willemer's Sendung der Briefe freundlich auf, verbrannte sie aber, weil er Mißbrauch befürchtete; nur zwei von ihm aus Straßburg an Horn geschriebene Briefe hielt er der Aufbewahrung werth. Letztere zeigte er im April 1829 Eckermann. Marianne stand um diese Zeit in vertrautestem Umgange mit Clemens Brentano, der seit 1823 wieder in Frankfurt lebte. Sie erkannte seine hohe dichterische Begabung; die mystische Richtung, der seine kräftige Natur verfallen war, beurtheilte sie von einem höheren Standpunkte, wie wenig sie selbst bei aller strengen Gläubigkeit in solche Abgründe, wovon ihr frischer, gesunder und reiner Sinn sie zurückhielt, sich versenken mochte. Auf ihr liebevolles Drängen, seinem Dichterberufe nicht zu entsagen, erwiederte Brentano im Jahre 1827 mit einem großen Gedichte, worin er in mystischem Schwunge ausführte, das, was er schreiben könne und was allein Noth thue, wolle die Welt nicht hören. Uebrigens stimmte Brentano mit Mariannen darin überein, daß Goethe der größte deutsche Dichter sei.

In den zwei nächsten Jahren entzieht sich unserer lückenhaften Kenntniß wieder jede Spur der ohne allen Zweifel mit der alten Innigkeit fortgesetzten Verbindung. Als Eckermann, der Goethe's Sohn nach Italien begleitet hatte, auf der Rückreise im September 1830 in Frankfurt verweilte, schrieb ihm Goethe am 26.: „Ich lege diesmal nur ein Blättchen an Herrn und Frau Geheimrath von Willemer bei, welches ich baldigst abzugeben bitte. Sie werden ein paar Freunde finden, die im edelsten Sinne mit mir verbunden sind, und Ihnen den Aufenthalt in Frankfurt nützlich und angenehm machen können." Der vom 26. datirte Brief lautet also:

„Herrn und Frau Geheimrath von Willemer in Frankfurt am Main.

Herr Dr. Eckermann wird dieses Blättchen überreichen; ich empfehle ihn als einen geprüften Haus- und Seelenfreund, als den Begleiter meines Sohnes bis Genua. Er wird gar manches zu erzählen haben,

Digitized by Google

und auch von mir und meinen Zuständen genau Rechenschaft zu geben wissen.

Mit möglichster Entschuldigung versäumter Rückschrift und schuldiger Dankworte für die mir und anderen, auch der Jugend höchst willkommenen Sendungen. Nach beseitigten mannigfaltigen Hindernissen, bald möglichst das Weitere.

In alter Treue und Anhänglichkeit
J. W. v. Goethe."

Nur die beiden letzten Zeilen sind von Goethe's eigener Hand. Am 8. October sprach Goethe seinen Dank für mannigfache Geburtstagsgeschenke aus, auch für den von der Stadt erhaltenen Silberpocal und den alten und jungen Wein, die er mit dem Gedichte „Pflegten wir krystallen Naß" erwiederte. Früher hatte einmal der Bürgermeister Thomas (er war jüngerer Bürgermeister 1824 und 1829) bei Goethe durch Frau Willemer anfragen lassen, ob ihm die Ertheilung des Ehrenbürgerrechtes angenehm sein würde, worauf dieser freundlich ablehnend antwortete.

Die nach Mitte November eintreffende Schreckenskunde vom Tode seines Sohnes erschütterte den greisen Dichter in tiefster Seele, und da er den Schmerz gewaltsam bekämpfen wollte, befiel ihn ein gefährlicher Blutsturz, von dem er sich indessen bald erholen sollte. Wahrhaft rührend ist sein Brief an Willemer und dessen Gattin vom 1. December. Voran stehen hier mit Bleistift von Goethe selbst geschrieben die Worte: „Daß ich noch lebe und liebe, darf ich vermelden." Hierauf schrieb sein Arzt Vogel mit Dinte die gute Nachricht über sein jetziges Befinden. Das Blatt schließt mit einigen Bleistiftzeilen von Goethe's Hand.

Die letzten Worte des Dichters an Marianne sind in Vorahnung seines baldigen Todes, neunzehn Tage vor demselben, am 3. März 1832 gerichtet, nachdem er ihr noch kurz vorher, am 23. Februar, einen mit einer eigenhändigen Nachschrift versehenen Brief hatte zukommen lassen. Damals sandte er ihr ein wohlverschlossenes Päckchen, wobei er, wie sie an Grimm berichtete, ihr mit liebenswürdiger Empfindung schrieb, sie möge es bis zur unbestimmten Stunde uneröffnet lassen. Als ihr die Todeskunde, wohl durch Eckermann im Auftrage der Schwiegertochter, zukam, erbrach sie sogleich das Siegel, und es fiel ihr ein auf den Briefen liegendes Blatt in die Augen, worauf Goethe mit eigener Hand geschrieben hatte:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben,
Einst mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen,
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen,
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

Goethe.

Weimar, den 3. März 1832.

Einen herzlich dankbarern Abschied konnte der Dichter unmöglich von der Freundin nehmen, deren liebevolle Neigung, innige Gutmüthigkeit nnd anmuthige Geistesfrische ihm diese sechzehn Jahre über so unendlich wohl gethan, wie sich dies auch in einem seiner Briefe in der Bemerkung aussprach, er danke es ihrem Manne, daß er ihnen dieses Verhältniß gönne. Fast ein halb Jahr später schrieb Marianne an Boisserée: „Wie vieles hat sich verändert, seit wir uns zum letzten Mal hier und auf der Gerbermühle gesehen haben! Daß wir beide um unseren Freund Goethe getrauert, weiß ich, da wir ihn sehr lieb hatten. — Für mich ist es ein gar großer Verlust. Jeder Brief war ein Fest für uns, und ich darf es wohl sagen, daß er bis zur letzten Stunde mit Liebe an uns dachte. Alles dieses und noch mehreres mit Ihnen, lieber Freund, ruhig und ausführlich durchzusprechen, würde mir ein großer Trost sein. Bleiben Sie mir gut! Die alten Freunde muß ich nun treu bewahren im Sinn und Gemüth; man erwirbt sich nicht leicht mehr neue Freunde; man muß etwas zusammen durchlebt haben, und dazu ist keine Zeit mehr." Goethe selbst hatte zehn Jahre vorher gegen Boisserée geäußert, seine alten Freunde zu erhalten, jüngere zu gewinnen, sei jetzt sein unabläßiger Wunsch. Die wenigen Wochen, die er mit Marianen verlebt, hatten ihr schönes Menschenbild auf ewig seinem Herzen und Geiste eingeprägt und vor allen standen die Tage des 18. October 1814 und des 28. August 1815 neben manchen heitern und ernsten Erinnerungen so unauslöschlich in seiner Seele, daß er davon immerfort zehren konnte, ohne daß dieser edle Reichthum dadurch Abbruch erlitten hätte. Wie glücklich aber fühlte er sich, daß dieser schöne Besitz durch fortwährenden liebevollen Austausch

Digitized by Google

gesteigert, diese lieblichen und gemüthlichen Erinnerungsbilder, die wie in goldenen Wolken des Abendroths vor seinem geistigen Auge schwebten, immer neu aufgefrischt, mit neuen Strahlen durchleuchtet wurden! Wie Mariannens Seele von Goethe hingerissen war, in dessen Nähe sie sich vom durchzuckenden Gefühl einer großen Natur und reinster Menschheit umweht fühlte, sprechen so bezeichnend die Briefe der geistig frischen Greisin an Grimm aus. „Goethe! — Ja wer ihn kannte! — Wenn sich die Strahlen des Geistes in seinem Herzen concentrirten, das war eine Beleuchtung, die einen eigenen Blick verlangte! Es war wie ein Mondlicht und Sonnenlicht, eins nach dem anderen, oder auch wohl zugleich, und daraus erklärte sich jenes Wundervolle seines Wesens, sein Gewahrwerden, sich klar machen und für Andere zur wahren, aber verklärten Erscheinung bringen. — Wenn ich die zähle, die mir so nahe standen, daß ich mir sie deutlich machen konnte, und mein Herz oder mein Verstand mir sie zu eigen machte, wiewohl nicht immer mit Erwiederung, so bleiben Wenige, die das Eine nicht auf Kosten des Anderen befriedigten; entweder litt ich von Herzen mit Schmerzen oder ein klein wenig oder gar nicht. Diese Wenigen nun kann ich zählen, über allen steht Goethe, und gerade an der Stelle, wo ich die vollste Uebereinstimmung aller Ansprüche fand. Etwas näher dem Schmerzenreich steht Clemens Brentano. — Sulpiz Boisserée darf ich noch zu meinen Freunden zählen." Auf Goethe's Kopf als Petschaft, den sie Grimm schenkte (Goethe's Profil in einem Glasfluß mit Perlmutterstiel, ein Geschenk Goethe's), dichtete sie die Verse, die wir mit besonderer Freude hier zuerst mittheilen können:

Er, dem von Allem nichts geheim geblieben,
Was tief im Innersten die Brust bewahrt,
Der jede Lust, und jedes Leid und Lieben
In holder Rede Fluß uns offenbart,
Dir will er schweigend wahren die Gedanken.
Willst Du in seinen treuen Schutz sie geben,
Nichts bringet sie zum Weichen oder Wanken,
Und eh er sie verräth, läßt er sein Leben.

Wie tief zeigt sich hier Marianne von der so oft durch Unkundige und Mißwollende verdächtigten Treue Goethe's überzeugt! Seine Briefe bewahrte sie in einem eigens dafür gemachten Glaskasten auf, alle auseinander gefaltet und lose auf einander gelegt. Später hatte sie diese in Pappen liegen; sein letztes Blatt war mit einem schwarzen Bande umwickelt. Als sie dieses acht Monate vor ihrem Tode in Classens Gegenwart löste, kamen ihr die Thränen in die Augen, so tief lebte Goethe in ihrem Herzen, den sie, eine gläubige katholische Christin, als eine der schönsten Offenbarungen Gottes im Menschengeiste verehrte, fern von jenem Abscheu vor dem ungläubigen Heiden, den die Gnade Christi nicht erlöst habe.

„Die Spieltage sind vorbei, das Leben wendet mir seine ernste Seite zu," hatte sie ein halbes Jahr nach Goethe's Tode an Boisserée geschrieben. Willemer, den wir noch bis zum Jahre 1828, wo er eine Schrift von der Macht des Glaubens herausgab, schriftstellerisch thätig finden, war zuletzt körperlich und geistig viele Jahre lang so schwach, daß er der sorgsamsten Pflege bedurfte, die sie ihm mit dankbarster Aufopferung bis zu seinem am 19. October 1838 erfolgten Tode zu Theil werden ließ. Sie bezog jetzt eine nette Wohnung in der alten Mainzer Straße auf dem zweiten Stocke. Ihre Freude war es, jungen Mädchen unentgeltlich Unterricht in der Musik und im Gesange zu ertheilen. Die berühmte Heinefetter war ihre Schülerin. Sie selbst wirkte im Cäcilienverein im Chore so lange mit, als sie Stimme hatte. Von ihrer hohen Begeisterung für die Musik zeugt noch ein schönes Gedicht von ihr an Henriette Sonntag, welches beginnt:

Das Leben und die Stimme schön zu tragen,
Ist eine Kunst, die Wenige verstehn;
Ein gutes Portamento hilft in allen Tagen.

Für die lyrische Dichtung besaß sie eine besonders anmuthige Gabe, wie schon die mitgetheilten Proben beweisen. Einer jüngern Freundin schenkte sie eine Sammlung ihrer Gedichte, deren Veröffentlichung zugleich mit dem Briefwechsel zu erwarten steht. Ein Gedicht von ihr findet sich in Jügel's Schrift: „Das Puppenhaus."

In den edelgebildeten Frankfurter Kreisen war Marianne eine der anmuthigsten Erscheinungen, besonders bei Thomas, der leider schon in demselben Jahre mit Willemer starb, bei Brentanos und Böhmer. Clemens Brentano verließ, schon länger kränkelnd, gegen Ende November 1841 Frankfurt; am 28. Juli des folgenden Jahres starb er. Auch sein Tod schnitt

Digitized by Google

ihr tief ins Herz. Doch bei allen Unfällen erhielt sie bis ans Ende ihrer Tage, das am 6. December 1860 fast ohne Krankheit eintrat, sich frischesten Geistes, so daß sie nicht allein mit ihren älteren Bekannten sich in fortwährender lebhafter Verbindung hielt, sondern auch zu Jüngern sich hingezogen fühlte und in herzlicher Vertraulichkeit mit ihnen lebte, wie mit Hermann Grimm und Janssen. Ja der Hauch frischen Lebens und unversiegbarer Gemüthlichkeit waren und blieben der Segen ihres wohlthätigen Daseins, dessen schönste Blüthe die herzliche Neigung des großen Dichters bildete, der uns aus diesem lieblichen Spiegel wieder in seiner ganzen schönen Menschlichkeit entgegenleuchtet.

Zur Berichtigung einiger Irrthümer in Stahr's Aufsatz über Minna Herzlieb.

Von

Hermann Frommann.

Nachdem Lewes und Andere die zwar falsche, übrigens aber unschuldige Ansicht verbreitet hatten, daß Minna Herzlieb glücklich verheirathet gewesen sei, fand sich vor Kurzem Adolf Stahr veranlaßt, im Märzheft dieser Zeitschrift über das wirkliche Schicksal der genannten Persönlichkeit das Publicum aufzuklären. Sie selbst hat sich während ihrer Lebzeiten derartige Enthüllungen ihres Unglücks auf das Bestimmteste verbeten; und ihre nächsten Angehörigen, die über den Stand der Dinge am besten unterrichtet sein mußten, glaubten ihren Wunsch um so eher erfüllen zu können, als jener Irrthum, wie gesagt, ziemlich harmloser Natur war und allenfalls unberichtigt bleiben konnte, ohne daß dadurch das deutsche Volk in dem Verständniß seines Dichterfürsten wesentlich geschädigt wurde.

So hat in dem ebenso ausdrücklichen wie begreiflichen Wunsch Minna's das Stillschweigen der Angehörigen seinen sehr einfachen Grund. Dieselben glaubten sogar dies Verfahren selbst dann noch fortsetzen zu können, als in Stahr's Aufsatz gegen Minna's Pflegeeltern beleidigende Anschuldigungen erhoben wurden; denn diesen waren so wenig durch Thatsachen begründet, daß man fürchten mußte, ihnen durch eine öffentliche Widerlegung eine unverhältnißmäßige Wichtigkeit zu verleihen. Als jedoch die Anfragen nach dem wirklichen Sachverhalt der von Stahr besprochenen Verhältnisse sich mehrten und sich daran freundschaftliche Mahnungen an die traurige Wahrheit schlossen, daß auch von der unmotivirtesten Beschuldigung häufig etwas hängen bleibt, so fand es der Verfasser dieses Aufsatzes gerathen, einer falschen Anwendung des Satzes: Qui tacet assentit, entgegenzutreten. Es möchte sonst durch die in Stahr's Aufklärung enthaltenen falsa Schlimmeres angerichtet werden, als jener von ihm zerstörte unschädliche Wahn jemals vermocht hat.

Was zunächst die Leidenschaftlichkeit der Beziehungen zwischen Goethe und Minna Herzlieb betrifft, so scheint mir das Bestreben, den Wärmegrad der gegenseitigen Gefühle bestimmen zu wollen, ziemlich hoffnungslos. Goethe's wenige eigene Aeußerungen über diesen Punkt in den betreffenden Sonetten und dem mysteriösen Gespräch mit Boisserée sind doch zu unbestimmt, als daß man ihretwegen jede der Stahr'schen Ansicht entgegengesetzte Meinung für todtgeboren und jeder Widerlegung unwürdig erklären könnte. Der Schluß wenigstens des Sonetts Wachsthum paßt entschieden nicht auf Minna, deren ganzem Wesen sowie der gegenseitigen Lebensstellung es widerspricht, daß sie auf den berühmten Gastfreund ihrer Pflegeeltern den unnahbaren Eindruck einer „Fürstin" gemacht haben sollte. Richtiger könnte man das Verhältniß umgekehrt fassen, und allerdings erinnert sich der damals zehnjährige Pflegebruder Minna's, daß diese ihn durch wiederholte Recitation der Goethe'schen Strophe:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht" ꝛc.

zu gelinder Verzweiflung gebracht habe. Das mochte der gesteigerte Ausdruck ihrer Empfindung sein. Denn gegen eine wirkliche Leidenschaft spricht die von Minna damals häufig gebrauchte Bezeichnung Goethe's als des „lieben alten Herrn."

So hat schon Düntzer im Magazin für die Literatur des Auslandes mit umfassender Benutzung und scharfsinniger Combination der ihm zugänglichen Quellen wahrscheinlich zu machen gesucht, daß jenes Ver-

hältniß mehr den Charakter freundschaftlich wohlwollender, wenn auch warmer Zuneigung von Goethe's Seite und den einer innigen Verehrung von Seiten Minna's trage, als denjenigen einer glühenden Liebe. Daß aber selbst unschuldigere Aufmerksamkeiten eines Mannes wie Goethe bleibende Eindrücke bei ihr hinterlassen mußten, ist damit natürlich nicht ausgeschlossen. In Beziehung auf Goethe's Empfindungen scheint Düntzer's Ansicht bestätigt zu werden durch die Unbefangenheit, mit welcher Jener sein Interesse für Minna in den Briefen an deren Pflegemutter verräth. Einen derselben, welchen Goethe kurz nach Minna's erster Entfernung aus dem Haus ihrer Pflegeeltern von Karlsbad aus am 22. Juni 1808 an Frau Frommann geschrieben hat, theilen wir in Folgendem mit:

„Hätten Sie, theuere Freundin, in jener Stunde, als Sie uns Ihren lieben Brief zudachten und schrieben, empfinden können, wie Nachrichtbedürftig wir damals waren, so hätte Sie unser lebhaftester Dank für diese Wohlthat schon im Voraus belohnt. Die ersten Wochen befanden wir uns hier ganz ohne Nachricht, bis uns dann endlich ein abwesender Freund nach dem andern und die Zigesar'sche Familie durch ihre Gegenwart wieder in ein heimisches Behagen versetzte. Nun geht es recht schön, die Gesellschaft mehrt sich, und wenn wir auch nicht mit Vielen umgehn, so gehen doch Viele um uns herum.

Von Ihnen hoffen wir nun auch, daß Sie sich in dem Genuß befinden werden, den die Ankunft Ihrer Nächsten versprach; geben Sie uns doch ja bald wieder nähere Kenntniß davon.

Besonders dankbar sind wir für die Versicherung, daß es unserem Minchen wohlgehe. Zwar konnte man voraussehen, daß ein so liebes Kind, das der Natur und Ihnen soviel verdankt, überall zum Besten aufgehoben sein und lebhafte Freundschaft erwecken werde; doch ist es eine eigne Empfindung, wenn die Abwesenheit geliebter Personen uns verdrießlich fällt, so können wir uns sie und ihre Umgebung niemals ganz heiter vorstellen. Desto erfreulicher ist die ausdrückliche Versicherung ihres Wohlbehagens. Mögen Sie meine besten Wünsche und Grüße zu ihr gelangen lassen!

Frau Geheimeräthin Loder hoffe ich noch anzutreffen. Man kann mir von ihren lieben Kindern nicht Gutes genug erzählen. Ich bitte, mich ihr bestens zu empfehlen. So auch Herrn Frommann und den lieben Ihrigen. Gegen uns fahren Sie fort, auch abwesend freundlich zu sein. Den 1. Juli verlassen uns die Drakendorfer Lieben, wir bedürfen also aufs Neue eines wohlwollenden Zuspruchs. Das beste Lebewohl!

Karlsbad, den 22. Juni 1808.

Goethe."

Das Attribut „verdrießlich" pflegen leidenschaftlich Liebende von ihrer Trennung nicht zu brauchen, selbst dann nicht, wenn sie über die Wertherperiode hinaus sind und mit der Aeußerung ihrer Gefühle zurückzuhalten gelernt haben. Mit Gewißheit freilich geht aus jenem Brief sowohl, wie aus andern Thatsachen nur soviel hervor, daß Goethe sich weder im Frommann'schen Haus, noch sonst in Jena oder Weimar eine tiefere Erregung merken ließ.

Wir gehen zu einer anderen Streitfrage über, bei deren Erörterung wir in der angenehmen Lage sind, gegen die Infallibilität von Stahr's Divinationsgabe mit dem soliden Material „thatsächlich feststehender Umstände" operiren zu können.

Die Schuld nämlich der unglücklichen Heirath Minna's schiebt Stahr auf deren Pflegemutter, Frau Frommann, welche ihrer Pflegetochter zu der Heirath mit Walch in der Absicht zugeredet haben soll, in ihr eine gefährliche Concurrentin der eigenen Töchter loszuwerden. Denn, fügt er hinzu, die Vermögensumstände des Frommann'schen Hauses mochten damals nicht eben reichlich sein und als Mutter mehrerer unverheiratheter Töchter mochte Frau Frommann fürchten, daß ihr Wunsch, die Letzteren versorgt zu sehen, durch die Alles überstrahlende Schönheit ihrer Pflegetochter nicht eben gefördert werde. Es ist doch recht merkwürdig, welche überraschenden Aufschlüsse man zuweilen über die Verhältnisse der eigenen Familie durch Außenstehende erhalten kann. Während der pseudonyme Herr Bellani in seinem Liebesleben Goethe's das Ehepaar Frommann kinderlos läßt und so nicht weniger als neun Menschen, die Repräsentanten dreier Generationen jenes Geschlechtes, durch seine mörderische Phantasie zu Grunde richtet, so bereichert umgekehrt Stahr, vielleicht um die Gräuelthat seines literarischen Collegen wieder gut zu machen, jenes von Bellani

Digitized by Google

seiner rechtmäßigen einzigen Tochter grausam beraubte Paar zur Entschädigung mit einem Sortimente weiblicher Sprößlinge. Freilich bringt er sich selbst um den Dank für diesen Kindersegen, indem er die finanziellen Verhältnisse des Hauses ruinirt und dadurch die Ernährung jener heirathsbedürftigen Töchter wesentlich erschwert hat, um auf den Trümmern der Firma seine Combination aufbauen zu können. Eine bedenkliche Basis! Ueber den Ruinen fremden Glücks hat noch selten Jemand das eigne dauernd zu gründen vermocht. Das Schicksal war der Frommann'schen Buchhandlung günstiger gestimmt als gegen Stahr's Combination und ließ gerade das Jahr 1821 und die beiden darauf folgenden zu den einträglichsten ihrer Geschichte werden.

Mit dem fälschlich vorausgesetzten Ueberfluß an Kindern und entsprechenden Mangel an Subsistenzmitteln fallen zwei Hauptpfeiler des kühnen Baues von Stahr's misanthropischer Conjectur zusammen. Bleibt noch das Zeugniß eines Studenten, welcher allerdings im Frommann'schen Hause Gastfreundschaft genossen hat, jedoch wahrscheinlich ohne deshalb von der Herrin desselben in Heirathsangelegenheiten dem Familienrath einverleibt zu werden.

Unter den Lebenden würde die leibliche Schwester Minna's das meiste Recht haben, den Pflegeeltern derselben zu zürnen, wenn es sich mit der Heirathsgeschichte wirklich so verhielte, wie Stahr es darstellt. Dieselbe, die von Stahr allerdings um Auskunft ersucht worden ist, aber durch Körperleiden verhindert war, sie zu ertheilen, äußert sich in einem Brief an die Schwiegertochter der Angeklagten folgendermaßen:

„Auch Euch, Ihr lieben Frommanns, möchte ich Alle um Vergebung bitten, für die Unbill, die er (Stahr) der trefflichen Mutter Frommann in seinen ungeschickten Combinationen über Minna's Entschluß, Walch zu heirathen, anthut; mich hat das Alles empört!"

Weshalb Minna die Bewerbung Walch's, dessen Hand sie zweimal zurückgewiesen, endlich doch annahm, läßt sich mit Sicherheit so wenig bestimmen, wie der Thermometerstand der Empfindungen Goethe's für sie und umgekehrt. Durch unbewiesene Beschuldigungen äußeren Zwanges kann man den Knoten plump zerhauen, aber nicht lösen. Historische Thatsache ist, daß drei Wochen vor der Hochzeit Frau Frommann sowohl als der Bräutigam selbst ihr zugeredet haben, das Verhältniß lieber aufzugeben, als mit Widerwillen daran festzuhalten; wenn sie das Letztere dennoch vorzog, so hatte das vielleicht darin seinen Grund, daß der entscheidende Schritt des Bruches ihrem Naturell, dem jeder Entschluß schwer fiel, unbehaglich war; und wie bei unentschlossenen Charakteren nebensächliche Motive oft ein verhängnißvolles Gewicht erhalten, so mochte nach ihren eigenen Aeußerungen über diesen Punkt die Furcht, den Wohnort ihrer Pflegeeltern im Fall der Lösung auf längere Zeit verlassen zu müssen, auch etwas mit beitragen, um sie die unglückliche Heirath schließen zu lassen. Schriftliche Zeugnisse stehen uns über diese Angelegenheit nicht zu Gebote; wohl aber hat ein früher bei ähnlicher Veranlassung von Frau Frommann an Minna geschriebener Brief sich erhalten, aus dem jeder Unbefangene erkennen wird, daß die Verfasserin desselben eigennützigen Mißbrauchs ihrer mütterlichen Autorität unfähig war. Die betreffende Stelle lautet:

„Du weißt, ich preise den glücklich, der überlegt, sich überzeugt und mit sich einig handelt. Du hast dies gethan, und wohl Dir, ich tadle Dich nicht im Mindesten. Wenn das Herz immer Nein sagt, spielt man ein gewagtes Spiel, ihm zu widerstreiten. Es ist gut, daß Du mich nicht um Rath fragen konntest, ich hätte Dich wie M. und P. an Dein eigenes Herz verwiesen. Ich bin J. immer gut gewesen, habe seinen durchaus rechtlichen Charakter geschätzt, seine Schwester war mir recht lieb, auch gegen die Mutter habe ich nie was gehabt; so würdest Du vielleicht, wenn auch nur in meinen Augen, den Wunsch zu lesen geglaubt haben, daß Dein Herz nicht immer Nein sagen möchte. Ich bin sehr zufrieden, sage ich nochmals, und bitte Dich nur, Dir hinterher gar keine Scrupel zu machen."

Soviel über einen Gegenstand, mit dem ohne Noth und ohne unsere Schuld das Publicum behelligt worden ist. Die Pietät vor dem ausdrücklichen Wunsch der Verstorbenen, um deren liebenswürdiges Bild sich ein reicher Kranz unserer glücklichsten Jugenderinnerungen schlingt, würde uns Stillschweigen auferlegt haben, wenn

wir nicht durch ungerechtfertigte Angriffe gegen unsere eigene Familie herausgefordert wären. Stahr aber konnte sich durch Nichts ein schlechteres Verdienst um Minna's Andenken erwerben, als durch Verunglimpfung des Andenkens derer, die ihrem Herzen nahe standen und mit der Liebe wirklicher Eltern an ihr gehandelt und um sie gelitten haben.

Zur Frauenfrage.

Zufällig haben sich in unserer jüngsten Lectüre zwei Bücher an einander gereiht, die von verschiedenster Art, auch in verschiedener Sprache geschrieben, doch in eigenthümlichster Weise dasselbe Thema berühren und in denen die Wirklichkeit im einen eine auffällige Analogie mit der Fiction im andern hat. Dies Thema ist das der Frauenbildung und die beiden Bücher sind ein deutscher Roman und eine französische Autobiographie, jener L. Schücking's **„Schloß Dornegge,"** diese die **„Mémoires d'une Idéaliste."** (Génève, 1870.) Beide Bücher beängstigen uns fast. Wir haben nichts gegen die Forderung der Zeit nach einer durchgreifenden Aenderung unserer Anschauungen und Sitten und Grundsätze über weiblichen Beruf und weibliche Natur, nichts gegen die Forderung, daß das Weib als ihre Lebensaufgabe sich das unabhängig geistige Wirken statt des abhängig gemüthlichen setzen mag, wenn ihr Wesen und ihre Verhältnisse sie von diesem letzteren abhalten. Aber sind es nicht mehr die unversorgten Verlassenen, die sich in achtbarer und glücklicher Energie durch Arbeit eine nützliche Stellung schaffen, sondern sind es auch die vom Schicksale aufs wärmste Gebetteten, die ihren Kreis verlassen dürfen, einen Kreis, innerhalb dessen alle Befriedigung sie erwartet, welche eine Frau von der Erfüllung ihrer gemüthlichen Aufgaben, von der Lösung ihrer Mission als Frau, Mutter und Pflegerin des häuslichen Heerdes nur verlangen kann? Denn in dem Schücking'schen Romane handelt es sich um eine Heldin, die nichts weniger nöthig hat, als durch Ausbildung ihrer Arbeitsfähigkeit sich so zu stellen, daß sie eine ehrenvolle Unabhängigkeit behaupten kann. Nein, sie ist reich, sie ist die Erbin von Millionen und ist in der streng conservativen Luft aufgewachsen, welche die Millionen um sich zu verbreiten pflegen. Und dennoch verläßt sie diesen Kreis mit all seinem Wohlleben und Allem, was sie daran fesseln kann. Ihr Drang nach der freien Pflege ihres Eigenwesens, nach der ungehemmten Erforschung dessen, was echt und wahr oder nicht wahr in dem geistigen Treiben der Gegenwart ist, ist so groß, daß sie, um unabhängig zu sein, just solch eine arme Gouvernante werden will, wie eine Pensionsfreundin es ist — unter Menschen, unter denen sie hofft frei sehen, frei denken und frei lernen zu können! — Solch ein Mädchencharakter ist also heute nicht mehr „überspannt," nicht mehr unwahrscheinlich? Nein, er ist nicht unwahrscheinlicher als die Conflicte und schwierigen, fast tragischen Situationen, die der Verfasser in seinem spannenden Romane mit feiner Hand zeichnet, und in die er denn doch gottlob noch seine Heldin gerathen läßt, als in die natürlichen Folgen eines von ihr betretenen Irrpfades. Aber wie sehr eine solche Erscheinung dem Leben der Gegenwart angehören kann, das beweisen diese „Mémoires d'une Idéaliste," die neben die Fiction des Romandichters eine sie deckende Gestalt der Wirklichkeit stellen. Keine Erbin von Millionen zwar, darum handelt es sich in der Selbstbiographie der französisch schreibenden Dame nicht, aber um ein junges Mädchen aus den höchsten Kreisen der Aristokratie, um die Tochter eines lange Zeit mächtigen Premierministers in einem deutschen Mittelstaate, die Schwester höchster Staatsbeamten und Diplomaten, die in der strengst conservativen und religiösen Sphäre erzogen, darin frühe ein religiöses Gemüthsleben entwickelt, dann mit der sich bildenden Intelligenz auch ihr Eigenwesen zu einer solchen Energie ausbildet, daß sie immer mehr ihre religiösen und ihre politischen Anschauungen, ihre ganze Art zu fühlen und zu denken von denen der Ihrigen trennt, bis sie endlich den Kreis, in den die Geburt sie stellte, völlig durchbricht, mit dem Entschlusse, sich durch Arbeit Unabhängigkeit zu suchen, gerade so wie die Heldin Schücking's in die Welt geht nach „Unabhängigkeit." Sie schließt sich einer freien Gemeinde an und wendet ihre Thätigkeit einer — wenn wir nicht irren — 1849 in Hamburg neugegründeten Hochschule für das weibliche Geschlecht zu. Dies Institut wird von der Reaction beseitigt und die Verfasserin findet für gut, trotz all ihrer politischen Harmlosigkeit sich nach England zurückzuziehen, um dem erweckten Mißtrauen der Polizei auszuweichen und weil sie entschlossen ist, zu den anders denkenden Ihrigen nicht zurückzukehren.

Man muß gestehen, daß ein ganz eigenthümlicher Reiz über diesen Denkwürdigkeiten gebreitet liegt; und dadurch haben sie etwas Verführerisches; für junge Mädchen, deren Gemüthsrichtung sie eben solcher Welt- und Lebensanschauung zugänglich macht, möchten sie eben eine etwas bedenkliche Lectüre sein. Denn es ist ein furchtbarer Unterschied, ob eine solche Entwicklung aus dem eigenen Triebe, aus dem eigenen individuellen Wesen heraus sich Bahn macht; oder ob es von außen her an eine empfängliche, aber schwächere Seele sich ansetzt.

Ganz gewiß ist aber, daß dies Buch für die Sache der Frauen, für die es wirken will und zwar mit dem bestimmt ausgesprochenen Programm, daß jeder Mensch ein Recht auf volle Entwicklung seiner geistigen Anlagen habe, und daß diese Entwicklung auch der Frau möglich gemacht werden müsse, indem man ihr die Möglichkeit, sich die nöthige ökonomische Unabhängigkeit zu gewinnen, gewährleiste — daß dieses Buch, sagen wir, dafür eine große Beredtsamkeit entwickelt, und dies zumeist dadurch, weil das Ganze zeigt, wie rein und unberührt die zarteste Weiblichkeit der Frau treu bleiben kann, wenn sie auch den Kampf wider ihr aufgezwungene Ueberzeugungen mit der Rücksichtslosigkeit führt, welche allein zum Siege kommt; wie ihr Herz unverbittert, ihre Hand sanft, ihr Gemüth liebevoll und demüthig bleiben kann, auch wenn sie sich durch schmerzliche Conflicte hindurchzuringen, ungescheut der poesielosesten Realität der Dinge ins Auge zu schauen und im Wetteifer mit Männern zu arbeiten hat; auch wenn das für ein Frauenherz Schwerste, die Täuschung ihrer tiefsten und besten Gefühle durch frivole Untreue ihr nicht erspart bleibt.

Wir hätten gewünscht, die Verfasserin hätte uns, nachdem sie so überaus anziehend und in einer so klaren krystallhellen Form ihre Jugend in Deutschland geschildert und dabei das deutsche Leben vor und nach 1848 mit seiner Hand gezeichnet, nun auch als Fortsetzung ein Bild ihrer ferneren Schicksale in England und ihrer späteren Erlebnisse gewährt. Jedenfalls ist das Buch mit seinem tiefen sittlichen Ernst eine sehr beachtenswerthe Erscheinung. Das ist ja das Erfreuliche dabei, der sittliche Ernst, womit die ganze Frage bei uns behandelt wird und der aus allem „Für" und „Wider" bei uns herausklingt und uns gottlob wohl noch lange vor der praktischen Entwicklung behüten wird, womit die Emancipationsfrage Frankreich und noch mehr Nordamerika bedroht, wenn anders die bösen Dinge richtig sind, die Hepworth Dixon in seinem New-Amerika der dortigen Gesellschaft nachsagt. Dort, versicherte den englischen Autor eine geistreiche Dame von Providence, der Hauptstadt des Musterstaates Rhode-Island, haben die Frauen ganz andere Dinge im Sinne als „das große Recht des Individuums auf alles Das, was es bedarf, um frei seine Anlagen zu entwickeln," wie unsere Idealistin es bezeichnet. Sie haben dort erkannt, daß, wenn man einfach die Dinge nehme wie sie seien, das erste Interesse einer Frau sei, ihren legitimen Einfluß auf den Mann zu gewinnen und zu bewahren, um ihn sittlich zu erhalten und zu allem Guten zu leiten, wozu die Anerkennung voller Gleichberechtigung gehört. Diesen Einfluß zu bewahren, vermögen sie nur, so lange sie gefallen. Alles, was ihrer Fähigkeit, zu gefallen, ihren Reizen, ihrer Schönheit Abbruch thut, ist deshalb vom Uebel für sie, eben so Alles, was sich zwischen sie und ihren Mann stellt — miteinbegriffen Kinder, die ihre Schönheit untergraben, ihr Leben aufzehren und in wenig Jahren sie zu alten Frauen machen. Wir enthalten uns der weiteren Anführung dessen, was in Dixon's interessantem Buche über die Folgen gesagt ist, welche es für eine Civilisation haben würde, in der diese Seite des „Frauenrechts" sich weiter ausbildete!

Literarisches.

Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Von Hermann Hettner. Drittes Buch. Das classische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung. Die Sturm- und Drangperiode. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Hettner hat in diesem Theile seines Werkes, das die Geschichte der drei bedeutendsten Literaturen des achtzehnten Jahrhunderts, der englischen, französischen und deutschen, darstellt, seine Aufgabe eben so glücklich und vollständig wie in den früheren Bänden gelöst. Der Ursprung, der Charakter, die Licht- und Schattenseiten der sogenannten Sturm- und Drangperiode sind bisher noch nirgends so klar und gründlich wie durch ihn entwickelt worden. Die Eintheilung des Stoffes, der Nachweis der Verbindung zwischen den einzelnen literarischen Erscheinungen, der Einfluß, den sie auf einander ausgeübt haben, der Fortschritt, den der deutsche Geist im Ganzen in ihnen zeigt und die Abschweifungen und Verirrungen, in die er dann und wann fällt, die Vereinigung von allgemeinen Ideen und besonderen historischen Beziehungen, lassen nichts zu wünschen übrig. Außerdem zeichnet sich Hettner's Behandlung der Literatur noch durch andere Vorzüge aus. Er verfährt nie willkürlich und grillenhaft, geht nicht auf Effect aus, will nicht um jeden Preis neu und eigenthümlich erscheinen, wie bei so manchem unserer Literaturhistoriker der Fall ist. Hettner hegt keine unbegründeten Vorlieben oder Abneigungen für diesen oder jenen Autor, dieses oder jenes Genre, bindet sich in seiner Betrachtung an kein von Außen her entlehntes System, sondern geht immer auf die innere Natur der von ihm beurtheilten Werke ein, und legt an sie einen Maßstab an, der einzig aus den unwandelbaren Regeln des Wahren und Schönen genommen ist. Dazu kommt ein reiner, fester, ebenmäßiger Stil, ohne Dunkelheit oder Ueberladung, in welchem sich für jeden Gedanken der angemessenste und bezeichnendste Ausdruck wie von selbst einfindet. Der Perioden-

bau ist gediegen und harmonisch gegliedert, ohne gesuchte Originalität wie ohne farblose Allgemeinheit. Wir wollen keine Vergleichungen anstellen, da es zu deren Begründung hier an Raum fehlen würde, können aber die Bemerkung nicht unterdrücken, wie weit Hettner so manchem unserer Schriftsteller voransteht, die sich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigt haben, deren schwerfällige, ungleiche oder manirirte Darstellung den Werth des von ihnen mitgetheilten Inhalts verringert. Aesthetische Sujets unästhetisch behandelt bringen einen besonders widerwärtigen Eindruck hervor. Das Einzige, was wir an Hettner's Werk auszusetzen finden, ist, daß er über manche wichtige literarische Erscheinungen zuweilen zu schnell hingeht und nicht selten da die Betrachtung über sie abbricht, wo man gerade deren Fortsetzung wünscht. Denn es handelt sich dabei oft um Personen oder Arbeiten vom höchsten Interesse, über die selbst der unterrichtete Leser nie genug vernehmen kann. Diese Kürze hängt wahrscheinlich mit der inneren Oekonomie des ganzen Werkes zusammen, die gewisse unüberschreitbare Grenzen setzte. Denn es war offenbar eine schwierige Aufgabe, in sieben Bänden von mäßigem Umfange die drei reichsten Literaturen des achtzehnten Jahrhunderts in allen wesentlichen Richtungen darzustellen. Um des Ganzen willen mußte manches Einzelne geopfert werden. Unsere Zeit ist allmälig auch in Deutschland eine so vorherrschend politische geworden, daß selbst die Literatur und sogar die der Vergangenheit zu Betrachtungen und Vergleichungen der Art, ohne es zu wollen oder zu suchen, hindrängt. Auch Hettner's Werk giebt hierzu Veranlassung. Wenn man bedenkt, welche Fülle von Reichthum und Tiefe der deutsche Geist von Leibnitz bis Kant, von Lessing bis Schiller, in den mannigfaltigsten Richtungen entwickelt hat, so fühlt man sich von der Hoffnung erfüllt, daß dieselbe Kraft, die auf idealen Bahnen, in Philosophie, Poesie, Alterthumskunde, Geschichtschreibung, Kunstbetrachtung, so Großes geleistet, auch in Bezug auf Staat und Gesellschaft, wenn der rechte Moment gekommen sein wird, Aehnliches erreichen werde, indem die Trennung zwischen Theorie und Praxis, zwischen Gedanken und Thaten, wohl in einem Individuum, aber nicht in einem ganzen Volke als permanent gedacht werden kann. Nachdem Hettner in einer kurzen aber substantiellen Einleitung die Nothwendigkeit des Kampfes gegen das, was in der Epoche der Aufklärung Beschränkendes lag, wenn das von ihr aufgestellte einseitige Lebensideal sich zum reinen und freien Menschenthum vollenden sollte, nachgewiesen hat, geht er an die Darstellung des classischen Zeitalters der deutschen Literatur, dessen erster, großer Abschnitt, die Sturm- und Drangperiode, den Inhalt des hier zu besprechenden Bandes ausmacht. Es ist allerdings auf den ersten Blick befremdend, wenn Schriftsteller wie Herder, der einst nicht mit Unrecht der Hohepriester des Schönen genannt wurde, wenn ein Idealist wie Friedrich Heinrich Jakobi, wenn Mystiker und Pietisten wie Hamann und Jung Stilling, in die Sturm- und Drangperiode gesetzt werden. Indessen hat Hettner hierin vollkommen recht gethan, denn alle diese Talente haben nicht blos in derselben Zeit gelebt, sondern auch die geistige Verwandtschaft mit einander gemein gehabt, daß sie erst nach mancherlei innerem und äußerem Streite zu dem Standpunkte gelangt sind, den zu erreichen ihnen nach Maßgabe ihrer Natur verstattet war. Die Benennung „Sturm und Drang" hat allerdings etwas Zufälliges, ist dem Titel eines damals viel genannten Klinger'schen Dramas entlehnt, und bedeutet nicht, daß die, welche in jener Epoche der deutschen Literatur auftraten, von demselben Geiste erfüllt gewesen wären und dieselbe Richtung eingeschlagen hätten. Aber ihre Zeit hatte auf sie einen ähnlichen Einfluß ausgeübt; viele unter ihnen waren in ihrer Jugend, ehe ihre Wege aus einander gingen, in persönliche Berührung zu einander gekommen, und alle von einer eigenthümlichen geistigen Gährung ergriffen gewesen, aus der die Einen sich hoch emporarbeiteten, in der Andere stehen blieben, Manche in ihr zu Grunde gingen. Aber gewisse charakteristische Kennzeichen können an ihnen allen, so verschieden sie sonst von einander gewesen, zur Zeit ihrer Entwicklung nachgewiesen werden, weshalb sie zu einer besonderen literarischen Epoche gehören und unter derselben Benennung zusammengefaßt werden können.

Nur drei Talente erster Größe werden von Hettner in diesem Bande mit der kritischen Fackel näher beleuchtet: Herder, Goethe, Schiller — indem über Klopstock, Wieland, Lessing, Winckelmann schon früher, in der Darstellung des Zeitalters Friedrich's des Großen, verhandelt worden ist. Aber bei Gelegenheit Herder's, Goethe's und Schiller's werden alle bedeutenderen literarischen Erscheinungen, die mit jenen in geistiger Berührung gestanden und von ihnen angeregt worden sind, wenn auch nur kurz, aber angemessen erwähnt. Den meisten Raum nehmen jene drei Heroen, namentlich Goethe und Schiller, ein. Herder's Bedeutung für die deutsche Literatur kann schon in der Sturm- und Drangperiode vollständig nachgewiesen werden, indem er über dieselbe hinaus, im Vergleich zu seinen beiden großen Zeitgenossen nicht mehr in erster Reihe steht, sondern von ihnen überflügelt und verdunkelt wird. Goethe und Schiller würden ohne das, was sie später, jener nach Vollendung des Egmont, dieser nach der des Don Carlos, geleistet haben, zwar immer eine hohe, aber nicht eine so Alles überragende Stellung und einen so tiefen, entscheidenden Einfluß ausgeübt haben. Herder's Entwicklungsgang war

bereits abgeschlossen, als Goethe und Schiller Schöpfungen unternahmen, zu denen der Keim von jeher in ihnen gelegen hatte, dessen Frucht aber von ihren früheren Leistungen sehr verschieden und im Ganzen denselben weit überlegen war. Kein anderer deutscher Literaturhistoriker hat Rousseau's Einfluß auf die Sturm- und Drangperiode und alle in ihr hervorragenden Talente so wahr und nachdrücklich wie Hettner geschildert. Von französischen Schriftstellern ist die unermeßliche Wirkung, die Rousseau's Werke auf das europäische Publicum ausgeübt haben, schon früher nachgewiesen, in der deutschen Literatur aber dieser bedeutende Umstand bisher zu sehr außer Acht gelassen worden. Man muß das achtzehnte Jahrhundert näher kennen, um den Zauber zu begreifen, den Rousseau's Talent auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat. Ohne ihn und Shakspeare wäre die Sturm- und Drangperiode entweder gar nicht entstanden, oder eine ganz andere geworden. An diesen beiden großen Geistern, so verschieden von einander und doch jeder einzig in seiner Art, hat jene Zeit ihr innerstes Wesen belebt und erwärmt. Shakspeare's Einfluß ist dauernder, im Einzelnen bestimmender gewesen, aber der Rousseau's war vorangegangen, und hat durch die erhöhte Stimmung, die er dem damaligen Geschlechte einflößte, durch die neue Anregung, die er dem Gefühl für die Natur und das Innere des Menschen gab, den Boden für den von dem großen Briten ausgestreuten Samen vorbereiten helfen. Merkwürdig bleibt es, daß es ein großer systematischer Denker, wie Kant war, der von Rousseau's Eigenthümlichkeit besonders angezogen wurde und den jungen Herder während dessen Studienzeit in dieselbe einführte.

Es ist hier nicht der Ort, den reichen Inhalt der Hettner'schen Arbeit im Einzelnen nachzuweisen und auf die Erzeugnisse der Sturm- und Drangperiode näher einzugehen. Nur einige Bemerkungen mögen uns noch verstattet sein, um auf den Charakter des Ganzen aufmerksam zu machen und den Leser zur Bekanntschaft mit demselben einzuladen. Hettner bemerkt bei Gelegenheit Herder's, daß sehr Vieles in dessen Schriften veraltet sei, obgleich dieselben in ihrer Zeit so wirksam gewesen und in mehr als einer Art dazu beigetragen haben, die deutsche Bildung auf eine höhere Stufe zu stellen. Es ist dies vollkommen wahr und erklärt sich daraus, daß Herder ein mehr reflectirendes als gestaltendes Talent war, die Reflexion aber, wenn ihre Ergebnisse Gemeingut geworden, den Reiz der Neuheit verliert und ihren Urheber vergessen läßt. Herder hat nur Weniges geschrieben, was eigentlich abgeschlossen und vollendet zu nennen wäre. Er war höchst anregend und bahnbrechend, aber er hat nichts bis zum Ziele geführt, sondern nachdem er in einigen Richtungen die Initiative ergriffen, hat er das letzte Wort in der Sache zu sprechen Anderen überlassen. Sein Talent enthielt keinen so unerschöpflichen Stoff wie das Goethe's, der eine Zeit lang immer neue Formen für die Bewegungen und Eindrücke seines Innern schuf, und Herder's Geist besaß nichts von der vordringenden Kühnheit, dem unstillbaren Bildungsdurst, der Schiller auszeichnete und sich bei ihm mit einem unermüdlichen Gestaltungstrieb verband. Aus der Vereinigung dieser beiden Richtungen ist Goethe's und Schiller's eigenthümliche Größe und ihr tiefer und dauernder Einfluß entstanden. Sie werden, wie dies mit einigen antiken Autoren der Fall war, auf jede neue Generation immer wieder in belebender und anregender Weise einwirken. Die Talente zweiter Ordnung, die zunächst nach den ersten epochemachenden Genies rangiren, unter ihnen so bedeutende wie Bürger, Heinse, Voß und einige Andere, sind von Hettner ebenfalls mit Liebe und Sachkenntniß in ihrer vollen und reichen Eigenthümlichkeit dargestellt worden. Die Sturm- und Drangperiode war die Frühlingszeit des deutschen Geistes, wo nach Erstarrung plötzlich Keime und Knospen in weder vorher noch nachher gesehener Fülle zu sprossen und zu blühen anfingen. Aber es ging in ihr etwas zu wild und willkürlich zu. Die Natur wurde zu wenig von der Kunst gereinigt. Es mußte in diese große geistige Bewegung, wenn sie nicht ausarten sollte, Maß und Regel gebracht werden. Dies geschah in der folgenden Epoche, mit deren Darstellung Hettner sein Werk schließt, in der vornämlich durch Goethe und Schiller deutsche Sprache und Bildung zur Vollendung kamen. Es ist aber keine Frage, daß dabei die Kunst die Natur zuweilen zu sehr zurückdrängte, daß Stil und Manier die innere Wahl und Freiheit zu sehr beschränkten, und manche kostbaren Keime der Sturm- und Drangperiode nicht zur Entwicklung kamen. Dies nachzuholen und zu ergänzen wird die Aufgabe einer späteren Literaturepoche sein, wenn die in der Gegenwart liegenden Schranken beseitigt und die höchsten Interessen des Geistes wieder in ihr Recht eingesetzt sein werden.

Unter den vielen oberflächlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der Poesie zeichnet sich eine soeben erschienene kleine Sammlung, die den Titel „Beschauliches," von J. Trojan, trägt, sehr vortheilhaft aus. Die meisten der lyrischen Gedichte sind erfüllt von echter Empfindung für das Leben der Natur in ihrer Frische und Lieblichkeit. Auch die Sprüche zeigen gesunde Lebensanschauung und sind frei von jenen trüben Grübeleien, an denen so viele moderne Talente kranken.

Digitized by Google

Der Suez-Canal.

Eine culturgeschichtliche Studie

von

Th. Gerstner.

Im Spätherbste 1869 waren die Blicke der ganzen civilisirten Welt nach der Landenge von Suez gerichtet. Es galt der Eröffnung eines Riesenwerkes, das während seiner zehnjährigen Bauzeit über vierhundert Millionen Francs verschlungen hatte und dessen Zustandekommen gleichwohl bis in die neueste Zeit bezweifelt worden war: des großen Seecanals zwischen dem Mittelländischen und dem Rothen Meere. Schon die maßlosen Anfeindungen, welche die kühne Unternehmung eines Privatmannes seit ihrem Entstehen seitens einer rücksichtslosen Interessenpolitik zu erdulden hatte, sind der beste Beweis für die große Tragweite des Unternehmens. Und wenn die in das ganze Verkehrsleben der Gegenwart tief eingreifende Bedeutung desselben bereits feststeht, so ist die eiserne Thatkraft und die unermüdliche Hingebung, welche diese productive Schöpfung des Friedens trotz allen äußeren Hindernissen und inneren Schwierigkeiten unbeirrt zum Ziele geführt hat, gewiß nicht weniger großartig, als die oft unfruchtbaren Kriegsthaten, denen die Menschheit mit kaum begreiflicher Vorliebe ihre Bewunderung zollt. In der Culturgeschichte unserer Zeit wird der Suez-Canal zweifellos eine hervorragende Stelle einnehmen; für uns Zeitgenossen aber wird es von unmittelbarem Interesse sein, die Vergangenheit, Gegenwart und muthmaßliche Zukunft des Unternehmens einer eingehenderen Betrachtung zu unterwerfen.*

Der Gedanke, den Isthmus von Suez zu durchstechen, ist kein neuer. Auch die Ausführung der Verbindung beider durch ihn getrennter Meere ist von den ältesten Zeiten an vielfach versucht und theilweise verwirklicht worden, wenn auch in weit unvollkommenerer Weise als in den letzten Jahren.

Schon der große König Sesostris, von den Aegyptern Ramses II. genannt (um 1400 vor Chr.), soll nach Strabo und dem Naturforscher Plinius den Bau eines Canals zwischen dem Nil und dem Rothen Meere begonnen haben. Verbürgter ist, daß Necho II. (um 600 vor Chr.) sich mit diesem Unternehmen beschäftigt hat, jedoch ohne es zu vollenden. Herodot berichtet hierüber (im 2. Buche, Cap. 158 seiner Geschichte) Folgendes: „Necho, der Sohn und Nachfolger Psammetichos, begann zuerst den Canalbau zwischen dem Nil und dem erythräischen Meere, welchen Darius, König der Perser, vollendete. Zu seiner Durch-

* Unter den zahlreichen über diesen Gegenstand erschienenen Schriften sind besonders hervorzuheben: Ferdinand de Lesseps: La percement de l'isthme de Suez. Paris 1855—1856. — Olivier Ritt: Histoire de l'isthme de Suez. Paris 1869.

Digitized by Google

schiffung braucht man vier Tage, und er ist so breit, daß zwei Triremen sich im Rudern ausweichen können. Er erhält sein Wasser vom Nil, etwas oberhalb von Bubastis, und führt erst durch die an Arabien grenzende ägyptische Ebene eine große Strecke ostwärts, dann zieht er sich den Thälern entlang nach Süden bis in den arabischen Meerbusen." Dieser von Herodot noch näher angegebene Weg ist ziemlich genau derjenige des heutigen Süßwassercanals, bei dessen Grabung sich noch vielfach Spuren des alten Canals vorfanden. „Der kürzeste Weg vom Mittelländischen zum Rothen Meere," fährt Herodot fort, „führt in einer Entfernung von tausend Stadien vom Mons Cassius, der Grenzscheide zwischen Aegypten und Syrien, bis zum arabischen Meerbusen. Aber der Canal macht einen viel weiteren Weg wegen seiner zahlreichen Krümmungen. Bei diesen Arbeiten unter König Necho kamen 120,000 ägyptische Arbeiter ums Leben. Als das Unternehmen halb vollendet war, stellte der König dasselbe ein, weil ein Orakel erklärte, er arbeite für einen Fremden." Soweit, mit einigen unwesentlichen Auslassungen, der Vater der Geschichte.* Jene Weissagung sollte hundert Jahre später in Erfüllung gehen. Kambyses, der Sohn des großen Perserkönigs Cyrus, besiegte im Jahre 524 vor Chr. bei Pelusium Amasis' Nachfolger Psammenit und eroberte ganz Aegypten, welches nunmehr fast zweihundert Jahre lang unter persischer Herrschaft stand. Unter seinem Nachfolger Darius I. Hystaspis (523 bis 583) setzten die ziemlich unabhängigen einheimischen Statthalter („Meleks") das Werk Necho's fort. Nach Plinius dem Naturforscher soll jedoch der Canal auch damals nicht vollständig bis ins Rothe Meer geführt worden sein, indem die Ingenieure behaupteten, daß dieses mehrere Ellen höher sei als das Mittelländische, und man deshalb eine Ueberschwemmung Aegyptens mit den Fluthen des Rothen Meeres oder doch mindestens die Verderbung des kostbaren Nilwassers befürchtete. Der Canal, welcher hiernach damals von Bubastis am Nil bis zu den Bitterseen geführt zu haben scheint, hatte hauptsächlich den Zweck, das Land zu bewässern. Er füllte auch die Becken der verschiedenen Binnenseen mit süßem Wasser und belebte sie dadurch mit Fischen und Vögeln, freilich auch mit Krokodilen. Daher der Name Champsä-, d. h. Krokodilsee, offenbar der heutige Timsasee.

Der Herrschaft der Perser in Aegypten folgte die der Griechen. Im Jahre 332 vor Chr. war Alexander nach der Schlacht von Issus über Gaza und Pelusium nach Aegypten gezogen, war fast ohne Schwertstreich bis zur Ammonsoase vorgedrungen und hatte Alexandrien gegründet. Zehn Jahre darauf war Aegypten dem Klügsten seiner Feldherrn, Ptolemäus I., zugefallen, dessen Nachkommen bis zu Augustus' Zeiten das Land beherrschten. Schon sein Sohn Ptolemäus II. Philadelphus vollendete im Jahre 277 vor Chr. das von Necho begonnene und von Darius fortgesetzte Werk, und zwar, in Folge der erwähnten Befürchtung wegen des Eindringens des Rothen Meeres, mittelst eines künstlichen Schleusensystems. Diodor von Sicilien berichtet hierüber Folgendes: „Endlich legte Ptolemäus, der zweite dieses Namens, die letzte Hand ans Werk und ließ, um den Lauf des Wassers zu regeln, auf diesem Canale künstliche Vorrichtungen erbauen, die man beliebig öffnen konnte, um vorwärts zu schiffen, und dann wieder schloß; und der Gebrauch bewährte diese Erfindung. Man hat diesen Canal „Fluß des Ptolemäus" genannt; an seinem Ende liegt Arsinoë." Dabei ist zu bemerken, daß diese Stadt, auch Kleopatris genannt, damals noch am Rothen Meere lag, während dieses heute um etwa zwei Stunden nach Süden zurückgetreten ist. Dieses scheint damals wirklich höher als das ägyptische

* Nach weiteren Berichten Herodot's (IV, 42) beauftragte Necho einige kühne Schiffer, einen anderen Seeweg vom Rothen ins Mittelländische Meer zu suchen. Zu diesem Zwecke steuerten sie vom arabischen Meerbusen aus die Küsten Aegyptens und Aethiopiens entlang, in der Absicht, ganz Afrika zu umschiffen. Sie brachten drei Jahre auf der Fahrt zu, machten zweimal längere Aufenthalte auf dem Festlande, takelten die Schiffe ab, säeten und ernteten. So fuhren sie um ganz Afrika, passirten die Säulen des Hercules und langten mit ihren Schiffen wohlbehalten an der Mündung des Nils an. Sie erzählten unter Anderm, sie hätten, westwärts segelnd, die Sonne zur Rechten (also im Norden) gesehen, was damals wenig Glauben fand, für uns aber ein Beweis ist, daß sie wirklich den Aequator passirt haben. Bald darauf sandten — nach Plinius II, 67 — die Karthager unter Hanno eine Flotte zu gleichem Zwecke an die Westküste Afrika's, die jedoch unverrichteter Dinge wieder heimkehrte.

Digitized by Google

Tiefland gelegen und seine Einströmung nur durch die erwähnten Schleusen verhindert worden zu sein. Unter den späteren Ptolemäern wurde der Canal sorgsam gepflegt. Auch zur Zeit Kleopatra's scheint er noch schiffbar gewesen zu sein. Plutarch berichtet nämlich in seinem „Antonius," derselbe habe nach der Schlacht von Actium die Kleopatra mit einer großen und abenteuerlichen Unternehmung beschäftigt gefunden. Sie habe nämlich beabsichtigt, über den schmalen Landstrich zwischen dem Rothen und dem Mittleren Meere ihre ganze Flotte, ein Schiff nach dem andern, herüberziehen zu lassen und sich alsdann mit ihren Schätzen ins Arabische Meer zu begeben, um der Knechtschaft und dem Kriege zu entfliehen und zur See weitentfernte Wohnungen zu suchen. Da aber die Araber bei Petra gleich die ersten herübergezogenen Schiffe in Brand steckten, sei der Plan wieder aufgegeben worden. Will man nicht etwa annehmen, daß das Herüberziehen der Schiffe über den mehr als dreißig Stunden breiten Isthmus zu Lande erfolgt sei, so würde diese Stelle die Schiffbarkeit des Canals um jene Zeit darthun.*

Jedenfalls stellte sich etwa hundert Jahre später das Bedürfniß der Wiederaufnahme des Canalbaues heraus, welche unter den Kaisern Trajan (98 bis 117) und Hadrian (117 bis 138 nach Chr.) erfolgte. Nach den Mittheilungen des Geographen Ptolemäus wurde damals das alte Ptolemäische Canalbett, von welchem sich noch Spuren zwischen den Ruinen von Bubastis, unweit Zagazig und dem Timsasee, sowie südlich von den Bitterseen vorfinden, aufgegeben und der Canal von Babylon (gegenüber Memphis) aus an Heliopolis, Scenä Veteranorum, Hieropolis und Serapeum vorüber in den oberen Bittersee geleitet, um etwa zwei Stunden südlich von Arsinoe bei der Stadt Klysma (unweit vom heutigen Suez) ins Rothe Meer zu fallen. Diese neue Leitung hatte den Vorzug stärkerer Strömung des Nil nach dem Rothen Meere zu. Wahrscheinlich blieb dieser Canal noch bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts schiffbar. Im 7. Jahrhundert erlebte der Nilcanal in dem Arabischen Meerbusen unter den Nachfolgern des Propheten Mohamed noch einmal eine Restauration und kurze Blüthe. Amru, der Feldherr des Khalifen Omar, welcher Aegypten erobert und dort eine ziemlich unabhängige Statthalterschaft gegründet hatte, schlug seinem Gebieter die Herstellung des Canals vor, wollte aber dann das Project wieder aufgeben. Da befahl der Khalif die sofortige Herrichtung des Canals, die auch im Jahre 643 binnen sechs Monaten erfolgte. Auf diese Weise gelangten große Proviantransporte aus Aegypten durch das Rothe Meer nach Arabien. Aber im folgenden Jahrhundert (767) ließ der Khalif Abu Giaffar el Manzur den Canal zerstören, um den Empörer Mohamed ben Ali Thaleb aufzuhalten. Die späteren Khalifen, welche den Handel gegen den persischen Meerbusen, Bagdad und Bassora zu leiten suchten, machten keine Anstalten zur Wiederherstellung.

So blieb während des ganzen Mittelalters und in der Neuzeit bis auf unsere Tage der Seeweg durch Aegypten nach Indien verschlossen. Selbst die Macht Venedigs und die Blüthe Genua's brachten es nicht dahin, diese für das Mittelmeer so günstige Straße wieder zu öffnen. Die hereinbrechende Türkenherrschaft* aber besiegelte die Schließung dieser Pforte des Orients. Nicht weniger ungünstig waren der Wiedereröffnung dieser Wasserstraße die großen Entdeckungen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Columbus, Vasco de Gama und ihre Nachfolger lenkten Schifffahrt und Handel auf ganz neue Bahnen, und das Mittelmeer verödete mehr und mehr zu Gunsten des Atlantischen Oceans und seiner kühnen Befahrer, der Spanier, Portugiesen und Holländer. Der jüngste Erbe der Seeherrschaft, England, hatte wenigstens bis in die neuesten Zeiten ein weit geringeres Interesse an der Abkürzung des Seeweges nach seinen indischen Besitzungen durch das in Folge politischer Ereignisse ihm möglicherweise verschließbare und im Besitze von Concurrenten befindliche Mittelmeer, als an der möglichsten Aufrechthaltung der ihm so vortheilhaften bestehenden See- und Handelswege. Gerade das entgegengesetzte Interesse aber hatte die Nation, welche das

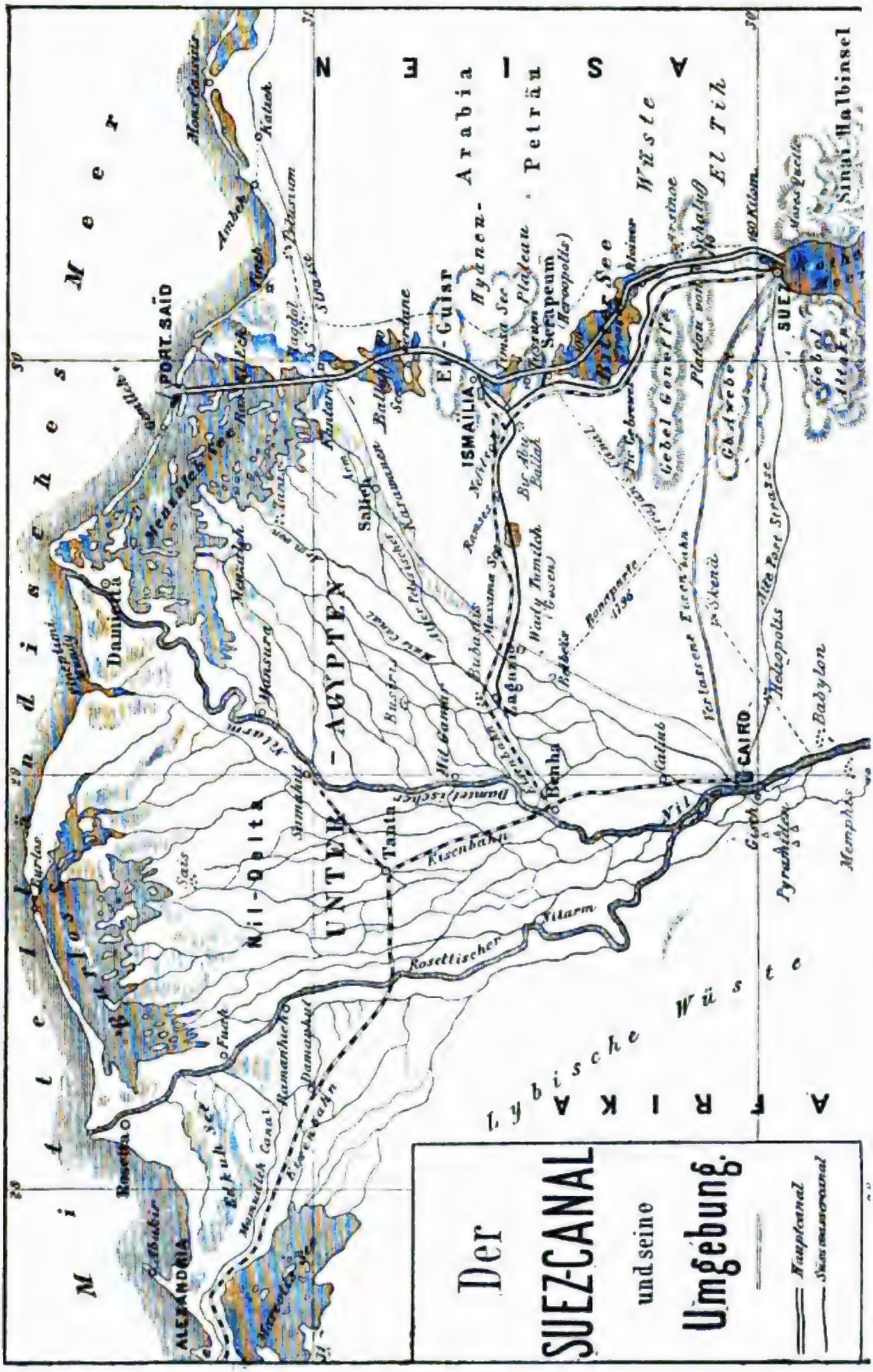
* Vergl. Samuel Sharpe, Geschichte Aegyptens, a. M. ist Elie Sorin: Suez. Paris 1870.

* Der von der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts angesteckte Sultan Mustapha III. hat zwar für die Wiedereröffnung des Suez-Canals geschwärmt, aber nichts dafür gethan.

Digitized by Google

Mittelmeer mit besonderer Vorliebe als einen französischen See zu betrachten

gerathen, sich des „Schlüssels und einz möglichen Eingangs zwischen Asien u



pflegt. Hatte nicht schon Leibnitz in seinem Consilium Aegyptiacum Ludwig XIV.

Afrika, dieses gemeinsamen Berührungs punktes Indiens und Europa's," zu b

Digitized by Google

mächtigen und von dort statt von der Zuydersee aus Holland zu bekriegen? Und als über hundert Jahre später (1798) der erste Consul Frankreichs die Macht Englands mit einem einzigen kühnen Streiche vernichten zu können wähnte, hatte sein Genie Aegypten als die Achillesferse Englands erkannt. Kaum hatte er dort festen Fuß gefaßt, als er sich schon mit dem Plan der Verbindung der beiden Meere beschäftigte und sofort die Vorarbeiten zur praktischen Ausführung anordnete. Bei einer desfalsigen Recognoscirung, die er einige Monate nach der Schlacht bei den Pyramiden im December 1798 von Belbeis aus nach Suez in Begleitung von Generalstabsoffizieren und Ingenieuren unternahm, soll Bonaparte — den Memoiren des Herzogs von Rovigo zufolge — beinahe von einem ähnlichen Schicksale erreicht worden sein, wie Pharao mit seinen Aegyptern bei Verfolgung der Israeliten durch das Rothe Meer, indem er mit seinen Begleitern durch die in jener Gegend äußerst starke und rasch andringende Fluth vom Lande abgeschnitten wurde und dieses nur mit äußerster Mühe erreichen konnte. Damals ließ Bonaparte durch seinen Oberingenieur Lepère ausführliche Vermessungen vornehmen, die (in Feindesland unter den schwierigsten Umständen während mehr als dreier Jahre fortgesetzt) zu dem unrichtigen Ergebnisse führten,* als sei der Spiegel des Rothen Meeres um neun Meter höher als der des Mittelmeeres. Dennoch kommt Lepère in seinem Memorandum zu dem wenn auch nur bedingten Vorschlage einer directen Verbindung zwischen Suez und der Bucht von Pelusium, wobei er allerdings in Folge seines Irrthums ein künstliches System von Schleusen zu Hülfe nehmen mußte. Bekanntlich ließen die ungünstigen Geschicke der französischen Waffen in Aegypten diesen Plan damals nicht zur Ausführung kommen. Er war aber von großem Einfluß auf das neueste Unternehmen.

Es gingen diesem jedoch zunächst noch einige weitere Studien und Projecte voran, bei welchen sich namentlich die St. Simonisten unter der Leitung ihres bekannten Apostels, des Ingenieurs Enfantin, und unter dem Schutze des unternehmungslustigen ägyptischen Paschas Mehemet Ali betheiligten. Diese Arbeiten fallen in die 1820er bis 1840er Jahre. Es nahmen daran ausgezeichnete Capicitäten, wie der Oesterreicher Negrelli und der berühmte Engländer Stephenson, ferner die Franzosen Linant de Bellefonds (später als Linant Bey einer der Hauptausführer des Lesseps'schen Projectes), Barrault und Talabot Theil. Von den beiden Letztern rühren die beiden sogenannten indirecten Projecte von Alexandria über Cairo und von Alexandria über Damiette nach den Binnenseen und Suez her. Durch diese Vorarbeiten wurde namentlich — im Widerspruch mit den Lepère'schen Messungen — die Thatsache festgestellt, daß das Niveau beider Meere, abgesehen von Ebbe- und Fluthverhältnissen, gleich hoch ist. Dagegen kam keines der seitherigen Projecte zur Ausführung.

Unserem Zeitgenossen Ferdinand von Lesseps war es vorbehalten, den längst versandeten Nilcanal durch einen directen Seecanal zu ersetzen und als einfacher Privatmann ein Werk zu schaffen, das jenem der Pharaonen und Ptolemäer ebenso überlegen ist, als die Cultur unseres Jahrhunderts derjenigen der früheren Zeiten.

Ferdinand von Lesseps war nicht nur durch hervorragende moralische und intellectuelle Eigenschaften und durch eine seltene Vereinigung der verschiedenartigsten Kenntnisse, sondern auch schon durch seine Geburt und seine äußeren Lebensschicksale zur Erfüllung seiner Mission besonders geeigenschaftet. Einer hochstehenden Familie entsprossen, in welcher der Beruf der Diplomatie traditionell war, wurde er 1831 als fünfundzwanzigjähriger junger Mann zum Consulatseleven in Alexandria ernannt. Bei seiner Ankunft soll er auf der Quarantäne die bekannte „Description de l'Egypte" eifrig studirt und sofort dem Lepère'schen Projecte die ungetheilteste Aufmerksamkeit geschenkt haben. Sicher ist, daß die Idee der Herstellung eines directen Seecanals zwischen Pelusium und Suez für die große Schifffahrt ihn von jener Zeit an auf das lebhafteste beschäftigte und durch Studium und Nachdenken in seinem praktischen Geiste immer mehr zur Reife gedieh. In seiner jetzigen Stellung hatte er die beste Gelegenheit, Verbindungen an-

* Laplace und Fourier protestirten sofort aus allgemeinen den Gesetzen der Statik entnommenen Gründen.

zuknüpfen, welche den Plan später ungemein fördern sollten. Schon sein Vater war mit dem Gründer der herrschenden ägyptischen Dynastie, Mehemet Ali (1806 bis 1849), befreundet gewesen. Es gelang dem jungen Consul, sich bei diesem und seinen Prinzen, worunter die spätern Regenten Mohamed Saïd und Ismaïl Pascha, in hohem Grade beliebt zu machen. Doch rief ihn der Dienst vor der Ausführung seines Planes noch auf verschiedene andere Posten. So finden wir ihn als französischen Consul in den Jahren 1838 in Rotterdam, 1839 in Malaga und 1842 in Barcelona. Dort wurde ihm für sein eben so muthiges als menschenfreundliches Benehmen beim Bombardement dieser aufständischen Stadt allseitige Anerkennung zu Theil. Im Jahre 1848 wurde er anläßlich der Besetzung Roms durch die Truppen der französischen Republik mit einer außerordentlichen diplomatischen Mission beim heiligen Stuhle betraut, nahm jedoch in Folge von Meinungsverschiedenheiten mit seiner Regierung schon im folgenden Jahre seinen Abschied. Seither lebte er als Privatmann nur noch der Vorbereitung und Ausführung seiner Idee. F. de Lesseps hatte fortwährend seine Beziehungen zu Aegypten, namentlich zur Familie Mehemet Ali's, unterhalten. Diesem war im Jahre 1848 sein Adoptivsohn Ibrahim Pascha und schon 1849 dessen Sohn Abbas Pascha gefolgt. Unter der Regierung des Letztern hatte der beim Herrscher mißliebige Thronfolger Mohamed Saïd, Sohn Mehemet Ali's, im Lesseps'schen Hause zu Paris gastliche Aufnahme gefunden. Wie er nun zu Ende des Jahres 1854 als Saïd Pascha zur Herrschaft Aegyptens gelangte,* war eine seiner ersten Regierungshandlungen, die Berufung seines Freundes Ferdinand von Lesseps, mit dem Auftrage, seine Pläne hinsichtlich des Durchstichs der Landenge vorzulegen.

Von diesem Augenblicke an beginnen die specielleren Projecte und Vorarbeiten.

Lesseps eilte sofort nach Aegypten und reichte dem Pascha bereits am 15. November 1854 ein Promemoria ein, welches die directe Verbindung beider Meere behufs Benutzung für die große Schifffahrt aller Nationen empfiehlt. Schon vierzehn Tage darauf erfolgte die Concessionsacte, worin Saïd Pascha seinem „Freunde" von Lesseps die ausschließliche Befugniß ertheilt, eine allgemeine Gesellschaft für die Durchstechung des Isthmus zu gründen und zu leiten, zum Zwecke des Betriebes einer Canalanlage für die große Schifffahrt nebst Häfen; die Dauer der Concession war auf neunundneunzig Jahre von der Eröffnung an festgesetzt; alle Nationen sollten gleiche Rechte haben, beziehungsweise gleiche Gebühren zahlen; alle durch den Canal bewässerte und cultivirte öffentliche Grundstücke sollten der Gesellschaft gehören, auch solle sich diese des guten und loyalen Beistandes des Paschas und aller ägyptischen Beamten erfreuen.

Sofort nach erlangter Concession entwarf von Lesseps eine Detailinstruction, nach welcher die Ingenieure Linant Bey und Mougel Bey einläßliche Studien über das Project an Ort und Stelle anstellen und ein Vorproject entwerfen sollten. Dieses wurde schon im März 1855 dem Pascha überreicht und hierauf von Letzterem der Pforte zur Genehmigung* vorgelegt. In Constantinopel machte sich zum ersten Male der englische Gegeneinfluß in der Person des Gesandten Lord Stratford de Redcliffe geltend. Trotz der persönlichen Anwesenheit und der energischen Bemühungen des Herrn von Lesseps blieb die Genehmigung der Pforte vorbehalten, bis England seine Meinung abgegeben hätte. Aber Lesseps ließ sich dadurch nicht aufhalten; er eilte nach Paris und ließ das Vorproject drucken und in unzähligen Exemplaren verbreiten, damit die Wissenschaft ihre Kritik ausübe. Und sie sprach sich allgemein günstig aus. Sodann berief er die renommirtesten Ingenieure Europa's zur Prüfung des Projectes nach Paris, und aus dem Schoße dieser Versammlung wurde eine internationale Commission im November 1855 nach Aegypten gesandt. Ihr Bericht vom Januar 1856 billigte das Vorproject in allen wesentlichen Punkten. Es stand nunmehr fest, daß der Hauptcanal eine Länge von hundertzweiundsech-

* Nach dem damals in Aegypten geltenden Seniorat, d. h. Thronfolge des ältesten Agnaten.

* Ob diese nach dem Unterwerfungsvertrage zwischen der Pforte und Aegypten vom Jahre 1841 erforderlich war, ist zweifelhaft, je nachdem man die Sache als eine rein innere Angelegenheit Aegyptens betrachtet oder nicht.

zig Kilometer, durchweg hundert Meter Breite und acht Meter Tiefgang haben,* daß er direct vom pelusischen Golf durch die Timsa- und Bitterseen nach Suez führen solle, und zwar ohne Schleusen. Es war ferner der Süßwassercanal vom Nil bei Zagazig bis zum Timsasee und von da längs dem Hauptcanal bis ins Rothe Meer vorgesehen, das Wesentlichste der Hafenbauten festgestellt und die Kosten auf zweihundert Millionen Francs, die Bauzeit aber auf sechs Jahre veranschlagt. Lord Palmerston antwortete mit einem langen Artikel der „Edinburgh Revue" über die Unausführbarkeit des Unternehmens, und der stets schlagfertige von Lesseps replicirte mit Gründen, welche die spätere Erfahrung als stichhaltig erprobt hat.

Es erschien nun am 5. Januar 1856 ein neuer Firman des Paschas von Aegypten, der die erste Concessionsacte bestätigt, erweitert und ins Einzelne ausführt. Es wird darin vor Allem die Neutralität des Canals ausgesprochen, gegen welche jedoch die Pforte bis in die allerneueste Zeit förmlich protestirt hat. Sodann werden die Grundzüge der Statuten der zu bildenden „Compagnie universelle du canal maritime de Suez" unter dem Präsidium des Herrn von Lesseps aufgestellt. Zweck ist die Erbauung und Ausbeutung des Suezcanals selbst, sowie des Süßwassercanals und die Cultur der geschenkten Ländereien. (Zu letztern war in diesem zweiten Firman noch das Wady-Tumileh am Süßwassercanal, ein Theil des alten Gosen gekommen, auch unentgeltliche Ausbeutung von Steinbrüchen ꝛc. zum Canalbau und Steuerfreiheit auf zehn Jahre zugesagt worden.) Die Schifffahrtsgebühren als wesentlichste Einnahmsquelle wurden grundsätzlich geregelt; es sollte nicht mehr als zehn Francs per Tonne der Ladungsfähigkeit** beziehungsweise per Passagier des Schiffes erhoben werden und für alle Nationen stets der gleiche drei Monate vorher zu veröffentlichende Tarif gelten. Das Grundcapital wurde auf zweihundert Millionen Francs festgesetzt. Vom Gewinn sollte ein Präcipuum von dreißig Procent für die ägyptische Regierung (mit fünfzehn Procent), die Gründer (zehn Procent), die Verwaltung (drei Procent) und einen Hülfs- und Gratialfond (zwei Procent) bestimmt sein, die übrigen siebenzig Procent aber den Actionären zufallen. Schließlich ordnete der Firman die Frage der Arbeiter: vier Fünftel derselben sollten Aegypter sein und der Gesellschaft aus den frohnpflichtigen Fellahs gestellt werden, den Nachkommen der Arbeiter an den Pyramiden und Obelisken und am Pharaonencanal, armen halbnackten Leibeigenen, welche die zahllosen Grundstücke der Regierung bebauten. Es lag darin zunächst eine Beseitigung der englischen Befürchtungen, daß französische Arbeiter den Isthmus überschwemmen würden, sodann eine mächtige Unterstützung des Baues, endlich eine thatsächliche Verbesserung des Looses dieser Parias. Ihr Lohn, ihre Naturalbezüge und ihre Verpflegung waren durch ein förmliches Reglement festgestellt, das seitens der Gesellschaft mit anerkannter Loyalität vollzogen wurde.

F. v. Lesseps' nächste Aufgabe war nunmehr, die Verwaltung zu organisiren, die Localitäten und das Personal zu beschaffen, die Lieferungsverträge vorzubereiten und vor Allem die technische und finanzielle Seite des Unternehmens der Verwirklichung entgegenzuführen. Er that dies unter Beihülfe bewährter Praktiker, die er in den Dienst der Gesellschaft zog, und entwickelte auch hierbei eine bewunderungswerthe Energie und Sachkenntniß.

Als so das Project seiner Verwirklichung immer näher rückte, zog es die ernstliche Aufmerksamkeit der europäischen Regierungen auf sich. Die französische ließ eine ausführliche Recognoscirung in der Bucht von Pelusium vornehmen, die sehr befriedigend ausfiel. In Holland, Oesterreich, Sardinien, selbst dem Kirchenstaate wurden Commissionen zur Prüfung des Projects niedergesetzt.

Nur ein Staat war dem Unternehmen gleich von Anfang an feindlich gegenübergetreten, England. Die Seele dieser Opposition war Lord Palmerston, der die ganze Sache lediglich als eine französische Intrigue betrachtete und mit seinem ganzen Einflusse bekämpfte. Es ist bekannt, daß dieser bedeutende Staatsmann seit dem Jahre

* 1 Meter = 3 1/3 badische Fuß, 1 Kilometer = 3333 1/3 Fuß = 9/40 Wegstunden = 9/80 Meilen; 1 Hectare = 10,000 Quadratmeter = 111,111 1/9 Quadratfuß = 2 7/9 Morgen.

** Die durchschnittliche Ladungsfähigkeit eines größeren Schiffes kann zu 1000 Tonnen angenommen werden. Eine Tonne ist = 1000 Kilogramm = 20 Centner.

Digitized by Google

1846 mit wenigen Unterbrechungen verschiedenen englischen Ministerien angehört und von 1859 bis zu seinem 1865 erfolgten Tode die Geschäfte seines Landes als erster Minister geleitet hat. Stets war es ihm gelungen, seine Collegen und die Majorität der Volksvertretung gegen das Unternehmen zu gewinnen. Man hat diesen Widerstand vielfach, auch in England selbst, als kleinlich, ungerecht und den wahren Interessen der Nation zuwiderlaufend bezeichnet. Vom specifisch englischen Standpunkte aus wird man ihn, wie ich bereits ausgeführt habe, mindestens als sehr nahe liegend betrachten müssen. Weiter blickende Staatsmänner, wie Roebuck, Gladstone, Cobden, Disraëli u. A. haben sich vom ersten Augenblicke an für das Unternehmen ausgesprochen, das England möglicherweise schaden kann, aber nicht zu hindern ist, weil es größeren Interessen als den englischen dient. Es kann der Palmerston'schen Politik gewiß mit Recht vorgeworfen werden, daß sie dies nicht erkannt, daß sie sich zu ihrem Widerstande unwürdiger Mittel bedient und ihn selbst dann nicht aufgegeben hat, nachdem er sich bereits als machtlos erwiesen und die allein richtige Politik darin bestehen konnte, die möglichen Nachtheile des Unternehmens von England abzuwenden und sich an den Vortheilen möglichst zu betheiligen. — Für den Gründer des Suezcanals handelte es sich vor Allem darum, die in England so mächtige öffentliche Meinung auf seine Seite zu bringen und dadurch den Palmerston'schen Intriguen von vorn herein den Boden zu entziehen. Schon im Sommer 1855 hatte er sich zu diesem Zwecke nach England begeben, und nicht ohne Erfolg. Namentlich sprachen sich die indische Compagnie und die peninsulare und orientalische Dampfschifffahrtscompagnie zu seinen Gunsten aus. Dagegen mußten regierungsfreundliche Organe, wie „Times," „Edinburgh Review" u. a. das Unternehmen als ein ebenso unmögliches wie unnützes hinstellen. Der Schlamm des Menzalehsees, angebliche Felsen auf der Linie des Canals, der Flugsand der Wüste sollten unüberwindliche Schwierigkeiten sein; die alte Sage von dem verschiedenen Wasserstande beider Meere wurde aufgewärmt; die armen Actionäre sollten ihr Geld und die thörichten Benutzer des Canals durch die Stürme und Klippen des Rothen Meeres ihr Leben verlieren. Lesseps beschränkte sich nicht darauf, diesen Einwürfen in der Presse zu begegnen. Im Frühjahre 1857 begab er sich abermals nach England, um es persönlich für seine Ideen zu gewinnen, und mit großem Erfolge. In London, Manchester, Liverpool, Dublin und einer Reihe anderer bedeutender Handelsstädte hielt er Versammlungen ab und wußte allenthalben mit der Beredsamkeit der Ueberzeugung und durch die Macht der Thatsachen seiner Idee Freunde zu gewinnen. Zweiundzwanzig solcher Meetings wurden in fünfundvierzig Tagen abgehalten, und der Eindruck in den vereinigten Königreichen war ein tiefer. Aber die Regierung ließ sich nicht bekehren und behielt das Uebergewicht. Auf eine Interpellation des Abgeordneten von Bristol, der im Unterhause verlangte, das Cabinet solle seinen Einfluß in Constantinopel zu Gunsten des Unternehmens geltend machen, erwiederte Lord Palmerston: dies sei unmöglich, denn seit fünfzehn Jahren habe die englische Regierung gerade das Gegentheil gethan. Von da an, sagt ein französischer Schriftsteller,* war die Liebe der Engländer für dieses der Menschheit gewidmete Werk nur noch eine platonische. Lord Palmerston aber sollte — wie der Verlauf dieser Darstellung zeigen wird — dem Unternehmen noch die peinlichsten Schwierigkeiten bereiten.

Auch im übrigen Europa war die öffentliche Meinung je nach dem verschiedenen vermeintlichen Interesse der einzelnen Staaten getheilt. In Norddeutschland dachte man im Allgemeinen minder günstig über die Sache, in Wien wurde Herrn von Lesseps eine begeisterte Aufnahme zu Theil. Seine eigene Hingebung und der Glaube an das Gelingen des Werkes blieb sich gleich, und mit den Schwierigkeiten wuchs seine Thatkraft.

So war allmälig der Zeitpunkt gekommen, um die wichtigste Vorbereitungsmaßregel für das große Werk zu treffen: die Aufbringung des Capitals und damit die Constituirung der Suez-Canal-Gesellschaft. Am 5. November 1858 wurde — nach vorausgegangener von Lesseps verfaßter Ansprache an das europäische Publicum —

* Riou: Le canal de Suez, itinéraire pittoresque. Paris, 1869.

die Subscription auf das Grundcapital von zweihundert Millionen Francs eröffnet und am 30. November geschlossen. Der Erfolg blieb weit unter den Erwartungen. Von den vierhunderttausend Actien zu je fünfhundert Francs zeichnete Frankreich, und zwar unter Betheiligung aller Stände, etwas über die Hälfte; die Betheiligung des übrigen Europa war kaum nennenswerth. Dagegen übernahm Saïd Pascha von Aegypten die zweite, etwas kleinere Hälfte der Actien, und so war das Unternehmen finanziell gesichert. Die vielen, theilweise schwindelhaften Actienspeculationen der letzten zehn Jahre, der bereits drohende italienische Krieg, sowie das finanziell schwer zu rechtfertigende Versprechen der fünfprocentigen Verzinsung der Actien während der Bauzeit hatten das Publicum mißtrauisch gemacht. Die erwähnte Verzinsung war thatsächlich eine Verminderung des Baucapitals. Es ist jedoch zur Entschuldigung dieser Maßregel im vorliegenden Falle anzuführen, daß ein Theil des Actiencapitals durch vorübergehende Ausleihung während der langen Bauzeit wirklich Zinsen trug, daß ferner die Gesellschaft schon während dieses Zeitraums in Folge von Entschädigungen seitens der ägyptischen Regierung und theilweiser Benutzung der Canäle durch Private, endlich durch Verkauf von Ländereien sehr erhebliche, die Zinsen des Actiencapitals weit übersteigende Einkünfte hatte.

Nachdem nunmehr die Compagnie universelle du canal maritime de Suez definitiv constituirt war, erfolgte schon im Februar 1859 die Vergebung der Arbeiten an einen bekannten Unternehmer, Herrn Hardon in Paris. Sofort begab sich auch der Präsident von Lesseps nach Aegypten, um den Beginn der Arbeiten persönlich zu leiten. Der erste Spatenstich erfolgte am 25. April 1859 etwas westlich vom Golf von Pelusium, auf der schmalen, langen Sandbank, welche das Mittelmeer vom Menzalehsee trennt, und wo sich bald darauf Port Saïd erheben sollte. Nur einige Dutzend Arbeiter und Beamte umgaben den kühnen Pionier der Civilisation, als er die Arbeiten feierlich für eröffnet erklärte.

Aber sofort begannen von Neuem die Feindseligkeiten der englischen Regierung. Ihre Emissäre durchzogen die Landenge und suchten die Fellahs durch Güte und Gewalt von der Arbeit abzuhalten, ein Unwesen, dem nur durch Bewaffnung der Arbeiter und die energische Haltung des Paschas und des Präsidenten der Gesellschaft gesteuert werden konnte. Gleichzeitig mußten die „Times“ triumphirend verkünden, daß nunmehr durch die Vollendung der Eisenbahn von Alexandria über Cairo nach Suez das Canalunternehmen gegenstandlos geworden sei. Dieses Argument konnte nur Unwissende täuschen, da selbst bei einem aufs äußerste ermäßigten Frachtsatze diese Bahn — mit Rücksicht auf die zweimalige Umladung der Waaren und das nothwendige Warten der Schiffe — für den großen Güterverkehr mit einer Seestraße niemals concurriren kann, so groß auch ihre Vorzüge für den Postverkehr und die Beförderung von Reisenden sein mögen. Uebrigens wurde die Linie Cairo-Suez später ganz verlassen und durch eine im August 1868 vollendete in Benha abzweigende Bahn längs des Süßwassercanals über Zagazig und Ismaïlia nach Suez ersetzt. Außer obigem hinfälligen Argumente hatten die „Times“ auch Drohungen mit englischer Intervention auf Grund der Verträge vom Jahre 1840 bereit, die bald einen ernstlicheren Charakter annehmen sollten. Zwei eigens abgesendete Agenten wußten den Pascha derart einzuschüchtern, daß er am 9. Juni 1859 ein Circularschreiben seines auswärtigen Ministeriums an die Generalconsuln genehmigte, worin die sofortige Einstellung der Canalarbeiten angeordnet wird, unter dem Vorwande, daß die türkische Regierung ihre Zustimmung nicht ertheilt habe. Selbst der französische Generalconsul forderte darauf hin seine Landsleute zur Einstellung der Arbeiten auf, da er ihnen keinen Schutz gewähren könne. Aber kein Arbeiter leistete der Aufforderung Folge, und Herr von Lesseps reichte sofort eine energische Protestation bei der ägyptischen Regierung ein. Auch reiste er gleich darauf nach Frankreich ab, um — zum ersten Male — den Schutz seiner Regierung anzurufen. Allein dieser waren durch den Feldzug in Oberitalien die Hände gebunden, und England suchte die Lage noch weiter auszubeuten. Schon war Alles zu einer Reise des Sultans nach Aegypten gerüstet, welche in Verbindung mit einer englischen Flottendemonstration den Unabhängigkeitsgelüsten des

Digitized by Google

Pascha und zugleich dem Canalproject den letzten Todesstoß versetzen sollte. Da kam im Spätjahr 1859 unerwartet der Friede von Villafranca, und der Sultan begnügte sich nunmehr, den Pascha in einer Note aufzufordern, sich jeder weitern Einmischung in die Canalangelegenheit zu enthalten, da die Großmächte die Sache entscheiden würden. Dies geschah auch. Nachdem von Lesseps dem Kaiser Napoleon persönlich eine Petition der Gesellschaft zu diesem Zwecke überreicht hatte, ließ Frankreich, unterstützt von Preußen, Oesterreich und Rußland zu Ende des Jahres 1859 seine diplomatische Intervention zu Gunsten des Suezcanals eintreten. Die Arbeiten, welche übrigens nicht einen Augenblick unterbrochen worden waren, wurden jetzt mit erneutem Eifer fortgesetzt.

Dies führt mich auf eine kurze Beschreibung des Baues und der allmäligen Vollendung des Canals während eines Zeitraums von mehr als zehn Jahren.

Die Schwierigkeiten lagen weit weniger in dem Technischen der Ausführung, als in der großen Ausdehnung des Werkes und in der absoluten Unwirthlichkeit des Landes, durch welches der Canal führte. Bekanntlich ist der Isthmus von Suez, obwohl im Alterthum theilweise eine fruchtbare Gegend mit Städten wie Pelusium, Tanis, Ramses, Hieropolis mit Serapeum, Arsinoë u. a., heutzutage — in Folge der Versandung der früher dahinführenden Nilarme und Leitungen, — eine Wüste, oder war es wenigstens bis vor zehn Jahren. Es waren daher vor Allem die nöthigsten Vorbedingungen der Möglichkeit eines menschlichen Daseins für Tausende von Arbeitern zu schaffen. Das Trinkwasser mußte anfänglich theils mit Destillirmaschinen hergestellt, theils durch Kamele vom Nil aus herbeigeschafft werden, bis es durch den Süßwassercanal auf der ganzen Arbeitsstrecke verbreitet wurde. Eine eigene Intendantur in Cairo mit vielen Unterstellen leitete die Versorgung der Arbeiter mit Proviant, Bekleidung und anderen täglichen Bedürfnissen bis auf Knöpfe, Nadel und Faden herab. Man zählte über 1100 derartige Gegenstände in den Magazinen. Große Mühe und Opfer kostete auch die trefflich organisirte Krankenpflege, welche in den Zeiten des Typhus und der Cholera (1862 und 1865) vorzügliche Dienste geleistet hat. — Sodann waren fast sämmtliche Materialien zu den Arbeiten, wie Holz, Kohlen, Cement, Eisen und andere Metalle, — ferner (wenigstens anfänglich) alle Werkzeuge und Maschinen aus Europa zu beschaffen. — Zum Transport hatte die Gesellschaft Dutzende von See- und Flußschiffen erworben. Eine eigene Post, anfänglich mittelst Beförderung auf Dromedaren, später auf Canaldampfern und zuletzt per Eisenbahn, war von ihr organisirt worden; eine Telegraphenleitung längs des Canals stand zu ihren Diensten.

Es waren auf der ganzen Linie als Sammelpunkte der Arbeiter und des Materials über zehn große Lager und Werkstätten errichtet worden, welche theilweise zu Dörfern und Städten anwuchsen. Die bedeutendsten waren Port Saïd, Raz-el-Ech, Kantara, El-Guisr, Timsa (später Ismaïlia), Tussum, Serapeum, Gebel Geneffe, Schaluf und Suez. Von diesen Brennpunkten aus wurde die ganze Canallinie in einer Länge von hundertzweiundsechzig Kilometer, (also etwa wie von Karlsruhe nach Frankfurt oder von Berlin nach Stettin) in Angriff genommen, zunächst jedoch vorzugsweise die nördliche Hälfte des Hauptcanals und außerdem die circa hundertfünfzig Kilometer lange Linie des zur Beileitung des Nilwassers bestimmten Süßwassercanals.

Vor Allem war der durch die Vorarbeiten festgestellte Einmündungspunkt des Canals in das Mittelmeer zu einem geeigneten Hafen zu gestalten. So wurde auf öder Düne, wo bisher nur Flamingos, Pelikane und andere Wasservögel gehaust hatten, nicht weit von dem arabischen Fischerdorfe Gemileh, Port Saïd gegründet. Zwei ungeheure Dämme, von denen der kürzere östliche jetzt 2,5 Kilometer und der längere westliche 1,9 Kilometer lang ist,* wurden in convergirender Richtung in das Meer hinausgebaut, um die Mündung des Canals vor Versandung zu schützen und einen großen Außenhafen abzugeben. Die hierzu nöthigen Blöcke wurden erst aus den Steinbrüchen von Mex bei Alexandria beigeschafft, später aber an Ort und Stelle durch die Unternehmer, Gebrüder Dussault

* Das Project hatte eine Länge von 3 und 2,5 Kilometer vorgesehen.

Digitized by Google

aus einer Mengung von Sand und französischem Cement, die an der Sonne zu Felsen erhärtete, hergestellt. Ueber 25,000 solcher Blöcke, jeder von zehn Cubik-Meter Volumen und zwanzig Tonnen oder vierhundert Centner schwer, wurden seither verwendet. — Sodann wurde der innere Hafen mit mehreren großen Bassins zur Stationirung der Schiffe angelegt. Ein provisorischer Leuchtthurm von Holz wurde an der größeren Mole errichtet, an dessen Stelle später ein eiserner tritt. Werkstätten aller Gewerbe und Fabriken, namentlich von Eisen- und Kupferwaaren wurden erbaut und bildeten allmälig eine ganze Stadt. So entstand Port Saïd,* bereits eine Stadt von über 10,000 Einwohnern, die dereinstige Rivalin Alexandria's.

Von hier führt der Canal sofort in die Moräste und Lagunen des Menzalehsee's zur nächsten Arbeitsstation auf der Insel Raz-el-Ech. Hier erwies sich die Ausgrabung besonders schwierig. Um dem nach allen Seiten ausweichenden Schlamme beizukommen, hoben ihn die Fellahs, bis an die Brust im Wasser stehend, mit den Händen aus und bildeten so auf beiden Seiten der vorgezeichneten Linie einen Damm von Koth, der bald in der Sonne erhärtete, bis später die Baggermaschinen die Arbeit vollendeten.

Die nächste Station südlich ist Kantara,** zu deutsch „Brücke." Hier durchschneidet der Canal einen natürlichen Erddamm zwischen den Menzaleh- und den halbvertrockneten Ballah-Seen. (Ueber diese Brücke zwischen Asien und Africa wanderte einst der Noachide Ham, später Abraham, Jakob und seine Söhne mit dem pharaonischen Minister Joseph; hier mußten Kambyses und Alexander vorüberziehen, um Aegypten zu erobern; diesen Weg nahm in umgekehrter Richtung der französische Consul, als er nach Besiegung der Mameluken nach Syrien zog. Hier war der uralte Kreuzungspunkt der Karawanen.) Uebrigens ist in den Ballahsümpfen die Befestigung der Dämme des Canals eine der schwierigsten Arbeiten gewesen und noch jetzt nicht völlig beendet.

Südlich von ihnen steigt der lehmige Wüstenboden dünenartig an. Es folgt die Arbeitsstation El Ferdane mit ihren werthvollen Gipsbrüchen. Von hier erstreckt sich in einer Ausdehnung von beiläufig $3^1/_2$ Wegstunden bis zum Timsasee die gegen 20 Meter hohe El-Guisr-Schwelle, eine Kette von steil ansteigenden, oben abgeplatteten Sandhügeln, welche nicht nur in der Richtung von Nord nach Süd durch den Hauptcanal, sondern auch von Westen gegen Norden durch den Süßwassercanal durchbrochen werden mußten.

Werfen wir hier einen kurzen Blick auf den Hülfscanal, welcher die Lebensader des ganzen Unternehmens ist, der das Grün in der Wüste sprossen macht und die durstigen Arbeiter tränkt.

Seine Linie beginnt in Zagazig am Nil bei den Ruinen von Bubastis und führt erst direct östlich zum Timsasee über die Reste des alten Pharaonencanals, von hier aus aber südlich an den Bittersee'n vorüber bis Suez. Am westlichen Theile hatte Mehemet Ali diesem Werke wesentlich vorgearbeitet, indem er einen Bewässerungscanal von Zagazig durch das Wady Tumileh oder Land Gossem (das Gosen der Bibel) bis in den Maxama-See, also halbwegs Ismaïlia führte. Dieser Canal war durch die Gesellschaft schon im Jahre 1861 bis zur westlichen Abdachung der El-Guisr-Schwelle unweit des Timsasees weitergeführt worden. Dort, nicht weit vom alten Jakobsbrunnen Bir Abu Ballah wurde der Wasserthurm von Nefitsch errichtet, von wo aus das süße Wasser auf die Höhe von El Guisr und sodann mittelst einer doppelten Röhrenleitung (die jedoch erst im April 1864 vollendet wurde) nach Port Saïd lief. Der Süßwassercanal selbst aber theilt sich an jener Stelle in zwei Arme, deren einer nach Süden in paralleler Richtung mit dem Seecanal bis Suez, der andere aber nach Osten führt, um unweit der nördlichsten Spitze des Timsasees in den Hauptcanal einzumünden, während eine weitere, durch Schleusen regulirbare Mündung direct in den Timsasee führt. Der Einfluß des Süßwassercanals in den letzteren war bereits am 2. Februar 1862 bewerkstelligt worden. Aber noch war die schwierigste Arbeit, die Durchbrechung der El-Guisr-

* So genannt zu Ehren des Pascha Mohammed Saïd.

** Durch den Canalbau zu einer kleinen Stadt von mehr als drei Tausend Einwohnern angewachsen.

Digitized by Google

Schwelle* von Norden her durch den Haupcanal zu vollenden. Es war dies eine kolossale Arbeit, die bis 20 Meter hohe Sanddüne in einer Ausdehnung von beinahe 15 Kilometer oder $3^1/_2$ Wegstunden auszugraben. Gegen 25,000 Arbeiter waren damit acht Monate lang beschäftigt, zum Theil bei Nacht, und jeden Monat gruben sie $^1/_2$ Million Cubikmeter Sand aus; daneben arbeiteten unabläſſig die neuerfundenen Trockenbagger (excavateurs). Am 18. November 1862 war auch dieſe Arbeit bewältigt; die Waſſer des Mittelmeeres floſſen in den Timſahſee und füllten das ausgetrocknete Becken. An ſeinem nördlichen Ufer aber wurde eine neue Stadt gegründet und zu Ehren des jetzigen Vicekönigs Ismaïlia genannt. Der See, ungefähr von der Ausdehnung des Tegernſees, bot einen vortrefflichen Binnenhafen zum Ausweichen und Ueberwintern der Schiffe. Die Stadt ſelbſt iſt zur Hauptſtadt des Iſthmus beſtimmt und zählt bereits über ſechs Tauſend Einwohner ſowie eine Reihe herrlicher Bauten, darunter eine Moſchee und zwei Kirchen, ein großes Spital, ein Regierungsgebäude und einen Palaſt des Vicekönigs; eine Villa deſſelben mit ausgedehnter Ausſicht auf den See iſt etwas öſtlich von der Stadt am Einfluß des Süßwaſſercanals in den Seecanal.**

Schon am 20. December 1863 war auch der ſüdliche Arm des Süßwaſſercanals bis Suez fertig. An jenem Tage feierte Suez die Ankunft des Nilwaſſers durch ein großes, durch Prinz Napoleon präſidirtes Freudenfeſt. Es war dazu auch aller Grund vorhanden, denn ſeither mußte jeder Tropfen Waſſer auf Kamelen oder durch die Eiſenbahn dahingeſchafft werden. Die Stadt, welche auf drei Tauſend Einwohner heruntergekommen war, hat ſich inzwiſchen auf fünfzehn Tauſend gehoben und ein ganz verändertes Anſehen bekommen, wozu freilich auch Vieles die Eiſenbahn, das Meiſte aber die ſpätere Vollendung des Seecanals beigetragen hat. Die großartigen Hafenbauten werden von der ägyptiſchen Regierung ausgeführt. — Schon zu Ende des Jahres 1863 konnten übrigens kleine Schiffe, namentlich mit Kohlen, durch den Süßwaſſercanal von Meer zu Meer paſſiren, welche der Geſellſchaft manche hübſche Einnahme brachten. Auch wurde bald darauf ein regelmäßiger Schiffsverkehr eingerichtet.

Inzwiſchen waren ſchwere Wolken am Horizonte des werdenden Suezcanals aufgeſtiegen. Die Angriffe Lord Palmerſton's in der Preſſe und im Parlamente dauerten fort; auch die öffentliche Meinung Englands wurde immer feindſeliger und richtete ſich namentlich gegen das Verhältniß der Fellahs zur Geſellſchaft, welches als „Zwangsarbeit" bezeichnet wurde und das ſich in der That bei der fortſchreitenden Civiliſation ſelbſt in jenen halbbarbariſchen Ländern kaum mehr halten ließ, obwohl die Frohnarbeiter ſehr gut verpflegt und für die dortigen Verhältniſſe reichlich bezahlt wurden. Sie arbeiteten nämlich ortſchaftsweiſe im Accord unter militäriſch organiſirter Aufſicht ihrer Scheiks oder Ortsvorſteher und konnten ſo außer freier Station täglich bis zwei Frcs. verdienen, welcher Lohn ihnen ſelbſt (nicht etwa, wie man behauptet hat, der ägyptiſchen Regierung) aufs pünktlichſte ausbezahlt wurde. Infolge desfallſiger Interpellationen im Parlament war übrigens der engliſche Geſandte in Conſtantinopel Sir Henry Bulwer Lytton auf den Iſthmus geſandt worden. Er kehrte, wie faſt alle Beſucher, (darunter Abd-el-Kader, der Herzog von Brabant, viele Fachmänner) als Freund des Unternehmens zurück.

Am 18. Januar 1863 ſtarb der treue und mächtige Förderer und Beſchützer des Canalbaues Mohamed Saïd Paſcha. Ihm folgte ſein Neffe Ismaïl Paſcha, Sohn Ibrahims, gleichfalls ein Bewunderer und Verbreiter europäiſcher Bildung, aber dem Unternehmen weniger warm zugethan. Ich erwähne beiläufig, daß er einige Jahre ſpäter, im November 1866 eine Art Repräſentativverfaſſung einführte und im Juni 1867 officiell den Titel Khedive oder Vicekönig erhielt.* Sein

* Jetzt eine Niederlaſſung von circa zwei Tauſend Einwohnern.

** Außerdem zieren die Stadt eine Reihe ſchöner Villen von Privaten (darunter eine des Herrn von Leſſeps) mit prachtvollen Gärten und Baumanlagen (Mimoſen, Palmen, Bananen, Agaven, Deaninen, Tamarisken ꝛc.).

* Bei welcher Gelegenheit auch die (europäiſch-rechtliche) Primogenitur für die Thronfolge als

Verhältniß zur Canalgesellschaft suchte er sofort nach seinem Regierungsantritt in loyaler Weise zu regeln; er übernahm insbesondere den Ausbau des Süßwassercanals zwischen Zagazig und Maxamasee, die Hafenbauten in Suez und die Zahlung der noch rückständigen Actienbeträge. Dagegen ließ er sich bald darauf durch eine, englischen Einflüsterungen entsprungene türkische Note bewegen, an die Canalgesellschaft drei Forderungen zu stellen, welche offenbar auf ihren Ruin abzielten: Zurückziehung der Fellaharbeiter, Rückgabe des Süßwassercanals und der abgetretenen Ländereien an die ägyptische Regierung. Allein auch dieser Angriff scheiterte an der Energie und Umsicht des Président-fondateur, welcher erklärte, nur auf der Grundlage voller Entschädigung zu unterhandeln. Kaiser Napoleon übernahm das ihm von beiden Theilen angetragene Schiedsrichteramt und gab auf Grund des Gutachtens einer zu diesem Zweck ernannten Commission folgenden Spruch: „Die Fellaharbeiter sind zu entlassen, jedoch gegen 38 Millionen Francs Entschädigung; 22,000 Hectare der nöthigsten Ländereien verbleiben der Gesellschaft, weitere 60,000 Hectare sind gegen eine Entschädigung von 30 Millionen Francs zurückzugeben; gegen weitere 16 Millionen Francs geht das Eigenthum des Süßwassercanals an die ägyptische Regierung über, während der Gesellschaft der Genuß und die Unterhaltung gegen eine weitere Vergütung von 300,000 Francs jährlich verbleibt." Dieses Urtheil trug der Gesellschaft baare 84 Millionen Francs ein, dagegen verlor sie Besitzthümer und Rechte, die später einen weit höheren Werth bekommen mußten. Die Fellahs, welche übrigens nur allmälig zurückgezogen wurden, konnten durch inzwischen hergestellte, theilweise neu erfundene Maschinen vortheilhaft ersetzt werden.

Es wird hier die schicklichste Gelegenheit sein, diese Maschinen kurz zu besprechen. Die wichtigsten für Ausgrabungen unter Wasser waren die bekannten Bagger. Nur waren die hier verwendeten Dampfbagger von Eisen und von riesigen Dimensionen. Statt der verschiedenartigsten Hülfsfahrzeuge zum Wegführen des ausgebaggerten Sandes wurden bald besondere Vorrichtungen erfunden. Die mitten im Canal arbeitenden Bagger erhielten lange eiserne Ablaufrinnen (sogenannte Dragues à long couloir), auf welchen der Schutt von selbst oder mittelst Wasserspülung nach dem niedriger gelegenen Ufer zulief; sie waren circa 70 Meter lang, von Gitterwerk getragen und behufs leichterer Beweglichkeit nur im Mittelpunkte unterstützt. — Bei den hohen Ufern der tiefen Einschnitte von El Guisr und Serapeum mußte man aber auf Mittel sinnen, den Schutt erst in die Höhe zu schaffen. Dies geschah durch die an den Baggern angebrachten sogenannten Elévateurs, eiserne auf Gitterwerk emporlaufende Riesenarme mit Schienen, auf denen die Schöpfkasten durch Dampfkraft und Anwendung einer endlosen Kette emporgezogen werden, um von einer Höhe bis zu mehr als 20 Meter auf die etwas tiefer liegenden Hochufer hinüberzugleiten. — Solcher Ungethüme, deren größte täglich bis 15,000 Cubikmeter ausheben können, sollen zuweilen 85 zugleich gearbeitet haben; jedes kostet durchschnittlich $^1/_2$ Million Francs. — Zu Lande wurden, außer den verschiedenen Locomotiven, Locomobilen und andern Dampfmaschinen, namentlich die sogenannten Excavateurs oder Trockenbagger angewendet, eine specielle Suezcanalerfindung zum Ersatze menschlicher Arbeit: auf neunrädrigen kolossalen Eisenbahnwagen, die auf drei Schienensträngen laufen, sind gewöhnliche Baggermaschinen angebracht, nur daß sie in der Luft und im trockenen Sand statt unter dem Wasser arbeiten.

Mit so riesigen Arbeitskräften versehen, schritt der Canal in der zweiten Hälfte der Bauzeit weit schneller vorwärts als in der ersten. Es war aber auch noch Viel zu leisten übrig. Anfang 1864 konnte zwar der ganze Süßwassercanal in einer Gesammtlänge von circa 150 Kilometer, einer Breite von 10 bis 25 Meter und einer Tiefe von 2 Meter, als beendigt betrachtet werden. Dagegen war der Hauptcanal zwischen Port Saïd und Ismaïlia nebst Häfen erst auszubauen, namentlich noch auf die vorgesehene Tiefe von acht Meter und Breite von hundert Meter zu bringen, während die ganze Strecke südlich vom Timsasee erst in Angriff ge-

maßgebend erklärt wurde, im Gegensatz zum Seniorat, s. o. Anm. S. 675.

Google

nommen werden mußte. Zu diesen Zwecken wurden, nachdem der Vertrag mit dem ursprünglichen Unternehmer Hardon seine gütliche Lösung gefunden, mit verschiedenen Großaccordanten, unter Anderen mit den bekannten Firmen Borel & Lavalley, Dussault Frères ꝛc., neue Verträge abgeschlossen.

Betrachten wir nun auch die Bauten auf der Südhälfte der Hauptlinie etwas näher. Auch hier waren erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Gleich südlich vom Timsasee breiten sich Lagunen aus, die noch heute wegen des fortwährenden Weichens der Dämme zu den schlimmsten Stellen des Canals gehören. Weiter südlich erhebt sich die Serapeum-Schwelle, eine bis 16 Meter hohe, der El-Guisr-Schwelle ähnliche Sanddüne, die sich bis gegen das Nordufer der Bitterseen erstreckt. Ihr Durchstich wurde von den Arbeitsstationen Tussum und Serapeum aus in Angriff genommen. Tausende von Arbeitern waren hier im Verein mit den mächtigen Maschinen beschäftigt, den Flugsand auszuheben und auf die Höhe der Schwelle zu schaffen. Man fand dabei unweit Tussum eine Menge von Versteinerungen, namentlich Palmen, Megatherien, Muscheln und Schnecken. Bei den Ruinen des dem Gotte der Fruchtbarkeit geweihten Serapeum wurden dagegen zahllose Reste der blühenden Vergangenheit von Stadt und Tempel aufgedeckt: Gefäße, Gemmen, Münzen, Statuetten, „tausend Steine müssen redend zeugen, die man aus dem Schooß der Erde gräbt.“ Auch Ruinen des alten Canals finden sich hier zwischen Haupt- und Süßwassercanal, welche in dieser Gegend durch eine Zwischenleitung verbunden sind. — Während man so beim Serapeum einen bis 16 Meter tiefen Durchstich grub, boten sich ähnliche Schwierigkeiten im Süden des Bitterseebeckens beim Plateau von Schaluff. Es war dies die einzige Stelle, wo Sprengarbeiten, und zwar von großen Dimensionen, vorzunehmen waren. Die hier in das Canalbett hineinragenden Felsen bereiteten selbst nach Eröffnung des Canals große Verlegenheiten und sollen erst in allerjüngster Zeit bis zur Tiefe von 8 Meter entfernt sein. Weiter südlich verflacht sich das Terrain immer mehr bis zu den Lagunen von Suez, welche der Canal auf ihrer Ostseite in einem großen Bogen umgeht, um etwa ½ Stunde südöstlich von der Stadt, angesichts der blauen Kuppe des Attaka und der fernen Gipfel des Sinai in den neuerbauten Hafen von Suez und in das rothe Meer einzumünden.

Es war nun der Plan, das damals noch trocken liegende Becken der Bitterseen, welches ungefähr die Hälfte der Canallinie südlich vom Timsahsee einnimt, mit dem Wasser beider Meere anzufüllen und so einen Theil der Grabarbeiten zu ersparen. Dieses Bitterseebecken, welches einen ähnlichen Umfang und eine ähnliche langgestreckte Form wie der Bodensee hat, bot vor der Ausfüllung einen eigenthümlichen Anblick. Salzgeschwängerter Sand, der am Rande des Beckens noch die alten Wasserlinien kennen ließ, wechselte mit Bänken von Muschelthieren und salzigen Gipsniederschlägen. Hin und wieder fanden sich Salzlachen als Reste des Seewassers. An der tiefsten Stelle zeigte sich eine kolossale Bank von crystallisirtem Seesalz, bis zu 8 Meter mächtig, 13 Kilometer lang und 6 Kilometer breit, ein ungeheurer Salzkuchen, groß genug, um die ganze Stadt Paris damit zuzudecken. — Im März 1869 waren die Arbeiten soweit gefördert, um das Wasser des Mittelmeeres in die Bitterseen einlaufen zu lassen, worauf sich jene Salzkrusten sofort auflösten. Der Khedive war selbst gekommen, um dem großartigen Schauspiele des Einlaufens des Mittelmeeres beizuwohnen. Zum weitaus größeren Theile aber sollte das circa drei Quadratmeilen große Becken durch das rothe Meer ausgefüllt werden, dessen Einströmung am 15. August 1869 begann. Zur Füllung des Beckens durch beide Meere war etwa ½ Jahr erforderlich. Man hatte besondere Vorrichtungen angebracht, um das Einfließen des Wassers zu reguliren und Beschädigungen zu verhüten, und Alles gelang. An die Stelle der traurigen Einöde ist jetzt ein schöner blauer Binnensee getreten, den Schwärme von Ibisen, Flamingos und Pelikanen, aber auch zahlreiche Schiffe beleben, für welche ein sehr geeigneter Ausweichpunkt geschaffen ist. Zugleich dienen aber die Bitterseen zur Regulierung der starken Ebbe und Fluth des rothen Meeres.

So war das Werk gegen Schluß des Jahres 1869 seiner Vollendung nahe gerückt, und zwar seit den letzten Jahren ohne weitere Störungen durch die Politik

und widerstreitende Interessen. Selbst England schien seit Palmerston's Tod (1865) versöhnt und säumte nicht, dies bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich beim Besuche des Prinzen von Wales, des Lord Napier, Chefs der Abessinischen Expedition, des indischen Gouverneurs Lord Mayo und vieler anderer Vertreter seiner Ansichten, öffentlich auszusprechen. Dagegen hatte die Canalgesellschaft in der zweiten Hälfte der Bauzeit noch zwei innere Krisen zu bestehen, welche die ganze Energie ihres Präsidenten in Anspruch nahmen. — Im Sommer 1865 war die Cholera ausgebrochen und hatte sich, wenn auch nur sporadisch, auf dem Isthmus verbreitet. Die Arbeiter liefen schaarenweise davon. Aber Herr von Lesseps eilte sofort von Paris zum Canal, und durch sein eindringliches Zureden und furchtloses Beispiel sowie durch die Trefflichkeit der Sanitätsanstalten gelang es, die Arbeiter festzuhalten und der Krankheit Meister zu werden. — Eine andere Krise war finanzieller Natur. Das ursprüngliche Actiencapital von zweihundert Millionen hatte sich als unzureichend erwiesen; man mußte zu einer Anleihe schreiten. Im November 1867 wurde eine solche von hundert Millionen Francs in fünfprocentigen Obligationen von je fünfhundert Francs zum Course von dreihundert aufgelegt. Aber trotz des hohen Zinsfußes von thatsächlich 8,4 Procent wurden nur etwa dreißig Millionen Francs gezeichnet. Da schlug von Lesseps eine Lotterieanleihe vor, welche jedoch der Sanctionirung durch ein Gesetz bedurfte. Das desfallsige Gesetz vom 4. Juli 1868 veranlaßte zwar heftige Debatten, ging aber im Corps Législatif und im Senate mit großer Majorität durch. Es enthielt dieselben Bedingungen, wie das gescheiterte Anlehen, nur wurden jährlich für eine Million Francs Loose ausgespielt, woran die Zeichner des 1867er Anlehens mit dreißig Millionen gleichfalls theilnahmen. Die fehlenden siebzig Millionen waren nun in drei Tagen überzeichnet. — Uebrigens eröffnete sich sehr bald eine weitere Einnahmequelle. Nach einem Vertrag vom 23. April 1869 übernahm die ägyptische Regierung von der Gesellschaft alle nunmehr überflüssig gewordenen Werkstätten, Magazine und Entrepots, namentlich aber auch die Spitäler für zehn Millionen Francs und zahlte außerdem weitere zwanzig Millionen Francs für Verzichtleistung auf Zollfreiheit und einige andere früher ertheilte Begünstigungen. — Schließlich sollte übrigens die Sache des Canals noch einmal in Conflict mit der Politik gerathen. Es ist bekannt, daß anläßlich der vom Khedive erlassenen Einladungen zu den Eröffnungsfeierlichkeiten sich zwischen der Türkei und der ägyptischen Regierung ein Notenwechsel entspann, welcher beinahe zum Bruche geführt hätte. Der Streit wurde jedoch unter Vermittlung der Großmächte durch ein vollständiges Nachgeben des Vicekönigs beigelegt, dessen Aufrichtigkeit allerdings bezweifelt werden kann, das aber dem Canal sehr zu statten kam.

* * *

Am 17. November 1869 fand die feierliche Eröffnung des Canals statt. Es waren dazu die Flotten und Geschwader von neun europäischen Seemächten nach Port Saïd gekommen. Den Schiffen aller Nationen war zollfreie Durchfahrt vom 16 bis 19 November zugesagt. Unter den Gästen hatten sich bekanntlich der Kaiser von Oesterreich und die Kaiserin Eugenie, der Kronprinz von Preußen und andere Fürstlichkeiten nebst den höchsten Staatschargen eingefunden. Außerdem waren auf Einladung eine Reihe der hervorragendsten Gelehrten und Geschäftsleute von ganz Europa und über dessen Grenzen hinaus erschienen, denen wir die zuverlässigsten Berichte über den damaligen Zustand des Canals verdanken.* Es liegt nicht in meiner Absicht, die dreitägigen, mit aller orientalischen Pracht ausgestatteten Festlichkeiten zu beschreiben,** welche den armen Fellahs eine Extrasteuer von fünfzehn Piaster per Kopf und Aegypten eine Zwangsanleihe von funfzehn Millionen Pfund Sterling eingebracht haben. Dagegen wird es von Interesse sein, den damaligen Zustand des Canals, der sich übrigens inzwischen wesentlich verbessert hat, nach Be-

* Siehe namentlich den Aufsatz des Geheime-Raths Stephan in Gottschall's „Unsere Zeit" vom Januar 1870.

** Siehe die Feuilletons der meisten größeren Zeitungen Ende 1869.

Digitized by Google

richten von fachkundigen Augenzeugen zu vernehmen.

Die Eröffnung war aus verschiedenen Gründen, namentlich der Jahreszeit wegen, bedeutend verfrüht worden. Trotzdem erwies sich der Canal als nahezu vollendet. Die größten Schiffe bis siebzehn englische Fuß Tiefgang konnten mit Leichtigkeit passiren.* Einige fuhren zwar auf, aber meist aus Ungeschicklichkeit und wegen des großen Gedränges, wurden auch bald wieder flott. Inzwischen soll allenthalben die normale Tiefe von acht Meter hergestellt sein, welche damals noch an einigen Stellen fehlte, und sollen daher Schiffe bis $7^1/_2$ Meter Tiefgang, also die größten Indienfahrer passiren können, was auch mehrfach geschehen ist. Diese Tiefe ist jedoch nicht auf der ganzen Breite des Canals, sondern nur in der Mitte in einer Breite von zweiundzwanzig Meter durchgeführt. Im übrigen ist die Breite des Wasserspiegels durchgängig hundert Meter, bei den Einmündungen weit mehr (bis dreihundert Meter), bei den Einschnitten von El-Guisr und Serapeum jedoch nur achtundfünfzig bis sechzig Meter. Es sind daher noch zahlreiche Ausweichstationen nöthig und sollen auch hergestellt werden. Die Seitendämme werden als sehr solid geschildert, hin und wieder bedürfen sie noch der Befestigung, vielleicht später theilweisen Ausmauerns, wo nicht die Vegetation in Folge der Süßwasserleitung diese Arbeit übernimmt. Sie schützen namentlich auch vor dem Flugsand; doch ist dieser nur an wenigen Stellen, namentlich bei Tussum, von Bedeutung und wird theils durch die Construction des Canalbettes selbst, theils durch Ausbaggerung unschädlich gemacht. Auch die Hafenbauten sind, wenn auch in Manchem der Vervollständigung bedürftig, doch im Großen und Ganzen ihrem Zwecke entsprechend hergestellt. Man hat viel von der Nothwendigkeit eines weiteren Anlehens von mindestens hundert Millionen gesprochen, um den Canal für den großen Weltverkehr durchaus geeignet zu machen, auch die Intervention der europäischen Staaten zu diesem Zwecke verlangt. Herr von Lesseps hat Beides entschieden von der Hand gewiesen. Offenbar hofft dieser — sicher competente — Beurtheiler der Lage und Leistungsfähigkeit seines Werkes, daß die allmälig zunehmende Frequenz der neuen Weltstraße selbst die Mittel zu bieten vermöge, die durch gesteigerten Verkehr benöthigten Erweiterungen und Verbesserungen herzustellen. Für die Richtigkeit dieser Annahme sprechen auch ähnliche Erfahrungen auf dem verwandten, aber hinsichtlich der Betriebskosten weit weniger vortheilhaft gelagerten Gebiete der Eisenbahnen.

Unter allen Umständen dürfte es schwer fallen, sich über die Rentabilität* des Unternehmens für die nächste Zukunft und für die gegenwärtigen Actionäre auch nur annähernd zu äußern. Einige dazu nöthige Daten, nämlich die seitherigen Ausgaben und Einnahmen wissen wir zwar genau; über die zukünftigen dagegen lassen sich nur sehr bedingte Muthmaßungen aufstellen.

In großen runden Ziffern war am 30. Juni 1869 Folgendes die Finanzlage der Gesellschaft:

Die Einnahmen hatten betragen:

Actiencapital 200 Millionen Francs, Obligationen 100 Millionen Francs, Entschädigungen durch die ägyptische Regierung 114 Millionen Francs, Capitalzinsen, Transporteinnahmen u. s. w. $37^1/_2$ Millionen Francs, Summa $451^1/_2$ Millionen Francs.

Dem standen folgende Ausgaben gegenüber:

Für Material und Bauten 282 Millionen Francs, Interessen der Actien und Obligationen fast 72 Millionen Francs, Verwaltungskosten und Verschiedenes 50 Millionen Francs. Summa $404^1/_2$ Millionen Francs. Es waren also damals noch circa siebenunddreißig Millionen vorhanden, deren größter Theil inzwischen auf den Ausbau und weitere Zinszahlungen verwendet sein wird.

Nach der bestimmten Erklärung des Präsidenten von Lesseps sollen vom zweiten Semester 1870 an die Zinsen der Actionäre nur noch aus dem Gewinn bezahlt werden, d. h. sie sollen von da an keine

* Die Durchfahrtszeit beträgt für Dampfschiffe etwa sechzehn, für andere Schiffe etwa vierundzwanzig Stunden.

* Vergl. Block in der Vierteljahrs-Schrift für Volkswirthschaft, 1869, Band III, und Stephan a. a. O.

Zinsen mehr bekommen, sondern nur noch Dividende. Nimmt man nun mit Herrn von Lesseps den zukünftigen Canalverkehr auf etwa die Hälfte des ostindischen Verkehrs, also auf jährlich circa sechs Millionen Tonnen an und zieht man von weiteren Baukosten ab, so ergiebt sich nach dem Satze von zehn Francs per Tonne ein jährlicher Bruttoertrag von sechszig Millionen Francs, oder nach Abzug der voraussichtlichen Kosten fünfzehn Procent Gewinn. Diese Schätzung mag dereinst erreicht, ja weit übertroffen werden, wenn sich einmal die Verkehrsverhältnisse dauernd zu Gunsten des neuen Weges gestaltet haben. Für das nächste Jahr wird dagegen ohne Zweifel ein weit ungünstigeres Ergebniß zu erwarten sein, auch wenn man annimmt, daß gegen Ende desselben die Verhältnisse sich bereits viel günstiger gestaltet haben werden als seither. Nach den mir zugänglichen Nachrichten hat die bisherige Frequenz sehr geschwankt. In der ersten Woche nach Eröffnung zählte man hundertunddreißig Schiffe mit acht Tausend Tonnen, was offenbar wegen der vorausgegangenen Ansammlung keinen richtigen Maßstab für das Jahr abgiebt. Vom 28. Januar bis 6. Februar sollen nur elf Schiffe passirt sein; an einem späteren Tage finde ich vier große Schiffe von mehr als je zwei Tausend Tonnen notirt. — Ich will nun einmal täglich sieben Schiffe mit der mittleren Ladungsfähigkeit von je tausend Tonnen annehmen und zu berechnen suchen, wie sich bei diesem, für das erste Jahr gewiß günstigen Verhältnisse die Dividende gestalten würde. Die Bruttoeinnahmen betragen in diesem Falle:

Zehn Francs für jährlich 2,555,000 Tonnen, also rund 25½ Millionen, ferner aus Nebeneinnahmen für Pilotage, Remorquage, Pachtzinsen und dergl. vielleicht eine Million. Summa 26½ Millionen.

Die jährlichen Ausgaben betragen:

Voraussichtliche Unterhaltungs- und Betriebskosten 7 Millionen, Verzinsung und Amortisirung der hundert Millionen Anleihe circa 9½ Millionen, Summa 16½ Millionen.

Der Reingewinn betrüge daher zehn Millionen, wovon statutenmäßig dreißig Procent für die ägyptische Regierung, die Gründer und den Reservefond abgehen, somit noch sieben Millionen oder 3½ Procent des Actiencapitals von zweihundert Millionen. Selbstverständlich machen diese Zahlen nicht den geringsten Anspruch auf Genauigkeit, sondern sollen nur zur Verdeutlichung dienen, wie sich die Verhältnisse im Großen und Ganzen gestalten müßten, um eine gewisse Rente zu erzielen. Es sind dabei namentlich die Kosten des Ausbaus, dagegen aber auch der stets wachsende Werth der noch übrigen Ländereien der Gesellschaft von mehr als 10,000 Hektaren ganz außer Anschlag gelassen. Ferner muß dahin gestellt bleiben, ob die Betriebskosten namentlich im Anfange nicht weit höher und die Einnahmen geringer sein werden. Uebrigens scheint die Ansicht des Publicums über die Rentabilität keine ganz ungünstige zu sein, wenn hiefür die Börsenverhältnisse als Maßstab dienen können: es standen Mitte März 1870 die fünfhundert Francs-Actien auf circa dreihundertundfunfzig, also auf siebzig Procent, was der Annahme einer Rentabilität von 3½ Procent gegenüber dem gewöhnlichen Zinsfuß von fünf Procent entspricht. Die zum Cours von dreihundert Francs ausgegebene Prämienanleihe aber stand zu jener Zeit etwas über vierhundert Francs, worin man ein Vertrauensvotum der Gläubiger gegenüber der Gesellsellschaft erblicken darf.

Doch die Frage der Rentabilität des Unternehmens ist nur insofern von allgemeinerer Bedeutung, als dadurch der dauernde Fortbestand des Werkes theilweise bedingt ist, welcher nach dem Vorangegangenen wohl als ziemlich gesichert betrachtet werden darf. — Weit tiefgreifender ist die volkswirthschaftliche Bedeutung der neuen Weltstraße, ihr Einfluß auf Schifffahrt und Handel, Erzeugung und Verzehrung, auf den ganzen Verkehr und das gesammte Culturleben des Orients und des Occidents.

Schon ist Aegypten, welches durch den Canalbau eine neue Provinz (Isthmus) und einen Bevölkerungszuwachs von vielen Tausenden erhalten hat, in früher ungekanntem Maße der europäischen Civilisation erschlossen. Aber dieses große und reiche Land ist nur die Pforte eines ungeheuren, zum größten Theile unerforschten Continents. Das rothe Meer, welches die nordöstlichen Gestade Afrika's von den

Digitized by Google

Küsten des productenreichen Arabiens scheidet, ist von einer entlegenen Sackgasse zu der, dem Mittelmeere nächstgelegenen und belebtesten Wasserstraße geworden. Bald werden sich neben Suez, Dschedda und Mokka andere Handelsstädte emporschwingen; schon beschäftigen sich die verschiedenen seefahrenden Nationen mit der Anlage von Kohlenstationen; bald werden neben Aden und Perim eine Reihe anderer europäischer Niederlassungen am arabischen Meerbusen erstehen, und Bab-el-Mandeb, die Straße der Seufzer, wird für Tausende ein Thor des Glücks werden. Von der Ostküste Afrika's aus wird eine neue Bresche der Cultur für diesen Welttheil erschlossen werden, während der jetzt schon kolossale Verkehr mit den asiatischen Küsten einen ungeahnten Aufschwung nehmen muß. Eine große Zukunft steht ohne Zweifel dem jetzt so nahe gerückten persischen Golf bevor, namentlich der schon jetzt so bedeutenden Handelsstadt Mascat und landeinwärts in Mesopotamien dem reichen Kalifensitze Bagdad. Von der weitaus größten Bedeutung aber ist der neue Seeweg für den Verkehr mit Ostindien und China, und weiterhin Australien, den unerschöpflichen Quellen der Befriedigung von tausend Bedürfnissen des täglichen Lebens und des verfeinertsten Luxus, den unermeßlichen Absatzgebieten europäischer Fabrication.

Wie ein Blick auf den Planiglobus darthut, sind nunmehr die Entfernungen zwischen den europäischen Häfen und den nächstgelegenen Emporien Ostindiens auf die Hälfte bis $^1/_3$ des früheren Weges reducirt. Ebenso ist der Seeweg von den Ostküsten Nordamerikas nach dem indischen Ocean um nahezu die Hälfte kürzer geworden. Die kolossale Abkürzung des Seeweges nach allen diesen Gebieten kommt zunächst der Erzeugung und der Consumtion und damit dem Handel sämmtlicher betheiligten Länder zu statten, am meisten allerdings den, dem neuen Seewege nächstgelegenen. Aber auch die verhältnißmäßig entfernteren vermehren ihre Absatzgebiete und verbilligern ihre Bezugsquellen und heben damit ihren Wohlstand und ihren Verkehr in steter Wechselwirkung. Dagegen muß die Concurrenzfähigkeit der einzelnen Handels- und Productionsplätze unter einander durch den neuen Verkehrsweg offenbar sehr verändert werden, und zwar zu Gunsten der nunmehr dem auswärtigen Verkehre verhältnißmäßig näher gerückten, also in Europa vor Allem der Mittelmeerhäfen. Es war beispielsweise seither von London oder Amsterdam einerseits und von Triest andererseits ziemlich gleichweit nach Bombay, nämlich 5960 Seemeilen. Heute beträgt die Entfernung für die genannten nordischen Häfen 3100 Seemeilen, für Triest aber nur 2340, also 760 Seemeilen weniger als London oder Amsterstam. In ähnlichem Vortheile ist das Mittelmeer gegenüber den deutschen Nordseehäfen und in noch größerem gegenüber der Ostsee. Es werden zwar die bestehenden Handelsverbindungen und Wege noch lange ihren Einfluß ausüben, und der Umschwung wird erfahrungsgemäß nur allmälig vor sich gehen; allein die Macht der Verhältnisse und des Vortheils ist größer als die der Gewohnheit. Es wird daher beispielsweise in Zukunft und namentlich wenn einmal die Alpenüberschienungen vervollständigt sind (Gotthardbahn), Süddeutschland seinen Thee und Kaffee, seine chinesische Seide, ostindische Gewürze und Farbwaaren, nicht mehr über London, Amsterdam und Hamburg, sondern über Triest, Genua und Marseille beziehen. Es werden aber auch die Solinger Rasirmesser, mit denen der Perser und der Chinese sein Haupt schert, und die sächsischen Wollstoffe, in welche sich der Bramine am Ganges hüllt, oder die Pforzheimer Goldreife, mit denen die Neuseeländerin ihre Nase schmückt, die Concurrenz ähnlicher Erzeugnisse aus England nicht mehr zu scheuen haben. Es wird ferner die schon jetzt so lebhafte norddeutsche Küstenschifffahrt in den ostasiatischen Gewässern voraussichtlich einen bedeutenden Aufschwung nehmen. Andererseits müssen manche Artikel Ostindiens, wie namentlich Baumwolle und Kaffee, in Zukunft günstigere Concurrenzverhältnisse gegenüber den betreffenden amerikanischen Waarengattungen erhalten. Nicht wenige Artikel aber werden, durch die billigere Fracht und durch die bei kürzerer Fahrt geminderte Gefahr des Verderbens, in den beiderseitigen Absatzgebieten erst transport- beziehungsweise marktfähig werden. Diese Beispiele ließen sich in's Endlose vermehren, ohne daß es möglich wäre, die nationalökonomischen und mercantilischen Wirkungen, welche der neue

Seeweg voraussichtlich hervorrufen wird, auch nur annähernd und in den unbestimmtesten Umrissen zu überschauen. Sicher aber werden sich dadurch die Verkehrsbeziehungen zwischen Orient und Occident allmälig anders als seither gruppiren und combiniren, hoffentlich zum Vortheile aller Völker. Es wird ein reger Wetteifer entstehen, der Einen, das seither Errungene festzuhalten oder durch neue Erzeugungs- und Absatzquellen und durch verdoppelte Anstrengung zu ersetzen, — der Andern, die gebotene Gelegenheit neuer Größe und Blüthe zu benutzen und zu erweitern. So ist zu hoffen, daß der unausbleibliche Umschwung, dessen in alle Lebensbeziehungen eingreifende einzelne Ergebnisse die kühnste Phantasie nicht zu ahnen und zu fassen vermag, nicht wie in früheren Zeiten die Größe der Einen auf den Verfall der Andern gründen, daß vielmehr dieses große Werk allen Völkern und dem Fortschritte der Menschheit zu Gute kommen werde.

Schon hat der Erfolg des Suezcanals ähnliche längst gehegte, aber in Vergessenheit gerathene Pläne zu neuem Leben erweckt. Bereits spricht man davon, die Erfahrungen des Isthmus für das leider ruhende Project eines Nord-Ost-See-Canals auszunutzen. Erst in den letzten Tagen ist die Durchstechung der Landenge von Corinth an eine französische Gesellschaft vergeben worden. Eine von den Vereinigten Staaten Nordamerika's bestellte Commission durchforscht im gegenwärtigen Augenblicke den Isthmus von Panama,* um für die westliche Halbkugel der Erde einen ähnlichen Seeweg anzubahnen, wie ihn für die östliche der Suezcanal geschaffen hat.

Es darf gewiß als eine der höchsten Aufgaben des Menschengeschlechts betrachtet werden, den friedlichen Verkehr der Völker zu ihrem gegenseitigen Gedeihen anzubahnen und zu fördern, durch den Austausch der Producte den Wohlstand, durch den Wechselverkehr der Ideen die Bildung der Nationen zu heben. Große Erfindungen haben unser Jahrhundert ganz besonders befähigt, diesen höchsten Zwecken der Menschheit zu dienen. Das Dampfschiff durchmißt den Ocean mit früher ungeahnter Sicherheit und Schnelligkeit; die Schiene trägt Menschen und Güter in kürzester Zeit an die entlegensten Orte; der Draht befördert das flüchtige Wort mit der Schnelligkeit des Gedankens. Die Wirkungen des neuen Seeweges für Handel und Verkehr werden voraussichtlich kaum geringer sein, als die der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen. Wenn wir aber jene zeitbewegenden Erfindungen mit Recht als Triumphe des menschlichen Scharfsinnes betrachten, so erscheint das Riesenwerk des Suezcanals als ein Sieg menschlicher Willenskraft. Ehre allen denen, die unter dem Brand der ägyptischen Sonne an dem großem Werke gearbeitet haben als die Pioniere der Civilisation! Ehre aber vor Allem dem Manne, der mehr als zehn Jahre lang gegen den Sand der Wüste, gegen die Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen und gegen die Intriguen der Politik siegreich gekämpft hat, — mit den Waffen des Geistes und der Bildung, mit Dampf und Eisen, mit Geld und Papier, mit Wort und Schrift! Möge der Erfolg seinen Wahlspruch krönen: aperire terram et dare pacem gentibus!

* Siehe das Aprilheft dieser Zeitschrift.

Die deutschen Vegetarianer.

Von

Meta Mellmer.

In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren haben sich nach dem Muster amerikanischer und englischer Vereine auch in Deutschland Gesellschaften gebildet, deren Mitglieder sich Vegetarianer oder Freunde der naturgemäßen Lebensweise nennen. Das erstere Wort bezeichnet richtiger als die zweite Benennung den Zweck und die Tendenz dieser Vereine, Die Bezeichnung: Freunde der naturgemäßen Lebensweise bedarf jedenfalls einer Beschränkung, denn es gibt noch andere Gebiete als dasjenige der Diät und Wahl der Nahrungsmittel, in welchen naturwidrig gelebt und gehandelt werden kann.

In unserm individuellen und socialen Leben, das ein neuerer Schriftsteller „eine große Lüge“ nennt, ist noch gar viel anzustreben und zu reformiren, ehe dasselbe edel und menschenwürdig genannt werden

könnte. Sehen wir indeß hiervon ab und beleuchten nur etwas näher den Schritt, welchen die Vegetarianer überzeugt sind zum Bessern gethan zu haben.

In Deutschland gibt es zur Zeit schon acht bis zehn Vereine von Vegetarianern und zwar in Nordhausen, Berlin, Hannover, Barmen, Elberfeld, Wien, Stuttgart, Dresden, Freiburg in Baden, Bern. Die Hauptartikel ihrer Statuten lassen sich etwa in folgende zwei Paragraphen zusammenfassen:

1. Als Mitglied des Vereins wird aufgenommen, wer versichert, mindestens ein Vierteljahr lang kein Fleisch und nichts vom Fleisch von irgend einem Thiere genossen zu haben und zugleich den ernsten Willen ausspricht, dergleichen nie wieder genießen zu wollen.

2. Es liegt in der Natur dieser Lebensweise, und wird daher vorausgesetzt, daß Alle, welche ihr folgen, sich auch im Uebrigen, namentlich in Bezug auf spirituose Getränke, einer naturgemäßen Lebensweise befleißigen werden.

Die deutschen Vegetarianer haben im Mai 1869 bereits einen Vereinstag in Nordhausen gehalten. Bei dieser Gelegenheit bot das Zweck- und Festessen ihrer Tafel weder eine sogenannte kräftige Bouillonsuppe, noch Braten, noch Wein und Bier, doch haben sie dabei begeistert von der Gesundheit des Leibes und der Seele gesprochen, die sie ihrer Lebensweise verdanken.

Die Literatur der Vegetarianer ist zur Zeit schon reichhaltig und für die Verbreitung ihrer Lehren wirken ein halbes Dutzend Zeitschriften, von Aerzten unter den Vereinsmitgliedern redigirt.

Schon gegen Ende des letzten Jahrhunderts gründete ein Amerikaner Dr. Graham den wahrscheinlich ersten Vegetarianerverein jenseits des Oceans. Dieser Arzt erklärte, sowie auch später der Naturforscher Cuvier, der Mensch sei durch die Stellung und Form seiner Zähne auf Pflanzenkost angewiesen. Es ist dies indeß keine neue Weisheit zu nennen, denn spätere Vegetarianer haben aus dem Plutarch die Worte zum Motto ihrer Lehren genommen: „Daß das Fleischessen wider des Menschen Natur ist, geht vor Allem aus seiner körperlichen Anlage hervor."

Dr. Graham bewies ferner, lange vor Liebig, daß Brot aus dem ganzen ungeschroteten Roggen und Weizen, bei welchem sich noch die kleberhaltige Kleie befindet, das nahrhafteste sei, und die Vegetarianer essen alle dies Grahams-Brot, ohne Sauerteig und sogar ohne Salz zubereitet. Obst, Gemüse, Hülsenfrüchte bilden die Beikost. Strenge Vegetarianer mit einem leidenschaftlichen Credo enthalten sich selbst der Milch, der Butter, Eier, des Käses und des Honigs, doch sind diese Nahrungsmittel noch den „Schwächeren im Glauben" bis auf Weiteres gestattet. Ein vegetarianisches Kochbuch, welches schon in zweiter Auflage in Nordhausen erschien, lehrt hundertsechsundvierzig Speisen und Getränke für den Tisch der Vegetarianer bereiten.

In diesem Buche las ich:

Unsere Kost ist gesünder, angenehmer, humaner, ökonomischer als die Fleisch- und Blutkost; sie ist die halbe Emancipation der Frauen, die rechte Selbsthülfe, — ehrenvoll für Jeden, das uralt Menschliche, das dreifach Belohnende durch Gesundheit an Geist, Seele und Leib.

Es gibt Vegetarianer aus verschiedenen Gründen, die alle zu demselben Resultate gekommen sind. Die einen sind Bibel-Vegetarianer, andere rein wissenschaftliche. Dieser ist aus Wohlwollen (Humanität) oder aus Erfahrung, jener aus ästhetischen oder ökonomischen Gründen ein Vegetarianer geworden. Jede Kategorie versteht, Beweise für ihre Ueberzeugung anzuführen.

Den Bibel-Vegetarianern stehen verschiedene Bibelstellen, als 1. Mos. 1. 29. Jes. 66, 2. 3. Hos. 2, 18. Röm. 14. zur Seite. Sind die Heiligen gleich den Päpsten unfehlbar, so mag man auch mit dem H. Vincentius annehmen, Christus habe nie Fleisch gegessen, außer dem des Osterlammes wegen des jüdischen Gesetzes. Die katholische Kirche erhält noch während der Fasttage und in der Fastenzeit das Verbot des Fleischessens aufrecht, und mehrere Mönchsorden enthalten sich lebenslänglich des Fleischgenusses; ja, einem derselben ist es als besondere Pönitenz auferlegt, nur am Charfreitag Fleisch zu essen, und so entwöhnt sind diese Männer des Fleisches, daß sie nur mit Selbstüberwindung und dem größten Widerwillen dasselbe genießen.

Die wissenschaftlichen und historischen Vegetarianer könnten Bücher mit ihren Beweisen füllen. Die Völker des Alterthums, Indier und Aegyptier, sagen sie, seien

Digitized by Google

Pflanzenesser gewesen, und sind es zum Theil heute noch. Der Einwurf, daß Pflanzenkost ein schwächliches, energieloses Geschlecht hervorbringe, wird dadurch entkräftet, daß gerade die Athleten Griechenlands und Roms sich der Fleischkost zu enthalten hatten, und daß z. B. auch die pflanzenfressenden Thiere, als Elephanten, Pferde, Rinder die stärksten und zur Arbeit ausdauernsten sind.

Ungezählt sind die Stellen aus griechischen und römischen Autoren, welche die Vegetarianer als Belege ihrer Lehre anführen. Pythagoras, Buddha, Hesiod, Triptolem, Apollonius von Thyana, Pittakus, Epikur, Empedokles, Sokrates, Hippokrates, Porphyrius, Ovid in seinen Metamorphosen sprechen gegen den Fleischgenuß. Der poetische Erguß des Letzteren in seiner fünfzehnten Metamorphose mag als Beispiel hier bruchstückweise eine Stelle finden:

— — — Er (Pythagoras) war es,
Der Fleischessen verwarf, und die Zweifelnden also belehrte:
Hütet, ihr Sterblichen, euch den Leib mit abscheulichen Mahlen
Je zu entweih'n! Frucht gibt es und Obst an den hängenden Zweigen,
Voll und schwer, und auch an dem Weinstock schwellende Trauben,
Süße Kräuter genug und genug, die die Flamme des Heerdes,
Schmackhaft macht; auch Milch und Thymian duftender Honig!
Milder Speisen genug reicht euch in der wechselndsten Fülle
Allen die Erde dar, zu mord- und blutlosem Gastmahl!
Thiere nur leben von Fleisch, und selbst auch diese nicht alle.
— — — — — — — — — —
Und was verbrach denn der Stier, ein Geschöpf ohne Listen und Bosheit,
Schuldlos und schlicht, und gemacht zum Ertragen unendlicher Arbeit?
O Undankbarer! nicht werth der Gaben der Ernte,
Der Du verzehrst Deinen treuen Genoß, den Besteller des Feldes,
Der Du das schwiele Genick, das so oft Dir die Aecker gelockert,
Ernten so viel Dir gebracht, — mit dem tödtenden Beile belohnest?
Noch war der Frevel nicht voll! Es prägte die Namen der Götter
Auf sein Verbrechen der Mensch! Und er wähnt, daß die Gottheit Gefallen
Habe an Mord und an Blut des geopferten thätigen Thieres.

Von Naturforschern und Aerzten haben sich Gassendi, der Italiener Cocchi in Florenz, der Anatom Hyrtl in Wien, Dr. Struve, selbst Humboldt, Cuvier und Liebig zuweilen zu Gunsten der vegetabilischen Diät ausgesprochen, ja die vier Erstgenannten waren und sind rigorose Vegetarianer.

Eine wahre Blumenlese von Stellen aus neuern Schriftstellern sprechen ferner theils aus ästhetischen, theils aus humanen Gründen gegen den Fleischgenuß; darunter sind die berühmtesten Namen, z. B. Milton, Pope, Newton, Goldsmith, Shelley (ein thatsächlicher Vegetarianer), Spinoza, Fenelon, J. J. Rousseau, Voltaire, Lamartine, Nodier, Franklin, Jean Paul, der Molière Dänemarks Holberg (ein Vegetarianer), Bogumil Goltz u. s. w.

Gehen wir nun auf die neuesten Bestrebungen der Vegetarianer und deren Literatur über, so finden wir ganz begeisterte Anhänger und Apostel der neuen Lehre.

Außer zahlreichen amerikanischen und englichen Aerzten und Vegetarianern, die schon seit Beginn dieses Jahrhunderts für diese Sache schreiben und sie predigen, hat ein Franzose, Gleïzès, ein dreibändiges Werk: „Thalysie“ * betitelt, über Vegetarianismus geschrieben und sein Leben der Ausbreitung dieser Lehre gewidmet. Dieses theilweise poetisch schöne Buch ist natürlich bereits ins Deutsche übersetzt. Ein französischer Biograph Alphonse Esquiros nennt Gleïzès „die Seele eines Brama in dem Körper eines Franzosen.“

Deutschlands erster Apostel des Vegetarianismus war Dr. Weilshäuser in Oppeln, der eine vegetarianische Familienbibliothek in zwei Bänden herausgegeben hat; indeß kann auch Dr. Gustav v. Struve in Stuttgart, der schon seit neununddreißig Jahren Vegetarianer ist, Deutschlands erster Vegetarianer genannt werden. Derselbe hat ein Buch: „Die Pflanzenkost, Grundlage einer neuen Weltanschauung,“ geschrieben. Dr. Eduard Baltzer, Dichter und Arzt, ist die Seele des Nordhäuser Vegetarianervereins und Verfasser mehrerer Schriften über „natürliche Lebensweise,“ sowie Herausgeber des Vegetarianischen Vereinsblattes.

Ein Herr A. von Seefeld in Hannover

* Thalysien hießen bei den Griechen Blumen- und Fruchtopfer.

schreibt und wirkt auch für den Vegetarianismus, und ladet alle durch Hannover reisende Vegetarianer mit antiker Gastfreundschaft in sein Haus und an seine Tafel ein.

In Waid bei St. Gallen in der Schweiz hat ein Dr. Theodor Hahn eine Heilanstalt, nach vegetarianischen Grundsätzen geleitet, etablirt; auch er giebt eine Zeitschrift, „Der Naturarzt," heraus, welche der Verbreitung seiner Ideen dient. Noch sind die Schriften des Dr. Nagel in Barmen, des Dr. Kuhn in Seon (Schweiz), des Dr. Boruttau in Leipzig, eines Grafen Zedtwitz in Wien, welche alle dem Vegetarianismus dienen, namhaft zu machen.

Auch an einem Fanatiker dieser Lehre hat es nicht gefehlt. Schon vor fast fünfzig Jahren hat F. Daumer in Nürnberg ein Buch geschrieben, welches den sonderbaren Titel führt: „Das blutige Mahl unter der Decke des Küchenprocesses," in welchem er mit einer Heftigkeit gegen das Fleischessen loszieht, das er „cadaveröse Diät, Mord- und Leichenfraßsystem" nennt, als stünde bereits die Welt in Waffen seiner neuen Lehre entgegen. Schließlich haben die Vegetarianer auch an Ludw. Storch ihren Dichter gefunden, der das Glück, in seinen alten Tagen noch diese Lehre praktisch angenommen zu haben, in Sonetten besingt.

Es kann nicht befremden, daß überschwenglicher Eifer und zelotisches Vorgehen Widerspruch und Spott erregten. Nannten die Vegetarianner ihre Gegner „Ritter vom Fleische," so wurden sie in Zeitschriften „Ritter vom Gemüse" titulirt. Da alle Vegetarianer zu gleicher Zeit gegen den Gebrauch von Arzeneien, und z. B. auch gegen den Impfzwang schreiben, so müssen sie sich um so mehr auf leidenschaftlichen Widerspruch gefaßt machen. Sie selbst behaupten indeß, die unwiderleglichsten Beweise für die Wahrheit ihrer Lehre zu sein, indem sie ihre leibliche und geistige Gesundheit rühmen. Ist dies der Fall, so werden sie bald die Lacher auf ihrer Seite haben, denn „wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Die beachtenswertheste Erscheinung des deutschen Vegetarianismus sind indeß die praktischen und philanthropischen Bestrebungen ihrer Mitglieder. Dr. Baltzer sammelt Gaben ein zur Gründung eines Waisenhauses nach vegetarianischen Grundsätzen. Was er anstrebt, hat ein Dr. Slavibor Breuer in Modletin in Böhmen schon seit zwei Jahren verwirklicht. Er steht einem von ihm selbst gegründeten Kinderasyl vor, das nach vegetarianischen Lebensgrundsätzen geleitet wird. Jüngst las ich in einer Rede: „Durch die Rückkehr zur Natur würde sich die sociale Frage leicht lösen. Der Reichste wird in Zukunft Derjenige sein, der am wenigsten bedarf." Dr. Breuer schwebt dieses Ideal bei der Einrichtung seines vegetarianischen Waisenhauses vor.

Literarisches.

Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Von Karl Braun. Neue Folge. Berlin, Verlag von Friedrich Kortkampf, 1870.

Der Herr Verfasser hat den beiden ersten Bänden seiner Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei rasch zwei weitere Bände (in einem Bande) folgen lassen und damit ohne Zweifel den Wünschen aller Derer entsprochen, welche sein dankenswerthes Unternehmen im vorigen Herbste mit so wohl verdientem Beifall begrüßten. Wir hoffen, es bleibt ihm auch Zeit und Laune zu einer weitern Fortsetzung des Werkes, und wir hoffen ferner, er findet hierfür bei seinen politischen Freunden die Unterstützung in der Beschaffung des Materials, welche ihn in den Stand setzt, das kleinstaatliche Wesen und dessen sociale, wirthschaftliche und politische Rückwirkungen nach und nach in allen deutschen Vaterländern nachzuweisen — Preußen nicht ausgenommen. Denn es ist in der That nicht zu viel behauptet, wenn gesagt worden ist, daß die deutsche Kleinstaaterei der Uebel größtes sei. Wir wissen zwar sehr wohl, daß dieses herbe Urtheil nicht überall gut gebeißen wird, und daß es in Deutschland der Leute noch genug giebt, welche dem staatlichen Zersetzungsprocesse, dem unsere Nation im Laufe der Zeit verfallen war, ich weiß nicht was alles für gute Seiten nachzurühmen wissen. So soll z. B. diese übermäßige Decentralisation der deutschen Wissenschaft zu gut gekommen sein und ihre Verbreitung in den weitesten Kreisen zur Folge gehabt haben. In Wahrheit verhält es sich aber damit so, daß unserem Volke zum Glück ein so unvertilgbarer Sinn für wissenschaftliche Thätigkeit innewohnt, daß selbst die Kleinstaaterei diesem nationalen Triebe keinen Abbruch hat thun können. So lange es daher noch Ver-

Digitized by Google

theidiger, wenn auch gutgläubige Vertheidiger, unserer politischen Zerrissenheit giebt, so lange ist auch ein so rüstiger, unerschrockener und schlagfertiger Kämpfer an seinem Platz, der wie Karl Braun fort und fort den Beweis führt, daß das, was Viele als die naturgemäße Fortentwickung des deutschen Volkes ansehen, in Wirklichkeit nichts Anderes als eine unnatürliche Verkrüppelung seines Wachsthums gewesen ist und daß das, was überhaupt noch gesund und tüchtig an uns geblieben, nicht in Folge, sondern trotz unseres kleinstaatlichen Elendes als gesund und tüchtig sich erhalten hat. Von diesem Gesichtspunkte aus sind vor Allem die beiden Artikel in dem eben erschienenen Braun'schen Werke: „So war es vor dreihundert Jahren" und das politische Märchen „Von dem Herrn Kaiser und der Frau Reich und deren erlauchten Söhnen" sehr dankenswerthe Arbeiten. Der erste der beiden genannten Artikel schildert die volkswirthschaftlichen Bestrebungen und Verirrungen des Kurfürsten August von Sachsen und knüpft hieran den geschichtlichen Nachweis, in welcher Weise mit dem Verfall der politischen Einheit und Macht unserer Nation auch der wirthschaftliche Verfall derselben und zwar auf jedem Gebiete Hand in Hand gegangen ist. Das politische Märchen von Kaiser und Reich ist ein interessanter Versuch, die Entwicklung unserer politischen Geschichte in Märchenform dem großen Publicum zugänglich zu machen. Vor Allem ist darin dem Verfasser die Charakteristik der vier großen deutschen Stämme (Sachsen, Schwaben, Franken, Baiern) gelungen und namentlich wirkt ein Citat aus dem alten Aventin über die Sitten und Neigungen des baierischen Stammes sehr überraschend, dem die Schilderung des alten Chronisten, obwohl schon vor dreihundert Jahren geschrieben, trifft heute noch in jedem Zuge auf die Altbaiern zu. — Auch die Auseinandersetzung mit Herrn Johannes Scherr enthält Vieles aus den letzten Tagen des Herzogthums Nassau, was vor der Vergessenheit bewahrt bleiben muß. Man kann es Braun, dessen offen ausgesprochene Feindschaft gegen die deutschen Zwergstaaten so alt ist wie sein öffentliches Auftreten überhaupt, in der That nicht verdenken, wenn er bei dieser Gelegenheit gerade Herrn Johannes Scherr gegenüber einmal den Spieß herumgekehrt und mit der Schilderung der keineswegs behaglichen Lage, in welcher sich die nassauischen Nationalliberalen im Juni und Juli 1866 befanden, die wohl angebrachte Apostrophe verbindet: „Und ich frage nun Herrn Scherr, was hat Er denn um selbige Zeit gethan? Bei den Schweizern über Deutschland geschimpft! Gehört denn dazu Courage?" — Das ist in der That die einzige etwas unhöfliche Stelle in der Polemik gegen Johannes Scherr. An diese ausschließlich politischen Abhandlungen reiht sich eine Anzahl humoristischer Erzählungen und Farbenskizzen, welche auch der Nichtpolitiker mit Vergnügen lesen wird. Es sind das namentlich die „Zwei Mordgeschichten" (aus Westermann's Monatsheften bereits rühmlich bekannt), eine Dorfgeschichte, betitelt: „Vom nassauischen Westerwald," beides auf breiterer Grundlage angelegte Erzählungen; und dann zwei kurze, kleine Bluetten („Der Inseparable" und „Der Weg zur Decoration") von wahrhaft zwergfellerschütternder Wirkung. In diesen Geschichten läßt der Verfasser seinem Humor alle Zügel schießen, und dabei malt er seine Figuren so plastisch, daß man glaubt, sie mit Händen greifen zu können. Zum Schluß müssen wir noch zwei historisch-politische Darstellungen aus der Vergangenheit des 1866 untergegangenen hessischen Kurstaates hervorheben. Sie heißen: „Geschichte des Sinkens und Falls der kurhessischen Leih- und Commerzbank, ein Trauerspiel in fünf Acten," und „Der letzte kurhessische Landtag, eine Geschichte ohne Ende." Beide zeichnen sich aus durch die minutiöseste Kenntniß auch der geringsten Details der kurhessischen Verwaltung während des letzten Menschenalters vor dem Zusammenbrechen des Kurstaates. Diese Einzelheiten sind mit eben so viel Gewissenhaftigkeit und Fleiß ermittelt, festgestellt und zusammengetragen, als mit künstlerisch-pragmatischem Sinne gruppirt. Es war ohne Zweifel eine außerordentlich mühsame und zeitraubende Arbeit, alle diese zum Theil sehr verwickelten Einzelheiten aus alten verstaubten Papieren, aus einer Unzahl dicker Quartanten, in welchen die (etwas weitschweifigen) Verhandlungen der kurhessischen Ständeversammlung gedruckt erschienen sind, aus einer Vergangenheit von vierzig bis fünfzig Jahren, zu extrahiren und in eine so unterhaltende Form zu bringen, in welcher sie auch den nicht-sachkundigen und nichthessischen Leser lebhaft ansprechen. Um so dankbarer müssen wir dem Verfasser für diese patriotische Arbeit sein. Hier haben wir es jedoch nicht mit Braun selbst allein zu thun, sondern mit seinem Freunde, dem vormaligen hessischen Abgeordneten Wilhelm Jungermann, jetzt in Berlin, welchem wir diesen Beitrag verdanken. Wir wünschen Herrn Braun für die Fortsetzungen des Buches noch mehr solcher sachkundiger und geschickter Mitarbeiter. Dann wird sein Werk für künftige Geschlechter eine historische und culturgeschichtliche Quelle ersten Ranges werden. Auch Hannover ist berührt in der Abhandlung über den „Communion-Harz." Schade, daß Albert Oppermann todt ist. Er wäre der richtige Mitarbeiter für „die letzten Tage des Welfenreiches" gewesen.

Digitized by Google

Neueſtes aus der Ferne.

Ein Beſuch in Kaoli-Mön.

Die Halbinſel Korea mit dem zu ihr gehörenden angrenzenden continentalen Gebiete zählt zu dem unbekannteſten Theilen Aſiens. Ihrem Syſtem der Iſolirung treu, hat die chineſiſche Regierung ſogar den Verkehr ihrer eigenen Unterthanen mit dieſem ihr tributpflichtigen Lande aufs äußerſte beſchränkt. Chineſen dürfen nicht in Korea und Koreaner nicht in China reiſen. Beide begegnen ſich zu beſtimmten Zeiten, dreimal in jedem Monat, in der Stadt Kaoli-Mön, in der allein Zwiſchenhandel getrieben werden darf. Kaoli-Mön liegt in einem centralen Landſtriche von ſieben bis zwölf deutſchen Meilen, der die beiden Länder trennt und in dem alle Ortſchaften zerſtört worden ſind, um Berührungen der Chineſen und Koreaner überall, ausgenommen in Kaoli-Mön, unmöglich zu machen. Einem deutſchen Reiſenden, Herrn von Richthofen, gelang es, dieſen Zwiſchenhandelsplatz zu beſuchen, dort mit Koreanern zu verkehren und Erkundigungen über ihre Heimath einzuziehen. Die Leute machten ihm einen weit günſtigeren Eindruck als die Chineſen. Sie waren reinlicher und ihre Zurückhaltung ſtach gegen die chineſiſche Zudringlichkeit vortheilhaft ab. Sie kannten die europäiſchen Staaten wenigſtens dem Namen nach, verriethen ihre Wißbegier durch viele Fragen nach europäiſchen Verhältniſſen und bewieſen eine gewiſſe Gemüthlichkeit, die den kalt verſtändigen Chineſen gänzlich fehlt. Alle trugen einen Zopf und hatten ihr Haar mit Binſen gitterartig durchflochten. Zwei Typen ließen ſich unter ihnen unterſcheiden. Die Beamten und Kaufleute kennzeichneten ſich durch einen länglichen Kopf, die untere Claſſen erinnerten durch ihre plumpe Schädelbildung an die nordamerikaniſchen Wilden und an die Ainos. Sie beſitzen ausgezeichnete Rinder; ihre Pferde ſind klein, Wagen ſind bei ihnen nicht im Gebrauch. In Kaoli-Mön verkaufen ſie Rindshäute und Thierfelle, Seide, Blei und Trepang und Papier von vorzüglicher Güte. Gleich den Chineſen, nähren ſie ſich hauptſächlich von Reis. Zu China ſtehen ſie eigentlich in einem Verhältniſſe gegenſeitiger Tributpflichtigkeit. Der Kaiſer von China unterſtützt ihren Herrſcher mit Geld und dieſer ſchickt jährlich achthundert Rinder und eine gewiſſe Menge Papier nach China.

Die Miſſiſippi-Brücke bei St. Louis.

Ein Gemeinſames haben die Entſtehungsgeſchichten aller großen, in ihrer Art Bahn brechenden Unternehmungen aufzuweiſen: den Kampf gegen die Verneinung, den Spott, im beſten Falle gegen die antheilloſe Haltung der Maſſen. Aber noch nie haben dieſe widerwärtigen Elemente verſäumt, ſich in das Gegentheil zu verwandeln, wenn die Ausdauer, das Talent und die geſchäftliche Energie der Einzelnen das einmal als möglich und nöthig Erkannte ihnen zum Trotz zur Thatſache machte. So ging es, um nur auf amerikaniſchem Boden zu bleiben, mit dem Erie-Canal, ſo mit der Nivellirung Chicago's, ſo mit den

Digitized by Google

Pacificbahnen und so auch endlich mit jenem gewaltigen Brückenbau, der im Angesicht von St. Louis die Ufer des Vaters der Ströme an einander zu ketten bestimmt ist. Dieser eine Umstand könnte hinreichen, dem Werke den gebührenden Platz unter den Großthaten moderner Menschenunternehmungen anzuweisen. Aber schon bedarf man seiner nicht mehr als eines Argumentes, der Bau hat die Zeiten jenes Kampfes hinter sich — schon können seine Schöpfer schweigend auf die thatsächlichen Fortschritte, die er gemacht, auf den Standpunkt, bis zu dem er soeben gediehen, hinweisen und das bereits Geleistete als Bürgschaft für das noch zu Leistende sprechen lassen. Und es spricht in unwiderstehlicher Weise, es lehrt nicht nur, daß die Vollendung eines in seiner Art unvergleichlichen Werkes gesichert ist, es lehrt auch, daß — ähnlich wie im Falle der Pacificbahnen — das gestellte Ziel so manchen Tag früher erreicht sein wird, als die ursprünglichen Berechnungen und Voraussetzungen es verhießen!

Die beiden Strompfeiler sind als vollendet zu betrachten. Der Ostpfeiler ruht bereits seit dem 28. Februar mit dem Caisson auf dem Felsen, und die Cementirung und Verkittung mit demselben macht die besten Fortschritte. Sein westlicher Gefährte ist ebenfalls schon auf festen Felsen angelangt, wodurch die letzte technische Schwierigkeit überwunden ist. Der Plan schreibt nämlich für jenen Theil der Pfeiler, der, über dem Wasser befindlich, der freien Luft ausgesetzt ist, den festesten Granit als Material vor, während die, vom Felsen bis zu einem gewissen Punkte unter dem niedrigsten Wasserstande reichenden Partien aus den Kalksteinquadern der Grafton-Brüche in Illinois hergestellt werden. Ihre Gesammthöhe oder Gesammttiefe, je nachdem man will, wird 174 bei 145 Fuß messen, und zwar ist der östliche Pfeiler der größere, weil das Felsenlager auf der Illinoiser Seite des Stromes ungleich tiefer liegt als auf der Missourier. Das sechseckige Fundament der Pfeiler hat 85 Fuß im Durchmesser. Ihr Gewicht endlich wird sich auf 28,000 bis 30,000 Tonnen belaufen.

Die vier Pfeiler nun bilden den mit schnellen Schritten seiner Vollendung entgegengehenden Unterbau. Auf seinen für eine Ewigkeit zusammengefügten Massen wird die Brücke selbst ruhen, welche bestimmt ist, den stolzesten Inlandsverkehr über den stolzesten der Ströme zu vermitteln. Drei Bogen werden sie tragen, die von den Ufer- zu den Strompfeilern je 497 Fuß messen werden, während die Spannung des zwischen den beiden Strompfeilern befindlichen Hauptbogens 515 Fuß betragen wird. Die Möglichkeit so weiter Spannungen bei so ungeheuren Lasten, wie sie hier zu tragen sein werden, wurde anfangs stark bezweifelt und noch stärker bestritten. Capitän Eads jedoch, einerseits auf seine Berechnungen, andererseits auf das Beispiel der Bogenbrücke von Kuilenburg in Holland, die den Leck in einer Breite von 500 Fuß überspannt, sowie auf des englischen Brückeningenieurs Telford, aus dem Anfange unseres Jahrhunderts stammende Pläne gestützt, verstand, alle diese Einwände zu entkräften und zu beseitigen. Zum Material seiner Bogen ist Gußstahl bestimmt. Ein jeder derselben wird doppelt sein, d. h. aus zwei concentrischen Bogen bestehen, die, zehn Fuß von einander abstehend, durch ein Netzwerk der massivsten Stahlstreben mit einander verbunden werden. Solcher Doppelbogen werden je vier, parallel neben einander herlaufend, von Pfeiler zu Pfeiler gespannt werden. Auf ihren ehernen Nacken wird dann die eigentliche Brücke in zwei Etagen aufgejocht werden. Das untere dieser Stockwerke ist für die Eisenbahnen bestimmt, das obere gehört den Fuhrwerken, Reitern und Fußgängern. Fünfzig Fuß breit, werden beide Raum genug bieten, um auch den Anforderungen des lebhaftesten Verkehrs entsprechen zu können. In der Tiefe werden unterdessen die größten Dampfer auch bei höchstem Wasserstande einherbrausen können, und, während über ihnen der Osten und Westen ihre Reichthümer austauschen, denselben Austausch ungehindert zwischen dem Süden und Norden dieser Republik bewerkstelligen können.

Es erübrigt noch, einige Worte über die Uferbauten, oder richtiger gesagt, die Zufahrten zu der Brücke selbst, zu sagen. Es ist eine der breitesten, belebtesten und schönsten Straßen von St. Louis, die Washington Avenue, welche in gerader Linie auf die Brücke zuführt. Dieselbe fällt, wie das gesammte St. Louiser Ufer, dicht vor dem

Digitized by Google

Fluſſe ſtark zu demſelben ab. Es genügt daher, die über das Ufer ſelbſt faſt 50 Fuß aufragende Brücke nur eine verhältnißmäßig kurze Strecke — drei Straßenblocks, 1049 Fuß — in die Stadt ſelbſt hineinzuführen, damit ihr Niveau auf dasjenige der Waſhington Avenue ſtoße. Ein Bau von ſiebenundzwanzig Pfeilerbogen, unter denen hindurch ſich der Verkehr der unteren Querſtraßen ungehindert wird bewegen können, iſt beſtimmt, dieſe Landfortſetzung der Brücke, ſelbſttragend in gleicher Höhe und Breite mit ihr, zu bilden. An ihrem Ende mündet der obere Weg auf die noch immer anſteigende Avenue, während das untere Stockwerk mit ſeinen Eiſenbahnen in einen Tunnel ausläuft, der, 4800 Fuß lang unter einem großen Theile der Stadt hinleitend, an jener Stelle wieder zu Tage führt, an der das große St. Louiſer Eiſenbahndepot errichtet werden ſoll. Die Breite des Tunnels wird 15 Fuß, ſeine Höhe 17 Fuß betragen. Die angeſtellten genauen Sondirungen und Bohrungen haben ergeben, daß es nur Thonſchichten ſind, die durchbrochen werden müſſen, und daß ſomit keine beſonderen Schwierigkeiten bei dieſem letzten Theile des Werkes zu überwinden ſind. Was die Zufahrt zur Brücke auf dem flachen, dem Sumpf abgerungenen Illinois-Ufer anbelangt, ſo gehört deren Herſtellung nicht mehr zu dem Unternehmen der Compagnie ſelbſt. Dämme und Holzbrücken, die, je nach dem Bedürfniß der verſchiedenen Eiſenbahngeſellſchaften, ſich nach Norden, Süden oder Oſten abzweigen werden, ſind beſtimmt, die Verbindung mit der Brücke ſelber herzuſtellen. Der obere Fahrweg wird auf ſoliden Holzconſtructionen bis zur vierten Straße von Oſt-St.-Louis geführt werden, auf welchen ausmündend er den von Miſſouri herbeigebrachten Verkehr nach allen Seiten vertheilen wird.

Und nun, was wird dieſes — vom Illinois-Uferpfeiler bis zur Waſhington Avenue in St. Louis, 2230 Fuß meſſende — Rieſenwerk koſten? Hier der Ueberſchlag für die einzelnen Haupttheile, wie für den geſammten Bau: Unterbau (Ufer- und Strompfeiler) 1,540,080 D., Ueberbau (Bogen und Verkehrswege) 1,460,418 D. 30 C., Zufahrten 520,397 D. 24 C., Tunnel 410,477 D. 55 C., Landentſchädigungen 539,900 D., Eiſenbahn 25,680 D., Totalkoſten der Brücke 4,496,953 D. 9 C. Man hofft, die Brücke noch in den letzten Tagen des nächſten Jahres einzuweihen. Wenn es jedoch geſtattet iſt, von dem Glück, welches dem Bau bisher gelächelt, einen Schluß auf die Zukunft zu ziehen, ſo wird ſchon der Spätſommer von 1871 den erſten Bahnzug über die Stahl- und Granitconſtructionen des unvergleichlichen Bogenbaues rollen ſehen. Dieſer ſelbſt wird dann, ein Stolz für jeden Miſſourier im Beſondern, für jeden Amerikaner im Allgemeinen, ſeine maſſenhaften und dennoch prächtig eleganten Formen dem Staunen des Laien, der bewundernden Anerkennung des Fachmannes darbieten. Vom finanziellen Standpunkte aus betrachtet, iſt das Unternehmen inſofern der allgemeinſten Beachtung werth, als dem darin angelegten und noch anzulegenden Capital bei unbedingter Sicherheit eine hohe Rente gewiſſermaßen garantirt iſt. Von den zehn oder zwölf großen Eiſenbahncompagnien, deren Bahnen in St. Louis münden oder von dort auslaufen, haben die meiſten ſchon jetzt mit der Illinois- und St. Louiſer Brückencompagnie Contracte zur Benutzung der Brücke abgeſchloſſen, und der auf dieſe Weiſe geſicherte Verkehr läßt, nach Zahlung der Zinſen auf die Anleihe von vier Millionen Dollars und auf die ſpäter etwa noch zu emittirenden zwei Millionen zweiter Hypothek, für das Stammcapital von vier Millionen einen ſo bedeutenden Ueberſchuß, daß den Actien eine ebenſo große, wenn nicht größere Dividende zufallen wird, als denen irgend einer amerikaniſchen Eiſenbahncompagnie. Wie bei einer früheren Gelegenheit bemerkt, iſt faſt die Hälfte des Stammcapitals eingezahlt, und die Actionäre zählen zu den bedeutendſten öſtlichen und weſtlichen Banquiers und Capitaliſten. Was den Verwaltungsrath betrifft, ſo zweifeln wir, ob irgend eine andere Corporation ehrenwerthere und erfahrenere Directoren aufzuweiſen hat als die Illinois- und St. Louiſer Brückencompagnie.

Londoner geographiſche Geſellſchaft.

Die letzte Sitzung der Londoner geographiſchen Geſellſchaft war eine ungewöhnlich intereſſante. Eröffnet wurde ſie durch den Präſidenten Sir Roderick Murchiſon mit einigen Bemerkungen über die

Unterstützung, welche an Livingstone abgeschickt werden soll. Er habe mehr als ein Dutzend Briefe von unternehmenden jungen Leuten erhalten, die ihre Betheiligung an der Expedition anboten, welche — wie sie glaubten — im Begriffe stehe auszurücken, um den großen Reisenden aufzufinden. Eine solche Expedition sei indeß nicht beabsichtigt, und überdies würde die Ankunft einer Zahl junger Herren, die an das Klima nicht gewöhnt seien, dem Reisenden mehr Last machen als nützen. Die Vorräthe, für welche die Regierung 1000 Pfd. St. ausgeworfen habe, sollen durch den englischen Consul in Zanzibar befördert werden, und jetzt, da die Cholera daselbst vorüber sei, stehe voraussichtlich kein weiterer Verzug bevor. Jedenfalls würde es zwei Monate dauern, Livingstone zu erreichen, der sich noch immer in oder nahe bei Ujiji befinde; aber nach ein paar Monaten dürfe man gute Nachrichten von ihm erwarten, und nach ein paar weiteren Monaten hoffe er, den großen Reisenden in England bewillkommnen zu dürfen. Darauf hielt Mr. T. T. Cooper einen Vortrag über seine jüngsten Reisen im westlichen China und östlichen Thibet, welche er in Gesellschaft zweier Dolmetscher und eines Maulthiertreibers unternommen hatte, um eine Straße für den Handelsverkehr zwischen China und den englischen Besitzungen in Indien aufzusuchen. Diese Aufgabe vermochte er nicht zu lösen, da der Weg über das Tassan-Gebirge sich als äußerst schwierig und gefährlich herausstellte. Nichtsdestoweniger enthielt der Vortrag eine Anzahl interessanter Einzelheiten über Land und Leute und sprach die Ansicht aus, daß die englischen Fluß- und Gebirgskarten von China im Wesentlichen correct sind. An der Debatte, welche dem Vortrage folgte, nahm unter Anderem Sir Rutherford Alcock, der augenblicklich in London weilende englische Gesandte für China Antheil, indem er seine Hoffnung aussprach, daß sich doch noch eine gute Verkehrsstraße zwischen Assam und Se Chuon finden lassen werde, und wenn nicht über das Gebirge, vielleicht dadurch, daß man eine Verbindung eines der großen Flüsse mit dem Ganges aufsuche. Und eine Entdeckung wie diese würde jedenfalls mehr Werth haben, wenn nicht gar größeren Ruhm bringen, als die Entdeckung der Nilquellen.

Italienische Expedition nach dem Bogos-Land.

Die im raschen Aufblühen begriffene Geographische Gesellschaft zu Florenz hat im Februar dieses Jahres ihre erste wissenschaftliche Expedition ausgesandt.

Die nächste Veranlassung gaben Nachrichten über eine Ansiedelung von sechs bis acht Italienern zu Schotel bei Keren im Bogos-Lande, die ein Gebiet, groß wie ein Fürstenthum, aber natürlich noch uncultivirt besitzen. Ueber diese bis jetzt unbekannte italienische Colonie soll die Expedition berichten und damit wissenschaftliche Arbeiten in jenen Grenzlanden zwischen Abessinien und Nubien verbinden. In den Bogos-Ländern selbst, wo ein Munzinger, Heuglin, Steudner so lange gearbeitet haben, werden sie freilich nur eine spärliche Nachlese halten können, dagegen giebt es in den benachbarten Landschaften noch genug unerforschtes Gebiet und von einer Vereinigung von Kräften, wie sie diese italienische Expedition aufweist, darf man sich Bedeutendes versprechen.

Dieselbe besteht aus Odoardo Beccari, einem jungen Botaniker, dem Professor Issel, einem jungen, in der wissenschaftlichen Welt bereits bekannten Geologen, und dem Marchese Orazio Antinori, dem trefflichen Ornithologen und erfahrenen Reisenden.

Schluß des achtundzwanzigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Im Verlag von **George Westermann** in Braunschweig sind erschienen:

General-Register

zu

Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften.

Erster bis vierundzwanzigster Band.

Enthaltend:

Autoren-Register, Sach-Register und Illustrations-Verzeichniß.

Format der Monatshefte. Preis 10 Sgr.

Jedem Besitzer der Illustrirten Deutschen Monatshefte — auch dem von nur einer kleinen Reihe von Bänden — wird dies General-Register, welches leicht in dem reichen Inhalt der Monatshefte orientirt, äußerst willkommen sein.

Westermann's

Holzschnitt-Illustrations-Katalog.

Enthaltend 3424 Nummern.

Obgleich zunächst nur zum Gebrauch für Buchhändler und Buchdrucker bestimmt, enthält der Katalog doch eine so reiche Auswahl von Abbildungen aus allen Zweigen des menschlichen Wissens, namentlich aus den Gebieten der Geographie und Ethnographie, der Naturwissenschaften, Geschichte, Mechanik ꝛc., sowie eine große Sammlung Porträts, daß seine Anschaffung als ebenso belehrend wie unterhaltend allen Gebildeten dringend empfohlen werden kann.

Der Katalog erschien in einem Hauptwerke und drei Nachträgen, welche zu resp. 3 Thlr. 22 Sgr. — 20 Sgr. — 16 Sgr. — 20 Sgr., der vollständige Katalog also zu dem Preise von 5 Thlr. 18 Sgr., durch jede Buchhandlung bezogen werden können.

Clichés oder Galvanische Kupfer-Niederschläge

in bester Beschaffenheit werden von meinen sämmtlichen Holzschnitten abgegeben. Ueber die Bezugsbedingungen sagt der Illustrations-Katalog das Nähere.

Braunschweig. **George Westermann.**

Neue interessante Erscheinungen!

Soeben erschienen im unterzeichneten Verlage und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Cantoni der Freiwillige.

Geschichtlicher Roman von General Giuseppe Garibaldi.

2 Bände. Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. = 2 fl. 10 kr. ö. W.

Unter geistlichem Fluche.

Roman aus den Ruinen eines Schlosses von Isidor Gaiger.

Eleg. geh. 28 Sgr. = 1 fl. 47 kr. ö. W.

Die kleine Liese.

Humoristischer Roman von Paul de Kock.

28 Sgr. = 1 fl. 47 kr. ö. W.

Carl v. Kessel. **Der Teufel auf Reisen.** Roman. 3 Bde. 3 Thlr. 6 Sgr. = 5 fl. 4 kr. ö. W.

Michael Klapp. **Zweierlei Juden.** Erzählungen. 28 Sgr. = 1 fl. 47 kr. ö. W.

Elise Polko. **Haus-Album.** Lose Skizzenblätter. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr. = 2 fl. ö. W. Gbdn. 1 Thlr. 20 Sgr. = 2 fl. 50 kr. ö. W.

Heinrich Noë. **Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die Schwarzen Berge.** 1 Thlr. 20 Sgr. = 3 fl. ö. W.

Arthur Stahl. **Historische Bilder aus der alten Welt.** Novellen. 1 Thlr. 10 Sgr. = 2 fl. 40 kr. ö. W.

General Garibaldi. **Die Herrschaft des Mönchs.** Volks-Ausgabe. 1 Thlr. = 1 fl. 80 kr. ö. W.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google